

HEYNE <

BRANDON  
SANDERSON

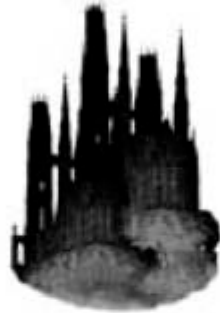


ELANTRIS

ROMAN

Brandon Sanderson

# ELANTRIS



*Roman*

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Ute Brammertz

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

# IMPRESSUM

Titel der Originalausgabe

ELANTRIS

Verlagsgruppe Random House

Deutsche Erstausgabe 09/2007

Redaktion: Uta Dahnke

Copyright © 2005 by Brandon Sanderson

Copyright © 2007 der deutschsprachigen Ausgabe by

Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2007

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung:GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-52167-4

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

## **Buch**

Elantris war wunderschön. Früher einmal. Es war die Stadt der Götter, ein strahlender Hort des Friedens und der Heil bringenden Magie. Diese Zeiten sind jedoch lange vergangen und Elantris ist zu einem Höllenschlund verkommen. Eine Stadt, in deren Schatten Hunger, Chaos und Gewalt herrschen. Als Raoden, der Kronprinz von Arelon, in die verfallene Stadt verbannt wird, gibt er dennoch die Hoffnung nicht auf. Er scharft in den Trümmern von Elantris eine Handvoll Gleichgesinnter um sich und begibt sich auf die Suche nach dem uralten Geheimnis der Elantrier. Damit beschreitet er einen gefährlichen Weg, denn Raoden durchkreuzt nicht nur die Machtinteressen der brutalen Banden, die in Elantris ihr Unwesen treiben, sondern auch die Pläne von Arelons Feinden, die genau zu diesem Zeitpunkt zum Vernichtungsschlag gegen das unabhängige Land ausholen. Elantris scheint verloren, da taucht Sarene, eine Königstochter aus einem fernen Land, auf. Sie war Raoden zur Frau versprochen, doch das Schicksal trennte sie, bevor sie sich kennen lernen konnten. Kann es zwei Menschen gelingen, die untergegangene magische Stadt der Götter wiederauferstehen zu lassen?

»Eine erzählerische Meisterleistung, für die es schlichtweg keinen Vergleich gibt.« Barnes & Noble

»»Elantris« ist moderne Fantasy der Spitzenklasse - dieser Roman hat das Genre revolutioniert!« Kevin J. Anderson

## **Autor**

Brandon Sanderson, 1975 in Nebraska geboren, schreibt seit seiner Kindheit phantastische Geschichten. Sein Debüt-Roman »Elantris« machte ihn über Nacht berühmt und zählte zu den größten Überraschungserfolgen der letzten Jahre in der amerikanischen Fantasy-Szene. Er lebt mit seiner Frau in Provo, Utah.

*Meiner Mutter gewidmet,  
die einen Arzt haben wollte,  
einen Schriftsteller bekommen hat,  
ihn aber so sehr liebt,  
dass sie sich nicht darüber beklagt  
(oder jedenfalls nicht allzu sehr).*

## Prolog

Elantris war wunderschön. Früher einmal. Man nannte es die Stadt der Götter: ein Ort voll Macht, strahlendem Glanz und Magie. Besucher wissen zu berichten, dass selbst die Steine in einem inneren Licht erstrahlten und die Stadt eigentümliche rätselhafte Wunder beherbergte. Nachts leuchtete Elantris wie ein gewaltiges silbernes Feuer, das man sogar noch von weit her sehen konnte.

Doch so herrlich Elantris auch sein mochte, seine Bewohner übertrafen es noch: Mit ihrem glänzend weißen Haar und der beinahe metallisch silbernen Haut schienen die Elantrier genauso zu leuchten wie die Stadt selbst. In den Legenden heißt es, sie seien unsterblich gewesen, oder zumindest beinahe. Ihr Körper heilte schnell, und sie verfügten über ein großes Maß an Stärke, Klugheit und Schnelligkeit. Mit einem bloßen Wink konnten sie Zauber wirken. Die Menschen kamen aus ganz Opelon angereist, um von den Elantriern geheilt zu werden oder elantrische Speisen oder weisen Rat zu erhalten. Die Elantrier waren göttliche Wesen.

Und jeder Mensch konnte zu einem Elantrier werden.

Man nannte es die Shaod. Die Verwandlung. Sie ereilte die Menschen willkürlich - gewöhnlich des Nachts, während der geheimnisvollen Stunden, in denen das Leben langsam zur Ruhe kommt. Die Shaod konnte einen Bettler, einen Handwerker, einen Adligen oder einen Krieger treffen. Wenn sie sich ereignete, endete das Leben des Glücklichen und ein neues begann; er streifte seine alte, profane Existenz ab und zog nach Elantris. Elantris, wo er in Glückseligkeit leben, voll Weisheit herrschen und in Ewigkeit verehrt werden konnte.

Diese Ewigkeit ging vor zehn Jahren zu Ende.



**Erster Teil**

**Elantris Schatten**

## Kapitel 1

An jenem Morgen erwachte Prinz Raoden von Arelon früh, ohne sich auch nur im Geringsten bewusst zu sein, dass er bis in alle Ewigkeit verdammt war. Immer noch schlaftrunken setzte Raoden sich auf und blinzelte in das sanfte Morgenlicht. Durch die geöffneten Balkontüren konnte er in der Ferne die gewaltige Stadt Elantris sehen, deren kahle Mauern einen tiefen Schatten über die kleinere Stadt Kae warfen, in der Raoden lebte. Die Mauern von Elantris waren unglaublich hoch, doch Raoden konnte dennoch die Spitzen der schwarzen Türme erkennen, die sich dahinter erhoben und noch in ihrem Zustand der Zerstörung die niedergegangene Pracht erahnen ließen, die sich hinter den Mauern verbarg.

Die verlassene Stadt wirkte dunkler als sonst. Raoden starrte sie einen Moment lang an, dann wandte er den Blick ab. Es war unmöglich, den riesigen elantrischen Mauern keinerlei Beachtung zu schenken.

Trotzdem gaben sich die Einwohner von Kae alle Mühe, eben dies zu tun. Es schmerzte, an die ehemalige Schönheit der Stadt zu denken und sich zu fragen, wie sich der Segen der Shaod vor zehn Jahren in einen Fluch hatte verwandeln können ...

Raoden schüttelte den Kopf und kletterte aus dem Bett. Es war ungewöhnlich warm für die frühe Stunde. Ihm war überhaupt nicht kühl, als er sich sein Gewand überwarf und anschließend zum Zeichen, dass er zu frühstücken wünschte, an der Dienstbotenklingel neben dem Bett zog. Auch das war eigenartig. Er war hungrig - *sehr* hungrig. Beinahe heißhungrig. Bisher hatte er nie gern ausgiebig gefrühstückt, doch an diesem Morgen wartete er ungeduldig auf sein Essen. Letzten Endes entschloss er sich, jemanden zu schicken, der nachsehen sollte, warum das Ganze so lange dauerte.

»Ien?«, rief er durch die unbeleuchteten Gemächer.

Keine Antwort. Die Abwesenheit des Seons veranlasste Raoden zu einem leichten Stirnrunzeln. Wo mochte Ien stecken?

Raoden entfernte sich vom Bett, wobei sein Blick erneut auf Elantris fiel. Im Schatten der gewaltigen Stadt wirkte Kae wie ein unbedeutendes Dorf. Elantris. Ein ungeheuerlicher Klotz wie aus Ebenholz; keine



wirkliche Stadt mehr, sondern nur noch deren Leichnam. Ein leichter Schauer überlief Raoden.

Es klopfte an der Tür.

»Na endlich«, sagte Raoden und durchquerte das Zimmer, um die Tür zu öffnen. Draußen stand die alte Elao mit einem Tablett voll Obst und warmem Brot.

In dem Augenblick, als Raoden die Hände ausstreckte, um ihr das Tablett abzunehmen, entglitt es den Fingern des bestürzten Dienstmädchens und fiel polternd zu Boden. Raoden erstarrte, als das metallene Scheppern des Tabletts in dem morgendlich stillen Gang widerhallte.

»Gütiger Domi!«, flüsterte Elao, Entsetzen in den Augen, während ihre zitternde Hand den Korathianhänger an ihrem Hals suchte.

Raoden streckte die Hand aus, doch die Dienstin wich bebend vor ihm zurück, wobei sie in der Eile über eine kleine Melone stolperte.

»Was ist los?«, wollte Raoden wissen. Da sah er seine Hand. Was ihm im Schatten seines dunklen Zimmers verborgen geblieben war, wurde nun im flackernden Schein der Laterne im Gang sichtbar.

Raoden wandte sich um und riss auf dem Weg zu dem großen Spiegel an der Seitenwand seines Gemaches Möbelstücke um. Das morgendliche Dämmerlicht war mittlerweile so stark, dass er das Spiegelbild erkennen konnte, das ihm entgegenstarrte. Das Spiegelbild eines Fremden.

Seine blauen Augen waren immer noch dieselben, auch wenn sie vor Schreck weit aufgerissen waren. Doch sein Haar war nicht länger rötlich braun, sondern hing ihm schlaff und grau vom Kopf. Die Haut war das Schlimmste. Das Gesicht im Spiegel war von widerwärtigen schwarzen Flecken überzogen, die aussahen, als seien es dunkle Blutergüsse. Diese Flecken konnten nur eines bedeuten.

Die Shaod hatte ihn ereilt.

Das Stadttor von Elantris fiel dröhnend hinter ihm zu. Das Geräusch hatte etwas erschreckend Endgültiges. Raoden sackte gegen das Tor, immer noch ganz benommen von den Ereignissen des Tages.

Es war, als gehörten seine Erinnerungen einem anderen. Sein Vater, König Iadon, hatte Raodens Blick gemieden, als er den Priestern befohlen hatte, seinen Sohn vorzubereiten und in die Stadt Elantris zu werfen. Es war schnell und leise geschehen, denn Iadon konnte sich

nicht leisten, dass bekannt wurde, der Kronprinz sei ein Elantrier. Vor zehn Jahren hätte die Shaod aus Raoden einen Gott gemacht. Doch anstatt die Menschen in silberhäutige Gottheiten zu verwandeln, machte die Shaod sie nun zu widerwärtigen Ungeheuern.

Ungläubig schüttelte Raoden den Kopf. Die Shaod war etwas, was anderen Leuten zustieß - Leuten, die weit weg waren. Leuten, die es verdient hatten, verflucht zu sein. Nicht dem Kronprinzen von Arelon. Nicht Raoden.

Vor ihm erstreckte sich die Stadt Elantris. Die hohen Mauern wurden von Wachhäusern und Soldaten gesäumt. Allerdings sollten diese Männer nicht dafür sorgen, dass keine Feinde in die Stadt eindringen, sondern dass die Bewohner nicht nach draußen entkamen. Seit der Reod brachte man jeden Menschen, der von der Shaod ereilt wurde, nach Elantris, wo er verrotten sollte. Die gefallene Stadt war zu einer riesigen Gruft für diejenigen geworden, deren Körper vergessen hatte, wie man starb.

Raoden konnte sich noch entsinnen, wie er einst auf jenen Mauern gestanden und auf die grausigen Einwohner von Elantris hinabgeblickt hatte, so wie nun die Wächter auf ihn herabsahen. Damals hatte die Stadt weit weg gewirkt, obgleich er sich nur knapp außerhalb davon befunden hatte. Damals hatte er nachgegrübelt, wie es wohl sein mochte, durch jene geschwärzten Straßen zu wandern.

Jetzt würde er es herausfinden.

Raoden drückte kurz gegen das Tor, als wolle er seinen Körper hindurchzwängen und sein Fleisch von dem Makel reinigen. Er senkte den Kopf und gab ein leises Stöhnen von sich. Am liebsten hätte er sich auf den schmutzigen Steinen zu einem Knäuel zusammengerollt und darauf gewartet, aus diesem Traum zu erwachen. Doch ihm war klar, dass er niemals erwachen würde. Die Priester sagten, dass dieser Albtraum niemals ein Ende nahm.

Etwas tief in seinem Innern drängte ihn jedoch vorwärts. Er wusste, dass er sich bewegen musste; denn wenn er es nicht täte, so fürchtete er, würde er einfach aufgeben. Die Shaod hatte Besitz von seinem Körper ergriffen. Er konnte nicht zulassen, dass sie ihm auch noch den Verstand raubte.

Also benutzte Raoden seinen Stolz wie einen Schutzschild gegen

Verzweiflung, Mutlosigkeit und - ganz besonders - gegen das Selbstmitleid und hob den Kopf, um der Verdammnis die Stirn zu bieten. Als Raoden früher auf den Mauern von Elantris gestanden und - sowohl wörtlich wie auch im übertragenen Sinne - auf dessen Einwohner hinabgeblickt hatte, hatte er den Dreck gesehen, der die Stadt bedeckte. Jetzt stand er mitten darin.

Jede Oberfläche, von den Mauern der Gebäude bis hin zu den zahlreichen Spalten in den Pflastersteinen, war mit einer schleimigen Schmutzschicht bedeckt. Der rutschige, ölige Belag hatte eine nivellierende Wirkung auf die Farben von Elantris und ließ sie alle zu einem einzigen deprimierenden Farbton verschmelzen - einem Ton, in dem sich pessimistisches Schwarz mit schmutzigen Grüntönen und Abwasserbraun vermischte.

Früher war es Raoden gelungen, ein paar der Stadtbewohner zu erspähen. Jetzt konnte er sie zudem hören. Etwa ein Dutzend Elantrier lagen auf dem stinkenden Kopfsteinpflaster des Platzes verstreut.

Ohne sich darum zu kümmern oder ohne es zu merken, saßen manche in tiefen dunklen Pfützen, die noch von den nächtlichen Regenfällen übrig geblieben waren. Und sie stöhnten. Die meisten taten dies auf eine leise Art, indem sie etwas vor sich hin murmelten oder vor Schmerz, der keine sichtbare Ursache zu haben schien, wimmerten. Eine Frau am anderen Ende des Platzes schrie jedoch und gab Laute von sich, die heftige Qualen erahnen ließen. Einen Augenblick später verstummte sie, da ihr entweder die Luft oder die Kraft ausgegangen war.

Die meisten trugen Lumpen - dunkle, locker sitzende Kleidungsstücke, die genauso schmutzig waren wie die Straßen. Als Raoden jedoch genauer hinsah, erkannte er, was es war. Er blickte an seinen eigenen weißen Totengewändern hinab. Die Sachen waren lang und wallend, wie Bänder, die man zu einem losen Gewand zusammengenäht hatte. Der Leinenstoff an seinen Armen und Beinen war bereits voller Dreck, weil er damit das Stadttor und die Steinpfeiler berührt hatte. Raoden beschlich der Verdacht, dass sich seine Kleidung schon bald nicht mehr von der Tracht der anderen Elantrier unterscheiden ließe.

Das hier wird aus mir werden, dachte Raoden. Es hat bereits angefangen. In ein paar Wochen werde ich nur noch eine mutlose Hülle sein, ein Leichnam, der in der Ecke vor sich hin winselt.

Etwas auf der anderen Seite des Platzes bewegte sich und riss Raoden aus seinem Selbstmitleid. Ein paar Elantrier kauerten ihm gegenüber in einem Torbogen, der im Schatten lag. Ihre Umrisse verrieten ihm nicht viel, doch die Leute schienen auf etwas zu warten. Er konnte spüren, wie ihre Blicke auf ihm ruhten.

Um seine Augen vor dem Sonnenlicht abzuschirmen, hob Raoden einen Arm, was ihm erst wieder den kleinen Strohkorb ins Gedächtnis rief, den er in der Hand hielt. Darin befand sich das rituelle Korathiopfer, das man den Toten ins nächste Leben mitgab - oder, in diesem Falle, nach Elantris. In dem Korb waren ein Brotlaib, ein wenig kümmerliches Gemüse, eine Handvoll Getreidekörner und ein kleiner Schlauch Wein. Gaben für tatsächlich Verstorbene waren viel opulenter, doch selbst einem Opfer der Shaod musste man zumindest etwas zugestehen.

Wieder sah Raoden zu den Gestalten in dem Torbogen, und ihm fielen Gerüchte ein, die er draußen aufgeschnappt hatte. Geschichten, in denen es um elantrische Gewalttaten ging. Noch hatten sich die dunklen Gestalten nicht von der Stelle gerührt, aber es machte ihn nervös, wie sie ihn musterten.

Raoden holte tief Luft und trat dann zur Seite. Er bewegte sich die Stadtmauer entlang auf die Ostseite des Platzes zu. Die Gestalten schienen ihn noch immer zu beobachten, doch sie verfolgten ihn nicht. Im nächsten Moment verschwand der Torbogen aus seinem Blickfeld, und nach einer weiteren Sekunde hatte er sicher eine der Seitenstraßen betreten.

Raoden atmete aus. Er hatte das Gefühl, entkommen zu sein, obgleich er nicht wusste, wem oder was. Kurze Zeit später war er sich sicher, dass ihn niemand verfolgte, und er kam sich töricht vor, derart beunruhigt gewesen zu sein. Bisher hatte er noch nichts gesehen, was die Gerüchte über Elantris beseitigt hätte. Kopfschüttelnd ging Raoden weiter.

Der Gestank war schier überwältigend. Der allgegenwärtige schleimige Dreck hatte einen fauligen Modergeruch an sich, wie Schimmelpilz. Der Geruch machte Raoden so sehr zu schaffen, dass er beinahe auf die knorrige Gestalt eines alten Mannes gestiegen wäre, der an einer Häuserwand kauerte. Der Mann ächzte erbärmlich, einen dünnen Arm in die Höhe gestreckt. Als Raoden hinabblickte, überlief ihn auf einmal ein eiskalter Schauer. Der »alte Mann« war höchstens sechzehn Jahre alt!

Die mit Ruß bedeckte Haut des Wesens war dunkel und voller Flecken, doch das Gesicht war das eines Kindes, nicht eines Mannes.

Unwillkürlich wich Raoden einen Schritt zurück.

Kraft der Verzweiflung streckte der Junge den Arm nach vorn, als sei ihm klar geworden, dass die Gelegenheit gleich vorüber wäre. »Essen?«, murmelte er. In seinem Mund waren nur noch die Hälfte seiner Zähne übrig. »Bitte?«

Dann fiel sein Arm wieder nach unten, völlig verausgabt, und sein Körper sank kraftlos gegen die kalte Steinmauer. Seine Augen beobachteten Raoden allerdings weiterhin. Kummervolle, gequälte Augen.

Früher hatte Raoden schon Bettler in den Außenstädten gesehen, und wahrscheinlich war er etliche Male Betrügern auf den Leim gegangen. Dieser Junge spielte ihm jedoch kein Theater vor.

Raoden holte den Brotlaib aus dem Korb mit den Opfergaben und reichte ihn dem Jungen. Das ungläubige Staunen, das über das Gesicht des Jungen huschte, war auf gewisse Weise beunruhigender als die Verzweiflung, die es ablöste. Diese Kreatur hatte bereits vor langer Zeit jegliche Hoffnung aufgegeben. Wahrscheinlich bettelte er mehr aus Gewohnheit, als weil er tatsächlich etwas erwartete.

Raoden ließ den Jungen hinter sich, drehte sich um und folgte weiter dem schmalen Sträßchen. Er hatte gehofft, die Stadt würde jenseits des Platzes am Stadttor nicht mehr so schrecklich aussehen - vielleicht weil er geglaubt hatte, der ganze Schmutz rühre daher, dass der Platz relativ stark besucht war. Er hatte sich getäuscht: Die Straße war genauso dreckig wie der Platz, wenn nicht noch dreckiger.

Von hinten erklang ein dumpfer Schlag. Überrascht drehte Raoden sich um. Am Eingang der Gasse befand sich eine Gruppe dunkler Gestalten und kauerte um etwas auf dem Boden. Den Bettler. Beend beobachtete Raoden, wie fünf Männer seinen Brotlaib hinunterschlangen, wobei sie untereinander kämpften und die verzweifelten Schreie des Jungen ignorierten. Schließlich ließ einer der Neuankömmlinge, der offensichtlich verärgert war, einen behelfsmäßigen Knüppel mit solcher Wucht auf den Kopf des Jungen niedersausen, dass das knirschende Geräusch in der ganzen Gasse widerhallte.

Nachdem die Männer das Brot aufgegessen hatten, wandten sie sich zu

Raoden um. Ängstlich wich er einen Schritt zurück. Anscheinend war die Annahme, dass er nicht verfolgt wurde, voreilig gewesen. Die fünf Männer gingen steifbeinig vorwärts. Da wirbelte Raoden herum und rannte los.

Hinter sich konnte er seine Verfolger hören. Erschrocken hastete er davon - etwas, wozu er als Prinz noch nie zuvor gezwungen gewesen war. Er rannte wie ein Wahnsinniger und rechnete damit, außer Atem zu geraten und Seitenstechen zu bekommen, was ihm normalerweise passierte, wenn er sich überanstrengte. Nichts davon geschah.

Stattdessen überkam ihn lediglich eine schreckliche Müdigkeit, und er fühlte sich so schwach, dass er gewiss bald zusammenbrechen würde. Es war ein qualvolles Gefühl, als versickere sein Leben nach und nach.

Verzweifelt schleuderte Raoden den Opferkorb über seinen Kopf. Die linkische Bewegung brachte ihn aus dem Gleichgewicht, und ein Spalt im Kopfsteinpflaster, den er nicht gesehen hatte, ließ ihn ungeschickt vorwärtsschlittern, bis er gegen einen Haufen morschen Holzes taumelte. Das Holz, bei dem es sich vielleicht einst um einen Kistenstapel gehandelt hatte, gab ein dumpfes Geräusch von sich und bremste seinen Sturz.

Raoden setzte sich rasch wieder auf, wobei die moderigen Holzsplitter von ihm abfielen. Seine Angreifer hatten jedoch längst das Interesse an ihm verloren. Die fünf Männer kauerten inmitten des Straßendrecks und pickten das verstreute Gemüse und die Getreidekörner von den Pflastersteinen und aus den dunklen Pfützen. Raodens Magen verkrampfte sich, als einer der Männer den Finger in eine Ritze steckte und eine Hand voll dunkler Masse hervorkratzte, die mehr aus Dreck als aus Getreide bestand. Dann stopfte er sich den Brei gierig in den Mund. Brackiger Speichel troff dem Mann vom Kinn. Sein Mund glich einem Topf voll Schlamm, der auf einem Herd kochte.

Ein Mann bemerkte, dass Raoden sie beobachtete. Der Kerl stieß ein Knurren aus und packte den Knüppel, der beinahe vergessen auf dem Boden neben ihm lag. Fieberhaft suchte Raoden nach einer Waffe und bekam ein Stück Holz zu greifen, das nicht ganz so morsch wie der Rest war. Er hielt seine Waffe unsicher in den Händen und versuchte, möglichst gefährlich zu wirken.

Der Schläger hielt inne. Eine Sekunde später erregte ein Freudenschrei

hinter ihm seine Aufmerksamkeit: Einer der anderen hatte den winzigen Schlauch Wein gefunden. Bei dem folgenden Gerangel geriet Raoden anscheinend völlig in Vergessenheit, und schon bald waren alle fünf Männer verschwunden - vier jagten hinter dem einen her, der das Glück, oder den törichten Einfall, gehabt hatte, mit dem kostbaren Alkohol zu entkommen.

Vollständig überwältigt blieb Raoden inmitten der Trümmer sitzen. *Das hier wird aus dir werden ...*

»Sieht aus, als hätten sie Euch vergessen, Sule«, stellte eine Stimme fest. Raoden zuckte zusammen und blickte in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war. Träge an ein paar Treppenstufen gelehnt, lag nicht weit von ihm ein Mann, auf dessen Glatze sich die Morgensonne spiegelte. Er war zweifellos Elantrier, doch vor der Verwandlung musste er einem anderen Volk angehört haben; im Gegensatz zu Raoden stammte er nicht aus Arelon. Die Haut des Mannes war mit den verräterischen Flecken der Shaod übersät, aber die unberührten Stellen waren nicht blass, sondern tiefbraun.

Aus Angst vor einer möglichen Gefahr verkrampfte Raoden sich innerlich, doch dieser Mann wies keinerlei Anzeichen der urtümlichen Wildheit oder des körperlichen Verfalls auf, die Raoden an den anderen Elantriern bemerkt hatte. Der große muskulöse Mann hatte breite Hände und wachsamen Augen, die Raoden aus einem dunkelhäutigen Gesicht entgegenblickten. Er musterte Raoden nachdenklich.

Raoden seufzte erleichtert auf. »Wer immer Ihr sein mögt, ich bin froh, Euch zu sehen. Ich dachte schon, hier drinnen seien alle entweder dabei zu sterben oder wahnsinnig.«

»Wir können nicht sterben«, entgegnete der Mann mit einem verächtlichen Schnauben. »Wir sind schon tot. Kolo?«

»Kolo.« Das fremdländische Wort kam ihm vage vertraut vor, ebenso wie der starke Akzent des Mannes. »Ihr stammt nicht aus Arelon?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Ich bin Galladon aus dem unabhängigen Reich Duladel. Seit Neuestem lebe ich jedoch in Elantris, dem Land des Schlammes, des Wahnsinns und der ewigen Verdammnis. Schön, Eure Bekanntschaft zu machen.«

»Duladel?«, fragte Raoden. »Aber die Shaod trifft nur Menschen aus Arelon.« Er stand mühsam auf, wischte sich Holzstücke von der

Kleidung, die sich in unterschiedlichen Phasen der Fäulnis befanden, und verzog das Gesicht, weil der Zeh wehtat, den er sich angestoßen hatte. Raoden war über und über mit Schmutz bedeckt, und mittlerweile ging auch von ihm der primitive Gestank von Elantris aus.

»In Duladel ist man von unterschiedlicher Abstammung, Sule. Arelisch, Fjordellisch, Teoisch - das gibt es dort alles. Ich ...«

Raoden unterbrach den Mann mit einem leisen Fluch.

Galladon hob eine Augenbraue. »Was ist los, Sule? Habt Ihr einen Splitter an die falsche Stelle gekriegt? Obwohl es dafür wahrscheinlich keine *richtigen* Stellen gibt.«

»Es ist mein Zeh!«, sagte Raoden und humpelte über die rutschigen Pflastersteine. »Etwas stimmt nicht damit. Ich habe ihn mir angestoßen, als ich hingefallen bin, aber der Schmerz lässt einfach nicht nach.«

Wehmütig schüttelte Galladon den Kopf. »Willkommen in Elantris, Sule. Ihr seid tot. Euer Körper heilt nicht mehr, wie er sollte.«

»Was?« Raoden ließ sich neben den Stufen zu Boden plumpsen. Sein Zeh tat weiterhin so heftig weh wie in dem Moment, als er ihn sich gestoßen hatte.

»Sämtliche Schmerzen, Sule«, flüsterte Galladon. »Jeder Schnitt, jede Schramme, jede Prellung und jedes Wehwehchen - sie werden nicht aufhören, bis Ihr vor Leiden den Verstand verliert. Wie schon gesagt, willkommen in Elantris.«

»Wie haltet Ihr Leute das aus?«, fragte Raoden und massierte sich den Zeh, was jedoch nichts half.

Es war so eine dumme kleine Verletzung, doch er musste sich zusammenreißen, damit ihm nicht vor Schmerz die Tränen in die Augen stiegen.

»Gar nicht. Entweder sind wir sehr vorsichtig, oder wir enden wie die Rulos, die Ihr auf dem Platz gesehen habt.«

»Auf dem Platz ... Idos Domi!« Raoden hievte sich empor und humpelte in Richtung des Platzes zurück. Er fand den Bettlerjungen an derselben Stelle wie vorhin, in der Nähe des Eingangs der Gasse. Der Junge lebte noch ... auf gewisse Weise.

Die Augen des Jungen starrten leer in die Luft, ohne zu fokussieren.

Seine Lippen bewegten sich leise, ohne dass er auch nur den geringsten Laut von sich gegeben hätte. Der Hals des Jungen war völlig



zertrümmert, und an der Seite befand sich eine große klaffende Wunde, durch die man die Halswirbel und die Kehle sehen konnte. Der Junge versuchte vergeblich, durch das Durcheinander zu atmen.

Auf einmal kam Raoden sein Zeh nicht mehr so schlimm vor. »Idos Domi ...«, flüsterte Raoden und wandte den Kopf ab, weil sein Magen rebellierte. Er streckte den Arm aus und hielt sich an einer Häuserwand fest, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Den Kopf hielt er gesenkt, während er sich krampfhaft bemühte, nicht auch noch seinen eigenen Teil zu dem Schmutz auf der Straße beizutragen.

»Dem hier bleibt nicht mehr viel übrig«, sagte Galladon in sachlichem Tonfall und ging neben dem Bettler in die Hocke.

»Wie ...?«, setzte Raoden an, brach jedoch ab, als sich sein Magen erneut meldete. Er ließ sich in den Dreck sinken und fuhr nach ein paar Atemzügen fort: »Wie lange wird er so am Leben bleiben?«

»Ihr habt es noch immer nicht kapiert, Sule«, sagte Galladon, in dessen mit starkem Akzent gesprochenen Worten Kummer mitschwang. »Er ist nicht mehr am Leben. Keiner von uns ist das. Deshalb sind wir hier. Kolo? Der Junge wird für immer so bleiben. So lange dauert nun einmal die durchschnittliche ewige Verdammnis.«

»Und es gibt nichts, was wir tun könnten?«

Galladon zuckte die Achseln. »Wir könnten versuchen, ihn zu verbrennen, falls es uns gelingen sollte, ein Feuer zu entfachen. Elantrische Körper scheinen besser zu brennen als die normaler Menschen, und manch einer ist der Ansicht, das sei ein angemessener Tod für uns.«

»Und ...«, sagte Raoden, der sich noch immer nicht überwinden konnte, den Jungen anzusehen. »Und wenn wir das tun, was passiert dann mit ihm - mit seiner Seele?«

»Er hat keine Seele«, sagte Galladon. »Zumindest sagen das die Priester. Korathi, Derehti, Jesker - sie alle sagen das Gleiche. Wir sind verdammt.«

»Das beantwortet meine Frage nicht. Werden die Schmerzen aufhören, wenn man ihn verbrennt?«

Galladon blickte auf den Jungen hinab. Schließlich zuckte er nur mit den Schultern. »Manche Leute sagen, wenn man uns verbrennt oder uns den Kopf abhackt oder sonst etwas tut, um unseren Körper vollständig zu

zerstören, hören wir einfach auf zu existieren. Andere sagen, die Schmerzen gehen weiter - dass wir zu *purem Schmerz* werden. Sie glauben, wir würden geistlos durch die Gegend schweben und nichts außer Todesqualen spüren. Mich spricht keine von beiden Möglichkeiten an. Von daher versuche ich, heil zu bleiben. Kolo?«

»Ja«, flüsterte Raoden. »Kolo.« Er bewegte den Kopf, da er endlich den Mut aufbrachte, sich den verletzten Jungen erneut anzusehen. Die gewaltige klaffende Wunde starrte ihm entgegen. Langsam sickerte Blut aus der Wunde, als befände es sich einfach nur träge in den Venen wie stehendes Wasser in einem Tümpel.

Raoden fühlte nach seiner Brust, und ihn überlief ein eiskalter Schauer. »Ich habe keinen Herzschlag«, fiel ihm zum ersten Mal auf.

Galladon sah Raoden an, als habe dieser eine völlig schwachsinnige Bemerkung von sich gegeben. »Sule, Ihr seid *tot!* Kolo?«

Sie verbrannten den Jungen nicht. Abgesehen davon, dass sie nicht die nötigen Werkzeuge besaßen, um ein Feuer zu entfachen, untersagte Galladon es. »Solch eine Entscheidung können wir nicht einfach treffen. Was wenn er wirklich keine Seele besitzt? Wenn er zu existieren aufhört, sobald wir seinen Körper verbrennen? Viele finden es besser, unter Qualen zu leben als gar nicht zu existieren.«

Deshalb ließen sie den Jungen an der Stelle zurück, an der er zusammengebrochen war - Galladon, ohne sich weiter Gedanken darüber zu machen, während Raoden seinem Beispiel nur folgte, weil er nicht wusste, was er sonst tun sollte. Allerdings schmerzten ihn seine Schuldgefühle mehr als der verletzte Zeh.

Offensichtlich war es Galladon egal, ob Raoden ihm folgte, ob er eine andere Richtung einschlug oder vielleicht stehen blieb, um einen interessanten Schmutzleck an der Wand zu betrachten. Der große dunkelhäutige Mann ging den Weg zurück, den sie gekommen waren, vorbei an der einen oder anderen stöhnenden Elendsgestalt in der Gosse. Raoden hatte er den Rücken zugekehrt, und seine ganze Haltung strahlte vollkommene Gleichgültigkeit aus.

Raoden sah dem Dula hinterher und versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen. Er war für eine politische Laufbahn ausgebildet worden, und dank der jahrelangen Vorbereitung war er daran gewöhnt, schnelle Entscheidungen zu treffen. In diesem Augenblick traf er eine. Er

entschied sich, Galladon zu vertrauen.

Der Dula hatte etwas ausgesprochen Sympathisches an sich, etwas, was Raoden auf undefinierbare Weise anziehend fand, selbst wenn es von einer Schicht Pessimismus bedeckt war, die so dick war wie der Schmutzbelag auf dem Boden. Es war nicht nur Galladons klarer Verstand, nicht nur seine gelassene Art. Raoden hatte die Augen des Mannes gesehen, als er den leidenden Jugendlichen betrachtet hatte. Galladon behauptete zwar, sich in das Unvermeidliche zu fügen, aber er war traurig, es tun zu müssen.

Der Dula ließ sich wieder auf den Stufen von vorhin nieder. Raoden atmete tief durch, trat zu dem Mann und baute sich erwartungsvoll vor ihm auf.

Galladon blickte zu ihm empor. »Was?«

»Ich brauche Eure Hilfe, Galladon«, sagte Raoden und hockte sich vor den Stufen auf den Boden.

Galladon schnaubte verächtlich. »Ihr seid in Elantris, Sule. So etwas wie Hilfe gibt es hier nicht. Hier werdet Ihr bloß Schmerzen, Wahnsinn und Unmengen Dreck finden.«

»Es klingt fast, als würdet Ihr das glauben.«

»Ihr seid an den Falschen geraten, Sule.«

»Ihr seid der einzige Mensch hier drinnen, der nicht im Koma liegt und mich nicht angegriffen hat«, sagte Raoden. »Eure Taten sprechen viel überzeugender als Eure Worte.«

»Vielleicht habe ich nur nicht versucht, Euch wehzutun, weil ich weiß, dass bei Euch nichts zu holen ist.«

»Das glaube ich nicht.«

Galladon vollführte ein »Ist mir doch egal, was Ihr glaubt«-

Achselzucken und wandte sich ab, indem er sich gegen die Häuserwand lehnte und die Augen schloss.

»Habt Ihr Hunger, Galladon?«, erkundigte Raoden sich leise.

Der Mann schlug ruckartig die Augen auf.

»Ich habe mich immer gefragt, wann König Iadon die Elantrier mit Nahrung versorgt«, sinnierte Raoden. »Ich habe nie gehört, dass man Vorräte in die Stadt schafft, aber ich bin stets davon ausgegangen, dass welche geschickt werden. *Schließlich*, habe ich mir gesagt, *sind die Elantrier immer noch am Leben*. Es wollte mir einfach nicht in den

Kopf. Wenn die Menschen in dieser Stadt ohne Herzschlag existieren können, kommen sie wahrscheinlich auch ohne Essen aus. Natürlich bedeutet das nicht, dass der Hunger je aufhört. Als ich heute Morgen aufgewacht bin, war ich heißhungrig, und ich bin es immer noch. Dem Blick in den Augen meiner Angreifer nach zu schließen, würde ich darauf tippen, dass der Hunger mit der Zeit nur schlimmer wird.« Raoden griff sich unter das schmutzbefleckte Opfergewand und zog etwas Schmales hervor, das er emporhielt, damit Galladon es sehen konnte. Ein Stück Trockenfleisch. Galladon öffnete die Augen vollständig, seine gelangweilte Miene spiegelte auf einmal Interesse wider. In seinen Augen war ein Glitzern - ein Hauch der gleichen Wildheit, die Raoden vorhin an den primitiven Kerlen beobachtet hatte. Es war kontrollierter, aber es war da. Zum ersten Mal wurde Raoden deutlich bewusst, wie sehr er auf den ersten Eindruck setzte, den der Dula bei ihm hinterlassen hatte.

»Woher habt Ihr das?«, wollte Galladon gedehnt wissen.

»Es ist aus meinem Korb gefallen, als die Priester mich hierher geführt haben. Also habe ich es mir unter die Schärpe gestopft. Wollt Ihr es nun haben oder nicht?«

Zunächst antwortete Galladon nicht. »Wieso sollte ich Euch nicht einfach angreifen und es Euch wegnehmen?« Die Worte waren nicht rein theoretisch gesprochen. Ihm war anzusehen, dass ein Teil von ihm eine solche Handlungsweise tatsächlich in Erwägung zog. Es war nur noch nicht klar, wie groß dieser Teil war.

»Ihr habt mich ›Sule‹ genannt, Galladon. Wie könntet Ihr jemanden umbringen, den Ihr als Freund bezeichnet habt?«

Galladon saß da wie gelähmt von dem winzigen Stück Fleisch. Ein kleiner Speicheltropfen lief ihm aus dem Mundwinkel, ohne dass er es bemerkt hätte. Er blickte zu Raoden empor, der immer nervöser wurde. Als sich ihre Blicke trafen, zuckte Galladon wie elektrisiert zusammen, und die Spannung fiel von ihm ab. Im nächsten Moment gab der Dula ein tiefes, schallendes Lachen von sich. »Ihr sprecht Duladenisch, Sule?«

»Nur ein paar Wörter«, räumte Raoden bescheiden ein.

»Ein gebildeter Mann? Reiche Gabe für Elantris am heutigen Tag! Na gut, verschlagener Rulo, was wollt Ihr also?«

»Dreißig Tage«, sagte Raoden. »Dreißig Tage lang werdet Ihr mich

herumführen und mir erzählen, was Ihr wisst.«

»Dreißig Tage? Sule, Ihr seid kayana.«

»So wie ich das sehe«, meinte Raoden und machte Anstalten, sich das Fleisch wieder unter die Schärpe zu stecken, »gelangt die einzige Nahrung mit den Neuankömmlingen hierher. Da muss man doch ziemlich hungrig werden, bei so wenigen Opfergaben und so vielen hungrigen Mäulern. Man sollte meinen, der Hunger würde einen fast um den Verstand bringen.«

»Zwanzig Tage«, sagte Galladon, dem wieder eine Spur seiner vorherigen Leidenschaft anzusehen war.

»Dreißig, Galladon. Wenn Ihr mir nicht helft, wird es ein anderer tun.« Einen Augenblick lang knirschte Galladon mit den Zähnen. »Rulo«, murmelte er und streckte die Hand aus. »Dreißig Tage. Glücklicherweise habe ich für den nächsten Monat sowieso keine größeren Reisen geplant.«

Lachend warf Raoden ihm das Fleisch zu.

Galladon fing es begierig auf. Doch obwohl seine Hand sich reflexartig Richtung Mund bewegte, hielt er inne. Sorgfältig ließ er das Fleisch in einer Tasche verschwinden und erhob sich. »Wie soll ich Euch ... wie soll ich *dich* nennen?«

Raoden stockte. Wahrscheinlich ist es am besten, wenn die Leute nicht gleich wissen, dass ich aus dem Königshaus stamme. »Ach, weißt du, »Sule« finde ich völlig in Ordnung.«

Galladon lachte in sich hinein. »Ein Geheimniskrämer, was? Na, dann wollen wir mal. Es ist Zeit für deine erste große Besichtigungstour.«

## Kapitel 2

Als Sarene von Bord des Schiffes ging, erfuhr sie, dass sie Witwe war. Natürlich waren das schockierende Neuigkeiten, doch nicht so niederschmetternd, wie sie hätten sein können. Schließlich war sie ihrem Ehemann noch nie zuvor persönlich begegnet, ja, als Sarene ihr Heimatland verlassen hatte, waren Raoden und sie lediglich verlobt gewesen. Sie meinte, dass man mit der Hochzeit bis zu ihrer Ankunft warten würde. Zumindest in ihrer Heimat mussten beide Partner anwesend sein, wenn sie miteinander verheiratet wurden.

»Diese Klausel des Ehevertrags hat mir nie sonderlich behagt, Mylady«, sagte Sarenes Begleiter, eine Lichtkugel von Melonengröße, die neben ihr herschwebte.

Ärgerlich klopfte Sarene mit dem Fuß auf den Boden, während sie den Packleuten zusah, wie diese ihr Gepäck auf eine Kutsche luden. Der Ehevertrag war ein fünfzigseitiges Ungetüm von einem Dokument gewesen, und eine der vielen Bedingungen besagte, dass ihr Verlöbnis auch dann rechtlich bindend war, wenn entweder sie oder ihr Verlobter vor der eigentlichen Hochzeitszeremonie versterben sollte.

»Es ist eine relativ übliche Klausel, Ashe«, sagte sie. »Auf diese Weise wird der einer politischen Eheschließung zugrunde liegende Staatsvertrag nicht ungültig, wenn einem der Beteiligten etwas zustößt. Ich habe allerdings noch nie erlebt, dass man sich auf die Klausel berufen hat.«

»Bis heute«, erwiderte die Lichtkugel mit tiefer Stimme, wobei sie jedes einzelne Wort deutlich aussprach.

»Bis heute«, gab Sarene zu. »Woher sollte ich denn wissen, dass Prinz Raoden im Laufe der fünf Tage sterben würde, die wir gebraucht haben, um das Fjordische Meer zu überqueren?« Sie hielt inne und runzelte nachdenklich die Stirn. »Zitiere die Klausel für mich, Ashe. Ich muss ihren genauen Wortlaut wissen.«

»Sollte der Fall eintreten, dass der Gütige Domi einen Teil des oben erwähnten Paares vor dem festgesetzten Hochzeitstermin zu sich nach Hause beruft«, sagte Ashe, »so gilt die Verlobung als gleichwertig mit einer Eheschließung in sämtlichen rechtlichen und sozialen Belangen.«

»Hieb- und stichfest, was?«

»Ich fürchte ja, Mylady.«

Geistesabwesend legte Sarene erneut die Stirn in Falten und verschränkte die Arme. Sie tippte sich mit dem Zeigefinger gegen die Wange, während sie weiterhin die Packleute beobachtete. Ein hoch gewachsener, hagerer Mann leitete die Arbeit mit gelangweiltem Blick und resignierter Miene. Der Mann, ein arelischer Hofdiener namens Ketol, war der einzige Empfang gewesen, den König Iadon ihr zugestanden hatte. Es war Ketol gewesen, der ihr »die bedauerliche Nachricht« mitgeteilt hatte, dass ihr Verlobter »unerwartet an einer Krankheit verstorben« sei, während sie unterwegs gewesen war. Er hatte die Erklärung in demselben teilnahmslosen, desinteressierten Tonfall abgegeben, in dem er den Packleuten Befehle erteilte.

»Also laut Gesetz«, stellte Sarene klar, »bin ich jetzt eine arelische Prinzessin.«

»Richtig, Mylady.«

»Und die verwitwete Braut eines Mannes, dem ich nie zuvor begegnet bin.«

»Auch das ist richtig.«

Sarene schüttelte den Kopf. »Vater wird sich kaputt lachen, wenn er von der Sache Wind bekommt.

Das wird mir noch ewig nachhängen.« Verärgert pulsierte Ashe ein wenig. »Mylady, der König würde ein solch ernstes Ereignis niemals auf die leichte Schulter nehmen. Der Tod von Prinz Raoden hat die königliche Familie von Arelon zweifellos in großen Kummer gestürzt.«

»Ja. Sogar in so großen Kummer, dass sie sich nicht einmal dazu überwinden konnten, ihre neue Tochter zu begrüßen.«

»Vielleicht wäre König Iadon persönlich gekommen, wenn er im Vorhinein von unserer Ankunft gewusst hätte ...«

Sarene blickte finster drein, doch das Seon hatte nicht ganz unrecht. Ihre frühzeitige Ankunft, etliche Tage vor den eigentlichen

Vermählungsfeierlichkeiten, war als Überraschung für Prinz Raoden vor der Hochzeit gedacht gewesen. Sie hatte wenigstens ein paar Tage persönlich und unter vier Augen mit ihm verbringen wollen. Doch mit ihrer Geheimniskrämerei hatte sie sich keinen Gefallen getan.

»Sag mal, Ashe: Wie viel Zeit lassen die Leute in Arelon üblicherweise

zwischen dem Tod eines Menschen und dessen Beerdigung verstreichen?«

»Ich bin mir nicht sicher, Mylady«, gab Ashe zu. »Ich habe Arelon vor langer Zeit verlassen und hier nur so kurz gelebt, dass ich mich nicht an viele Einzelheiten erinnern kann. Allerdings habe ich in Erfahrung bringen können, dass die arelischen Bräuche meist denjenigen Eurer Heimat ähneln.«

Sarene nickte und winkte dann den Bediensteten König Iadons herbei.

»Ja, Mylady?«, fragte Ketol in tragem Tonfall.

»Wird für den Prinzen eine Totenwache abgehalten?«, erkundigte sich Sarene.

»Ja, Mylady«, erwiderte der Bedienstete. »Vor der Korathikapelle. Die Bestattung ist für heute Abend angesetzt.«

»Ich möchte mir den Sarg ansehen.«

Ketol zögerte. »Ähm ... Seine Majestät hat darum gebeten, dass Ihr auf der Stelle zu ihm gebracht werdet...«

»Dann werde ich mich nur kurz in dem Trauerzelt aufhalten«, sagte Sarene und ging auf ihre Kutsche zu.

Sarene ließ einen kritischen Blick durch das volle Trauerzelt schweifen, während sie darauf wartete, dass Ketol und ein paar der Packleute ihr einen Weg zu dem Sarg bahnten. Sie musste zugeben, dass alles einwandfrei wirkte: die Blumen, die Opfergaben, die betenden Korathipriester. Merkwürdig war im Grunde nur, wie überfüllt das Zelt war.

»Es sind zweifellos viele Leute hier«, meinte sie zu Ashe.

»Der Prinz war sehr beliebt, Mylady«, antwortete das Seon, das neben ihr schwebte. »Laut unseren Berichten war er die beliebteste Figur des öffentlichen Lebens im ganzen Land.«

Sarene nickte und ging durch den Korridor, den Ketol ihr frei gemacht hatte. Prinz Raodens Sarg stand genau in der Mitte des Zeltes und wurde von einem Kreis Soldaten bewacht, der die Menschenmenge auf Abstand hielt. Auf ihrem Weg zum Sarg erblickte sie echte Trauer auf den Gesichtern der Anwesenden.

Es ist also wahr, dachte sie. Die Menschen haben ihn geliebt.

Die Soldaten machten ihr Platz, und sie trat an den Sarg. Ganz nach korathischer Tradition war er mit geschnitzten Äonen verziert;



hauptsächlich Symbolen der Hoffnung und des Friedens. Der hölzerne Sarg war vollständig von einem Kreis aus üppigen Speisen umgeben, einer Opfergabe für den Verstorbenen.

»Kann ich ihn sehen?«, fragte sie und wandte sich einem der Korathipriester zu, einem kleinen, liebenswürdig wirkenden Mann.

»Es tut mir leid, mein Kind«, sagte der Priester. »Aber die Krankheit hat den Prinzen entstellt. Der König hat darum gebeten, dem Prinzen im Tode seine Würde zu belassen.«

Sarene nickte und drehte sich wieder zu dem Sarg um. Sie war sich nicht sicher, was sie zu fühlen erwartet hatte, wenn sie vor dem Toten stand, der ihr zum Ehemann bestimmt gewesen war. Sie war eigenartig ... wütend.

Für den Moment wies sie dieses Gefühl von sich. Stattdessen drehte sie sich um und ließ den Blick durch das Zelt schweifen. Alles wirkte beinahe *zu* förmlich. Obgleich die Besucher ganz offensichtlich traurig waren, wirkten das Zelt, die Opfergaben und die Dekoration steril. Ein Mann in Raodens Alter und von seiner angeblichen Vitalität, dachte sie. Dahingerafft vom Zitterhusten. Möglich wäre es - aber es mutet alles andere als wahrscheinlich an.

»My- ... Mylady?«, fragte Ashe leise. »Stimmt etwas nicht?«

Sarene gab dem Seon einen Wink und ging zu ihrer Kutsche zurück.

»Ich weiß nicht«, sagte sie leise. »Irgendetwas geht hier nicht mit rechten Dingen zu, Ashe.«

»Ihr seid von Natur aus misstrauisch, Mylady«, stellte Ashe fest.

»Warum hält Iadon keine Totenwache für seinen Sohn? Ketal hat gesagt, er halte Hof - als mache ihm der Tod seines eigenen Sohnes nicht das Geringste aus.« Sarene schüttelte den Kopf. »Kurz vor meiner Abreise aus Teod habe ich mit Raoden gesprochen, und er wirkte wohlauf. Etwas stimmt nicht, Ashe, und ich möchte wissen, was.«

»Oh je ...«, sagte Ashe. »Wisst Ihr, Mylady, Euer Vater hat mich doch tatsächlich gebeten, Euch möglichst von jeglichem Ärger fernzuhalten.«

Sarene lächelte. »Also das ist ja nun wirklich mal eine unmögliche Aufgabe. Komm schon, wir müssen los und meinen neuen Vater treffen.«

Sarene lehnte am Fenster der Kutsche und betrachtete die Stadt, die auf der Fahrt zum Palast an ihr vorüberzog. Im Moment saß sie schweigend

da. Ein einziger Gedanke verdrängte alles andere aus ihrem Geist.  
Was mache ich hier?

Ihre Worte Ashe gegenüber hatten selbstbewusst geklungen, doch sie war schon immer gut darin gewesen, ihre Sorgen zu verbergen. Sicher, sie war neugierig, was den Tod des Prinzen betraf, aber Sarene kannte sich selbst sehr gut. Ein großer Teil dieser Neugier war nichts als der Versuch, sich von ihren Minderwertigkeitsgefühlen und ihrem linkischen Wesen abzulenken - bloß nicht daran denken müssen, dass sie eine schlaksige, brüske Frau war, die die Blüte ihrer Jugend schon beinahe hinter sich hatte. Sie war fünfundzwanzig Jahre alt; sie hätte bereits vor Jahren heiraten sollen. Raoden war ihre letzte Chance gewesen.

*Wie kannst du es wagen, mir wegzusterben, Prinz von Arelon!*, dachte Sarene aufgebracht. Allerdings entging ihr die Ironie der ganzen Sache nicht. Es passte zu gut, dass ein Mann - zumal einer, von dem sie geglaubt hatte, dass sie ihn tatsächlich mögen könnte - starb, bevor sie ihm auch nur begegnet war. Nun war sie allein in einem fremden Land, politisch an einen König gebunden, dem sie nicht vertraute. Es war ein erschreckendes Gefühl von Einsamkeit.

Du bist früher auch schon einsam gewesen, Sarene, ermahnte sie sich selbst. Du wirst damit fertig werden. Such dir einfach etwas, um auf andere Gedanken zu kommen. Du hast einen ganzen neuen Hof, den du erkunden kannst. Genieße es!

Mit einem Seufzen richtete Sarene ihre Aufmerksamkeit erneut auf die Stadt. Trotz der beträchtlichen Erfahrung, die sie im diplomatischen Korps ihres Vaters gesammelt hatte, war sie noch nie zuvor in Arelon gewesen. Seit dem Niedergang von Elantris war Arelon von den meisten anderen Königreichen inoffiziell unter Quarantäne gestellt worden. Niemand wusste, warum die mystische Stadt mit einem Fluch belegt war, und alle hatten Angst, die elantrische Krankheit könnte um sich greifen.

Der üppige Luxus, den Sarene in Kae erblickte, überraschte sie entsprechend. Die Hauptverkehrsstraßen der Stadt waren breit und in gutem Zustand. Die Leute auf der Straße trugen vornehme Kleidung, und sie konnte keinen einzigen Bettler entdecken. Auf der einen Seite schritt eine Gruppe Korathipriester in blauen Gewändern durch die Menge und führte einen eigenartigen, in ein weißes Gewand gehüllten Menschen mit

sich. Sie sah der Prozession zu und fragte sich, was sie zu bedeuten haben mochte. Dann bog die Gruppe um eine Ecke und war verschwunden.

Soviel Sarene erkennen konnte, wies Kae keinerlei Anzeichen der wirtschaftlichen Not auf, unter der Arelon angeblich litt. Die Kutsche fuhr an Dutzenden umzäunter Villen vorbei, von denen jede in einem anderen Architekturstil erbaut war. Manche waren weitläufig, mit gewaltigen Seitenflügeln und Spitzdächern, ganz nach duladenischer Bauweise. Andere wirkten mehr wie Burgen, deren Steinmauern aussahen, als habe man sie direkt aus den militaristischen ländlichen Gegenden Fjordens hertransportiert. Doch die Villen hatten alle eines gemeinsam: Reichtum. Das Volk dieses Landes mochte verhungern, aber Kae - der Sitz von Arelons Aristokratie - schien davon nichts zu ahnen. Ein beunruhigender Schatten hing natürlich dennoch über der Stadt. In der Ferne erhoben sich die gewaltigen Mauern von Elantris, und Sarene erzitterte, als sie die öden, imposanten Steine erblickte. Fast ihr ganzes Erwachsenenleben lang hatte sie Geschichten über Elantris vernommen, Erzählungen von den Zaubern, die es einst hervorgebracht hatte, und den Ungeheuern, die nun in seinen dunklen Straßen hausten. Egal wie protzig die Häuser, egal wie reich die Straßen von Kae sein mochten, dieses eine Mahnmal war ein Zeugnis, dass in Are- Ion nicht alles im Lot war.

»Ich frage mich, warum sie überhaupt hier wohnen«, sagte Sarene.

»Mylady?«, erkundigte sich Ashe.

»Warum hat König Iadon seinen Palast in Kae errichtet? Warum eine Stadt aussuchen, die so nahe bei Elantris liegt?«

»Ich vermute, dass die Gründe vor allem wirtschaftlicher Natur sind, Mylady«, sagte Ashe. »Es gibt nur ein paar lebensfähige Hafenstädte an der Nordküste Arelons, und das hier ist die schönste.«

Sarene nickte. Die Bucht, die dadurch entstanden war, dass der Fluss Aredel mit dem Ozean verschmolz, bildete einen beneidenswerten Hafen. Aber dennoch ...

»Womöglich sind die Gründe politischer Natur«, überlegte Sarene.

»Iadon ist in stürmischen Zeiten an die Macht gekommen. Vielleicht ist er der Ansicht, nahe der alten Hauptstadt zu bleiben verleihe ihm Autorität.«

»Vielleicht, Mylady«, sagte Ashe.

*Es ist ja ohnehin nicht weiter wichtig*, dachte sie. Anscheinend erhöhte die Nähe zu Elantris - oder den Elantriern - keineswegs die Wahrscheinlichkeit, dass man selbst von der Shaod ereilt wurde. Sie wandte sich von dem Fenster ab und blickte zu Ashe, der über dem Sitz neben ihr schwebte.

Bisher hatte sie auf den Straßen von Kae noch kein einziges Seon zu Gesicht bekommen, obwohl diese Geschöpfe - von denen es hieß, sie seien vor ewigen Zeiten durch elantrischen Zauber entstanden - in Arelon angeblich viel verbreiteter sein sollten als in ihrer Heimat. Wenn sie die Augen zusammenkniff, konnte sie schemenhaft das leuchtende Aon im Zentrum von Ashes Licht ausmachen.

»Wenigstens ist der Staatsvertrag sicher«, sagte Sarene nach einer Weile. »Sofern Ihr in Arelon bleiben solltet, Mylady«, erklang Ashes tiefe Stimme. »Zumindest besagt das der Ehevertrag. Solange Ihr hier bleibt und Eurem ›Ehemann die Treue haltet‹, muss König Iadon sein Bündnis mit Teod erfüllen.«

»Einem toten Mann treu bleiben«, murmelte Sarene mit einem Seufzen.

»Tja, das bedeutet, dass ich bleiben muss, mit oder ohne Ehemann.«

»Wenn Ihr meint, Mylady.«

»Wir brauchen diesen Vertrag, Ashe«, sagte Sarene. »Fjorden dehnt seinen Einfluss mit unglaublicher Geschwindigkeit aus. Vor fünf Jahren hätte ich noch gesagt, dass wir uns keine Sorgen zu machen brauchen, dass die Priester aus Fjorden in Arelon niemals mächtig würden. Aber jetzt ...« Sarene schüttelte den Kopf. Der Zusammenbruch der Duladenischen Republik hatte so vieles verändert.

»Wir hätten uns die letzten zehn Jahre über nicht derart auf Distanz zu Arelon halten dürfen, Ashe«, fuhr sie fort. »Wahrscheinlich befände ich mich jetzt nicht in dieser misslichen Lage, wenn wir vor zehn Jahren enge Bande mit der neuen arelischen Regierung geknüpft hätten.«

»Euer Vater hatte Angst, dass die politischen Unruhen auf Teod übergreifen könnten«, sagte Ashe. »Ganz zu schweigen von der Reod - niemand war sicher, ob das, was die Elantrier befiel, nicht auch normalen Menschen schaden könnte.«

Die Kutsche fuhr langsamer, und Sarene ließ das Thema seufzend fallen. Ihr Vater wusste, dass Fjorden eine Gefahr darstellte, und er hatte begriffen, dass man alte Bündnisse neu schmieden musste. Deshalb war

sie nach Arelon gekommen. Vor ihnen schwebten die Flügel des Palasttors auf. Auch wenn sie ohne Freunde in der Fremde sein mochte, sie war nun einmal hier, und Teod war auf sie angewiesen. Sie musste Arelon auf den Krieg vorbereiten, der kommen würde: einen Krieg, der in dem Augenblick unausweichlich geworden war, als Elantris fiel. Sarenes neuer Vater, König Iadon von Arelon, war ein dünner Mann mit einem schlaun Gesicht. Bei Sarenes Ankunft im Thronsaal nahm er gerade Rücksprache mit einigen seiner Verwaltungsbeamten, und sie stand beinahe eine Viertelstunde unbeachtet herum, bevor er ihr auch nur zunickte. Im Grunde machte ihr das Warten nichts aus - so hatte sie Gelegenheit, den Mann zu beobachten, dem sie von nun an zu gehorchen hatte -, allerdings fühlte sie sich ein wenig in ihrer Ehre gekränkt. Allein ihr Status als Prinzessin von Teod hätte ihr, wenn schon nicht einen prunkvollen, so doch zumindest einen pünktlichen Empfang gewährleisten sollen.

Während des Wartens fiel ihr eines sofort auf: Iadon sah nicht wie ein Mann aus, der den Tod seines Sohnes und Erben betrauerte. In seinen Augen war nicht das geringste Zeichen von Kummer, sein Gesicht trug keine Spur der Auszehrung und Erschöpfung, die im Allgemeinen mit dem Verlust eines geliebten Menschen einhergingen. Ja die Atmosphäre bei Hofe schien bemerkenswert frei von jeglicher spürbarer Trauer zu sein.

Ist Iadon also ein herzloser Mann?, fragte Sarene sich neugierig. Oder ist er einfach nur Herr seiner Gefühle?

In den Jahren am Hof ihres Vaters hatte Sarene gelernt, die Charaktere von Adeligen zu durchschauen. Obgleich sie nicht hören konnte, was Iadon sagte - man hatte sie angewiesen, sich im hinteren Teil des Saales aufzuhalten und abzuwarten, bis sie sich dem König nähern durfte -, vermittelten ihr seine Handlungen und Gesten eine Vorstellung von seinem Wesen. Iadon sprach bestimmt und erteilte direkte Anweisungen, wobei er gelegentlich innehielt und mit einem dünnen Finger auf den Tisch pochte. Er war ein Mann mit einer starken Persönlichkeit, entschied sie; einer, der ganz genau wusste, wie er die Dinge haben wollte. Das war kein schlechtes Zeichen. Zögerlich kam Sarene zu dem Schluss, dass dies ein Mann war, mit dem sie eventuell zusammenarbeiten könnte.

Es sollte nicht lange dauern, bis sie ihre Meinung von Grund auf revidierte.

König Iadon winkte sie zu sich. Sie verbarg sorgsam ihren Ärger über die Wartezeit und näherte sich ihm mit der angemessenen vornehmen Ergebenheit. Er unterbrach sie mitten in ihrem Knicks.

»Mir hat niemand gesagt, dass du so groß bist«, erklärte er.

»Mylord?«, fragte sie und hob den Blick.

»Tja, der Einzige, dem das etwas ausgemacht hätte, ist wohl nicht mehr da, um sich daran zu stören. Eshen!«, rief er unwirsch, woraufhin eine geradezu unscheinbare Frau in der Nähe des entgegengesetzten Saalendes gehorsam aufsprang.

»Bring sie auf ihre Gemächer und Sorge dafür, dass sie alles hat und beschäftigt ist. Stickzeug oder womit auch immer ihr Frauen euch vergnügt.« Nach diesen Worten wandte der König sich an seine nächsten Besucher, eine Gruppe Kaufleute.

Sarene stand einfach nur da, ohne ihren Knicks zu Ende zu führen. Sie war wie gelähmt von Iadons eklatanter Unhöflichkeit. Nur ihre jahrelange höfische Ausbildung verhinderte, dass ihr die Kinnlade herunterklappte. Rasch, aber alles andere als energisch, hastete die Frau herbei, der Iadon den Befehl erteilt hatte - *Königin* Eshen, die Gattin des Monarchen. Sie nahm Sarene beim Arm. Eshen war klein und zierlich gebaut, in ihrem dunkelblonden aonischen Haar zeigten sich erst vereinzelt graue Strähnen.

»Komm, mein Kind«, sagte Eshen mit hoher Stimme. »Wir dürfen die Zeit des Königs nicht verschwenden.«

Sarene ließ sich durch eine der Seitentüren des Saales ziehen. »Gütiger Domi«, murmelte sie in sich hinein. »Was habe ich mir da nur eingebrockt?«

»... und du wirst es lieben, wenn die Rosen blühen. Ich lasse sie so von den Gärtnern pflanzen, dass man sie riechen kann, ohne sich aus dem Fenster lehnen zu müssen. Ich wünschte nur, sie wären nicht so groß.« Verwirrt runzelte Sarene die Stirn. »Die Rosen?«

»Nein, Liebes«, fuhr die Königin fort, die kaum innegehalten hatte, »die Fenster! Du glaubst ja gar nicht, wie hell es ist, wenn die Sonne morgens durchscheint. Ich habe sie gebeten - die Gärtner, meine ich - orangefarbene aufzutreiben, weil ich Orange ja so schön finde, aber

bisher haben sie nur grässlich gelbe gefunden. Wenn ich gelbe Blüten hätte haben wollen«, habe ich ihnen gesagt, »hätte ich euch Aberteenen anpflanzen lassen.« Du hättest sehen sollen, wie sie sich entschuldigt haben! Ich bin mir sicher, dass wir bis Ende nächsten Jahres orangefarbene Rosen haben. Meinst du nicht auch, dass das ganz reizend wäre, Liebes? Natürlich werden die Fenster dann immer noch zu groß sein. Vielleicht kann ich ein paar von ihnen zumauern lassen.«

Sarene nickte fasziniert - nicht von der Unterhaltung, sondern von der Königin. Bisher war Sarene immer davon ausgegangen, dass die Lehrer an der Akademie ihres Vaters geschickt darin gewesen waren, mithilfe vieler Worte nichts zu sagen, doch Eshen stellte sie allesamt in den Schatten. Die Königin flatterte von einem Gesprächsstoff zum nächsten wie ein Schmetterling, der nach einem Landeplatz suchte, aber niemals auf einen stieß, der für einen längeren Aufenthalt geeignet war. Jedes einzelne Thema hätte zu einem interessanten Gespräch führen können; die Königin ließ Sarene allerdings nie lange genug bei einem Punkt verharren, als dass man ihm hätte gerecht werden können.

Sarene atmete tief ein, um sich zu beruhigen, und mahnte sich zur Geduld. Sie konnte der Königin nicht deren Wesensart zum Vorwurf machen; Domi lehrte, dass die Persönlichkeit eines jeden Menschen ein Geschenk sei, das man zu genießen habe. Die Königin war auf ihre eigene, abschweifende Art reizend. Leider beschlich Sarene jedoch nach ihrer Bekanntschaft mit dem König und der Königin der Verdacht, dass es ihr nicht leicht fallen würde, in Arelon politische Verbündete zu finden.

Und noch etwas anderes bereitete Sarene Kopfzerbrechen: Das Verhalten der Königin hatte etwas entschieden Merkwürdiges an sich. Kein Mensch konnte tatsächlich so viel reden wie die Königin, die keinen einzigen Moment schweigend verstreichen ließ. Es war fast so, als bereite Sarenes Gegenwart der Frau Unbehagen. Da traf Sarene die Erkenntnis wie ein Schlag, Eshen sprach von jedem Thema, das man sich nur vorstellen konnte, abgesehen von dem allerwichtigsten: dem verstorbenen Prinzen.

Misstrauisch kniff Sarene die Augen zusammen. Sicher konnte sie sich nicht sein - schließlich war Eshen eine sehr flatterhafte Person -, aber es hatte den Anschein, als benähme sich die Königin viel zu fröhlich für

eine Frau, die gerade eben erst ihren Sohn verloren hatte.

»Hier ist dein Zimmer, Liebes. Wir haben deine Sachen auspacken lassen und noch einiges hinzugefügt. Du besitzt Kleidung in jeglicher Farbe, selbst in Gelb, auch wenn ich mir nicht vorstellen kann, warum du Gelb tragen wollen würdest. Scheußliche Farbe. Nicht dass dein Haar scheußlich wäre! Natürlich nicht. Blond ist nicht dasselbe wie Gelb. Nein! Ebenso wenig wie ein Pferd ein Gemüse ist. Wir haben noch kein Pferd für dich, aber du kannst gern jedes aus den königlichen Ställen nutzen. Wir haben viele edle Tiere, musst du wissen. Duladel ist um diese Jahreszeit sehr schön.«

»Natürlich«, sagte Sarene und sah sich in dem Zimmer um. Es war klein, aber nach ihrem Geschmack. Zu viel Platz konnte genauso einschüchternd wirken, wie zu wenig Platz beengend sein konnte.

»So, die hier wirst du brauchen, Liebes«, sagte Eshen, und deutete mit ihrer kleinen Hand auf einen Stapel Kleider, die im Gegensatz zu den anderen nicht im Schrank hingen - als seien sie erst vor Kurzem geliefert worden. Sämtliche Kleider auf dem Stapel hatten eines gemeinsam.

»Schwarz?«, fragte Sarene.

»Selbstverständlich. Du bist ... du bist ...« Eshen suchte mühsam nach den richtigen Worten.

»Ich soll Trauer tragen«, stellte Sarene fest. Sie stampfte unzufrieden mit dem Fuß auf; Schwarz war nicht gerade ihre Lieblingsfarbe.

Eshen nickte. »Du kannst eines davon heute Abend zur Bestattung anziehen. Es wird bestimmt ein schöner Gottesdienst werden. Ich habe mich um die Blumengestecke gekümmert.« Sie fing wieder von ihren Lieblingsblumen an, und schon bald geriet der Monolog zu einer Abhandlung, wie sehr sie die fjordellische Küche hasste. Sanft, aber bestimmt führte Sarene die Frau zur Tür, wobei sie immer wieder freundlich nickte. Als Eshen draußen im Gang stand, schob Sarene Müdigkeit nach der langen Reise vor und gebot dem Wortschwall der Königin Einhalt, indem sie die Tür schloss.

»Das wird mir *sehr* bald auf die Nerven gehen«, sagte Sarene zu sich selbst.

»Die Königin besitzt ein ausgeprägtes Konversationstalent, Mylady«, pflichtete ihr eine tiefe Stimme bei.

»Was hast du herausgefunden?«, wollte Sarene wissen. Sie ging zu dem



dunklen Kleiderstapel und besah sich die einzelnen Stücke, während Ashe durch das offene Fenster hereingeflogen kam.

»Ich habe nicht so viele Seonen gefunden, wie ich erwartet hatte. Wenn ich mich nicht irre, war diese Stadt einmal voll von uns.«

»Das ist mir auch schon aufgefallen«, sagte Sarene und hielt ein Kleid vor dem Spiegel empor, um es dann mit einem Kopfschütteln wegzulegen. »Vermutlich liegen die Dinge nun anders.«

»Allerdings. Wie Ihr mir aufgetragen hattet, habe ich die anderen Seonen zum vorzeitigen Tod des Prinzen befragt. Leider haben sie nur zögerlich über das Ereignis gesprochen, Mylady. Sie betrachten es als ausgesprochen schlechtes Omen, dass der Prinz so kurz vor seiner Hochzeit verstorben ist.«

»Besonders für ihn«, murmelte Sarene, die sich auszog, um das Kleid anzuprobieren. »Ashe, hier geht etwas nicht mit rechten Dingen zu. Ich glaube, dass der Prinz eventuell umgebracht worden ist.«

»Umgebracht, Mylady?« Ashes tiefe Stimme klang missbilligend, und die Bemerkung ließ ihn leicht pulsieren. »Wer würde so etwas tun?«

»Ich weiß es nicht, aber ... etwas stimmt nicht. Das hier wirkt nicht wie ein Hof, der in Trauer ist. Nimm zum Beispiel die Königin. Sie hat kein bisschen verzweifelt gewirkt, als sie sich mit mir unterhalten hat, dabei würde man meinen, sie sollte zumindest ein wenig von dem Umstand mitgenommen sein, dass gestern ihr Sohn gestorben ist.«

»Dafür gibt es eine einfache Erklärung, Mylady. Königin Eshen ist nicht Prinz Raodens Mutter.

Raoden stammt von Iadons erster Gattin, die seit über zwölf Jahren tot ist.« »Wann hat er wieder geheiratet?«

»Gleich nach der Reod«, sagte Ashe. »Nur ein paar Monate nach seiner Thronbesteigung.«

Sarene runzelte die Stirn. »Ich finde das Ganze trotzdem verdächtig«, entschied sie und griff unbeholfen nach hinten, um sich das Kleid im Rücken zuzuknöpfen. Dann betrachtete sie sich im Spiegel und musterte das Resultat kritisch. »Na ja, zumindest passt es - auch wenn ich darin blass aussehe. Ich hatte schon Angst, dass es mir bloß bis zu den Knien gehen würde. Diese arelischen Frauen sind alle so unnatürlich klein.«

»Wie Ihr meint, Mylady«, erwiderte Ashe. Er wusste so gut wie sie, dass arelische Frauen nicht ungewöhnlich klein waren. Selbst in Teod hatte

Sarene die meisten anderen Frauen um einen Kopf überragt. Ihr Vater hatte sie als Kind immer Lekystange genannt - wobei es sich um die Bezeichnung für die dünne Latte handelte, die bei seinem Lieblingssport die Torlinie markierte. Obwohl Sarene im Laufe des Heranwachsens ein wenig fülliger geworden war, ließ sich nicht bestreiten, dass sie immer noch schlaksig und hoch aufgeschossen war.

»Mylady«, unterbrach Ashe ihre Überlegungen.

»Ja, Ashe?«

»Euer Vater möchte unbedingt mit euch sprechen. Ich meine, Ihr habt Neuigkeiten zu berichten, auf die er ein Anrecht hat.«

Sarene nickte und unterdrückte ein Seufzen. Ashe fing hell zu pulsieren an. Einen Augenblick später wurde die Lichtkugel, aus der er bestand, zu einem büstenhaften, leuchtenden Kopf. König Eventeo von Teod.

»Ene?« ( fragte ihr Vater, wobei sich die Lippen des schimmernden Kopfes bewegten. Er war ein kräftiger Mann mit ovalem Gesicht und einem breiten Kinn.

»Ja, Vater. Ich bin hier.« Ihr Vater musste neben einem ähnlichen Seon stehen - wahrscheinlich Dio -, das sich in ein leuchtendes Abbild von Sarenes Kopf verwandelt hatte.

»Bist du nervös wegen der Hochzeit?«, fragte Eventeo besorgt.

»Tja, also apropos Hochzeit...«, sagte sie langsam. »Ihr werdet wohl eure Reisepläne nächste Woche am besten absagen. Es würde nicht viel für euch zu sehen geben.«

»Was?«

Ashe hatte recht gehabt; ihr Vater lachte keineswegs, als er vernahm, dass Raoden gestorben war.

Stattdessen färbte heftige Besorgnis seine Stimme, und das leuchtende Gesicht sah beunruhigt aus.

Seine Sorge nahm noch zu, als Sarene erklärte, dass der Tod des Prinzen gleichbedeutend mit einer richtigen Hochzeit war.

»Oh, Ene, es tut mir leid«, sagte ihr Vater. »Ich weiß, wie viel du dir von dieser Hochzeit erwartet hattest.«

»Unsinn, Vater!« Eventeo kannte sie viel zu gut. »Ich war dem Mann noch nicht einmal begegnet. Wie sollte ich da irgendwelche Erwartungen hegen?«

»Du warst ihm noch nicht begegnet, aber du hattest dich per Seon mit

ihm unterhalten, und ihr hattet euch all die Briefe geschrieben. Ich kenne dich, Ene. Du bist eine Romantikerin. Du hättest dich nie entschlossen, diese Sache durchzuziehen, wenn du nicht völlig überzeugt gewesen wärest, dass du Raoden lieben könntest.«

Die Worte waren wahr, und mit einem Schlag kehrte Sarenes Gefühl der Einsamkeit zurück. Die Überfahrt über das Fjordische Meer hatte sie in ständiger ungläubiger Nervosität zugebracht. Sie war sowohl freudig erregt als auch ängstlich gewesen, was das bevorstehende Treffen mit dem Mann betraf, der ihr Ehemann werden sollte. Allerdings hatte die Vorfreude die Ängstlichkeit überwogen.

Sie war schon des Öfteren von Teod fort gewesen, aber immer in Begleitung anderer Menschen aus ihrer Heimat. Diesmal war sie allein unterwegs, da sie der Hochzeitsgesellschaft vorausgereist war, um Raoden zu überraschen. Sie hatte die Briefe des Prinzen so oft gelesen und wieder gelesen, dass sie allmählich das Gefühl entwickelt hatte, ihn zu kennen. Und der Mensch, den sie sich anhand dieser Briefseiten zusammengesetzt hatte, war ein vielschichtiger, mitfühlender Mann, auf dessen Bekanntschaft sie sich schon sehr gefreut hatte.

Und nun würde sie ihn niemals kennenlernen. Sie fühlte sich nicht nur allein, sondern noch dazu verschmäht - wieder einmal. Ungewollt. Sie hatte all die Jahre gewartet, von einem nachsichtigen Vater ungedrängt, der nicht ahnte, wie sehr die Männer in ihrer Heimat sie mieden, wie sie sich von ihrer kecken, ja arroganten Art verschrecken ließen. Zu guter Letzt hatte sie einen Mann gefunden, der gewillt war, sie zu nehmen, und Domi hatte ihn ihr im letzten Augenblick entrissen.

Endlich ließ Sarene ein paar der Gefühle zu, die sie seit Verlassen des Schiffes eisern unterdrückt hatte. Sie war froh, dass das Seon nur ihre Gesichtszüge übertrug, denn es hätte sie gedemütigt, wenn ihr Vater die Träne gesehen hätte, die ihr die Wange hinabließ.

»Das ist töricht, Vater«, sagte sie. »Es war eine simple politische Heirat, und darüber waren wir uns alle im Klaren. Nun haben unsere Länder mehr gemeinsam als bloß die Sprache: Unsere Königshäuser sind miteinander verwandt.«

»Oh, meine Süße ...«, flüsterte ihr Vater. »Meine kleine Sarene. Ich hatte so gehofft, dass das funktionieren würde. Du weißt ja nicht, wie sehr deine Mutter und ich gebetet haben, dass du dort drüben dein Glück

finden würdest. Idos Domi! Wir hätten niemals in die Sache einwilligen dürfen.«

»Ich hätte euch gezwungen, Vater«, sagte Sarene. »Wir sind viel zu sehr auf den Staatsvertrag mit Arelon angewiesen. Unsere Kriegsflotte wird Fjorden nicht viel länger von unseren Küsten fernhalten - die gesamte svordische Flotte steht unter des Wyrns Kommando.«

»Die kleine Sarene, mittlerweile ganz erwachsen«, sagte ihr Vater durch das Seon.

»Ganz erwachsen und ohne Weiteres dazu im Stande, sich mit einem Leichnam zu vermählen.« Sarene lachte matt. »Wahrscheinlich ist es am besten so. Ich glaube nicht, dass Prinz Raoden so gewesen ist, wie ich ihn mir vorgestellt habe - du solltest mal seinen Vater kennenlernen.«

»Ich habe Geschichten gehört. Ich hatte gehofft, sie würden nicht stimmen.«

»Oh doch!«, sagte Sarene, der es gelang, sich dank ihrer Unzufriedenheit mit dem arelischen Monarchen von ihrem Kummer abzulenken. »König Iadon dürfte der unliebenswürdigste Mann sein, dem ich je begegnet bin. Noch ehe er richtig Notiz von mir genommen hatte, hat er mich fortgeschickt mit den Worten: ›Geh stricken oder was immer Frauen zu tun pflegen.« Sollte Raoden auch nur im Entferntesten wie sein Vater gewesen sein, bin ich ohne ihn besser dran.«

Es herrschte kurzes Schweigen, bevor ihr Vater antwortete: »Sarene, möchtest du nach Hause kommen? Ich kann den Vertrag für nichtig erklären, egal was die Gesetze besagen.

Das Angebot war verlockend; verlockender als sie je zuzugeben bereit gewesen wäre. Sie zögerte. »Nein, Vater«, sagte sie schließlich mit einem unbewussten Kopfschütteln. »Ich muss bleiben. Die ganze Sache war meine Idee, und Raodens Tod ändert nichts an der Tatsache, dass wir auf dieses Bündnis angewiesen sind. Außerdem würde es gegen die Tradition verstoßen, nach Hause zurückzukehren. Wir beide wissen, dass Iadon jetzt mein Vater ist. Es würde sich nicht ziemen, wenn du mich wieder in deinem Haushalt aufnähmst.«

»Ich werde immer dein Vater sein, Ene. Domis Fluch über sämtliche Bräuche! Teod wird dir immer offen stehen.«

»Danke, Vater«, sagte Sarene leise. »Das habe ich gebraucht. Aber ich bin dennoch der Meinung, dass ich bleiben sollte. Zumindest vorerst.

Außerdem könnte es sich als interessant erweisen. Ich habe einen ganz neuen Hof voller Leute, mit denen ich spielen kann.«

»Ene ...«, sagte ihr Vater besorgt. »Den Tonfall kenne ich. Was führst du im Schilde?«

»Nichts«, sagte sie. »Es gibt da nur ein paar Dinge, in die ich gern meine Nase stecken möchte, bevor ich diese Ehe völlig an den Nagel hänge.«

Nach einer Pause lachte ihr Vater glucksend. »Domi möge sie beschützen, denn sie ahnen nicht, was wir ihnen da per Schiff hinübergesandt haben. Geh gnädig mit ihnen um, Lekystange. Ich möchte nicht in einem Monat die Nachricht von Minister Naolen erhalten, dass König Iadon weggelaufen ist, um in ein Korathikloster einzutreten, und das arelische Volk stattdessen dich zur Monarchin erklärt hat.«

»Na gut«, sagte Sarene mit einem matten Lächeln. »Dann warte ich eben mindestens zwei Monate.«

Ihr Vater brach in eine weitere Runde seines typischen Gelächters aus; ein Geräusch, das ihr mehr half als all seine tröstenden Worte und Ratschläge. »Warte eine Minute, Ene«, sagte er, nachdem sich sein Lachen gelegt hatte. »Lass mich deine Mutter holen. Sie wird mit dir sprechen wollen.« Einen Augenblick später fügte er mit einem glucksenden Lachen hinzu: »Sie wird auf der Stelle in Ohnmacht fallen, wenn ich ihr erzähle, dass du den armen Raoden bereits um die Ecke gebracht hast.«

»Vater!«, rief Sarene, doch er war schon fort.

### Kapitel 3

Kein einziger Angehöriger des arelischen Volkes begrüßte seinen Erlöser bei dessen Ankunft.

Selbstverständlich war dies eine Beleidigung, allerdings keine unerwartete. Die Menschen in Arelon - besonders diejenigen, die in der Nähe der berühmten Stadt Elantris lebten - waren für ihre gottlose, ja ketzerische Art bekannt. Hrathen war hier, um das zu ändern. Ihm standen drei Monate für die Bekehrung des gesamten Königreiches Arelon zur Verfügung; ansonsten würde der Heilige Jaddeth, Herr aller Schöpfung, es zerstören. Es war endlich der Zeitpunkt gekommen, an dem Arelon die Wahrheiten der derethischen Religion annehmen musste. Hrathen schritt die Landungsbrücke hinab. Jenseits der Hafenanlagen mit ihrem geschäftigen Treiben, dem Beladen und Entladen, erstreckte sich die Stadt Kae. Nicht weit dahinter konnte Hrathen eine hoch aufragende Steinmauer ausmachen - die alte Stadt Elantris. Auf der anderen Seite von Kae, links von Hrathen, stieg das Land steil zu einem großen Hügel an, einem Ausläufer des Dathrekigebirges. Dahinter lag der Ozean. Insgesamt war Hrathen nicht sonderlich beeindruckt. In uralten Zeiten war Elantris von vier kleinen Städten umgeben gewesen, doch nur Kae, die neue Hauptstadt von Arelon, war noch bewohnt. Kae war zu unorganisiert, zu weitläufig, um sich gut verteidigen zu lassen, und die einzige Befestigung schien eine schmale, anderthalb Meter hohe Mauer aus Steinen zu sein - mehr eine Umgrenzung als ein echter Schutzwall. Sich bei einem Angriff nach Elantris zurückzuziehen wäre schwierig und würde kaum Wirkung zeigen. Kaes Häuser böten einem einfallenden Heer wunderbar Deckung, und ein paar der Gebäude am Stadtrand von Kae grenzten beinahe an die Mauer von Elantris. Dies war keine Nation, die an Krieg gewöhnt war. Dennoch war von allen Königreichen des Kontinents Sycla - der vom arelischen Volk Opelon genannt wurde - nur Arelon der Dominierung durch das fjordellische Reich entgangen. Selbstverständlich war auch das ein Umstand, den Hrathen demnächst ändern würde.

Als Hrathen von dem Schiff wegmarschierte, erregte seine Anwesenheit bei den Menschen einiges Aufsehen. Arbeiter hielten in ihrem Treiben

inne und starrten ihn beeindruckt und voller Staunen an. Gespräche verstummten bei seinem Anblick. Hrathen verlangsamte seine Schritte für niemanden, aber da die Leute ihm rasch den Weg frei machten, kam es zu keinen Zwischenfällen. Es mochte an seinen Augen liegen, allerdings war es wahrscheinlich wohl eher seine Rüstung. Sie glitzerte im Sonnenlicht blutrot; der Plattenpanzer eines Hohepriesters des Derethischen Reiches war selbst dann noch ein imposanter Anblick, wenn man daran gewöhnt war.

Als er schon glaubte, allein den Weg zu der derethischen Kapelle der Stadt finden zu müssen, bemerkte er einen roten Heck, der sich durch die Menschenmenge schlängelte. Der Fleck wurde schon bald zu einer gedrungenen, in rote Derethigewänder gekleideten Gestalt mit beinahe kahlem Schädel. »Mylord Hrathen!«, rief der Mann.

Hrathen blieb stehen und ließ Fjon, Kaes derethischen Oberartethen, näher kommen. Schnaufend wischte Fjon sich mit einem Seidentaschentuch über die Stirn. »Es tut mir schrecklich leid, Euer Gnaden. Im Hafenregister stand, dass Ihr auf einem anderen Schiff eintreffen würdet. Ich habe erst herausgefunden, dass Ihr nicht an Bord seid, als sie mit dem Entladen schon halb fertig waren. Leider musste ich die Kutsche zurücklassen; ich habe sie einfach nicht durch die Menschenmenge gebracht.«

Unwillig kniff Hrathen die Augen zusammen, sagte aber nichts. Fjon fuhr kurz mit seinem Geschwätz fort, dann entschied er sich endlich, Hrathen zu der derethischen Kapelle zu führen. Er entschuldigte sich erneut dafür, dass ihnen kein Gefährt zur Verfügung stand. Hrathen folgte seinem untersetzten Führer gemessenen Schrittes - und unzufrieden. Fjon trottete mit einem Lächeln auf den Lippen voran, winkte gelegentlich Passanten auf der Straße und rief ihnen Nettigkeiten zu. Die Leute erwiderten seinen Gruß - jedenfalls bis sie Hrathen in seinem blutroten Gewand erspähten, das sich hinter ihm bauschte, und in seiner übertriebenen Rüstung mit ihren harten Linien. Bei seinem Anblick verstummten sie, die Grußworte erstarben, und die Menschen folgten Hrathen mit den Augen, bis er an ihnen vorbeigegangen war. So sollte es sein.

Die Kapelle war ein hohes steinernes Bauwerk, mit leuchtend roten Wandteppichen und hohen Türmen. Hier endlich fand Hrathen etwas von

der majestätischen Erhabenheit, an die er gewöhnt war. Im Innern erwartete ihn jedoch ein beunruhigender Anblick: eine Gruppe Leute, die sich einer gewissen Geselligkeit befleißigten. Menschen irrten ziellos umher, lachten und machten Witze, ohne der heiligen Stätte, in der sie sich befanden, auch nur die geringste Beachtung zu schenken. Das war zu viel! Hrathen hatte die Berichte vernommen und ihnen Glauben geschenkt. Hier war nun die Bestätigung.

»Arteth Fjon, versammelt Eure Priester!«, befahl Hrathen. Es waren die ersten Worte, die er seit seiner Ankunft auf arelischem Boden gesprochen hatte.

Der Arteth zuckte zusammen, als sei er überrascht, dass sein berühmter Gast letztendlich doch noch Laute von sich gab. »Ja, Mylord«, sagte er und bedeutete der Menschenansammlung, sich aufzulösen.

Dies dauerte ärgerlich lange, aber Hrathen ertrug es mit ausdrucksloser Miene. Sobald die Leute fort waren, trat er auf die Priester zu, wobei die Schritte seiner gepanzerten Füße laut auf dem Steinboden der Kapelle widerhallten. Als er schließlich zu sprechen ansetzte, waren seine Worte an Fjon gerichtet.

»Arteth«, sagte er, indem er den derethischen Titel des Mannes benutzte, »das Schiff, das mich hierher gebracht hat, wird in einer Stunde wieder nach Fjorden aufbrechen. Mit Euch an Bord.«

Erschrocken riss Fjon den Mund auf. »Wa-«

»Sprecht fjordellisch, Mensch!«, führ Hrathen ihn an. »Zehn Jahre inmitten der arelischen Heiden können Euch doch wohl nicht so sehr korrumpiert haben, dass Ihr Eure Muttersprache vergessen habt, oder?«

»Nein, nein, Euer Gnaden«, erwiderte Fjon, wobei er von Aonisch zu Fjordellisch wechselte. »Aber ich ...«

»Genug«, unterbrach Hrathen ihn erneut. »Ich habe Befehle vom Wyrn persönlich. Ihr habt viel zu viel Zeit in der arelischen Kultur verbracht - Ihr habt Eure heilige Berufung vergessen und seid nicht in der Lage, für das Wachstum von Jaddeths Reich zu sorgen. Diese Menschen brauchen keinen Freund; sie brauchen einen Priester. Einen derethischen Priester. Man könnte glauben, Ihr wärt korathisch, wenn man Euch zusieht, wie Ihr Euch beim Volk anbietet. Wir sind nicht hier, um die Menschen zu lieben; wir sind hier, um ihnen zu helfen. Ihr werdet also abreisen.« Fjon sank mit aufgerissenen Augen und kraftlosen Gliedern gegen einen



der Pfeiler des Saales. »Aber wer wird in meiner Abwesenheit der Oberarteth der Kapelle sein, Mylord? Die anderen Artethen verfügen über so wenig Erfahrung.«

»Wir befinden uns an einem historischen Wendepunkt, Arleth«, sagte Hrathen. »Ich werde persönlich in Arelon bleiben, um unser Werk hier voranzutreiben. Möge Jaddeth mir Erfolg gewähren.«

Fr hatte auf ein Arbeitszimmer mit schönerer Aussicht gehofft, doch die Kapelle, so majestätisch sie auch sein mochte, besaß nur ein Stockwerk. Glücklicherweise waren die Anlagen gepflegt, und von seinem - ehemals Fjons - Arbeitszimmer sah man auf adrett gestutzte Hecken und sorgfältig angelegte Blumenbeete hinaus. Nachdem er die Wände von den Gemälden - hauptsächlich bäuerlichen Idyllen - befreit und Fjons umfangreiche persönliche Habe entfernt hatte, war der Raum nun beinahe so würdevoll und ordentlich, wie es einem derethischen Gyorn angemessen war. Jetzt fehlten nur noch ein paar Gobelins und vielleicht ein oder zwei Schilde.

Vor sich hin nickend wandte Hrathen seine Aufmerksamkeit wieder der Schriftrolle auf seinem Schreibtisch zu. Seine Befehle. Er wagte kaum, sie in seinen Händen zu halten. Wieder und wieder las er still die Worte und prägte seiner Seele sowohl ihre physische Gestalt als auch ihre theologische Bedeutung ein.

»Mylord ... Euer Gnaden?«, fragte eine leise Stimme auf Fjordellisch. Hrathen hob den Blick. Fjon betrat das Zimmer und kauerte sich dann demütig nieder, die Stirn am Boden. Hrathen gestattete sich ein Lächeln, da er wusste, dass der reuige Arteth sein Gesicht nicht sehen konnte. Vielleicht gab es doch noch Hoffnung für Fjon.

»Sprecht«, sagte Hrathen.

»Ich habe gefehlt, Mylord. Ich habe den Plänen unseres Herrn Jaddeth zuwidergehandelt.«

»Eure Sünde war die Selbstgefälligkeit, Arteth. Zufriedenheit hat mehr Nationen zerstört als jedes Heer, und sie hat die Seelen von mehr Menschen gefordert als selbst die elantrischen Ketzereien.«

»Sehr wohl, Mylord.«

»Ihr müsst dennoch abreisen, Arteth«, sagte Hrathen.

Der Mann ließ die Schultern leicht hängen. »Gibt es für mich denn keinerlei Hoffnung, Mylord?«

»Aus Euch spricht arelische Torheit, Arteth, nicht fjordellischer Stolz.« Hrathen griff nach unten und packte den Mann an der Schulter. »Erhebt Euch, mein Bruder!«, befahl er.

Fjon blickte empor, und in seine Augen kehrte Hoffnung zurück.

»Euer Geist mag von arelischem Gedankengut befleckt worden sein, aber Eure Seele ist immer noch fjordellisch. Ihr gehört Jaddeths auserwähltem Volk an - es gibt für alle Fjordeller einen Platz in seinem Reich, um ihm zu dienen. Kehrt in unsere Heimat zurück und begeben Euch in ein Kloster, um Euch wieder mit den Dingen vertraut zu machen, die Ihr vergessen habt. Dann wird sich Euch eine andere Möglichkeit eröffnen, dem Reich zu dienen.«

»Sehr wohl, Mylord.«

Hrathens Griff wurde fester. »Begrift dies, bevor Ihr abreist, Arteth. Meine Ankunft ist ein größerer Segen, als Ihr wissen könnt. Jaddeths Wirken ist Euch nicht in seiner Gesamtheit einsichtig. Maßt Euch nicht an, die Absichten unseres Gottes durchschauen zu wollen.« Er hielt inne und erwog seinen nächsten Schritt. Seine Entscheidung war rasch gefällt: Dieser Mann war immer noch von Wert. Hrathen bot sich die einmalige Gelegenheit, auf einen Schlag einen Großteil der arelischen Verirrung wiedergutzumachen, die Fjons Seele befallen hatte. »Seht dort auf dem Tisch, Arteth. Lest die Schriftrolle.«

Fjon blickte zu dem Schreibtisch hinüber, und seine Augen landeten die Rolle, die darauf lag. Hrathen ließ die Schulter des Mannes los und gestattete ihm, um den Schreibtisch zu gehen und das Schreiben zu lesen.

»Das ist das offizielle Siegel des Wyrns persönlich!«, sagte Fjon und griff nach der Schriftrolle.

»Nicht nur das Siegel, Arteth«, sagte Hrathen. »Es ist auch seine Unterschrift. Das Dokument, das Ihr in Händen haltet, ist von Seiner Heiligkeit höchstpersönlich verfasst worden. Es ist nicht einfach nur ein Brief, es ist heilige Schrift.«

Fjon riss die Augen auf, und seine Finger begannen zu zittern. »Vom Wyrn höchstpersönlich?« Als ihm schließlich vollkommen bewusst wurde, was er da in seinen unwürdigen Händen hielt, ließ er das Pergament mit einem leisen Stöhnen auf den Schreibtisch fallen. Doch sein Blick war unverwandt auf den Brief gerichtet. Gebannt verschlang

er die Worte, als sei er ein verhungerner Mann, dem man ein Bratenstück vorgesetzt hatte. Nur wenige Leute erhielten je die Gelegenheit, Worte zu lesen, die Jaddeths Prophet und Heiliger Kaiser niedergeschrieben hatte.

Hrathen gewährte dem Priester Zeit, die Schriftrolle zu lesen, wieder zu lesen und noch einmal zu lesen. Als Fjon endlich den Blick hob, spiegelte sich Verständnis - und Dankbarkeit - in seinen Zügen. Der Mann war nicht dumm. Er wusste, was die Befehle ihm abverlangt hätten, wenn er weiter für Kae verantwortlich gewesen wäre.

»Danke«, murmelte Fjon.

Hrathen nickte huldvoll. »Hättet Ihr es tun können? Hättet Ihr des Wyrns Befehle befolgen können?«

Fjon schüttelte den Kopf, den Blick erneut auf das Pergament gerichtet.

»Nein, Euer Gnaden. Ich hätte nicht ... ich hätte mein Amt nicht ausüben - hätte noch nicht einmal denken können -, solange das da auf meinem Gewissen lastet. Ich beneide Euch nicht um Eure Stellung, Mylord. Nicht mehr.«

»Kehrt mit meinem Segen nach Fjorden zurück, Bruder«, sagte Hrathen und zog einen kleinen Briefumschlag aus einer Tasche, die auf dem Tisch lag. »Gebt dies hier den dortigen Priestern. Es ist ein Brief von mir, in dem steht, dass Ihr Eure Versetzung mit der Bereitwilligkeit angenommen habt, die sich für einen Diener Jaddeths geziemt. Sie werden dafür sorgen, dass Ihr einem Kloster zugewiesen werdet. Vielleicht wird man Euch eines Tages wieder erlauben, einer Kapelle vorzustehen - einer, die sich innerhalb der Grenzen Fjordens befindet.«

»Sehr wohl, Mylord. Danke, Mylord.«

Fjon entfernte sich und schloss die Tür hinter sich. Hrathen trat an seinen Schreibtisch und zog aus der Tasche mit seinen Briefen einen anderen Umschlag, der genau wie derjenige aussah, den er Fjon gegeben hatte. Einen Moment lang hielt er ihn in der Hand, dann entzündete er ihn über einer der Kerzen auf dem Schreibtisch. Die Worte, die darin geschrieben standen und Arteth Fjon als Verräter und Abtrünnigen verurteilten, würde nie jemand lesen. Und der arme, liebenswürdige Arteth würde niemals wissen, in welcher großen Gefahr er geschwebt hatte.

»Mit Eurer Erlaubnis, Mylord Gyorn«, sagte der sich verneigende Priester, ein unbedeutender Dorven, der über zehn Jahre lang unter Fjon

gedient hatte. Hrathen gab dem Mann mit einem Wink zu verstehen, dass er sich zurückziehen dürfe. Die Tür schloss sich leise, nachdem der Priester das Zimmer rückwärts verlassen hatte.

Fjon hatte bei seinen Untergebenen ernsthaften Schaden angerichtet. Selbst eine kleine Schwäche konnte im Laufe von zwei Jahrzehnten große Makel heraufbeschwören, und Fjons Probleme waren alles andere als klein gewesen. Der Mann war so nachsichtig gewesen, dass es geradezu an Ungeheuerlichkeit grenzte. Er hatte eine Kapelle ohne jegliche Ordnung geleitet und sich der arelischen Kultur gebeugt, anstatt den Menschen Stärke und Disziplin zu bringen. Die Hälfte der Priester, die in Kae dienten, waren hoffnungslos verdorben, darunter Männer, die sich erst seit einem halben Jahr in der Stadt aufhielten. Im Laufe der nächsten paar Wochen würde Hrathen eine ganze Schar Priester nach Fjorden zurückschicken. Von den Übrigen würde er einen zum Oberartethen ernennen müssen, auch wenn die Auswahl nicht groß wäre. Es klopfte an der Tür. »Herein«, sagte Hrathen. Er war dabei, einen Priester nach dem anderen zu empfangen, um sich einen Überblick über das Ausmaß ihrer Verunreinigung zu verschaffen. Bisher war er noch nicht oft beeindruckt gewesen.

»Arteth Dilaf«, stellte sich der Priester beim Betreten des Zimmers vor. Hrathen sah auf. Der Name und die Worte waren fjordellisch, aber der Mann sprach mit einem leichten Akzent. Beinahe klang es ... »Ihr seid arelisch?«, fragte Hrathen überrascht.

Der Priester verbeugte sich mit der angemessenen Demut, doch seine Augen blickten trotzig.

»Wie seid Ihr derethischer Priester geworden?«, erkundigte sich Hrathen. »Ich wollte dem Reich dienen«, erwiderte der Mann mit leiser, jedoch inbrünstiger Stimme. »Jaddeth hat mir eine Möglichkeit eröffnet.« *Nein*, stellte Hrathen fest. *In den Augen des Mannes ist kein Trotz - sondern religiöser Eifer.* Im derethischen Glauben stieß man nicht häufig auf fanatische Eiferer. Derartige Menschen fühlten sich eher von der rasenden Gesetzlosigkeit der jeskerischen Mysterien angezogen als von der Glaubensgemeinschaft des Shu-Dereth mit ihrer militaristisch geordneten Hierarchie. Doch im Antlitz dieses Mannes loderte fanatische Leidenschaft. Das war an sich nicht schlecht: Während Hrathen selbst einen solchen Mangel an Selbstbeherrschung verächtlich von sich wies,

hatten sich Eiferer schon des Öfteren als nützliche Werkzeuge erwiesen.

»Jaddeth eröffnet immer eine Möglichkeit, Arteth«, sagte Hrathen vorsichtig. »Drückt Euch genauer aus.«

»Vor zwölf Jahren bin ich in Duladel einem derethischen Artethen begegnet. Er hat zu mir gepredigt, und ich habe geglaubt. Er hat mir Ausgaben des *Do-Keseg* und des *Do-Dereth* gegeben, und ich habe beides in einer einzigen Nacht gelesen. Der heilige Arteth sandte mich nach Arelon zurück, wo ich helfen sollte, die Menschen in meinem Heimatland zu bekehren, und ich habe mich in Rain niedergelassen. Dort habe ich sieben Jahre lang gelehrt, bis zu dem Tag, als mir zu Ohren kam, dass man in Kae selbst eine derethische Kapelle errichtet hatte. Ich überwand meinen Hass auf die Elantrier, von denen ich weiß, dass der Heilige Jaddeth sie mit einer ewigen Strafe niedergestreckt hat, und bin hergekommen, um mich meinen fjordellischen Brüdern anzuschließen. Meine Bekehrten habe ich mitgebracht. Gut die Hälfte der Gläubigen in Kae ist mir aus Rain gefolgt.

Fjon war von meinem emsigen Eifer beeindruckt. Er hat mich zum Artethen ernannt und mir gestattet, weiter zu lehren.«

Nachdenklich rieb Hrathen sich das Kinn und betrachtete den arelischen Priester. »Ihr wisst, dass Arteth Fjon nicht rechtens gehandelt hat.«

»Ja, Mylord. Ein Arteth kann keinen anderen zum Artethen berufen. Wenn ich zum Volk spreche, bezeichne ich mich selbst nie als derethischen Priester, sondern als Lehrer.«

*Als sehr guten Lehrer*, gab Dilafs Tonfall zu verstehen. »Was habt Ihr von Arteth Fjon gehalten?«, wollte Hrathen wissen.

»Er war ein disziplineloser Narr, Mylord. Seine Nachlässigkeit ist schuld daran, dass Jaddeths Königreich in Arelon nicht gedeihen konnte, und hat unsere Religion zum Gespött gemacht.«

Hrathen lächelte: Obgleich Dilaf nicht dem auserwählten Volk angehörte, war er offensichtlich ein Mann, der die Doktrin und Kultur seiner Religion verstand. Allerdings konnte solche Inbrunst gefährlich sein. Dilaf schien die wilde Leidenschaft in seinen Augen kaum im Zaum halten zu können. Entweder würde Hrathen sehr genau auf den Artethen Acht haben oder sich seiner entledigen müssen.

»Anscheinend hat Arteth Fjon aber doch eine Sache richtig gemacht, selbst wenn er eigentlich nicht die Autorität dazu hatte«, sagte Hrathen.

Bei diesen Worten glühten Dilafs Augen noch intensiver. »Ich ernenne Euch zu einem vollständigen Artethen, Dilaf.«

Dilaf verbeugte sich, bis sein Kopf den Boden berührte. Seine Verhaltensweisen waren absolut fjordellisch, und Hrathen hatte noch nie zuvor einen Ausländer die Heilige Sprache so gut sprechen hören. Dieser Mann konnte sich in der Tat als brauchbar erweisen; schließlich war ein Kritikpunkt, der immer wieder gegen den Shu-Dereth angeführt wurde, dass Fjordeller bevorzugt wurden. Ein arelischer Priester konnte helfen zu beweisen, dass alle in Jaddeths Reich willkommen waren - selbst wenn die Fjordeller am allerwillkommensten waren.

Hrathen beglückwünschte sich selbst, solch ein nützliches Werkzeug geschaffen zu haben. Er war vollkommen zufrieden, bis Dilaf aus seiner Verbeugung hochblickte. Die Leidenschaft war immer noch in Dilafs Augen - doch etwas anderes ebenfalls. Ehrgeiz. Hrathen runzelte leicht die Stirn und fragte sich, ob er soeben manipuliert worden war oder nicht.

Ihm blieb keine andere Wahl. »Arteth, seid Ihr schon als jemandes Odiv eingeschworen?«

Überraschung. Dilaf riss die Augen auf, während er zu Hrathen emporstarrte. Darin spiegelte sich Unsicherheit. »Nein, Mylord.«

»Gut. Dann werde ich Euch zu meinem machen.«

»Mylord ... ich bin natürlich Euer ergebenster Diener.«

»Ihr werdet mehr als das sein, Arteth«, sagte Hrathen, »wenn Ihr mein Odiv seid und ich Euer Hroden. Ihr werdet mir gehören, mit Herz und Seele. Wenn Ihr Jaddeth folgt, dann folgt Ihr ihm *durch mich*. Wenn Ihr dem Reich dient, dann unter mir. Was immer Ihr denkt, tut oder sagt, wird meiner Führung unterliegen. Habe ich mich verständlich ausgedrückt?«

Feuer loderte in Dilafs Augen. »Ja«, zischte er. Der Eifer des Mannes verbot es ihm, ein solches Angebot abzulehnen. Obwohl sich nichts an seinem niederen Rang als Arteth ändern würde, würden Dilafs Macht und Ansehen als Odiv eines Gyorns enorm wachsen. Er *würde* Hrathens Sklave sein, wenn dieses Sklavendasein ihn voranbrachte. Es war eine sehr fjordellische Handlungsweise - Ehrgeiz war das einzige Gefühl, das Jaddeth ebenso bereitwillig hinnahm wie Frömmigkeit.

»Gut«, sagte Hrathen. »Dann lautet dein erster Befehl, dem Priester Fjon

zu folgen. Er sollte in diesem Augenblick an Bord des Schiffes nach Fjorden gehen. Du sollst sicherstellen, dass dem auch so ist. Sollte Fjon aus irgendeinem Grund von Bord gehen, bringe ihn um.«

»Ja, mein Gyorn.« Dilaf eilte aus dem Zimmer. Endlich hatte er ein Ventil für seinen Eifer gefunden.

Hrathen würde fortan lediglich dafür Sorge tragen müssen, dass dieser Eifer in die richtigen Bahnen gelenkt wurde.

Nachdem der arelische Mann fort war, stand Hrathen einen Moment lang da. Dann schüttelte er den Kopf und drehte sich zu seinem Schreibtisch um. Die Schriftrolle lag immer noch dort, wo sie Fjon aus dessen unwürdigen Fingern gegliiten war. Lächelnd griff Hrathen danach, wobei er das Schriftstück voll Ehrfurcht berührte. Er war kein Mann, der sich an Besitztümern ergötzte; er hatte weitaus Größeres im Sinn als die bloße Anhäufung nutzlosen materiellen Tands. Allerdings fiel Hrathen gelegentlich ein so einzigartiger Gegenstand in die Hände, dass allein schon das Bewusstsein, ihn zu besitzen, einen köstlichen Schatz darstellte. Solch einen Gegenstand besaß man nicht aufgrund seines Nutzens oder um andere damit zu beeindrucken, sondern weil sein Besitz ein Privileg war. Die Schriftrolle war ein solcher Gegenstand.

Der Wyrn hatte sie vor Hrathens Augen eigenhändig geschrieben. Es war eine Offenbarung, die direkt von Jaddeth kam; heilige Schrift, die für einen einzigen Mann bestimmt war. Nur wenige Leute begegneten Jaddeths Gesalbtem je persönlich, und selbst die Gyorne erhielten selten Privataudienzen. Seine Befehle direkt von des Wyrns Hand zu empfangen ... Eine erlesenere Erfahrung gab es nicht.

Hrathen ließ erneut den Blick über die heiligen Worte schweifen, obwohl längst jedes Detail in seinem Gedächtnis verankert war.

Siehe die Worte Jaddeths, durch Seinen Diener Wyrn Wulfden den Vierten, Kaiser und König.

Hohepriester und Sohn, dein Wunsch sei dir gewährt. Gehe hin zu den heidnischen Völkern des Westens und spreche ihnen meine letzte Warnung aus, denn obschon mein Reich ewig währt, wird meine Geduld bald zu Ende sein. Nicht viel länger werde ich in einem Grab aus Fels schlummern. Der Tag des Reiches steht unmittelbar bevor, und mein Ruhm soll bald erglänzen wie eine zweite Sonne, die von Fjorden her erstrahlt.

Die heidnischen Nationen Arelon und Teod sind nun schon viel zu lange schwarze Narben auf meinem Land. Dreihundert Jahre lang haben meine Priester inmitten derjenigen gedient, die den Makel von Elantris tragen, und nur wenige haben ihren Ruf vernommen. Wisse dies, Hohepriester: Meine gläubigen Krieger sind bereit und warten nur das Wort meines Wyrns ab. Du hast drei Monate, um dem Volk von Arelon deine Prophezeiungen kundzutun. Nach Ablauf dieser Frist werden die heiligen Soldaten aus Fjorden wie Raubtiere auf der Jagd über das Land herfallen und denjenigen, die nicht auf meine Worte hören, ihr unwürdiges Leben entreißen. Nur drei Monate werden vergehen, bevor alle, die sich meinem Reich entgegenstellen, der Zerstörung anheimfallen.

Die Zeit meiner Auferstehung naht, mein Sohn. Sei beherzt und sei emsig.

Worte Jaddeths, des Herrn aller Schöpfung, durch seinen Diener Wyrn Wulfden den Vierten, Kaiser von Fjorden, Prophet des ShuI Hueth, Herrscher über Jaddeths Heiliges Reich und Regent über alle Schöpfung.

Die Zeit war endlich gekommen. Nur zwei Nationen leisteten noch Widerstand. Fjorden war wieder zu seinem alten Ruhm aufgestiegen, einem Ruhm, den es vor Hunderten von Jahren eingebüßt hatte, als das Erste Reich zusammengebrochen war. Wieder einmal waren Arelon und Teod die einzigen beiden Königreiche, die sich der fjordellischen Herrschaft widersetzten. Diesmal würde Fjorden, mit der Kraft von Jaddeths heiligem Ruf in seinem Rücken, den Sieg davontragen. Und sobald die gesamte Menschheit unter des Wyrns Herrschaft vereint war, konnte Jaddeth von seinem Thron unter der Erde emporsteigen und in aller Herrlichkeit regieren.

Und Hrathen wäre dies dann zu verdanken. Die Bekehrung von Arelon und Teod war seine dringliche Pflicht. Ihm blieben drei Monate, um die religiöse Haltung einer ganzen Kultur zu ändern. Es war eine gewaltige Aufgabe, doch es war lebenswichtig, dass es ihm gelang. Wenn nicht, würden Fjordens Armeen jedes Lebewesen in Arelon vernichten, und Teod würde bald folgen. Die beiden Länder waren zwar durch das Meer voneinander getrennt, hatten jedoch Rasse, Religion und Eigensinn gemeinsam.



Die Leute mochten sich noch nicht darüber im Klaren sein, aber Hrathen war das Einzige, was zwischen ihnen und der vollständigen Vernichtung stand. Sie hatten sich Jaddeth und dessen auserwähltem Volk schon viel zu lange widersetzt.

Hrathen war ihre letzte Chance.

Eines Tages würden sie ihn ihren Erlöser nennen.

## Kapitel 4

Die Frau schrie, bis die Erschöpfung sie übermannte; sie rief um Hilfe, um Gnade, nach Domi. Sie hieb auf das breite Tor ein, und ihre Fingernägel hinterließen Spuren in der Schmutzschicht. Schließlich glitt sie kraftlos zu Boden, ihr Leib gelegentlich von Schluchzern erschüttert. Der Anblick ihrer Qualen erinnerte Raoden an seine eigenen Schmerzen - das heftige Stechen in seinem Zeh, den Verlust seines Lebens draußen. »Viel länger werden sie nicht warten«, flüsterte Galladon, der Raoden fest am Arm gepackt hatte, um ihn zurückzuhalten.

Schließlich erhob sich die Frau auf wackeligen Beinen. Sie sah benommen aus und schien kaum zu wissen, wo sie sich befand. Dann tat sie einen einzigen, unsicheren Schritt nach links, wobei sie sich mit der Hand an der Mauer abstützte, als spende sie ihr Trost, als sei die Mauer eine Verbindung zur Außenwelt anstatt der Barriere, die sie von ihr trennte.

»Das war's«, meinte Galladon.

»Einfach so?«, fragte Raoden.

Galladon nickte. »Sie hat gut gewählt, oder besser gesagt, so gut es eben geht. Sieh nur!«

Schatten regten sich in einer Gasse, die sich genau an der gegenüberliegenden Seite des Platzes befand. Raoden und Galladon beobachteten das Ganze von einem der vielen auffälligen Steinbauten aus, die den großen Platz am Stadttor von Elantris säumten. Aus den Schatten schälte sich eine Gruppe Männer, die sich der Frau mit energischen, kontrollierten Schritten näherten und sie umzingelten. Einer streckte die Hand aus und nahm ihr den Korb mit den Opfergaben ab. Die Frau hatte keine Kraft mehr, um Widerstand zu leisten; sie brach einfach erneut zusammen. Galladons Finger gruben sich in Raodens Schulter, als es diesen unwillkürlich vorwärts zog, weil er nach draußen stürmen und den Dieben die Stirn bieten wollte.

»Keine gute Idee. Kolo?«, flüsterte Galladon. »Heb dir deinen Mut für dich selbst auf. Wenn dir ein geprellter Zeh schon beinahe den Garaus gemacht hat, dann stell dir bloß einmal vor, wie es sich anfühlen muss, einen Schlag von einem dieser Knüppel auf deinen tapferen kleinen Kopf

abzubekommen.«

Raoden nickte und entspannte sich wieder. Die Frau war ausgeraubt worden, doch es sah nicht so aus, als schwebe sie weiterhin in Gefahr. Dennoch tat es weh, sie zu beobachten, sie war kein junges Mädchen mehr, sondern wies die kräftige Figur einer Frau auf, die schon etliche Kinder zur Welt gebracht hatte und daran gewöhnt war, einen Haushalt zu führen. Eine Mutter, keine Maid. Die stark ausgeprägten Linien in ihrem Gesicht zeugten von hart erworbenem Wissen und Mut; und irgendwie machte dieser Umstand es so schwer, ihr zuzusehen. Wenn sich eine solche Frau von Elantris besiegen ließ, welche Hoffnung gab es dann für Raoden?

»Ich habe dir doch gesagt, dass sie eine gute Wahl getroffen hat«, fuhr Galladon fort. »Sie mag um ein paar Pfund Nahrung erleichtert worden sein, aber sie ist unverletzt. Wenn sie sich hingegen nach rechts gewandt hätte - wie du es getan hast, Sule - wäre sie Shaors Männern auf Gedeih und Verderb ausgeliefert gewesen. Wenn sie geradeaus gegangen wäre, hätte Aanden ein Anrecht auf ihre Opfertgaben gehabt. Links abzubiegen ist definitiv am besten. Karatas Männer nehmen dir zwar deine Nahrungsmittel ab, aber sie tun dir nur in seltenen Fällen weh. Es ist besser, Hunger zu leiden, als die nächsten paar Jahre mit einem gebrochenen Arm herumzulaufen.«

»Die nächsten paar Jahre?«, fragte Raoden, der sich von dem Platz abwandte, um seinen großen, dunkelhäutigen Begleiter anzusehen. »Du hast doch gesagt, unsere Verletzungen würden uns bis in alle Ewigkeit bleiben.«

»Das nehmen wir nur an, Sule. Zeige mir einen Elantrier, der vor Ablauf der Ewigkeit nicht den Verstand verloren hat, dann können wir die Theorie vielleicht beweisen.«

»Wie lange halten die Leute hier drinnen für gewöhnlich durch?«

»Ein Jahr, vielleicht zwei«, sagte Galladon.

»Was?«

»Hast wohl geglaubt, wir seien unsterblich, was? Bloß weil wir nicht altern, sollen wir für immer existieren?«

»Ich weiß nicht«, entgegnete Raoden. »Ich dachte, du hast gesagt, wir können nicht sterben.«

»Können wir auch nicht«, erwiderte Galladon. »Aber die Schnitte, die

Blutergüsse, die geprellten Zehen ... das summiert sich. Irgendwann kann man einfach nicht mehr.«

»Sie bringen sich um?«, wollte Raoden leise wissen.

»Das geht nicht. Nein, die meisten liegen herum und murmeln oder schreien vor sich hin. Die armen Rulos.«

»Wie lange bist du denn schon hier?«

»Ein paar Monate.«

Diese Erkenntnis war ein Schock für Raoden, wenn auch bei Weitem nicht der erste, der ihn hier in Elantris ereilt hatte. Er war davon ausgegangen, dass Galladon mindestens schon ein paar Jahre Elantrier war. Der Dula sprach von seinem Leben in Elantris, als sei er hier bereits seit Jahrzehnten zuhause, und sein Geschick, sich in der gewaltigen Stadt zurechtzufinden, war beeindruckend.

Raoden blickte zu dem Platz zurück, doch die Frau war bereits verschwunden. Vielleicht war sie eine Dienstmagd im Palast seines Vaters gewesen oder die Gattin eines reichen Kaufmanns oder eine einfache Hausfrau. Die Shaod achtete nicht auf Klassenzugehörigkeit, sondern schlug in sämtlichen Schichten gleichermaßen zu. Nun war die Frau verschwunden und hatte den gähnenden Höllenschlund Elantris betreten. Er hätte ihr irgendwie helfen müssen!

»All das für einen einzigen Brotlaib und ein bisschen welches Gemüse«, murmelte Raoden.

»Jetzt kommt es dir vielleicht noch nicht wie viel vor, aber warte mal ein paar Tage ab. Die einzige Nahrung, die an diesen Ort gelangt, stammt von den Neuankömmlingen. Warte nur, Sule. Du wirst das Verlangen schon auch noch spüren. Man muss wahrlich ein starker Mann sein, um dem Ruf des Hungers zu widerstehen.«

»Dir gelingt es«, gab Raoden zu bedenken.

»Nicht sonderlich gut. Außerdem bin ich erst seit ein paar Monaten hier. Unmöglich zu sagen, zu welchen Untaten der Hunger mich in einem Jahr treiben wird.«

Raoden stieß ein Schnauben aus. »Warte aber wenigstens den Ablauf meiner dreißig Tage ab, bevor du zu einem primitiven Untier wirst, wenn es dir nichts ausmacht. Ich würde mich sehr ärgern, wenn ich das Gefühl hätte, mein Stück Rindfleisch zum Fenster hinausgeworfen zu haben.« Einen Augenblick hielt Galladon inne, dann lachte er. »Macht dir denn

gar nichts Angst, Sule?«

»Im Grunde macht mir hier so ziemlich alles Angst. Ich bin bloß gut darin, den Umstand zu ignorieren, dass ich völlig verängstigt bin. Sollte mir jemals klar werden, wie verängstigt ich bin, wirst du mich wahrscheinlich dort hinten in der Ecke finden, wie ich gerade versuche, mich unter den Pflastersteinen zu verkriechen. Nun erzähl mir aber mehr von diesen Banden.«

Galladon zuckte mit den Schultern, trat von der kaputten Tür zurück und zog einen Stuhl von der Wand. Er betrachtete die Stuhlbeine mit kritischem Blick und setzte sich dann vorsichtig. Es gelang ihm gerade noch, sich wieder aufzurichten, als die Holzbeine unter seinem Gewicht zerbarsten. Angewidert schleuderte er den Stuhl fort und ließ sich auf dem Boden nieder.

»Es gibt drei Bezirke in Elantris, Sule, und drei Banden. Der Marktbezirk wird von Shaor beherrscht.

Du bist gestern ein paar von seinen Höflingen begegnet, auch wenn sie zu sehr damit beschäftigt waren, den Dreck von deinen Opfergaben zu lecken, um sich vorzustellen. Im Palastbezirk trifft man Karata an; sie ist diejenige, die die Frau heute auf so höfliche Weise um ihr Essen erleichtert hat. Als Letztes ist da noch Aanden. Er verbringt den Großteil seiner Zeit im Universitätsbezirk.«

»Ein Gelehrter?«

»Nein, ein Opportunist. Er war der Erste, dem in den Sinn kam, dass viele ältere Texte in der Bibliothek auf tierischem Pergament stehen. Die Klassiker von gestern sind zum Mittagessen von morgen geworden.

Kolo?«

»Idos Domi!«, fluchte Raoden. »Das ist grauenhaft! Die alten Schriftrollen von Elantris sollen unzählige Originale umfassen. Sie sind von unschätzbarem Wert!«

Galladon bedachte ihn mit einem gequälten Blick. »Sule, muss ich meine Predigt über das Hungern wiederholen? Was bringt schon Literatur, wenn dein Bauch so wehtut, dass dir die Tränen in die Augen steigen?«

»Das ist doch kein Argument! Zweihundert Jahre alte Lammlederrollen schmecken gewiss nicht berauschend.«

Galladon zuckte mit den Achseln. »Besser als Dreck. Jedenfalls sind Aanden vor ein paar Monaten die Schriftrollen ausgegangen. Sie haben

versucht, Bücher zu kochen, aber das hat nicht sonderlich gut funktioniert.«

»Es überrascht mich ja, dass sie nicht versucht haben, einander zu kochen.«

»Oh, das ist auch schon versucht worden«, sagte Galladon.

»Glücklicherweise geschieht während der Shaod etwas mit uns - anscheinend schmeckt das Fleisch eines Toten nicht allzu gut. Ja, es ist so schrecklich bitter, dass es niemand bei sich behalten kann.«

»Es ist reizend, dass die Alternative des Kannibalismus auf so logische Weise ausgeschlossen worden ist«, versetzte Raoden trocken.

»Ich habe es dir doch gesagt, Sule. Der Hunger treibt die Menschen zu den eigenartigsten Dingen.«

»Und das rechtfertigt es?«

Klug wie er war, antwortete Galladon nicht.

Raoden fuhr fort: »Du sprichst von Hunger und Schmerz, als seien das Gewalten, denen man nicht standhalten könnte. Alles ist gerechtfertigt, solange einen der Hunger dazu getrieben hat - man nehme uns unsere Behaglichkeit, und schon werden wir zu Tieren.«

Galladon schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid, Sule, aber so laufen die Dinge nun einmal.«

»Nicht unbedingt.«

Zehn Jahre waren keine derart lange Zeit. Trotz Arelons schwüler Luftfeuchtigkeit hätte es länger dauern müssen, bis die Stadt derart verfallen war. Elantris sah aus, als sei es vor Jahrhunderten verlassen worden. Das Holz verrottete, Mörtel und Ziegelsteine zerfielen - selbst steinerne Gebäude fingen schon zu zerbröckeln an. Und alles wurde von der allgegenwärtigen dunklen Schmutzschicht überzogen.

Langsam gewöhnte Raoden sich daran, auf dem glitschigen, unebenen Kopfsteinpflaster zu gehen. Er versuchte sich von dem Schmutz rein zu halten, was sich jedoch als unmögliches Unterfangen erwies.

Jede Mauer, an der er entlangstrich, und jede Kante, an der er sich festhielt, hinterließen ihre Spuren. Die beiden Männer schlenderten langsam eine breite Straße entlang; diese Hauptverkehrsader war viel größer als jede vergleichbare Straße in Kae. Elantris war nach gewaltigen Maßstäben erbaut worden, und während die Größe schon von draußen einschüchternd gewirkt hatte, dämmerte es Raoden erst jetzt,

wie riesig die Stadt tatsächlich war. Galladon und er waren nun schon stundenlang unterwegs, und laut dem Dula befanden sie sich immer noch ein gutes Stück von ihrem Ziel entfernt.

Doch die beiden beeilten sich nicht. Das war eine der ersten Lektionen, die Galladon ihm erteilt hatte: In Elantris nahm man sich Zeit. Sämtliche Handlungen des Dulas erfolgten mit äußerster Präzision, seine Bewegungen waren entspannt und besonnen. Der leichteste Kratzer, egal wie geringfügig er sein mochte, vergrößerte die Schmerzen eines Elantriers. Je umsichtiger man war, desto länger würde man nicht den Verstand verlieren. Also folgte Raoden Galladon und versuchte, dessen wohlbedachten Gang nachzuahmen. Jedes Mal, wenn Raoden das Gefühl beschlich, dass diese Vorsicht übertrieben war, musste er bloß eine der zahlreichen Gestalten betrachten, die zusammengekauert in der Gosse und an Straßenecken lagen, und seine Entschlossenheit kehrte wieder zurück.

Galladon nannte sie die Hoed: diejenigen Elantrier, die den Schmerzen erlegen waren. Nachdem sie wahnsinnig geworden waren, bestand ihr Leben nur mehr aus ständigen, unerbittlichen Qualen. Sie bewegten sich kaum; allerdings verfügten manche über ausreichend primitive Instinkte, um zusammengekauert im schützenden Schatten zu verharren. Die meisten von ihnen verhielten sich leise, auch wenn nur wenige völlig still waren. Im Vorübergehen konnte Raoden ihr Gemurmel, Schluchzen und Gewinsel hören. Die meisten schienen Wörter und Sätze zu wiederholen, ein Mantra, das ihr Leiden begleitete.

»Domi, Domi, Domi ...«

»So schön, einst so wunderschön ...«

»Aufhören, aufhören, aufhören. Es soll aufhören ...«

Raoden zwang sich, nicht auf die Worte zu achten. Seine Brust begann sich zusammenzuziehen, als leide er mit den jämmerlichen, gesichtslosen Wesen. Wenn er zu sehr auf sie achtete, würde er lange, bevor die Schmerzen ihn übermannten, den Verstand verlieren.

Doch wenn er seinen Gedanken freien Lauf ließ, wandten sie sich stets seinem Leben draußen zu.

Würden seine Freunde ihre heimlichen Treffen fortsetzen? Waren Kiin und Roial in der Lage, die Gruppe zusammenzuhalten? Und was war mit seinem besten Freund, Lukel? Raoden hatte kaum Gelegenheit gehabt,

dessen neue Frau kennenzulernen. Nun würde er niemals ihr erstes Kind zu Gesicht bekommen.

Schlimmer noch waren die Gedanken an seine eigene Hochzeit. Er war der Frau, die er heiraten sollte, nie persönlich begegnet, doch er hatte des Öfteren per Seon mit ihr gesprochen. War sie tatsächlich so geistreich und interessant, wie es den Anschein gehabt hatte? Er würde es niemals herausfinden. Iadon hatte Raodens Verwandlung wahrscheinlich vertuscht und so getan, als sei sein Sohn tot. Nun würde Sarene gar nicht erst nach Arelon kommen. Wenn sie die Neuigkeiten erfuhr, würde sie in Teod bleiben und sich einen anderen Bräutigam suchen.

*Wenn ich sie nur hätte treffen können, nur ein einziges Mal!* Doch solche Gedanken führten zu nichts. Jetzt war er Elantrier.

Stattdessen richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Stadt selbst. Es war schwer vorstellbar, dass Elantris einst die schönste Stadt in Opelon, ja wahrscheinlich auf der ganzen Welt gewesen war. Jetzt war nur der Schmutz zu sehen - die Fäulnis und der Verfall. Doch unter dem Dreck waren die Überbleibsel von Elantris' ehemaliger Größe. Ein Turm, die Überreste eines kunstvoll gearbeiteten Wandreliefs, prächtige Kapellen und gewaltige Herrenhäuser, Pfeiler und Torbogen. Vor zehn Jahren war die Stadt noch in ihrem eigenen mystischen Glanz erstrahlt, eine Stadt aus purem Weiß und Gold.

Niemand wusste, was die Reod hervorgerufen hatte. Es gab Leute, hauptsächlich derethische Priester, die annahmen, dass der Fall von Elantris Gottes Werk war. Die Elantrier vor der Reod hatten wie Götter gelebt; zwar hatten sie andere Religionen in Arelon zugelassen, doch sie hatten sie auf die gleiche Weise geduldet, wie ein Herr seinen Hund Essen auflecken lässt, das auf den Boden gefallen ist. Die Schönheit von Elantris, die Kräfte, über die seine Bewohner verfügt hatten, hatten das Volk in der Regel davon abgehalten, zum Shu-Keseg überzutreten. Warum eine unsichtbare Gottheit suchen, wenn man Götter vor der eigenen Nase leben hatte?

Es hatte mit einem Sturm angefangen, an so viel konnte sich sogar Raoden noch erinnern. Der Erdboden selbst war zerborsten, und im Süden hatte sich ein gewaltiger Abgrund aufgetan, während ganz Arelon bebte. Im Zuge der Zerstörung hatte Elantris seine Herrlichkeit eingebüßt. Die Elantrier hatten sich von glänzenden weißhaarigen Wesen



in Kreaturen mit fleckiger Haut und Glatzen verwandelt - wie Menschen, die an einer schrecklichen Krankheit litten, die bereits ihr Endstadium erreicht hatte. Elantris hatte zu leuchten aufgehört und war stattdessen dunkel geworden.

Und das hatte sich vor lediglich zehn Jahren zugetragen. Zehn Jahre waren keine derart lange Zeit.

Stein dürfte nicht nach nur einem Jahrzehnt der Verwahrlosung zerbröckeln. Der Schmutz hätte sich nicht so rasch anhäufen dürfen - nicht bei so wenigen Bewohnern, von denen sich ein Großteil kaum bewegen konnte. Es war, als sei Elantris vorsätzlich darauf aus zu sterben: eine Stadt, die Selbstmord beging.

»Der Marktbezirk von Elantris«, sagte Galladon. »Das hier war früher einer der prachtvollsten Marktplätze auf der ganzen Welt. Händler kamen von überall aus Opelon her, um den Elantriern ihre exotischen Waren zu verkaufen. Man konnte auch herkommen, um besonders luxuriöse elantrische Zauber zu erwerben. *Alles* haben sie nicht umsonst weggegeben. Kolo?«

Sie standen auf einem Gebäude mit flachem Dach; anscheinend hatten manche Elantrier Flachdächer den Spitz- oder Kuppeldächern vorgezogen, weil sich auf den ebenen Flächen Dachgärten anlegen ließen. Vor den beiden Männern lag ein Bezirk der Stadt, der auch nicht anders als der Rest von Elan Iris aussah: dunkel und im Verfall begriffen. Raoden konnte sich vorstellen, dass die Straßen einst mit den farbigen Segeltuchmarkisen von Straßenverkäufern geschmückt gewesen waren, doch nun legten nur noch ein paar schmutzbedeckte Lumpen davon Zeugnis ab.

»Können wir näher ran?«, fragte Raoden und lehnte sich über den Sims, um auf den Marktbezirk hinabzusehen.

»Kannst du machen, wenn du möchtest, Sule«, sagte Galladon abwägend. »Aber ich bleibe hier.

Shaors Männer machen gern Jagd auf Fremde. Das ist wahrscheinlich der einzige Spaß, der ihnen geblieben ist.«

»Dann erzähl mir etwas über Shaor selbst.«

Galladon zuckte mit den Achseln. »An einem Ort wie diesem suchen viele nach einem Anführer - jemandem, der ein wenig das Chaos abwehrt. Wie in jeder anderen Gesellschaft führen auch hier meist die

Stärksten das Kommando. Shaor hat Gefallen daran, andere zu kontrollieren, und aus irgendeinem Grund landen immer die wildesten und gewissenlosesten Elantrier bei ihm.«

»Und er bekommt die Opfertgaben von einem Drittel der Neuankömmlinge?«, wollte Raoden wissen.

»Na ja, Shaor selbst kümmert sich nur selten um derlei Dinge; aber ja, seine Gefolgsleute haben den Vorrang bei einem Drittel der Opfertgaben.«

»Wieso der Kompromiss?«, fragte Raoden. »Wenn Shaors Männer so unkontrollierbar sind, wie du angedeutet hast, was hat sie dann dazu gebracht, solch eine willkürliche Abmachung einzugehen?«

»Die anderen Banden sind genauso groß wie Shaors, Sule«, erklärte Galladon. »Draußen sind die meisten Menschen von unserer Unsterblichkeit überzeugt. Wir sind da realistischer. Man gewinnt fast nie eine Schlacht, ohne selbst ein paar Verletzungen davonzutragen, und hier können schon ein paar leichte Schnittwunden vernichtender und schmerzhafter sein als eine rasche Enthauptung. Shaors Männer sind wild, aber sie sind keine Narren. Sie lassen sich auf keinen Kampf ein, wenn sie nicht absolut in der Überzahl sind oder die Belohnung vielversprechend ist. Meinst du, es war deine Statur, die den Mann gestern davon abgehalten hat, dich anzugreifen?«

»Das weiß ich nicht genau«, gab Raoden zu.

»Selbst das kleinste Anzeichen, dass du dich zur Wehr setzen könntest, reicht schon aus, um diese Männer zu verscheuchen, Sule«, sagte Galladon. »Das Vergnügen, dich zu foltern, ist einfach nicht das Risiko wert, dass du einen Glückstreffer landen könntest.«

Bei dem Gedanken überlief Raoden ein Schauer. »Zeig mir, wo die anderen Banden leben.«

Die Universität und der Palast grenzten aneinander. Laut Galladon herrschte zwischen Karata und Aanden ein sehr ungemütlicher Waffenstillstand, und auf beiden Seiten waren normalerweise Wachen postiert. Wieder führte Raodens Begleiter ihn zu einem Gebäude mit flachem Dach. Eine nicht sehr vertrauenswürdig aussehende Treppe führte nach oben.

Doch nachdem sie die Treppe emporgestiegen waren - und Raoden beinahe gestürzt wäre, als eine der Stufen unter ihm nachgab -, musste er

zugeben, dass der Ausblick die Mühe wert gewesen war. Der Palast von Elantris war so gewaltig, dass er trotz des unvermeidlichen Zerfalls prachtvoll wirkte. Fünf Kuppeldächer krönten fünf Flügel, von denen jeder einen majestätischen Turm aufwies. Nur einer der Türme - der in der Mitte - war noch intakt, und er ragte hoch in die Luft empor und war bei Weitem das höchste Bauwerk, das Raoden je gesehen hatte.

»Es heißt, das sei genau die Mitte von Elantris«, sagte Gallailon, der in Richtung des Turmes nickte. »Früher konnte man die Treppenstufen erklimmen, die außen herumführen, und die gesamte Stadt überblicken. Heutzutage würde ich mich nicht hochwagen. Kolo?«

Die Universität war groß, aber weniger prachtvoll. Sie bestand aus fünf oder sechs langen, flachen Gebäuden und viel offenem Gelände, Bereichen, in denen sich wahrscheinlich einst Rasen oder Gärten befunden hatten - beides Dinge, die schon vor langer Zeit von den hungernden Bewohnern von Elantris bis auf die Wurzeln aufgegessen worden sein mussten.

»Karata ist gleichzeitig die strengste und nachsichtigste Bandenanführerin«, sagte Galladon und betrachtete die Universität. In seinen Augen war ein eigenartiges Leuchten, als erspäre er etwas, was Raoden nicht sehen konnte. Seine Beschreibung ging in dem für ihn typischen weitschweifigen Ton weiter, als sei sein Mund sich nicht der Tatsache bewusst, dass sein Besitzer mit den Gedanken ganz woanders war.

»Sie nimmt nicht oft neue Mitglieder in ihre Bande auf und ist extrem auf ihr Revier bedacht. Shaors Männer jagen dich vielleicht ein wenig, wenn du in sein Revier spazierst, aber nur, wenn ihnen danach ist. Karata duldet keine Eindringlinge. Wenn man Karata allerdings in Ruhe lässt, lässt sie einen auch in Ruhe, und sie fügt Neuankömmlingen nur selten Schaden zu, wenn sie ihnen ihr Essen raubt. Du hast sie vorhin zu Gesicht bekommen; sie nimmt die Nahrungsmittel immer persönlich entgegen. Vielleicht vertraut sie ihren Untergebenen nicht genug, um es ihnen zu überlassen.«

»Vielleicht«, sagte Raoden. »Was weißt du sonst noch über sie?«

»Nicht viel. Anführer gewalttätiger Räuberbanden neigen nicht dazu, ihre Nachmittage beim Kaffeeklatsch zu verbringen.«

»Also ich möchte doch um den gebührenden Ernst bitten!«, sagte

Raoden mit einem Lächeln.

»Du hast einen schlechten Einfluss auf mich, Sule. Tote sollen eigentlich nicht fröhlich sein. Jedenfalls kann ich dir nur so viel über Karata verraten, dass sie nicht sonderlich gern in Elantris ist.«

Raoden runzelte die Stirn. »Wer ist das schon?«

»Wir alle hassen es, Sule, aber nur wenige bringen den Mut auf, einen Fluchtversuch zu unternehmen. Karata ist bereits dreimal in Kae aufgegriffen worden - immer in der Nähe des Königspalasts. Beim nächsten Mal werden die Priester sie verbrennen lassen.«

»Was will sie beim Palast?«

»Sie hat bisher nicht die Freundlichkeit besessen, es mir anzuvertrauen«, erwiderte Galladon. »Die meisten Leute glauben, dass sie einen Anschlag auf König Iadon verüben möchte.«

»Auf den König?«, fragte Raoden. »Wozu soll denn das gut sein?«

»Rache, Feindseligkeit, Blutgier. Alles sehr gute Beweggründe, wenn man ohnehin schon verdammt ist. Kolo?«

Raoden runzelte die Stirn. Vielleicht war er durch das Leben bei seinem Vater abgestumpft, der völlig paranoid war und ständig damit rechnete, einem Attentat zum Opfer zu fallen. Doch die Ermordung des Königs schien ihm kein besonders wahrscheinliches Ziel zu sein. »Was ist mit dem anderen Bandenanführer?«

»Aanden?«, fragte Galladon mit einem Blick zurück auf die Stadt. »Er behauptet, irgendein Adelige gewesen zu sein, bevor man ihn hier nach Elantris gebracht hat - ein Baron, glaube ich. Er hat versucht, sich zum Alleinherrscher über Elantris aufzuschwingen, und es ärgert ihn zutiefst, dass Karata den Palast in der Hand hat. Er hält Hof und behauptet, dass er diejenigen mit Nahrung versorgen wird, die sich ihm anschließen - auch wenn sie bisher bloß ein paar gekochte Bücher bekommen haben -, und schmiedet Pläne, Kae anzugreifen.«

»Was?«, fragte Raoden überrascht. »Angreifen?«

»Es ist ihm nicht ernst damit«, sagte Galladon. »Aber er *ist* gut in Sachen Propaganda. Er behauptet, einen Plan zur Befreiung von Elantris ausgetüftelt zu haben, was ihm eine große Gefolgschaft eingebracht hat. Allerdings ist er gleichzeitig auch brutal. Karata verletzt nur Menschen, die versuchen, sich in den Palast zu schleichen; Aanden hingegen ist berüchtigt dafür, dass er nach Lust und Laune Urteile fällt. Ich für

meinen Teil, Sule, glaube nicht, dass er noch ganz bei Verstand ist.« Raoden legte die Stirn in Falten. Wäre dieser Aanden einst tatsächlich ein Baron gewesen, dann hätte Raoden ihn gekannt. Doch der Name sagte ihm nichts. Entweder hatte Aanden bezüglich seiner Herkunft gelogen, oder er hatte sich nach seiner Ankunft in Elantris einen neuen Namen zugelegt.

Raoden betrachtete den Bereich zwischen Universität und Palast. Etwas hatte seine Aufmerksamkeit erregt. Etwas so Alltägliches, dass er es normalerweise keines zweiten Blickes gewürdigt hätte, wäre es nicht das Erste seiner Art gewesen, das er in Elantris zu Gesicht bekam.

»Ist das ein Brunnen?«, fragte er unsicher.

Galladon nickte. »Der einzige in der Stadt.«

»Wie ist das möglich?«

»Wasserrohre in den Häusern, Sule, dank AonDor-Zauber. Brunnen waren nicht notwendig.«

»Warum hat man dann den da errichtet?«

»Ich glaube, er wurde für religiöse Zeremonien verwendet. Etliche elantrische Gottesdienste erforderten frisch aus einem fließenden Gewässer geschöpftes Wasser.«

»Dann fließt der Aredel also tatsächlich unter der Stadt«, sagte Raoden.

»Natürlich. Wo soll er denn sonst langfließen. Kolo?«

Nachdenklich kniff Raoden die Augen zusammen, doch freiwillig gab er keinerlei Informationen preis. Als er so dastand und die Stadt betrachtete, fiel ihm eine kleine Lichtkugel auf, die durch eine der Straßen zu ihren Füßen schwebte. Das Seon schlängelte sich anscheinend ziellos dahin, gelegentlich schwebte es gar im Kreis. Es war viel zu weit weg, als dass Raoden das Aon in seiner Mitte hätte ausmachen können.

Galladon entging Raodens forschender Blick nicht. »Ein Seon«, stellte der Dula fest. »Nicht ungewöhnlich in der Stadt.«

»Dann ist es also wahr?«, fragte Raoden.

Galladon nickte. »Wenn der Herr eines Seons von der Shaod ereilt wird, verliert das Seon den Verstand. Einige von ihnen schweben durch die Stadt. Sie sprechen nicht, sondern treiben bloß stumpfsinnig durch die Luft.«

Raoden wandte den Blick ab. Seit man ihn nach Elantris verbannt hatte, hatte er jeglichen Gedanken an sein eigenes Seonen vermieden. Er hatte

gehört, was Seonen zustieß, deren Herren zu Elantriern wurden.

Galladon blickte zum Himmel empor. »Es wird bald regnen.«

Raoden zog angesichts des wolkenlosen Himmels eine Kraue empor.

»Wenn du meinst.«

»Vertrau mir. Wir sollten reingehen, wenn du nicht die nächsten Tage in feuchten Klamotten zubringen willst. Es ist nicht einfach, in Elantris ein Feuer zu entfachen. Das Holz ist zu nass oder zu morsch, um zu brennen.«

»Wohin sollen wir gehen?«

Galladon zuckte die Achseln. »Such dir irgendein Haus aus, Sule.

Höchstwahrscheinlich wird es nicht bewohnt sein.«

Sie hatten die vergangene Nacht in einem verlassenen Haus geschlafen, doch nun kam Raoden etwas in den Sinn. »Wo wohnst du eigentlich, Galladon?«

»In Duladel«, antwortete Galladon rasch.

»Ich meine heutzutage.«

Einen Moment überlegte Galladon und beäugte Raoden argwöhnisch.

Dann winkte er Raoden achselzuckend zu, ihm die unsichere Treppe hinunterzufolgen. »Komm mit.«

»Bücher!«, rief Raoden aufgeregt.

»Hätte dich niemals herbringen sollen«, murmelte Galladon. »Jetzt werde ich dich überhaupt nicht mehr los.«

Galladon hatte Raoden in einen Raum geführt, der auf den ersten Blick ein verlassener Weinkeller zu sein schien, sich jedoch als etwas ganz anderes herausstellte. Die Luft war hier trockener - obwohl sie sich unter der Erde befanden - und auch viel kühler. Als wolle Galladon seine Warnungen bezüglich des Feuers widerrufen, zog er eine Laterne aus einer verborgenen Nische hervor und zündete sie mit ein wenig Feuerstein und Stahl an. Was im Schein der Lampe zum Vorschein gekommen war, war in der Tat überraschend gewesen.

Es sah aus wie das Arbeitszimmer eines Gelehrten. Die Wände waren mit Äonen - den uralten mystischen Zeichen, auf denen die aonische Sprache beruhte - bemalt, und es gab mehrere Bücherregale.

»Wie bist du nur auf diesen Ort gestoßen?«, wollte Raoden begeistert wissen.

»Durch Zufall«, sagte Galladon mit einem Achselzucken.

»All die Bücher!« Raoden zog eines aus dem Regal. Es war ein wenig schimmelig, aber immer noch lesbar. »Vielleicht könnten wir mithilfe der Bücher dem Geheimnis der Äonen auf die Spur kommen, Galladon! Ist dir das jemals in den Sinn gekommen?«

»Äonen?«

»Die elantrische Magie«, sagte Raoden. »Es heißt, vor der Reod konnten die Elantrier mächtige Zauber wirken, einfach indem sie Äonen zeichneten.«

»Ach, so meinst du?«, fragte der große, dunkelhäutige Mann und hob die Hand. Er fuhr in der Luft ein Symbol nach, das Aon Deo, und seine Finger hinterließen eine leuchtende weiße Linie.

Raoden riss die Augen weit auf, und das Buch glitt ihm aus den gelähmten Fingern. Die Äonen. Im Laufe der Geschichte waren nur die Elantrier in der Lage gewesen, auf die Macht zurückzugreifen, die in ihnen eingeschlossen war. Angeblich war diese Macht verschwunden. Man sagte, sie sei versiegt, als Elantris fiel.

Galladon lächelte ihn durch das glühende Zeichen hindurch an, das zwischen ihnen in der Luft schwebte.

## Kapitel 5

Gütiger Domi, woher kommt *der* denn?«, fragte Sarene überrascht. Der Gyom schritt mit einer Arroganz in den königlichen Thronsaal, die typisch für seinesgleichen war. Er trug die glänzende blutrote Rüstung eines derethischen Hohepriesters, und in seinem Rücken bauchte sich ein prunkvoller Umhang. Allerdings war er nicht bewaffnet. Es handelte sich um einen Aufzug, der lediglich beeindrucken sollte - und obwohl Sarene im Allgemeinen nicht viel von den Gyornen hielt, musste sie zugeben, dass die Tracht der derethischen Hohepriester ihre Wirkung nicht verfehlte.

Natürlich war das Meiste nur fürs Auge bestimmt. Selbst in Fjordens kriegerischer Gesellschaft war fast niemand in der Lage, sich in einen Plattenpanzer gekleidet derart ungehindert fortzubewegen.

Wahrscheinlich war das Metall so dünn und leicht, dass es in einer Schlacht völlig unbrauchbar wäre. Der Gyorn ging an ihr vorbei, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Seine ganze Aufmerksamkeit galt dem König. Für einen Gyorn war er noch jung, vielleicht in den Vierzigern, und sein kurzes, sorgsam frisiertes schwarzes Haar wies nur eine Spur von Grau auf.

»Ihr habt doch gewusst, dass es eine derethische Präsenz in Kae gibt, Mylady«, sagte Ashe, der wie gewöhnlich neben ihr schwebte. In dem Saal befand sich abgesehen von ihm nur noch ein weiteres Seon.

»Warum überrascht es Euch da, einen fjordellischen Priester zu sehen?«

»Das da ist ein richtiger *Gyorn*, Ashe. Von denen gibt es nur zwanzig im gesamten fjordellischen Reich. In Kae mag es zwar den einen oder anderen Anhänger des derethischen Glaubens geben, aber nicht genug, um den Besuch eines Hohepriesters zu rechtfertigen. Gyorne gehen sehr knauserig mit ihrer Zeit um.«

Sarene beobachtete, wie der Fjordeller den Raum durchquerte und dabei durch einzelne Gruppen von Leuten marschierte wie ein Vogel, der rücksichtslos durch einen Mückenschwarm flog. »Komm schon«, flüsterte sie Ashe zu und bahnte sich einen Weg am Rand der Menschenmenge zur Thronseite des Saales. Sie wollte nicht verpassen, was der Gyorn zu sagen hatte.



Ihre Sorge erwies sich als unnötig. Als der Mann sprach, dröhnte seine feste Stimme durch den ganzen Thronsaal. »König Iadon«, sagte er, wobei er nur andeutungsweise den Kopf neigte, anstatt sich zu verbeugen. »Ich, Gyorn Hrathen, habe Euch eine Botschaft von Wyrn Wulfden dem Vierten zu überbringen. Er meint, es sei an der Zeit, dass unsere beiden Nationen mehr als nur eine Grenze miteinander teilen.« Er sprach mit dem starken, melodischen Akzent, der typisch für Leute aus Fjorden war.

Iadon blickte mit kaum verhohlenem Unwillen von seinen Hauptbüchern auf. »Was will der Wyrn denn noch? Wir haben bereits ein Handelsabkommen mit Fjorden.«

»Seine Heiligkeit fürchtet um die Seelen Eurer Untertanen, Euer Majestät«, sagte Hrathen.

»Na, dann soll er sie eben bekehren. Ich habe Eure Priester nie daran gehindert, frei in Arelon zu predigen.«

»Die Menschen sprechen zu langsam darauf an, Euer Majestät. Sie brauchen einen Anstoß, ein Zeichen, wenn Ihr so wollt. Der Wyrn meint, es sei an der Zeit, dass Ihr selbst zum Shu-Dereth übertretet.«

Diesmal machte Iadon keinerlei Anstalten, den Ärger in seiner Stimme zu verbergen. »Ich glaube aber schon an den Shu-Korath, Priester. Wir dienen demselben Gott.«

»Derethi ist die einzig wahre Form des Shu-Keseg«, sagte Hrathen düster.

Iadon winkte ab. »Die Streitereien zwischen den beiden Sekten sind mir einerlei, Priester. Geht und bekehrt jemanden, der noch nicht gläubig ist. Es gibt immer noch reichlich Arelenen, die an der alten Religion festhalten.«

»Ihr solltet des Wyrns Angebot nicht so leichtfertig ausschlagen«, warnte der Gyorn.

»Ehrlich, Priester, muss das sein? Eure Drohungen haben keinerlei Gewicht. Fjorden hat schon seit zwei Jahrhunderten keinen wirklichen Einfluss mehr. Glaubt Ihr im Ernst, ich lasse mich davon einschüchtern, wie mächtig Ihr *früher einmal* wart?«

Hrathens Augen wirkten gefährlich. »Fjorden ist jetzt mächtiger als je zuvor.«

»Tatsächlich?«, wollte Iadon wissen. »Wo ist dann Euer unermessliches

Reich? Wo sind Eure Armeen? Wie viele Länder habt Ihr im letzten Jahrhundert erobert? Vielleicht wird Euch eines Tages einmal dämmern, dass Euer Reich vor dreihundert Jahren zusammengebrochen ist!«  
Hrathen hielt einen Moment inne. Dann wiederholte er sein Nicken vom Anfang und wirbelte herum.

Der Umhang des Gyorns bauschte sich dramatisch, als der Fjordeller auf die Tür zustolzierte. Sarenes Gebete wurden jedoch nicht erhört: Er trat nicht darauf und stolperte. Kurz bevor Hrathen den Raum verließ, drehte er sich noch einmal um und bedachte den Thronsaal mit einem letzten, enttäuschten Blick. Doch seine Augen fanden nicht den König, sondern Sarene. Sarene und der Gyorn sahen einander einen Moment lang an, und sie nahm eine Spur von Verwirrung an ihm wahr, als er ihre ungewöhnliche Körpergröße und das blonde teoische Haar in Augenschein nahm. Dann war er fort, und im Saal erhob sich aufgeregtes Plappern aus Hunderten von Kehlen.

König Iadon stieß ein verächtliches Schnauben aus und wandte sich wieder seinen Büchern zu.

»Er hat nicht die leiseste Ahnung«, flüsterte Sarene. »Er begreift es nicht.«

»Begreift was nicht, Mylady?«, erkundigte sich Ashe.

»Wie gefährlich dieser Gyorn ist.«

»Seine Majestät ist Kaufmann, Mylady, kein echter Politiker. Er sieht die Dinge nicht auf die gleiche Weise wie Ihr.«

»Trotzdem«, sagte Sarene, die so leise sprach, dass nur Ashe sie verstehen konnte. »König Iadon sollte über ausreichend Erfahrung verfügen, um zu erkennen, dass Hrathens Worte - zumindest, was Fjorden betrifft - vollkommen der Wahrheit entsprechen. Die Wyrne sind jetzt mächtiger als noch vor ein paar Jahrhunderten, selbst mächtiger als auf dem Höhepunkt der Macht ihres Alten Reiches.«

»Es ist schwer, über militärische Macht hinauszublicken, besonders wenn man ein relativ neuer Monarch ist«, gab Ashe zu bedenken.

»König Iadon kann sich beim besten Willen nicht vorstellen, wie Fjordens Heer an Priestern einflussreicher sein könnte, als seine Krieger es jemals gewesen sind.«

Sarene tippte sich kurz gedankenverloren mit dem Finger an die Wange.

»Tja, Ashe, wenigstens brauchst du dir jetzt keine Sorgen mehr zu

machen, dass ich allzu große Unruhe in Kaes Adelskreisen heraufbeschwören könnte.«

»Das möchte ich doch ernsthaft bezweifeln! Wie sonst wollt I h r Euch die Zeit vertreiben?«

»Oh, Ashe«, sagte sie süßlich. »Warum sollte ich mich mit einem Haufen unfähiger Möchtegernaristokraten abgeben, wenn ich mich geistig mit einem richtigen Gyorn messen kann?« Dann fügte sie in ernsterem Tonfall hinzu: »Der Wyrn wählt seine Hohepriester gut aus. Wenn Iadon den Mann nicht im Auge behält - und genau danach sieht es aus -, dann wird ihm Hrathen die Stadt unter dem Hintern wegbekehren. Was nützt meine aufopferungsvolle Heirat Teod, wenn Arelon • ich selbst unseren Feinden ausliefert?«

»Vielleicht reagiert Ihr da ein wenig übertrieben, Mylady«, sagte Ashe und pulsierte kurz. Die Worte kamen ihr nur allzu bekannt vor. Ashe musste wohl häufig das Verlangen verspüren, sie ihr gegenüber auszusprechen.

Sarene schüttelte den Kopf. »Diesmal nicht. Das heute war eine Prüfung. Nun fühlt Hrathen sich berechtigt, gegen den König vorzugehen. Er hat sich vergewissert, dass Arelon in der Tat von einem Gotteslästerer regiert wird. Fortan wird er nach einer Möglichkeit suchen, Iadon zu stürzen, und Arelons Regierung wird zum zweiten Mal in zehn Jahren zusammenbrechen. Diesmal wird es nicht die Handelsschicht sein, die das Machtvakuum füllt, sondern die derethische Geistlichkeit!«

»Demnach werdet Ihr Iadon also helfen?«, fragte Ashe in amüsiertem Tonfall.

»Er ist mein Souverän und König.«

»Obwohl er Eurer Meinung nach unerträglich ist?«

»Alles ist besser, als von Fjorden beherrscht zu werden. Abgesehen davon habe ich mich vielleicht getäuscht, was Iadon betrifft.« Seit jener ersten peinlichen Begegnung hatten sich die Dinge nicht allzu schlecht zwischen ihnen beiden entwickelt. Auf Raodens Beerdigung hatte Iadon Sarene praktisch ignoriert, was ihr sehr gelegen gekommen war. Sie war völlig damit beschäftigt gewesen, im Laufe der Zeremonie auf etwaige Unstimmigkeiten zu achten. Unglücklicherweise war das Ereignis in geradezu enttäuschendem Maße vorschriftsmäßig verlaufen, und keine wichtigen Adligen hatten sich verraten, indem sie nicht erschienen

wären oder während der Beerdigung allzu schuldig dreingeblickt hätten.

»Ja ...«, sagte sie. »Vielleicht kommen Iadon und ich miteinander aus, solange wir uns keine Beachtung schenken.«

»Was im Namen Domis treibst du schon wieder in meinem Thronsaal, Mädchen?«, fluchte der König in ihrem Rücken.

Resigniert blickte Sarene gen Saaldecke, und Ashe pulsierte leise lachend, als sie sich zu König Iadon umdrehte.

»Was?«, fragte sie und gab sich alle Mühe, unschuldig zu klingen.

»Du!«, kläffte Iadon, der mit dem Finger auf sie zeigte.

Verständlicherweise war er schlecht gelaunt; allerdings hatte sie sich sagen lassen, dass er ohnehin fast nie gut gelaunt war. »Verstehst du nicht, dass Frauen nicht uneingeladen vor meinen Thron kommen sollen?«

Verwirrt blinzelte Sarene. »Das hat mir niemand gesagt, Euer Majestät«, erwiderte sie, wobei sie absichtlich klang, als besitze sie kein Fünkchen Verstand.

Iadon murmelte mürrisch etwas von törichten Frauen und schüttelte angesichts ihres offenkundigen Mangels an Intelligenz den Kopf.

»Ich wollte mir bloß die Gemälde anschauen«, sagte Sarene mit bebender Stimme, als bräche sie gleich in Tränen aus.

Iadon hielt ihr die Handfläche entgegen, um jeglichem weiteren Geplapper zuvorzukommen, und widmete sich wieder seinen Büchern. Es gelang Sarene kaum, ein Lächeln zu unterdrücken, während sie sich die Augen wischte und so tat, als betrachte sie das Gemälde, das hinter ihr an der Wand hing.

»Das kam unerwartet«, sagte Ashe leise.

»Um Iadon kümmere ich mich später«, murmelte Sarene. »letzst gibt es einen wichtigeren Kandidaten, über den ich mir den Kopf zerbrechen muss.«

»Ich habe bloß nie gedacht, dass der Tag kommen würde, an dem ausgerechnet Ihr Euch in das weibliche Klischee ergeben würdet... selbst wenn es nur gespielt war.«

»Was?«, fragte Sarene mit klimpernden Wimpern. »Ich und spielen?« Ashe schnaubte.

»Weißt du, ich habe mir nie erklären können, wie ihr Seonen derartige Geräusche zustande bringt«, sagte Sarene. »Ihr habt keine Nasen. Wie

bringt ihr es also fertig zu schnauben?«

»Jahrelange Übung, Mylady«, versetzte Ashe. »Muss ich von nun an tatsächlich jedes Mal, wenn Ihr mit dem König sprecht, Euer Gebrabbel ertragen?«

Sarene zuckte mit den Schultern. »Er erwartet von Frauen, dass sie töricht sind, also werde ich eben töricht sein. Es ist viel einfacher, Leute zu manipulieren, wenn sie davon ausgehen, man könne sich kaum den eigenen Namen merken.«

»Ene?«, erklang auf einmal eine dröhnende Stimme. »Bist du das?« Die tiefe, raue Stimme war ihr eigenartig vertraut.

Es klang, als leide der Sprecher an einer Halsentzündung, obwohl Sarene noch nie jemanden mit entzündetem Hals so laut hatte brüllen hören.

Sarene drehte sich zögernd um. Ein riesiger Mann - größer, breiter, untersetzter und muskulöser als irgend möglich schien - bahnte sich unsanft einen Weg in ihre Richtung. Er war in ein breites Wams aus blauer Seide gekleidet, und sie erschauerte bei dem Gedanken, wie viele Raupen sich zu dessen Herstellung abgemüht haben mussten. Außerdem trug er die mit Rüschenaufschlägen verzierten Hosen eines arelischen Höflings.

»Du bist es!«, rief der Mann. »Wir haben nicht vor nächster Woche mit deiner Ankunft gerechnet!«

»Ashe«, murmelte Sarene, »wer ist dieser Wahnsinnige, und was will er von mir?«

»Er kommt mir bekannt vor, Mylady. Es tut mir leid, aber mein Gedächtnis ist auch nicht mehr das, was es einmal war.«

»Ha!«, sagte der gewaltige Mann, umschlang sie mit seinen Bärenpranken und hob sie in die Höhe.

Es war ein merkwürdiges Gefühl: Ihr Unterleib wurde gegen seinen überdimensionalen Bauch gepresst, während ihr Gesicht von seiner harten, muskulösen Brust platt gedrückt wurde. Sie unterdrückte das Verlangen aufzuwinseln und hoffte, der Mann würde sie loslassen, bevor sie das Bewusstsein verlor. Wahrscheinlich würde Ashe Hilfe holen, falls sich ihr Gesicht zu verfärben begann.

Glücklicherweise ließ der Mann sie vor dem sicheren Erstickungstod los und hielt sie stattdessen an den Schultern gepackt auf Armeslänge von sich. »Du hast dich verändert! Als ich dich das letzte Mal gesehen habe,

warst du noch ein Dreikäsehoch, der mir bloß bis ans Knie ging.« Dann ließ er den Blick über ihre Gestalt schweifen. »Nun ja ... ich möchte bezweifeln, dass du jemals ein Dreikäsehoch gewesen bist, aber du bist mir bestimmt höchstens bis zur Taille gegangen. Deine Mutter hat immer gesagt, aus dir würde mal ein schlaksiges Mädchen werden!«

Sarene schüttelte den Kopf. Die Stimme klang vage vertraut, doch sie wusste nicht, wohin sie die Gesichtszüge des Mannes tun sollte. Sonst hatte sie solch ein gutes Gedächtnis für Gesichter ... Außer ...

»Honkie Kay?«, fragte sie zögernd. »Gütiger Domi! Was ist mit deinem Bart geschehen?«

»Arelische Adelige tragen keine Bärte, Kleines. Ich habe schon seit Jahren keinen mehr.«

Er war es! Die Stimme war anders, das bartlose Antlitz ungewohnt, aber die Augen waren dieselben. Sie konnte sich noch daran erinnern, wie sie in diese großen braunen Augen emporgeblickt hatte, in denen immer ein Lachen tanzte. »Honkie Kay«, murmelte sie verwirrt. »Wo ist mein Geschenk?«

Ihr Onkel Kiin lachte, wobei seine eigenartig kratzige Stimme dafür sorgte, dass es mehr nach einem Keuchen als einem Glucksen klang. Das waren immer die ersten Worte aus ihrem Mund gewesen, wenn er zu Besuch kam. Ihr Onkel brachte die exotischsten Gaben, derart ausgefallene Freuden, dass sie selbst für die Tochter eines Königs einzigartig waren.

»Ich fürchte, dieses Mal habe ich das Geschenk vergessen, Kleines.«

Sarene errötete. Doch bevor sie quiekend eine Entschuldigung hervorbringen konnte, legte Honkie Kay einen gewaltigen Arm um ihre Schulter und begann, sie aus dem Thronsaal zu bugsieren.

»Komm, du musst meine Ehefrau kennenlernen.«

»Ehefrau?«, fragte Sarene mit erstickter Stimme. Sie hatte Kiin seit über zehn Jahren nicht mehr gesehen, aber an eines konnte sie sich noch gut erinnern: Ihr Onkel war ein eingefleischter Junggeselle und erklärter Halunke gewesen. »Honkie Kay ist *verheiratet*?«

»Du bist nicht die Einzige, die in den letzten zehn Jahren erwachsen geworden ist«, krächzte Kiin. »Ach, und auch wenn es schrecklich süß ist, von dir ›Honkie Kay‹ genannt zu werden, solltest du mich jetzt besser Onkel Kiin nennen.«

Wieder errötete Sarene. »Honkie Kay« war die Schöpfung eines Kindes gewesen, das den Namen des Onkels nicht richtig hatte aussprechen können.

»Wie geht es denn deinem Vater?«, wollte der Mann mit der mächtigen Statur wissen. »Führt sich bestimmt gebührend königlich auf, was?«

»Es geht ihm gut, Onkel«, erwiderte sie. »Auch wenn ich mir sicher bin, dass er überrascht wäre, dich am Hof von Arelon vorzufinden.«

»Er weiß, dass ich hier lebe.«

»Nein, er glaubt, du hättest dich im Laufe einer deiner Reisen auf einer fernen Inseln niedergelassen.«

»Sarene, wenn du als Frau ebenso gescheit bist, wie du es als Kind warst, dann solltest du mittlerweile gelernt haben, die Wahrheit von bloßen Geschichten zu unterscheiden.«

Die Aussage traf sie wie ein Schwall kalten Wassers. Verschwommen konnte sie sich noch daran erinnern, wie das Schiff ihres Onkels davongesegelt war und sie ihren Vater gefragt hatte, wann Honkie Kay zurückkehren würde. Eventeos Gesicht war verdrießlich gewesen, als er antwortete, dass sich Honkie Kay diesmal auf eine lange, lange Reise begeben habe.

»Aber warum?«, fragte sie. »Die ganze Zeit über hast du bloß ein paar Tagesreisen entfernt gelebt, und du bist uns nie besuchen gekommen?«

»Das sind Geschichten, die wir uns besser für einen anderen Tag aufsparen, Kleines«, sagte Kiin kopfschüttelnd. »Jetzt musst du unbedingt das Ungeheuer von einer Frau kennenlernen, der es letzten Endes doch noch gelungen ist, deinen Onkel einzufangen.«

Kiins Frau war alles andere als ein Ungeheuer, ja sie war eine der schönsten Frauen reiferen Alters, die Sarene je gesehen hatte. Daora hatte ein ausdrucksstarkes Gesicht mit scharf geschnittenen, statuenhaften Zügen und kunstvoll frisiertes kastanienbraunes Haar. Niemals hätte Sarene sich eine derartige Frau an der Seite ihres Onkels vorstellen können - allerdings waren ihre jüngsten Erinnerungen an Kiin über zehn Jahre alt.

Kiins riesenhafte, burgähnliche Villa war hingegen keine Überraschung. Sarene entsann sich, dass ihr Onkel eine Art Kaufmann gewesen war, und besonders deutlich konnte sie sich an teure Geschenke und exotische Kleidungsstücke erinnern. Er war nicht nur der jüngere Sohn eines

Königs gewesen, sondern auch ein äußerst erfolgreicher Geschäftsmann. Anscheinend hatte sich in dieser Hinsicht nichts geändert. Bis zu diesem Vormittag war er geschäftlich verreist gewesen, weswegen sie ihm auf der Beerdigung nicht begegnet war.

Der größte Schock waren die Kinder. Obwohl Sarene wusste, dass er verheiratet war, konnte sie ihre Erinnerungen an den ungestümen Honkie Kay einfach nicht mit der Vorstellung von Vaterschaft in Einklang bringen. Ihre vorgefassten Meinungen wurden gründlich über den Haufen geworfen, sobald Kiin und Daora die Tür zum Esszimmer des Anwesens aufmachten.

»Vater ist zu Hause!«, rief eine Mädchenstimme.

»Ja, Vater ist zu Hause«, sagte Kiin in leidendem Tonfall.

»Und nein, ich habe dir nichts mitgebracht. Ich war bloß ein paar Minuten weg.«

»Ist mir egal, was du mir mitgebracht hast oder auch nicht. Ich will einfach nur *essen*.« Die Sprecherin, ein kleines Mädchen von etwa zehn Jahren, hatte eine sehr ernste, erwachsen klingende Stimme. Sie trug ein rosafarbenes Kleid, das von einer weißen Schärpe gehalten wurde, und hatte relativ kurzes, sehr blondes Haar.

»Wann willst du einmal *nicht* essen, Kaise?«, fragte ein Junge mit säuerlicher Miene, der dem Mädchen wie aus dem Gesicht geschnitten war.

»Kinder, hört auf, euch zu streiten«, sagte Daora mit Nachdruck. »Wir haben einen Gast.«

»Sarene«, verkündete Kiin, »darf ich dir deine Cousine und deinen Cousin vorstellen? Kaise und Daorn. Die beiden größten Plagen im Leben deines armen Onkels.«

»Na, Vater, du weißt doch ganz genau, dass du ohne die beiden schon vor ewigen Zeiten vor Langeweile gestorben wärst«, sagte ein Mann von der Tür am anderen Ende des Zimmers her. Der Neuankömmling war von durchschnittlicher arelischer Größe, also ein paar Zentimeter kleiner als Sarene. Er war hager und hatte ein außerordentlich schönes, raubvogelartiges Gesicht. Er trug einen Seitenscheitel, und das Haar hing ihm zu beiden Seiten des Gesichts hinunter. Neben ihm stand eine Frau mit schwarzen Haaren, die Lippen leicht geschürzt, während sie Sarene musterte.



Der Mann verneigte sich leicht vor Sarene. »Eure Hoheit«, sagte er mit dem Anflug eines Lächelns.

»Mein Sohn Lukel«, erklärte Kiin.

»Dein Sohn?«, fragte Sarene überrascht. Kleine Kinder konnte sie gerade noch akzeptieren, aber Lukel war ein paar Jahre älter als sie selbst. Das bedeutete ...

»Nein«, sagte Kiin und schüttelte den Kopf. »Lukel stammt aus Daoras voriger Ehe.«

»Was nicht bedeuten soll, dass ich nicht auch dein Sohn wäre«, sagte Lukel mit einem breiten Grinsen. »So leicht entziehst du dich nicht deiner Verantwortung für mich.«

»Nicht einmal Domi persönlich würde es wagen, die Verantwortung für dich zu übernehmen«, sagte Kiin. »Jedenfalls das neben ihm ist Jalla.«

»Deine Tochter?«, fragte Sarene, während Jalla einen Knicks machte.

»Schwiegertochter«, erklärte die dunkelhaarige Frau, die mit starkem Akzent sprach.

»Du bist fjordellisch?«, erkundigte sich Sarene. Die Haare waren ein erster Hinweis gewesen, doch der Name und der Akzent verrieten sie endgültig.

»Svordisch«, verbesserte Jalla. Nicht dass das einen großen Unterschied gemacht hätte: Das kleine Königreich Svorden war im Grunde nichts weiter als eine fjordellische Provinz.

»Jalla und ich haben zusammen an der svordischen Universität studiert«, erklärte Lukel. »Wir haben letzten Monat geheiratet.«

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte Sarene. »Schön zu wissen, dass ich nicht die einzige frisch Vermählte hier im Raum bin.« Die Bemerkung sollte leicht dahingesagt sein, doch es gelang Sarene nicht, den bitteren Unterton in ihrer Stimme zu unterdrücken. Kiins große Pranke packte sie an der Schulter.

»Es tut mir leid, Ene«, sagte er sanft. »Ich wollte dich eigentlich nicht darauf ansprechen, aber ... Du hast etwas Besseres verdient. Du bist immer so ein glückliches Kind gewesen.«

»Für mich war es kein Verlust«, sagte Sarene mit falscher Gleichgültigkeit. »Es ist ja nicht so, als hätte ich ihn gekannt.«

»Trotzdem«, meinte Daora. »Es muss ein Schock gewesen sein.«

»Das kann man wohl sagen«, pflichtete Sarene ihr bei.

»Falls es dir helfen sollte«, sagte Kiin, »Prinz Raoden war ein guter Mann. Einer der Besten, die mir je untergekommen sind. Wenn du ein wenig mehr über die arelische Politik wüsstest, würdest du begreifen, dass ich solche Worte nicht leichtfertig verwende, wenn es um ein Mitglied von ladons Hof geht.«

Sarene nickte leicht. Ein Teil von ihr war froh, dass sie Raoden anhand seiner Briefe nicht falsch eingeschätzt hatte; der andere Teil dachte, dass es leichter gewesen wäre, weiterhin davon auszugehen, dass er wie sein Vater gewesen war.

»Genug Geschwätz über tote Prinzen!«, entschied eine helle, aber nachdrückliche Stimme vom Tisch her. »Wenn wir nicht bald essen, wird Vater aufhören müssen, sich über mich zu beklagen, weil dann nämlich *ich* tot sein werde!«

»Ja, Kiin«, stimmte Daora ihrer Tochter zu, »am besten gehst du in die Küche und stellst sicher, dass dein Festmahl nicht anbrennt.«

Kiin stieß ein Schnauben aus. »Ich koche jedes meiner Gerichte nach einem genauen Plan. Es ist unmöglich, dass eines ...« Der große Mann wandte sich gemächlich der Tür zu und schnupperte. Dann stürzte er fluchend aus dem Zimmer.

»Onkel Kiin kocht das Abendessen?«, fragte Sarene verblüfft.

»Dein Onkel ist einer der besten Köche in der ganzen Stadt, Liebes«, sagte Daora.

»Onkel Kiin?«, wiederholte Sarene. »*Kocht?*«

Daora nickte, als handele es sich um etwas völlig Alltägliches. »Kiin ist weiter gereist als irgendwer sonst in Arelon, und von überallher hat er Rezepte mitgebracht. Soweit ich weiß, bereitet er heute Abend etwas zu, was er in Jindo gelernt hat.«

»bedeutet das, dass wir etwas zu essen bekommen?«, fragte Kaise spitz.

»Ich hasse indonesisches Essen«, beschwerte sich Daorn, dessen Stimme sich nur schwer von der seiner Schwester unterscheiden ließ. »Es ist zu scharf.«

»Du magst gar nichts, außer man hat eine Handvoll Zucker hineingemischt«, neckte Lukel seinen Halbbruder und zerzauste ihm das Haar.

»Daorn, lauf und hol Adien.«

»Noch einer?«, wollte Sarene wissen.

Daora nickte. »Der Letzte. Lukels leiblicher Bruder.«

»Wahrscheinlich schläft er«, sagte Kaise. »Adien schläft immer. Ich glaube, das kommt daher, dass sein Geist bloß halb wach ist.«

»Kaise, kleine Mädchen, die solche Sachen über ihre Brüder sagen, landen oft ohne Abendessen im Bett«, erklärte Daora Ihr. »Daorn, beweg dich!«

»Du siehst gar nicht wie eine Prinzessin aus«, stellte Kaise fest. Das Mädchen saß steif auf dem Stuhl neben Sarene. In dem Esszimmer herrschte eine heimelige Atmosphäre. Dank der dunklen Holztäfelung und den Andenken aus der Zeit, als Kiin um die Welt gereist war, wirkte es fast wie ein Arbeitszimmer.

»Wie meinst du das?«, fragte Sarene, die herauszubekommen versuchte, wie man die eigenartigen indonesischen Besteckteile handhabte. Es gab zwei: eines mit einem scharfen, spitzen Ende und eines mit einem flachen, schaufelartigen. Alle anderen aßen damit, als seien sie ihnen in die Wiege gelegt geworden, und Sarene war fest entschlossen, nicht nachzufragen. Entweder würde sie selbst daraufkommen, oder sie würde eben hungern müssen. Wahrscheinlich Letzteres.

»Also zum einen bist du viel zu groß«, sagte Kaise.

»Kaise«, warnte ihre Mutter in drohendem Tonfall.

»Aber es ist doch wahr. In allen Büchern steht, dass Prinzessinnen zierlich sind. Ich bin mir nicht völlig sicher, was zierlich bedeutet, aber ich glaube nicht, dass sie es ist.«

»Ich komme aus Teod«, sagte Sarene und spießte erfolgreich etwas auf, das nach einem Stück mariniertem Krabbenfleisch aussah. »Wir sind alle groß.«

»Vater stammt auch aus Teod, Kaise«, sagte Daorn. »Und du weißt ja selbst, wie groß er ist.«

»Aber Vater ist dick«, stellte Kaise fest. »Warum bist du nicht auch dick, Sarene?«

Kiin, der gerade durch die Flügeltür, die zur Küche führte, hereingekommen war, fuhr seiner Tochter im Vorbeigehen geistesabwesend mit der Unterseite eines Tablett über den Kopf. »Hab ich's mir doch gedacht«, murmelte er und lauschte dem Scheppern des darauf befindlichen Metalltopfes. »Dein Kopf ist völlig hohl. Das erklärt vermutlich so einiges.«

Kaise rieb sich trotzig den Kopf, bevor sie sich wieder dem Essen widmete. »Ich finde trotzdem, dass Prinzessinnen kleiner sein sollten«, murmelte sie vor sich hin. »Außerdem haben Prinzessinnen angeblich gute Tischmanieren. Cousine Sarene hat aber die Hälfte ihres Essens auf den Boden fallen lassen. Wer hat je von einer Prinzessin gehört, die nicht weiß, wie man mit MaiPon-Stäbchen isst?«

Sarene senkte den Blick auf das fremdländische Besteck.

»Hör nicht auf sie, Ene«, lachte Kiin, während er ein weiteres aromatisch duftendes Gericht auf den Tisch stellte. »Das hier ist indonesisches Essen. Es wird mit so viel Fett zubereitet, dass etwas nicht stimmt, wenn die Hälfte davon *nicht* auf dem Boden landet. Mit der Zeit kriegst du den Dreh mit den Stäbchen schon noch raus.«

»Wenn du willst, kannst du einen Löffel benutzen«, schlug Daorn hilfreich vor. »Adien macht das auch immer.«

Sofort wanderte Sarenes Blick zu dem vierten Kind. Adien war ein schmalgesichtiger Junge, der noch keine Zwanzig war. Er hatte einen blässlich weißen Teint, und sein Gesicht hatte etwas Eigenartiges, Beunruhigendes. Er aß unbeholfen, mit steifen, unkontrollierten Bewegungen. Beim Essen murmelte er ständig etwas vor sich hin; er wiederholte Zahlen, soweit Sarene das mitbekam. Sarene war schon zuvor Leuten wie ihm begegnet, Kindern, deren Geist nicht völlig gesund war.

»Vater, das Essen ist köstlich«, sagte Lukel und lenkte die Aufmerksamkeit von seinem Bruder ab. »Ich glaube nicht, dass du dieses Krabbengericht schon einmal zubereitet hast.«

»Es heißt HaiKo«, sagte Kiin mit rauer Stimme. »Ich habe es von einem reisenden Händler gelernt, als du letztes Jahr in Svorden studiert hast.«

»Sechzehnmillionenvierhunderttausendsiebenhundertzweiundsiebzig«, murmelte Adien. »So viele Schritte sind es bis nach Svorden.«

Sarene zögerte kurz angesichts Adiens Bemerkung, doch da der Rest der Familie nicht auf ihn achtete, machte sie es ebenso. »Es ist wirklich phantastisch, Onkel«, sagte Sarene. »Ich hätte mir dich niemals als Koch vorgestellt.«

»Kochen hat mir schon immer Spaß gemacht«, erklärte Kiin und setzte sich auf seinen Stuhl. »Ich hätte euch bei meinen Besuchen in Teod ein paar Speisen gekocht, aber die Hauptköchin deiner Mutter hatte diese

alberne Vorstellung, dass Mitglieder des Königshauses nicht in die Küche gehörten. Ich habe versucht, ihr zu erklären, dass mir die Küchen gewissermaßen teilweise *gehörten*, aber ich durfte trotzdem nie einen Fuß hineinsetzen, um eine Mahlzeit zuzubereiten.«

»Tja, damit hat sie uns allen einen schlechten Dienst erwiesen«, sagte Sarene. »Aber du kochst nicht immer, oder?«

Kiin schüttelte den Kopf. »Glücklicherweise nicht. Daora kocht selbst auch sehr gut.«

Sarene blinzelte überrascht. »Heißt das, ihr habt keinen Koch, der euch das Essen zubereitet?«

Kiin und Daora schüttelten gleichzeitig den Kopf.

»Vater ist unser Koch«, sagte Kaise.

»Auch keine Serviermädchen oder einen Butler?«, fragte Sarene. Sie war davon ausgegangen, es seien nur keine Dienstboten anwesend, weil Kiin das eigenartige Verlangen verspürt hatte, dieses besondere Mahl im privaten Rahmen zu belassen.

»Überhaupt keine«, sagte Kiin.

»Aber warum?«

Kiin ließ den Blick von seiner Frau zu Sarene wandern. »Sarene, hast du eine Ahnung, was hier vor zehn Jahren passiert ist?«

»Die Reod?«, fragte Sarene. »Die Große Bestrafung?«

»Ja, aber weißt du auch, was das bedeutet?«

Nachdem Sarene einen Augenblick nachgedacht hatte, zuckte sie leicht mit den Schultern. »Das Ende von Elantris.«

Kiin nickte. »Du bist wahrscheinlich noch nie einem Elantrier begegnet; du warst noch zu jung, als die Reod zugeschlagen hat. Es ist schwer zu erklären, wie sehr sich dieses Land verändert hat, als uns die Katastrophe ereilte. Elantris war früher die schönste Stadt der Welt - vertrau mir, ich bin schon überall sonst gewesen. Es war ein Denkmal aus leuchtendem Stein und strahlendem Metall, und seine Bewohner sahen aus, als seien sie aus denselben Materialien gemeißelt. Dann ... fielen sie.«

»Ja, das weiß ich«, sagte Sarene mit einem Nicken. »Ihre Haut wurde dunkel und bekam schwarze Flecken, und ihnen M i l d die Haare ausgefallen.«

»Du magst das aus deinem Bücherwissen heraus sagen«, meinte Kiin, »aber du bist nicht hier gewesen, als es passierte. Du weißt nicht, wie

schrecklich es ist, mit anzusehen, wie Götter sich in jämmerliche, ekelhafte Kreaturen verwandeln. Ihr Niedergang hat die arelische Regierung mit sich gerissen und das Land ins totale Chaos gestürzt.«

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: »Es waren die Dienstboten, die die Revolution ins Rollen gebracht haben, Sarene. An dem Tag, an dem die Herren fielen, wandten die Sklaven sich gegen sie. Manche - hauptsächlich der derzeitige Adel des Landes - behaupten, es habe daran gelegen, dass die untere Klasse in Elantris zu gut behandelt wurde, dass ihr verhätscheltes Dasein sie dazu gebracht hat, ihre ehemaligen Herrscher heim ersten Anzeichen von Schwäche zu stürzen. Meiner Meinung nach war es einfach nur Angst; Angst, die auf dem Missverständnis beruhte, die Elantrier hätten eine schreckliche Krankheit, gemischt mit dem Entsetzen, das man empfindet, wenn jemand, den man verehrt hat, vor den eigenen Augen dahingerafft wird. So oder so haben jedenfalls die Bediensteten den größten Schaden angerichtet. Sie haben zuerst in kleinen Gruppen, dann in einem unglaublich zerstörerischen Aufruhr jeden Liantrier umgebracht, den sie finden konnten. Die mächtigsten Elantrier sind ihnen zuerst zum Opfer gefallen, aber das Blutbad hat schließlich auch die schwächeren erfasst. Iis beschränkte sich auch nicht auf die Elantrier allein: Die Leute haben deren Familien, Freunde und selbst Menschen angegriffen, die von den Elantriern in ihre Ämter berufen worden waren. Daora und ich haben das alles mit angesehen, entsetzt und dankbar, dass es keine Elantrier in unserer Familie gegeben hat. Aufgrund jener Ereignisse haben wir uns nie wieder durchringen können, Dienstboten anzustellen.«

»Nicht dass wir sie wirklich brauchen würden«, sagte Daora. »Du wärst überrascht zu sehen, wie viel sich allein erledigen lässt.«

»Besonders wenn man ein paar Kinder für die Dreckarbeit hat«, sagte Kiin mit einem verschlagenen Lächeln.

»Ist das alles, wozu wir gut sind, Vater?«, meinte Lukel lachend. »Böden schrubben?«

»Es ist der einzige Grund, der *mir* je fürs Kinderkriegen eingefallen wäre«, sagte Kiin. »Deine Mutter und ich haben Daorn nur bekommen, weil wir zu dem Schluss gekommen waren, dass wir noch zwei Hände zum Säubern der Nachttöpfe brauchten.«

»Vater, *bitte*«, sagte Kaise. »Ich versuche zu essen.«

»Gütiger Domi, hilf dem Mann, der Kaise beim Abendessen stört«, sagte Lukel mit einem leisen Lachen.

»Prinzessin Kaise«, verbesserte das kleine Mädchen ihn.

»Ach, dann ist mein kleines Mädchen jetzt eine Prinzessin?«, erkundigte Kiin sich amüsiert.

»Wenn Sarene eine sein kann, kann ich das auch. Schließlich bist du ihr Onkel, und das macht dich doch wohl zu einem Prinzen. Stimmt's, Vater?«

»Theoretisch schon«, sagte Kiin. »Obwohl ich nicht glaube, dass ich noch über einen Titel verfüge.«

»Sie haben dich wahrscheinlich rausgeworfen, weil du beim Abendessen von Nachttöpfen gesprochen hast«, sagte Kaise. »So etwas dürfen Prinzen nicht tun, weißt du? Das sind schreckliche Tischmanieren.«

»Natürlich«, sagte Kiin mit einem zärtlichen Lächeln. »Ich weiß wirklich nicht, warum ich nicht selbst darauf gekommen bin.«

»Also«, fuhr Kaise fort. »Wenn du ein Prinz bist, dann ist deine Tochter eine Prinzessin.«

»Ich fürchte, so funktioniert das nicht, Kaise«, sagte Lukel. »Vater ist kein König, also wären seine Kinder Barone oder Grafen, keine Prinzen.«

»Stimmt das?«, fragte Kaise in enttäuschem Tonfall.

»Ich fürchte ja«, antwortete Kiin. »Aber vertrau mir: Jeder, der behauptet, du seist keine Prinzessin, hat noch nie deine Klagen beim Zubettgehen gehört. Das kleine Mädchen dachte einen Moment nach, da es aber anscheinend nicht recht wusste, wie die Bemerkung zu verstehen war, wandte es sich wieder seinem Abendessen zu. Sarene schenkte dem Ganzen nicht viel Aufmerksamkeit; ihr Geist war wie gelähmt, seit ihr Onkel gesagt hatte, er verfüge wohl nicht mehr über einen Titel. Das roch nach Politik. Sarene war der Ansicht, über jedes wichtige Ereignis informiert zu sein, das sich in den letzten fünfzig Jahren am Hof von Teod zugetragen hatte, und sie wusste nichts davon, dass man Kiin offiziell den Titel abgesprochen hätte.

Bevor sie länger über diese Ungereimtheit nachgrübeln konnte, schwebte Ashe durch ein Fenster herein. Während des aufregenden Abendessens hatte Sarene beinahe vergessen, dass sie ihm aufgetragen hatte, den Gyorn Hrathen zu verfolgen.

Die Lichtkugel hielt zögernd mitten in der Luft in der Nähe des Fensters inne. »Mylady, störe ich?«

»Nein, Ashe, komm herein, damit du meine Familie kennen lernen kannst.«

»Du hast ein Seon!«, rief Daorn erstaunt. Seiner Schwester schien es ausnahmsweise einmal vor Überraschung die Sprache verschlagen zu haben.

»Das ist Ashe«, erklärte Sarene. »Er dient meinem Haus schon seit über zweihundert Jahren, und er ist das klügste Seon, dem ich jemals begegnet bin.«

»Mylady, Ihr übertreibt«, sagte Ashe bescheiden, doch gleichzeitig fiel ihr auf, dass er ein wenig heller leuchtete.

»Ein Seon ...«, sagte Kaise von stillem Staunen erfüllt. Ihr Abendessen war vergessen.

»Sie sind schon immer selten gewesen«, sagte Kiin, »heutzutage mehr denn je.«

»Woher hast du ihn?«, wollte Kaise wissen.

»Von meiner Mutter«, sagte Sarene. »Sie hat mir Ashe gegeben, als ich auf die Welt kam.« Die *Gabe eines Seons*, eines der schönsten Geschenke, die ein Mensch erhalten konnte. Eines Tages würde Sarene Ashe weitergeben müssen, indem sie einen neuen Schützling für ihn fand, den er bewachen und um den er sich kümmern konnte. Sie hatte vorgehabt, ihn einem ihrer Kinder oder Enkel zu geben. Doch dass es dergleichen je geben würde, schien zunehmend unwahrscheinlich ...

»Ein Seon«, sagte Kaise, immer noch erstaunt. Sie drehte sich zu Sarene um, in den Augen ein aufgeregtes Leuchten. »Darf ich nach dem Abendessen mit ihm spielen?«

»Mit mir *spielen*?«, fragte Ashe unsicher.

»Darf ich bitte, Cousine Sarene?«, bettelte Kaise.

»Ich weiß nicht recht«, sagte Sarene lächelnd. »Ich glaube mich da an ein paar Kommentare über meine Körpergröße erinnern zu können.« Die Enttäuschung und der Verdruss, die sich auf dem Gesicht des kleinen Mädchens abzeichneten, trugen zur großen Erheiterung aller bei. In dem Augenblick, inmitten des allgemeinen Gelächters, hatte Sarene zum ersten Mal, seit sie vor einer Woche ihre Heimat verlassen hatte, das Gefühl, dass ihre innere Anspannung ein wenig nachließ.



## Kapitel 6

Der König, fürchte ich, ist ein hoffnungsloser Fall.« Mit einem Blick auf den Thronsaal verschränkte Hrathen nachdenklich die Arme vor dem Brustharnisch.

»Euer Gnaden?«, fragte Dilaf.

»König Iadon«, erklärte Hrathen. »Ich hatte gehofft, ihn retten zu können, obgleich ich nie wirklich erwartet hatte, dass mir der Adel einfach so ohne Widerstand folgen würde. Sie sind viel zu festgefahren. Wenn wir sie gleich nach der Reod erreicht hätten, dann vielleicht. Aber natürlich konnten wir damals nicht wissen, ob die Krankheit, die die Elantrier befallen hatte, auch uns etwas anhaben konnte.«

»Jaddeth hat die Elantrier niedergestreckt«, gab Dilaf leidenschaftlich von sich.

»Ja«, meinte Hrathen, ohne sich die Mühe zu machen, auf den kleineren Mann hinabzublicken. »Doch nicht selten bedient Jaddeth sich natürlicher Mittel, um seinen Willen durchzusetzen. Eine Seuche ist nicht nur für Arelenen tödlich, sondern auch für Fjordeller.«

»Jaddeth würde sein auserwähltes Volk beschützen.«

»Natürlich«, sagte Hrathen geistesabwesend und warf dem Thronsaal am Ende des Ganges einen weiteren unzufriedenen Blick zu. Er hatte dem König das Angebot aus reinem Pflichtgefühl unterbreitet, da er wusste, dass sich Arelon am leichtesten retten ließe, wenn er den Herrscher bekehrte. Und er hatte keineswegs mit Iadons Zustimmung gerechnet. Doch wenn der König nur gewusst hätte, wie viel Leid er mit einem einfachen Glaubensbekenntnis hätte abwenden können!

Nun war es zu spät. Iadon hatte sich Jaddeth offiziell verweigert. Man musste ein Exempel an ihm statuieren. Allerdings würde Hrathen vorsichtig vorgehen müssen. Er hatte die duladenische Revolution noch in lebhafter Erinnerung: den Tod, das Blut und das Chaos. Eine Katastrophe solchen Ausmaßes musste unbedingt vermieden werden. Hrathen war ein strenger Mann, noch dazu mit eisernem Willen, aber er war kein Anhänger sinnlosen Blutvergießens.

Da ihm nur drei Monate zur Verfügung standen, würde ihm selbstverständlich unter Umständen keine andere Wahl bleiben.

Vielleicht würde er einen Aufstand anstacheln müssen, um seine Ziele zu erreichen. Mehr Tod und mehr Chaos - mit derart schrecklichen Dingen sollte ein Land nicht belastet werden, das sich noch immer nicht von der letzten gewaltsamen Revolution erholt hatte. Jaddeths Reich würde jedoch nicht untätig bleiben und abwarten, bloß weil ein paar unwissende Aristokraten sich weigerten, die Wahrheit zu akzeptieren.

»Wahrscheinlich habe ich zu viel von ihnen erwartet«, murmelte Hrathen. »Letzten Endes sind es eben doch nur Arelenen.«

Dilaf erwiderte nichts auf die Bemerkung.

»Im Thronsaal ist mir eine eigenartige Person aufgefallen, Arteth«, sagte Hrathen, als sie sich umwandten und den Weg aus dem Palast antraten, ohne die Skulpturen und Dienstboten auch nur eines Blickes zu würdigen. »Vielleicht kannst du mir helfen herauszufinden, wer sie ist. Sie war aonisch, aber größer als die meisten Arelenen, und ihr Haar war viel heller als das durchschnittliche arelische Braun. Sie wirkte, als gehörte sie nicht dorthin.« »Wie war sie gekleidet, Euer Heiligkeit?«, fragte Dilaf.

»Schwarz. Ganz in Schwarz mit einer gelben Schärpe.«

»Die neue Prinzessin, Euer Gnaden«, zischte Dilaf, dessen Stimme auf einmal hassverzerrt klang.

»Neue Prinzessin?«

»Sie ist gestern eingetroffen, genau wie Ihr. Eigentlich hätte sie Iadons Sohn Raoden heiraten sollen.«

Hrathen nickte. Zwar hatte er an der Beerdigung des Prinzen nicht teilgenommen, doch er hatte von dem Ereignis gehört. Die bevorstehende Hochzeit war ihm allerdings neu. Das Verlöbnis musste kürzlich stattgefunden haben. »Und sie ist immer noch hier«, fragte er, »obwohl der Prinz verstorben ist?«

Dilaf nickte. »Zu ihrem Pech hat sie der königliche Verlobungsvertrag in dem Augenblick, in dem der Prinz gestorben ist, zu seiner Ehefrau gemacht.«

»Ach was«, meinte Hrathen. »Woher stammt sie?«

»Aus Teod, Euer Gnaden«, sagte Dilaf.

Hrathen nickte und verstand nun den Hass, der in Dilafs Stimme mitschwang. Trotz der gotteslästerlichen Stadt Elantris bestand für Arelon zumindest eine gewisse Möglichkeit der Erlösung. Teod

hingegen war die Heimat des Shu-Korath, einer entarteten Sekte des Shu-Keseg, der Ursprungsreligion des Shu-Dereth. Der Tag, an dem Teod dem ruhmreichen Fjord ein unterläge, würde in der Tat ein Freudentag sein.

»Eine teoische Prinzessin könnte ein Problem darstellen«, sinnierte Hrathen.

»Nichts kann Jaddeths Reich aufhalten.«

»Wenn es sich durch nichts aufhalten ließe, Arteth, würde es längst den gesamten Planeten umspannen. Jaddeth gefällt sich darin, seinen Dienern zu erlauben, ihm zu dienen, und uns fällt die Ehre zu, uns die Tore willfährig zu machen. Und von sämtlichen Toren auf der ganzen Welt sind die teoischen Tore die gefährlichsten.«

»Wie sollte eine einzelne Frau eine Gefahr für Euch darstellen, Euer Heiligkeit?«

»Nun, zum einen bedeutet ihre Heirat, dass jetzt ein offizielles Blutsband zwischen Teod und Arelon besteht. Wenn wir nicht vorsichtig sind, werden wir gegen beide Reiche gleichzeitig kämpfen müssen. Ein Mann spielt sich eher als Held auf, wenn er einen Verbündeten an seiner Seite weiß.«

»Ich verstehe, Euer Gnaden.«

Hrathen nickte und glitt in das Sonnenlicht hinaus. »Pass gut auf, Arteth, dann werde ich dir eine äußerst wichtige Lektion erteilen; eine, von der nur wenige Menschen wissen und die noch weniger richtig umsetzen können.«

»Welche Lektion ist das?«, erkundigte sich Dilaf, der ihm dicht auf den Fersen folgte.

Hrathen lächelte kaum merklich. »Ich werde dir zeigen, wie man eine Nation zerstört: die Weisen, auf die ein Mann Jaddeths ganz allein Königreiche stürzen und die Seelen der Menschen in seine Gewalt bringen kann.«

»Ich bin ... ein eifriger Schüler, Euer Gnaden.«

»Gut.« Hrathen blickte über Kae hinweg zu der gewaltigen Mauer von Elantris. Sie erhob sich wie ein Berg über der Stadt. »Bring mich dort hinauf. Ich möchte mir die gefallenen Herren von Arelon mit eigenen Augen ansehen.«

Als Hrathen die Außenbezirke Kaes zum ersten Mal erblickt hatte, war

ihm aufgefallen, wie schlecht sich die Stadt verteidigen ließ. Von der Mauer von Elantris aus konnte Hrathen jetzt erkennen, dass er sogar noch unterschätzt hatte, wie erbärmlich es um Kaes Befestigungen bestellt war. Schöne, terrassenförmig angelegte Treppenstufen führten an der Außenmauer von Elantris empor, sodass man von draußen bis ganz nach oben gelangen konnte. Sie waren aus festem Stein, und selbst in einem Notfall wäre es unmöglich, sie zu zerstören. Wenn die Einwohner von Kae sich nach Elantris zurückzögen, würde ihnen das keinen Schutz bieten, sondern sie säßen lediglich in der Falle.

Es gab keinerlei Bogenschützen. Die elantrische Stadtwache trug große, unhandliche Speere, die aussahen, als seien sie viel zu schwer, um geworfen zu werden. Die Wachen in ihren ungepanzerten gelb-braunen Uniformen strahlten einen gewissen Stolz aus und gingen offensichtlich davon aus, weit über der gewöhnlichen Stadtmiliz zu stehen. Hrathen hatte jedoch gehört, dass die Wache eigentlich gar nicht wirklich nötig war, um dafür zu sorgen, dass die Elantrier in der Stadt blieben. Die Kreaturen versuchten fast nie, zu entkommen, und die Stadtmauer war ohnehin viel zu weitläufig, als dass die Wache sie umfassend hätte patrouillieren können. Die Truppe war im Grunde mehr Formsache und keine streng militärische Angelegenheit. Es fiel den Leuten in Kae viel leichter, in der Nähe von Elantris zu wohnen, solange sie wussten, dass eine Einheit Soldaten die Stadt im Auge behielt. Doch Hrathen hatte den Verdacht, dass es den Wachen im Falle eines Krieges schwer fallen würde, sich zu verteidigen oder gar die Bevölkerung von Kae zu beschützen.

Arelon war ein Juwel, das nur darauf wartete, erbeutet zu werden. Hrathen hatte von den Tagen des Chaos direkt im Anschluss an den Fall von Elantris gehört und von den unermesslichen Schätzen, die in der herrlichen Stadt geplündert worden waren. Diese wertvollen Gegenstände befanden sich nun alle in Kae, wo der neue Adel so gut wie ungeschützt lebte. Außerdem war Hrathen zu Ohren gekommen, dass ein Großteil der elantrischen Reichtümer immer noch hinter den verbotenen Mauern der Stadt weggesperrt war: Kunstwerke, die zu groß waren, um problemlos transportiert zu werden, sowie kleinere Stücke, die noch nicht den Plünderern zum Opfer gefallen waren, als Iadon anfang, die Stadt mit Gewalt abzusperren.

Nur Aberglaube und die Unzugänglichkeit bewahrten Elantris und Kae davor, dass Eindringlinge sich an ihnen vergingen. Die kleineren Diebesbanden hatten immer noch zu große Angst vor dem Ruf von Elantris. Die größeren Banden wurden entweder von Fjorden kontrolliert und würden deshalb nicht ohne ausdrücklichen Befehl angreifen, oder die Adeligen aus Kae hatten sie bestochen, damit sie sich fernhielten. Beides waren nur vorübergehende Regelungen.

Dies war der Hauptgrund, weswegen Hrathen sich gerechtfertigt fühlte, keine Mittel zu scheuen, um Arelon unter Fjordens Kontrolle - und Schutz - zu bringen. Das Land war ein rohes Ei, das auf einem Berggipfel balancierte, und es bedurfte nur einer leichten Brise, auf dass es unten auf den harten Boden stürzen würde. Wenn Fjorden Arelon nicht bald eroberte, würde das Königreich gewiss unter dem Gewicht eines Dutzends schwerwiegender Probleme zusammenbrechen.

Abgesehen von der unfähigen Führung, litt Arelon an der viel zu hoch besteuerten Arbeiterklasse, einem Gefühl religiöser Verunsicherung und schwindenden Ressourcen. All diese Faktoren wetteiferten darum, dem Land den Todesstoß zu versetzen.

Heftige Atemgeräusche hinter ihm rissen ihn aus den Gedanken. Dilaf stand auf der anderen Seite des Wehrgangs und betrachtete Elantris. Seine Augen waren weit aufgerissen, als habe ihm jemand einen Schlag in den Magen versetzt, und er hatte die Zähne fest zusammengebissen. Es hätte Hrathen nicht überrascht, wenn Dilaf auf einmal Schaum vor dem Mund gestanden hätte.

»Ich hasse sie«, flüsterte Dilaf mit scharfer, kaum verständlicher Stimme.

Hrathen überquerte den Gang und blieb neben Dilaf stehen. Da die Mauer nicht zu militärischen Zwecken errichtet worden war, gab es keine Befestigungen, aber auf beiden Seilen befanden sich aus Sicherheitsgründen Brüstungen. Hrathen lehnte sich gegen die Brüstung und ließ den Blick über Elantris schweifen.

Viel gab es nicht zu sehen. Er war schon in vielversprechenderen Elendsvierteln gewesen. Bei dem verfallenen Zustand der Gebäude grenzte es an ein Wunder, dass überhaupt noch welche ein Dach aufwiesen, und der Gestank war ekelhaft. Zuerst bezweifelte er, dass irgendetwas im Innern dieser Stadt noch am Leben sein könnte, doch

dann entdeckte er ein paar Gestalten, die verstohlen an einer Häuserwand entlangliefen. Sie waren gebückt, die Hände ausgestreckt, als wollten sie sich jeden Moment auf alle viere fallen lassen. Da hielt einer inne und sah nach oben, und Hrathen erblickte seinen ersten Elantrier.

Das Etwas war kahlköpfig, und anfangs glaubte Hrathen, seine Haut sei dunkel, wie die eines Mitglieds der jindoesischen Adelligenkaste. Doch er konnte auch hellgraue Flecken auf der Haut des Wesens erkennen: große, ungleichmäßige Flecken, wie Flechten auf einem Felsen. Er kniff die Augen zusammen und lehnte sich über die Brüstung weiter nach vorne. Die Augen des Elantriers konnte Hrathen nicht ausmachen, aber etwas in seinem Innern sagte ihm, dass sie wild und barbarisch waren und blitzschnell durch die Gegend huschten wie die eines verängstigten Tieres.

Das Wesen eilte mit seinen Begleitern - seinem Rudel - weiser. *Dies ist also die Wirkung der Reod*, dachte Hrathen insgeheim. *Sie macht aus Göttern wilde Tiere*. Jaddeth hatte lediglich ihre Herzen nach außen gekehrt, damit die ganze Welt sie sehen konnte. Laut derethischer Philosophie war Religion das Einzige, was die Menschen von den Tieren unterschied. Menschen konnten Jaddeths Reich dienen, Tiere nur ihren eigenen Gelüsten. Die Elantrier standen für die schlimmste menschliche Vermessenheit: Sie hatten sich selbst zu Göttern erhoben. Ihr Schicksal hatten sie ihrer Hybris zu verdanken. Lägen die Dinge anders, hätte Hrathen sie nur allzu gern ihrer Strafe überlassen.

Allerdings wollte es der Zufall, dass er sie benötigte.

Hrathen wandte sich an Dilaf: »Der erste Schritt, wie man ein Land in seine Gewalt bringt, Arteth, ist der einfachste. Man findet jemanden, den die Leute hassen können.«

»Erzähl mir von ihnen, Arteth«, bat Hrathen auf dem Weg in seine Gemächer im Innern der Kapelle. »Ich möchte alles wissen, was du weißt.«

»Es sind verdorbene, widerliche Wesen«, zischte Dilaf, der den Raum nach Hrathen betrat. »Allein schon der Gedanke an sie verursacht mir Ekel im Herzen und gibt meinem Geist das Gefühl, beschmutzt zu sein. Ich bete jeden Tag für ihre Vernichtung.«

Unzufrieden schloss Hrathen die Tür zu seinen Gemächern. Ein Mann konnte auch *zu* leidenschaftlich sein. »Arteth, mir ist klar, dass du tief

empfindest«, sagte Hrathen streng, »aber als mein Odiv wirst du über deine Vorurteile hinwegsehen müssen. Jaddeth hat uns diese Elantrier zu einem bestimmten Zweck zur Verfügung gestellt, und ich kann diesen Zweck nicht erkennen, wenn du dich weigerst, mich mit nützlichen Informationen zu versorgen.«

Bestürzt blinzelte Dilaf. Dann kehrte zum ersten Mal seit ihrem Ausflug nach Elantris so etwas wie gesunder Verstand in seine Augen zurück.

»Ja, Euer Gnaden.«

Hrathen nickte. »Hast du Elantris vor dessen Fall zu Gesicht bekommen?«

»Ja.«

»War es so schön, wie die Leute behaupten?«

Dilaf nickte verdrossen. »Makellos, strahlend weiß dank Sklavenarbeit.«

»Sklaven?«

»Sämtliche Einwohner Arelons waren die Sklaven der Elantrier, Euer Gnaden. Es waren falsche Götter, die Heilsversprechen im Tausch gegen Schweiß und Arbeit gaben.«

»Und ihre sagenhaften Kräfte?«

»Lügen, wie ihre angebliche Göttlichkeit. Ein sorgfältig geplanter Schwindel, der ihnen Respekt und Achtung einbringen sollte.«

»Und im Anschluss an die Reod herrschte Chaos, richtig?«

»Chaos, Totschlag, Aufstände und Panik, Euer Gnaden. Dann haben die Kaufleute die Macht ergriffen.«

»Und die Elantrier?«, fragte Hrathen und durchquerte das Zimmer, um sich an seinem Schreibtisch niederzulassen.

»Es waren nur wenige übrig«, sagte Dilaf. »Die meisten waren im Laufe der Aufstände umgebracht worden. Die Übrigen wurden nach Elantris gesperrt wie alle Menschen, die die Shaod von dem Tag an ereilte. Sie sahen ungefähr so aus, wie Ihr sie eben gesehen habt: erbärmlich und nicht mehr wie richtige Menschen. Ihre Gestalt war voller schwarzer Narben, als habe ihnen jemand die Haut abgezogen, um die Dunkelheit darunter zu offenbaren.«

»Und die Verwandlungen? Haben sie nach der Reod je aufgehört?«, wollte Hrathen wissen.

»Sie dauern immer noch an, Euer Gnaden. Sie ereignen sich in ganz Arelon.«

»Warum hasst du sie so, Arteth?«

Die Frage kam plötzlich, und Dilaf hielt inne. »Weil sie gottlos sind.«

»Und?«

»Sie haben uns belogen, Euer Gnaden. Sie haben uns die Ewigkeit versprochen, aber sie waren noch nicht einmal in der Lage, an ihrer eigenen Göttlichkeit festzuhalten. Wir haben jahrhundertlang auf sie gehört, und zum Lohn haben wir einen Haufen hilfloser, schmutziger Krüppel erhalten.«

»Du hasst sie, weil du von ihnen enttäuscht worden bist«, sagte Hrathen.

»Nicht ich, mein Volk. Ich bin schon Jahre vor der Reod ein Anhänger des derethischen Glaubens gewesen.«

Hrathen runzelte die Stirn. »Dann bist du also der Überzeugung, dass die Elantrier nichts Übernatürliches an sich haben abgesehen von dem Fluch, den Jaddeth über sie gebracht hat?«

»Ja, Euer Gnaden. Wie schon gesagt, haben die Elantrier viele Lügen in die Welt gesetzt, um ihre Göttlichkeit zu untermauern.«

Hrathen schüttelte den Kopf. Dann erhob er sich und fing an, sich seiner Rüstung zu entledigen. Dilaf wollte ihm zu Hilfe eilen, doch Hrathen winkte den Artethen fort. »Wie erklärst du dir dann die plötzliche Verwandlung gewöhnlicher Menschen in Elantrier, Arteth?«

Dilaf blieb ihm eine Antwort schuldig.

»Der Hass hat dich blind werden lassen, Arteth.« Hrathen hängte mit einem Lächeln seinen Brustharnisch an die Wand neben dem Schreibtisch. Ihm war soeben ein genialer Gedanke gekommen. Mit einem Mal stand ein Teil seines Plans fest. »Du gehst davon aus, dass sie über keinerlei Kräfte verfügt haben, bloß weil Jaddeth ihnen keine verliehen hat.«

Dilaf erbleichte. »Was Ihr da sagt, ist...«

»Keine Gotteslästerung, Arteth, sondern religiöse Lehre. Neben unserem Gott gibt es eine weitere übernatürliche Kraft.«

»Die Svarkiss«, sagte Dilaf leise.

»Ja.« Die Svarkiss. Die Seelen der Toten, die Jaddeth hassten und allem Heiligen entgegenstanden. Laut Shu-Dereth gab es nichts Verbitterteres als eine Seele, die eine Chance gehabt und sie verpasst hatte.

»Ihr glaubt, dass die Elantrier Svarkiss sind?«, fragte Dilaf.

»Die gängige Lehrmeinung besagt, dass die Svarkiss die Körper der



Bösen in Besitz nehmen können«, sagte Hrathen und schnallte seine Beinschienen los. »Ist es so schwer vorstellbar, dass sie die ganze Zeit über die Körper der Elantrier beherrschen und sie als Götter erscheinen ließen, um simple Gemüter und religionslose Menschen hinters Licht zu führen?«

In Dilafs Augen glomm ein Funke, an dem Hrathen erkannte, dass der Gedanke nicht neu für den Artethen war. Auf einmal erschien ihm sein Einfall nicht mehr ganz so genial.

Nachdem Dilaf Hrathen einen Moment lang gemustert hatte, sagte er: »Ihr glaubt es nicht wirklich, nicht wahr?« Seine Stimme klang eine Spur zu anklagend für jemanden, der mit seinem Hroden sprach.

Hrathen gab sich Mühe, sein Unbehagen nicht zu zeigen. »Das ist gleichgültig, Arteth. Die Verbindung ist logisch, und die Leute werden es glauben. Im Moment sehen sie nur die erbärmlichen Überreste von dem, was früher einmal Aristokratie war; für so etwas empfinden die Menschen keinen Hass, sondern Mitleid. Dämonen hingegen sind etwas, das jeder hassen kann. Du hasst die Elantrier bereits, das ist schön und gut. Alier um andere dazu zu bewegen, sich dir anzuschließen, musst du ihnen einen triftigeren Grund geben als ›sie haben uns enttäuschte«

»Ja, Euer Gnaden.«

»Wir sind religiöse Männer, Arteth, und wir brauchen religiöse Feinde. Die Elantrier sind unsere Svarkiss, egal ob sie ihre Seelen von bösen Menschen haben, die vor langer Zeit gestorben sind, oder von solchen, die heute leben.«

»Selbstverständlich, Euer Heiligkeit. Dann werden wir sie also vernichten?« Auf Dilafs Gesicht zeichnete sich Eifer ab.

»Letzten Endes. Im Moment werden wir sie benutzen. Du wirst schon sehen, dass Hass Menschen viel schneller und leidenschaftlicher vereinen kann, als Frömmigkeit es je könnte.«

## Kapitel 7

Raoden durchschnitt die Luft mit dem Finger. Die Luft blutete Licht. Seine Fingerspitze hinterließ eine leuchtend weiße Spur, als er den Arm bewegte, als würde er etwas mit Farbe an die Wand schreiben - bloß dass da keine Farbe war und auch keine Wand.

Seine Bewegungen waren behutsam, und er gab sich Mühe, dass sein Finger nicht zitterte. Er zog eine Linie, eine Spanne von links nach rechts, dann ließ er den Finger leicht schräg nach unten gleiten und malte eine nach unten hin gebogene Linie.

Anschließend nahm er kurz den Finger von der unsichtbaren Leinwand und malte einen Punkt in die Mitte. Diese drei Elemente - zwei Linien und ein Punkt - waren der Anfang eines jeden Aons. Er fuhr fort, zeichnete das gleiche dreiteilige Muster in verschiedenen Winkeln und fügte etliche diagonale Linien hinzu. Die fertige Zeichnung ähnelte ein wenig einer Sanduhr oder vielleicht zwei aufeinander gestapelten Schachteln, die sich zur Mitte hin etwas verjüngten. Dies war das Aon Ashe, das uralte Symbol für Licht. Das Zeichen leuchtete kurz auf und schien lebendig zu pulsieren. Dann blitzte es schwach auf wie ein Wesen, das seinen letzten Atemzug tat. Das Aon verschwand, indem sein Licht immer schwächer wurde, von Helligkeit in mattes Leuchten und schließlich in Nichts überging.

»Du bist viel besser darin als ich, Sule«, sagte Galladon. »Mir gerät normalerweise eine Linie ein bisschen zu lang oder zu schräg, und das ganze Ding verblasst, bevor ich fertig bin.«

»So sollte es aber nicht sein«, klagte Raoden. Es war nun einen Tag her, dass Galladon ihm gezeigt hatte, wie man Äonen zeichnete, und er hatte seitdem so gut wie jede Minute mit Üben verbracht. Jedes Aon, das er richtig fertig gestellt hatte, hatte sich auf die gleiche Weise verhalten: Es war ohne sichtbare Wirkung verschwunden. Seine erste Begegnung mit der sagenhaften Magie der Elantrier war alles andere als aufregend verlaufen.

Das Überraschendste an der ganzen Sache war, wie einfach es war. In seiner Unwissenheit war er davon ausgegangen, Aon-Dor, die Magie der Äonen, setze eine Art Zauberspruch oder irgendein Ritual voraus. Ein

Jahrzehnt ohne Aon-Dor hatte zu unzähligen Gerüchten geführt. Manche Leute, hauptsächlich derethische Priester, behaupteten, bei dem Zauber habe es sich lediglich um Schwindel gehandelt, während andere, auch größtenteils derethische Priester, die Kunst als gotteslästerlichen Ritus verurteilt hatten, bei dem das Böse mit im Spiel sei. In Wahrheit wusste niemand, noch nicht einmal die derethischen Priester, was genau Aon-Dor gewesen war. Jeder, der dieser Kunst mächtig gewesen war, war der Reod zum Opfer gefallen.

Dennoch behauptete Galladon, Aon-Dor setze nichts als eine ruhige Hand und eine genaue Kenntnis der Äonen voraus. Da nur Elantrier in der Lage waren, die Zeichen in Licht zu schreiben, konnten nur sie Aon-Dor betreiben, und man hatte außerhalb von Elantris niemals verlauten lassen, wie einfach es im Grunde war. Keine Zaubersprüche, keine Opfer, keine besonderen Tränke oder Zutaten. Jeder, den die Shaod erteilte, war zu Aon-Dor fähig, vorausgesetzt natürlich, er beherrschte die Zeichen.

Aber es funktionierte nicht! Die Äonen sollten eigentlich etwas bewirken - auf jeden Fall mehr, als bloß schwach aufzuleuchten und dann wieder zu verschwinden. Raoden konnte sich noch aus seiner Kindheit an Bilder von Elantris erinnern: Männer, die durch die Luft flogen, unglaubliche Kraftakte und barmherzige Heilungen. Einst hatte er sich das Bein gebrochen, und obwohl sein Vater dagegen gewesen war, hatte seine Mutter ihn nach Elantris gebracht, damit er geheilt würde. Eine Gestalt mit hellem Haar hatte Raodens Bein mit einem leichten Wink wieder zusammenwachsen lassen. Sie hatte ein Aon gezeichnet, genau wie er jetzt, und die Rune hatte einen gewaltigen Ausbruch geheimnisvoller Magie ausgelöst.

»Sie sollen etwas bewirken«, sagte Raoden erneut, diesmal laut.

»Das haben sie früher auch, Sule, aber seit der Reod eben nicht mehr. Was auch immer Elantris das Leben geraubt hat, hat auch die Kraft des Aon-Dor mit sich genommen. Jetzt können wir nur noch hübsche Zeichen in die Luft malen.«

Raoden nickte und zeichnete sein eigenes Aon, das Aon Rao. Vier Kreise mit einem Viereck in der Mitte, alles durch Linien miteinander verbunden. Das Aon verhielt sich wie all die anderen. Es baute sich auf, als wolle es Energien freisetzen, nur um dann kläglich zu vergehen.

»Enttäuschend. Kolo?«

»Sehr sogar«, gab Raoden zu. Er zog einen Sessel heran und ließ sich nieder. Sie befanden sich immer noch in Galladons kleinem unterirdischem Arbeitszimmer. »Ich will ganz ehrlich mit dir sein, Galladon. Beim Anblick des ersten Aons, das vor dir in der Luft schwebte, habe ich alles vergessen - den Schmutz, die Niedergeschlagenheit, ja selbst meinen Zeh.«

Galladon lächelte. »Wenn Aon-Dor funktionieren würde, würden die Elantrier immer noch in Arelon herrschen, Reod hin oder her.«

»Ich weiß. Ich frage mich bloß, was passiert sein mag. Was hat sich verändert?«

»Diese Frage stellt sich die ganze Welt, Sule«, meinte Galladon mit einem Achselzucken.

»Es muss einen Zusammenhang geben«, überlegte Raoden. »Die Veränderungen in Elantris, die Art, wie die Shaod auf einmal Dämonen und keine Götter mehr aus den Menschen gemacht hat, die Wirkungslosigkeit des Aon-Dor ...«

»Du bist nicht der Erste, dem das auffällt. Bei Weitem nicht. Trotzdem wird wohl niemand je die Antwort finden, denn den Mächtigen in Arelon passt Elantris in seinem jetzigen Zustand viel zu gut in den Kram.«

»Das kannst du laut sagen«, pflichtete Raoden ihm bei. »Wenn das Geheimnis gelüftet werden soll, müssen wir das selbst tun.« Raoden ließ den Blick durch das kleine Zimmer schweifen. Der Raum war bemerkenswert sauber und ganz ohne die schleimige Schmutzschicht, die das restliche Elantris bedeckte. Es herrschte beinahe eine gemütliche Atmosphäre, wie im Studier- oder Arbeitszimmer eines gewaltigen Herrenhauses.

»Vielleicht versteckt sich die Antwort hier, Galladon«, sagte Raoden.

»Irgendwo in diesen Büchern.«

»Vielleicht«, sagte Galladon zurückhaltend.

»Warum hast du mich so ungerne hierher gebracht?«

»Weil das hier etwas Besonderes ist, Sule. Das muss dir doch auch klar sein, oder? Sobald mein Geheimnis einmal bekannt ist, kann ich aus Angst vor Plünderern keinen Fuß mehr vor die Tür setzen.«

Raoden erhob sich und ging nickend in dem Zimmer umher. »Warum hast du mich dann hergeführt?«

Galladon zuckte mit den Schultern, als wisse er es selbst nicht recht. Schließlich antwortete er: »Du bist nicht der Erste, der auf den Gedanken verfallen ist, des Rätsels Lösung könnte in diesen Büchern stecken. Zwei Männer können schneller lesen als einer.«

»Schätzungsweise ungefähr doppelt so schnell«, stimmte Raoden ihm mit einem Lächeln zu. »Warum hast du es hier drinnen eigentlich so dunkel?«

»Wir sind in *Elantris*, Sule. Wir können nicht einfach jedes Mal in den Laden des Laternenanzünders marschieren, wenn uns das Öl ausgeht.«

»Ich weiß, aber es muss doch bestimmt genug geben. Vor der Reod muss Elantris Riesenvorräte an Öl gehabt haben.«

»Ach, Sule«, sagte Galladon kopfschüttelnd. »Du kapiertest es noch immer nicht, was? Das hier ist Elantris, Stadt der Götter. Wozu sollten Götter solch profane Dinge wie Lampen und Öl benötigen? Sieh dir die Wand neben dir an.«

Raoden drehte sich zur Seite. An der Wand neben ihm hing eine Metallplatte. Obwohl das Metall im Laufe der Zeit blind geworden war, konnte Raoden immer noch das Muster erkennen, das man in das Material geritzt hatte - das Aon Ashe, das Zeichen, das er selbst noch vor ein paar Augenblicken in die Luft geschrieben hatte.

»Diese Platten haben früher heller und gleichmäßiger geleuchtet als jede Lampe, Sule«, erklärte Galladon. »Die Elantrier mussten nur kurz mit den Fingern darüberstreichen, um sie auszumachen. Elantris hat kein Öl gebraucht, denn es verfügte über eine viel verlässlichere Lichtquelle. Aus dem gleichen Grund wirst du in Elantris auch weder Kohle - oder gar Öfen - noch sonderlich viele Brunnen finden. Wasser floss hier nämlich aus Rohren, als wären in den Wänden Flüsse eingeschlossen. Ohne Aon-Dor ist diese Stadt so gut wie unbewohnbar.«

Raoden rieb mit dem Finger über die Platte und ertastete die Linien des Aons Ashe. Etwas Katastrophales musste sich zugetragen haben - ein Ereignis, das binnen zehn kurzer Jahre vergessen worden war. Etwas so Schreckliches, dass das Land zerstört und die Götter gestürzt worden waren. Doch ohne zu begreifen, wie Aon-Dor einst funktioniert hatte, würde er sich nie auch nur annähernd vorstellen können, was zu seinem Versagen geführt haben könnte. Er wandte sich von der Wand ab und sah zu den beiden niedrigen Bücherregalen. Es war unwahrscheinlich,

dass eines der Bücher eine genaue Erläuterung des Aon-Dor beinhaltet. Wenn sie jedoch von Elantriern verfasst worden waren, enthielten sie vielleicht Hinweise auf die Magie. Hinweise, die einem sorgfältigen Leser ein gewisses Verständnis der Wirkungsweise des Aon-Dor ermöglichen könnten. Vielleicht.

Sein Gedankengang wurde jäh von Magenschmerzen unterbrochen. Es war nicht wie der Hunger, den er in der Außenwelt erlebt hatte. Sein Magen rumorte nicht. Dennoch waren da die Schmerzen - irgendwie sogar noch fordernder. Er hatte nun schon seit drei Tagen nichts mehr gegessen, und das Hungergefühl wurde langsam hartnäckig. Ganz allmählich fing er an zu begreifen, warum dies und die anderen Schmerzen ausreichten, um Männer zu den wilden Tieren zu machen, die ihn an seinem ersten Tag überfallen hatten.

»Komm«, sagte er zu Galladon. »Es gibt da etwas, was wir tun müssen.« Der Platz sah nicht anders aus als tags zuvor: Dreck, stöhnende, unglückselige Gestalten, hohe, unversöhnliche Torflügel. Die Sonne hatte beinahe drei Viertel ihrer Wanderung über den Himmel zurückgelegt. Es war die Zeit, zu der neue Verdammte nach Elantris gebracht werden würden.

Raoden betrachtete den Platz. Er befand sich neben Galladon auf dem Dach eines Gebäudes. Schon bald ging ihm auf, dass etwas anders war. Oben auf der Stadtmauer hatte sich eine kleine Gruppe versammelt.

»Wer ist das?«, fragte Raoden interessiert, indem er auf eine große Gestalt deutete, die hoch auf der Mauer über dem Eingangstor von Elantris stand. Der Mann hatte die Arme von sich gestreckt, und sein blutroter Umhang flatterte im Wind. Aus dieser Entfernung waren seine Worte kaum zu verstehen, aber es war offensichtlich, dass er schrie.

Galladon stieß ein überraschtes Grunzen aus. »Ein derethischer Gyorn. Ich wusste gar nicht, dass es hier in Arelon einen gibt.«

»Ein Gyorn? Also ein Hohepriester?« Raoden kniff die Augen zusammen und versuchte, die Einzelheiten der Gestalt hoch über ihnen auszumachen.

»Es überrascht mich, dass einer so weit nach Osten gekommen ist«, sagte Galladon. »Sie haben Arelon schon vor der Reod gehasst.«

»Wegen der Elantrier?«

Galladon nickte. »Allerdings nicht ausschließlich wegen des Kultes um

die Elantrier, auch wenn sie das gern behaupten. Die derethischen Führer hegen solch einen Hass auf deine Heimat, weil ihre Heere nie einen Weg durch die Berge gefunden haben, um euch anzugreifen.«

»Was treibt er deiner Meinung nach dort oben?«, wollte Raoden wissen.

»Predigen. Was sonst sollte ein Priester tun? Wahrscheinlich hat er sich entschlossen, Elantris öffentlich als eine Art Strafe seines Gottes anzuprangern. Es wundert mich, dass sie dazu so lange gebraucht haben.«

»Die Leute flüstern es einander schon seit Jahren zu«, sagte Raoden, »aber bisher hatte niemand den Mut, Derartiges tatsächlich zu predigen. Insgeheim fürchten sie, dass die Elantrier sie nur auf die Probe stellen - dass sie eines Tages ihre ehemalige Herrlichkeit wiedererlangen und sämtliche Ungläubige bestrafen werden.«

»Immer noch?«, fragte Galladon. »Ich hätte erwartet, dass solche Gedanken nach zehn Jahren verschwunden sind.«

Raoden schüttelte den Kopf. »Selbst heute beten viele noch um die Rückkehr der Elantrier - oder fürchten sie. Du kannst dir ja nicht vorstellen, wie wunderschön es einst hier gewesen ist.«

»Ich weiß schon, Sule«, sagte Galladon. »Ich habe schließlich nicht mein ganzes Leben in Duladel verbracht.«

Die Stimme des Priesters schwoll zu einem Crescendo an, und er gab eine letzte Woge an Schreien von sich, bevor er herumwirbelte und außer Sichtweite verschwand. Selbst aus der Entfernung konnte Raoden den Hass und die Wut in der Stimme des Gyorns hören. Galladon hatte recht: Bei den Worten dieses Mannes hatte es sich um keinen Segensspruch gehandelt.

Kopfschüttelnd ließ Raoden den Blick von der Mauer zum Eingangstor schweifen. »Galladon«, fragte er, »wie wahrscheinlich ist es, dass heute jemand hier hineingeworfen wird?«

Galladon zuckte die Achseln. »Schwer zu sagen, Sule. Manchmal vergehen Wochen ohne das Eintreffen eines neuen Elantriers, aber ich habe auch schon erlebt, wie man fünf auf einmal hergebracht hat. Du bist vor zwei Tagen gekommen, dann war da die Frau gestern; wer weiß, vielleicht bekommt Elantris den dritten Tag in Folge frisches Fleisch geliefert. Kolo?«

Raoden nickte, den Blick erwartungsvoll auf das Tor gerichtet.

»Sule, was hast du vor?«, wollte Galladon unruhig wissen.

»Ich habe vor abzuwarten.«

Der Neuankömmling war ein älterer Mann, vielleicht Ende vierzig, mit einem hageren Gesicht und nervösen Augen. Als das Tor donnernd ins Schloss fiel, kletterte Raoden von dem Dach und blieb erst stehen, als er unten den Platz erreicht hatte. Galladon folgte ihm mit besorgter Miene. Offensichtlich ging er davon aus, dass Raoden im Begriff stehen könnte, eine Torheit zu begehen.

Er hatte recht.

Der unglückselige Neuankömmling starrte einfach nur verdrießlich das Tor an. Raoden wartete darauf, dass er einen Schritt tun und auf diese Weise unwissentlich entscheiden würde, wer das Privileg erhielt, ihn auszurauben. Der Mann rührte sich nicht von der Stelle und betrachtete den Platz mit nervösem Blick, das Gewand um seine schmale Gestalt geschlungen, als versuche er, sich darin zu verstecken.

Nachdem er ein paar Minuten abgewartet hatte, tat er schließlich seinen ersten zögerlichen Schritt - nach rechts, in die gleiche Richtung, für die Raoden sich auch entschieden hatte.

»Komm schon«, drängte Raoden und trat aus der schmalen Gasse.

Galladon stöhnte auf und murmelte etwas auf Duladenisch.

»Teoren?«, rief Raoden. Er hatte einen weit verbreiteten aonischen Namen gewählt.

Der spindeldürre Neuankömmling blickte überrascht auf und sah sich anschließend verwirrt über die Schulter.

»Teoren, du bist es wirklich!«, sagte Raoden und legte dem Mann die Hand auf die Schulter. Dann fügte er leiser hinzu: Du hast jetzt zwei Wahlmöglichkeiten, mein Freund. Entweder tust du, was ich dir sage, oder du lässt dich von den Männern dort drüben im Schatten jagen und bewusstlos prügeln.«

Der Mann drehte sich um und blickte forschend zu den Schatten.

Glücklicherweise entschieden sich Shaors Männer just in diesem Augenblick, sich in Bewegung zu setzen. Die dunklen Gestalten traten ins Licht, die hungrigen Blicke begierig auf den neuen Mann gerichtet. Mehr Aufmunterung brauchte der Neuankömmling nicht.

»Was soll ich tun?«, fragte er mit zitternder Stimme.

»Lauf weg!«, befahl Raoden und stürzte auf eine der Gassen ZU.



Das ließ sich der Mann nicht zweimal sagen. Er rannte so schnell, dass Raoden schon befürchtete, er würde in eine Seitengasse davonjagen und sich verlaufen. Von hinten erklang ein gedämpfter Überraschungsschrei, als Galladon erkannte, was Raoden tat. Offensichtlich würde es ihm jedoch nicht schwer fallen mitzuhalten. Trotz seiner Zeit in Elantris war Galladon viel besser in Form als Raoden.

»Was im Namen der Doloken treibst du da, du Narr?«, fluchte Galladon. »Das erkläre ich dir gleich«, sagte Raoden, der sich ganz aufs Laufen konzentrierte. Erneut stellte er fest, dass er nicht außer Atem kam, obwohl sein Körper anfang zu ermatten. In seinem Innern breitete sich schwere Müdigkeit aus, und bald stand fest, dass Raoden von den drei Männern der langsamste Läufer war. Allerdings war er der Einzige, der wusste, wohin sie liefen.

»Rechts!«, brüllte er Galladon und dem neuen Mann zu und bog dann in eine Seitengasse. Die beiden Männer folgten ihm, ebenso die Schlägertruppe, die rasch aufholte. Zum Glück war Raodens Ziel nicht mehr weit.

»Rulo«, fluchte Galladon, als ihm klar wurde, wohin sie liefen. Es war eines der Häuser, die er Raoden am vorigen Tag gezeigt hatte, das mit der instabilen Treppe. Raoden stürzte durch die Tür und rannte die Treppe hinauf, wobei er zweimal fast hinfiel, als Treppenstufen unter seinen Füßen einbrachen. Sobald er sich auf dem Dach befand, stieß er mit letzter Kraft einen Stapel Backsteine um - die Überreste eines Balkonkastens -, sodass der gesamte Haufen bröckeligen Lehms in dem Augenblick in das Treppenhaus hinabstürzte, als Galladon und der Neuankömmling oben angekommen waren. Die wackeligen Stufen hielten das Gewicht nicht einmal kurzzeitig, sondern krachten unter lautem Getöse zu Boden.

Galladon trat an das Loch und blickte kritisch hinunter. Unten versammelten sich Shaors Männer um die eingestürzte Treppe. Ihre wilde Gier war ein wenig abgeflaut, während ihnen langsam dämmerte, was passiert war.

Galladon hob eine Augenbraue. »Und jetzt, du Genie?«

Raoden ging zu dem Neuankömmling hinüber, der zusammengebrochen war, nachdem er die Stufen heraufgetorkelt war. Vorsichtig nahm Raoden dem Mann sämtliche Nahrungsmittel ab, steckte sich ein

bestimmtes in den Gürtel und warf den Rest der Meute zu, die unten wartete. Kampfgeräusche drangen herauf, als die Männer sich um das Essen balgten.

Raoden trat von dem Loch zurück. »Hoffen wir einfach, sie sehen ein, dass sie von uns nichts weiter zu erwarten haben, und ziehen Leine.«

»Und wenn nicht?«, fragte Galladon spitz.

Raoden zuckte mit den Schultern. »Wir können ewig ohne Nahrung und Wasser auskommen, nicht wahr?«

»Ja, aber ich würde es vorziehen, den Rest der Ewigkeit nicht unbedingt auf dem Dach dieses Gebäudes zu verbringen.« Mit einem scharfen Blick in Richtung des neuen Mannes zog Galladon Raoden beiseite und wollte leise wissen: »Sule, was sollte das alles? Du hättest ihnen das Essen einfach auf dem Platz vor die Füße werfen können. Ja, warum hast du ihn überhaupt ›gerettet‹? Vielleicht hätten Shaors Männer ihm gar kein Haar gekrümmt.«

»Das können wir nicht wissen. Außerdem glaubt er so, dass er mir sein Leben verdankt.«

Galladon schnaubte. »Jetzt hast du also noch einen Gefolgsmann - zu dem geringfügigen Preis, dass du dir den Hass eines ganzen Drittels der kriminellen Unterwelt von Elantris eingehandelt hast.«

»Und das ist nur der Anfang«, sagte Raoden mit einem Lächeln. Doch trotz der selbstbewussten Worte war er sich alles andere als sicher. Er war immer noch verblüfft, wie sehr sein Zeh wehtat, und als er die Backsteine umgeworfen hatte, hatte er sich die Hände aufgeschürft. Zwar waren die Kratzer nicht so schmerzhaft wie der Zeh, doch sie drohten, seine Aufmerksamkeit von seinen Plänen abzulenken.

Ich muss ständig auf Achse bleiben, ermahnte Raoden sich insgeheim. Immerzu arbeiten. Die Schmerzen nicht die Oberhand gewinnen lassen.

»Ich bin Juwelier«, erklärte der Mann. »Ich heiße Mareshe.«

»Ein Juwelier«, sagte Raoden unzufrieden und betrachtete Mareshe mit verschränkten Armen. »Das ist nicht sehr nützlich. Was könnt Ihr sonst noch?«

Empört sah Mareshe ihn an, als habe er vergessen, dass er noch ein paar Augenblicke zuvor ängstlich zusammengekauert gewesen war.

»Schmuck anfertigen zu können ist eine höchst nützliche Fertigkeit, Sir.«

»Nicht in Elantris, Sule«, sagte Galladon, der über den Rand des Loches

lugte, um nachzusehen, ob die Schläger mittlerweile abgezogen waren. Anscheinend hatten sie das nicht getan, denn er warf Raoden einen vernichtenden Blick zu.

Raoden ignorierte den Dula geflissentlich und wandte sich wieder Mareshe zu. »Was könnt Ihr sonst noch?«

»Alles.«

»Das ist ziemlich allgemein, mein Freund«, sagte Raoden. »Könntet Ihr Euch ein wenig spezifischer ausdrücken?«

Mit theatralischer Geste hob Mareshe die Hand, sodass sie sich auf der Höhe seines Kopfes befand. »Ich ... bin gelernter Handwerker. Kunsthandwerker. Ich kann alles anfertigen, denn Domi selbst hat mir die Seele eines Künstlers geschenkt.«

Galladon, der neben dem Loch saß, das einmal ein Treppenaufgang gewesen war, ließ ein verächtliches Schnauben vernehmen.

»Wie sieht es mit Schuhen aus?«, fragte Raoden.

»Schuhen?«, erwiderte Mareshe in leicht verletztem Tonfall.

»Ja, Schuhe.«

»Warum nicht?«, sagte Mareshe. »Auch wenn dazu wohl kaum das Geschick eines Mannes gebraucht wird, der ein echter Kunsthandwerker ist.«

»Und ein echter Trot-«, setzte Galladon an, bevor Raoden ihn zum Schweigen brachte.

»Kunsthandwerker Mareshe«, fuhr Raoden so diplomatisch wie möglich fort. »Elantrier werden bloß in ihrem arelischen Leichengewand in die Stadt geworfen. Ein Mann, der schustern kann, wäre in der Tat äußerst wertvoll.«

»Was für Schuhe?«, wollte Mareshe wissen.

»lederne«, sagte Raoden. »Keine leichte Aufgabe, Mareshe. Ihr müsst nämlich wissen, Elantrier haben nicht den Luxus, sich einen Irrtum leisten zu können. Wenn das erste Schuhpaar nicht passt, bekommt man Blasen. Blasen, die niemals verheilen werden.«

»Was meint Ihr damit, niemals verheilen?«, fragte Mareshe unbehaglich.

»Wir sind jetzt Elantrier, Mareshe«, erklärte Raoden. »Unsere Wunden heilen nicht mehr.«

»Heilen nicht mehr ...?«

»Möchtet Ihr ein Beispiel gezeigt bekommen, Kunsthandwerker?«, bot

Galladon hilfsbereit an. »Das ließe sich ohne Weiteres arrangieren. Kolo?«

Mareshe erbleichte. Er blickte wieder zu Raoden. »Er scheint mich nicht sonderlich zu mögen«, sagte er leise.

»Unsinn«, widersprach Raoden und legte Mareshe einen Arm um die Schulter, um ihn von Galladons grinsendem Gesicht wegzudrehen. »Auf diese Weise zeigt er seine Zuneigung.«

»Wenn Ihr es sagt, Meister ...«

Raoden zögerte. »Nennt mich einfach Lebensgeist«, sagte er schließlich. Es war die Übersetzung des Aons Rao.

»Meister Lebensgeist.« Mareshe verengte die Augen zu Schlitzen.

»Irgendwie kommt Ihr mir bekannt vor.«

»Ihr habt mich noch nie zuvor gesehen. Was nun die Schuhe betrifft...«

»Sie müssen wie angegossen passen, ohne das geringste Drücken oder Reiben?«, fragte Mareshe.

»Ich weiß, dass das schwierig klingt. Wenn es Eure Fähigkeiten übersteigen sollte ...«

»Nichts übersteigt *meine* Fähigkeiten«, sagte Mareshe. »Ich werde es tun, Meister Lebensgeist.«

»Ausgezeichnet.«

»Sie sind immer noch da«, erklang Galladons Stimme von hinten.

Raoden drehte sich um und musterte den hünenhaften Dula. »Na und? Es ist ja nicht so, als hätten wir etwas Dringendes zu erledigen. Im Grunde ist es sehr nett hier oben. Du solltest dich einfach zurücklehnen und es genießen.«

Aus den Wolken über ihnen erklang ein unheilvolles Donnern, und Raoden konnte einen Tropfen spüren, der auf seinen Kopf platschte.

»Großartig«, murrte Galladon. »In vollen Zügen werde ich das hier genießen.«

## Kapitel 8

Sarene entschied sich gegen das Angebot ihres Onkels, bei ihm zu wohnen. So verlockend die Vorstellung auch sein mochte, bei seiner Familie einzuziehen, hatte Sarene doch Angst, auf diese Weise möglicherweise ihre Stellung im Palast einzubüßen. Der Hof stellte eine Fundgrube von Informationen dar, und die arelischen Adeligen waren ein Quell von Gerüchten und Intrigen. Wenn sie gegen Hrathen zu Felde ziehen wollte, musste sie unbedingt auf dem neuesten Stand bleiben. Deshalb beschaffte sich Sarene am Tag nach ihrem Treffen mit Kiin Farben und eine Staffelei, die sie mitten in Iadons Thronsaal aufbaute. »Was im Namen Domis treibst du da, Mädchen?«, entfuhr es dem König, als er am Morgen den Saal betrat, eine Gruppe ängstlicher Begleiter an seiner Seite.

Sarene blickte mit gespielter Überraschung von ihrer Leinwand auf. »Ich male, Vater«, sagte sie und hob erklärend den Pinsel in die Höhe, wobei etliche rote Farbkleckse im Gesicht des Verteidigungsministers landeten. Iadon seufzte. »Dass du malst, sehe ich selbst. Was ich damit sagen wollte, ist, warum tust du es ausgerechnet hier?«

»Oh«, erwiderte Sarene unschuldig. »Ich male deine Gemälde, Vater. Ich finde sie so schön!«

»Du malst meine ...?«, fragte Iadon mit verblüffter Miene. »Aber ...« Sarene drehte dem König mit einem stolzen Lächeln die Leinwand zu und zeigte ihm ein Bild, auf dem sich nur mit Mühe und Not ein paar Blumen erkennen ließen.

»Ach, um Domis willen!«, brüllte Iadon. »Mal von mir aus, Mädchen, wenn es unbedingt sein muss.

Aber doch nicht *mitten in meinem Thronsaal!*« Sarene riss die Augen auf, blinzelte ein paarmal und zog dann die Staffelei und ihren Stuhl in die

Nähe einer Säule an der Seite des Saales. Dort setzte sie sich und malte weiter.

Iadon stöhnte. »Ich meinte ... Ach, Domi möge dich holen! Du bist es nicht wert, dass ich mich deinetwegen aufrege.« Mit diesen Worten drehte der König sich um und stolzierte auf seinen Thron zu, wo er

seinem Sekretär befahl, den ersten Punkt auf der Tagesordnung anzukündigen: einen Streit zweier Angehöriger des niederen Adels bezüglich einiger Besitztümer.

Ashe schwebte zu Sarenes Leinwand herab und sagte leise: »Ich dachte schon, er würde Euch endgültig hinauswerfen, Mylady.«

Sarene schüttelte den Kopf, ein selbstgefälliges Lächeln auf den Lippen. »Iadon ist aufbrausend und schnell verstimmt. Je mehr ich ihn von meiner Hirnlosigkeit überzeuge, desto weniger Befehle wird er mir erteilen. Er weiß, dass ich ihn nur missverstehen werde und er sich letzten Endes bloß ärgert.«

»Langsam wundere ich mich, wie jemand wie er überhaupt je auf den Thron kommen konnte«, bemerkte Ashe.

»Gute Frage«, räumte Sarene ein und tippte sich nachdenklich mit dem Finger an die Wange. »Vielleicht tun wir ihm aber auch unrecht. Er mag keinen sehr guten König abgeben, aber anscheinend war er ein sehr guter Geschäftsmann. Für ihn bin ich verbrauchtes Kapital, denn seinen Vertrag hat er in der Tasche. Deshalb kümmere ich ihn nicht weiter.«

»Ich bin nicht überzeugt, Mylady«, stellte Ashe fest. »Er scheint mir zu kurzsichtig zu sein, um lange König zu bleiben.«

»Deshalb wird er wohl auch wahrscheinlich bald seinen Thron einbüßen«, sagte Sarene. »Ich habe den Verdacht, dass der Gyorn aus eben diesem Grund hier ist.«

»Interessanter Gedanke, Mylady«, erklang Ashes tiefe Stimme. Er schwebte kurz vor ihrem Bild und betrachtete die unregelmäßigen Kleckse und nicht sonderlich geraden Linien. »Ihr werdet besser, Mylady.«

»Behandle mich nicht so von oben herab.«

»Nein, wirklich, Eure Hoheit. Als Ihr vor fünf Jahren mit dem Malen angefangen habt, habe ich nie zu sagen vermocht, was Ihr gerade abzubilden versuchtet.«

»Und das hier ist...«

Ashe hielt inne. »Eine Schüssel mit Obst?«, fragte er hoffnungsvoll.

Sarene seufzte entnervt. Normalerweise gelang ihr alles, was sie versuchte, doch die Geheimnisse der Malerei entzogen sich ihr. Anfangs hatte ihr mangelndes Talent sie verblüfft, und sie hatte es immer weiter versucht, fest entschlossen, sich allen Widrigkeiten zum Trotz zu

behaupten. Allerdings war das künstlerische Geschick nicht bereit gewesen, sich ihrem königlichen Willen zu beugen. Sie war eine Meisterin in Sachen Politik, hatte fraglos Führungsqualitäten, und selbst die jindoesische Mathematik bereitete ihr keine nennenswerten Probleme. Aber sie war eine schreckliche Malerin. Nicht dass sie sich von diesem Umstand abhalten ließ - denn obendrein war sie zweifelsohne stur.

»Eines Tages bekomme ich den Dreh raus, Ashe, und weiß dann, wie ich die Bilder in meinem Kopf auf die Leinwand zaubere.«

»Selbstverständlich, Mylady.«

Sarene lächelte. »Lass uns bis dahin so tun, als sei ich von jemandem unterrichtet worden, der der svordischen Schule extremer abstrakter Kunst angehört.«

»Ach ja. Die Schule kreativen Fehlgeleitetheits. Ausgezeichnet, Mylady.«

Zwei Männer betraten den Thronsaal, um dem König ihren Fall vorzutragen. Sie ließen sich kaum voneinander unterscheiden: Beide trugen ein modisches Wams über einem bunten Rüschenhemd und weite Hosen. Einen dritten Mann, der von einer Palastwache in den Saal gebracht wurde, fand Sarene um einiges interessanter. Es handelte sich um einen unbedeutenden Mann aonischen Blutes mit hellem Haar, der einen einfachen braunen Arbeitskittel trug. Es war nicht zu übersehen, dass er schrecklich unterernährt war, und in seinen Augen lag eine verzweifelte Hoffnungslosigkeit, die Sarene nicht mehr losließ.

Der Streit hatte mit dem Bauern zu tun. Anscheinend war er einem der beiden Adelige vor drei Jahren entflohen und von dem zweiten eingefangen worden. Anstatt den Mann zurückzuschicken, hatte der zweite Adelige ihn behalten und für sich arbeiten lassen. Bei dem Streit ging es allerdings nicht direkt um den Bauern, sondern um seine Kinder. Er hatte vor etwa zwei Jahren geheiratet und während seines Aufenthalts bei dem zweiten Adelige zwei Kinder gezeugt. Nun erhoben beide Adelige Besitzansprüche auf die Kleinen.

»Ich dachte, Sklaverei sei in Arelon verboten«, sagte Sarene leise.

»Ist sie auch, Mylady«, sagte Ashe verwirrt. »Ich verstehe das nicht.«

»Sie meinen das mit dem Besitz im übertragenen Sinne, Cousine«, erklang eine Stimme vor ihr. Überrascht lugte Sarene am Rand ihrer

Leinwand vorbei. Lukel, Kiins ältester Sohn, stand lächelnd vor ihrer Staffelei.

»Lukel! Was machst du denn hier?«

»Ich bin einer der erfolgreichsten Kaufleute in der ganzen Stadt, Cousine«, erklärte er und ging um die Leinwand herum, um das Bild zu betrachten. Er hob eine Augenbraue. »Ich darf jederzeit bei Hofe erscheinen. Es überrascht mich, dass du mich gar nicht bemerkt hast, als du hereingekommen bist.«

»Du bist hier gewesen?«

Lukel nickte. »Ich war ziemlich weit hinten und habe mich endlich einmal wieder mit ein paar alten Bekannten unterhalten. Ich bin eine Zeit lang nicht in der Stadt gewesen.«

»Warum hast du denn nichts gesagt?«

Ich fand deine Vorstellung viel zu interessant«, sagte er mit einem Lächeln. »Ich möchte bezweifeln, dass schon einmal jemand auf den Gedanken verfallen ist, die Mitte von Iadons Thronsaal als sein Atelier zu beanspruchen.«

Sarene errötete. »Es hat ja wohl funktioniert, oder etwa nicht?«

»Wunderbar! Was sich von dem Gemälde nicht gerade behaupten lässt.«

Er hielt kurz inne. »Es ist ein Pferd, oder?«

Sarene blickte finster drein.

Eine Schale mit Obst ist es auch nicht, Mylord«, warf Ashe ein. »Das habe ich bereits versucht.«

»Tja, aber sie hat gesagt, dass es sich um eines der Bilder in diesem Saal handelt«, sagte Lukel. »Wir müssen bloß weiterraten, bis wir auf das richtige stoßen.«

»Eine brillante Schlussfolgerung, Meister Lukel«, sagte Ashe.

»Das reicht jetzt aber, ihr beiden«, versetzte Sarene knurrend. »Es ist das Bild uns gegenüber. Das ich beim Malen angesehen habe.«

»Das da?«, fragte Lukel. »Aber das ist ein Bild mit Blumen.«

»Na und?«

»Was ist der dunkle Klecks in der Mitte deines Bildes?«

»Blumen«, meinte Sarene abwehrend.

»Oh!« Lukel warf Sarenes Bild einen weiteren Blick zu und sah dann zu ihrer Vorlage empor. »Wenn du es sagst, Cousine.«

»Vielleicht könntest du mir Iadons Rechtsstreit erklären, bevor ich



gewalttätig werde, Cousin«, sagte Sarene mit bedrohlicher Süßlichkeit in der Stimme.

»In Ordnung. Was möchtest du wissen?«

»Laut unserer Recherche verstößt die Sklaverei in Arelon gegen das Gesetz, aber diese Männer hören nicht auf, den Bauern als ihren Besitz zu bezeichnen.«

Mit gerunzelter Stirn ließ Lukel den Blick zu den beiden streitenden Aristokraten schweifen. »Sklaverei ist zwar illegal, aber wahrscheinlich nicht mehr allzu lange. Vor zehn Jahren gab es noch keine Adligen oder Bauern in Arelon - bloß Elantrier und den ganzen Rest. Im Laufe des vergangenen Jahrzehnts sind aus bürgerlichen Familien, die früher ihr eigenes Land besaßen, Bauern unter Feudalherren geworden, dann vertraglich gebundene Bedienstete und schließlich etwas, was im Grunde mehr an uralte fjordellische Leibeigene erinnert. Es wird nicht mehr lange dauern, dann sind sie nichts weiter als Besitztümer.«

Sarene legte die Stirn in Falten. Allein schon der Umstand, dass der König sich solch einen Fall anhörte - dass er auch nur mit dem Gedanken spielte, einem Mann die Kinder zu entreißen, um die Ehre eines Adligen zu retten -, war grauenhaft. Die arelische Gesellschaft sollte eigentlich längst über dieses Stadium hinaus sein. Der Bauer beobachtete das Geschehen mit trüben Augen; Augen, aus denen das Licht der Hoffnung systematisch und vorsätzlich herausgeprügelt worden war. »Es ist schlimmer, als ich befürchtet hatte«, sagte Sarene.

Lukel nickte neben ihr. »Iadons erste Handlung nach seiner Thronbesteigung war die Abschaffung privaten Landbesitzes. Arelon verfügte über keine nennenswerte Armee, aber Iadon konnte es sich leisten, Söldner anzuheuern und die Einwilligung der Menschen zu erzwingen. Er verkündete, dass alles Land fortan der Krone gehöre, und dann belohnte er die Kaufleute, die seine Thronbesteigung unterstützt hatten, mit Titeln und Besitztümern. Nur ein paar wenige Männer, darunter mein Vater, besaßen so viel Ländereien und Geld, dass Iadon es nicht wagte, sie zu enteignen.«

Sarene konnte spüren, wie Verachtung für ihren neuen Vater in ihr aufstieg. Einst hatte sich Arelon der glücklichsten und fortschrittlichsten Gesellschaft auf der ganzen Welt rühmen können. Iadon hatte die Reste dieser Gesellschaft zerstört und den Menschen ein System

aufgezwungen, das nicht einmal Fjorden mehr benutzte.

Sarene warf Iadon einen Blick zu und wandte sich dann wieder an Lukel.

»Komm«, sagte sie und zog ihren Cousin an eine Stelle des Saales, wo sie ein wenig offener reden konnten. Sie waren immer noch nahe genug, um Iadon im Auge zu behalten, aber so weit von den anderen Menschengröppchen entfernt, dass sie sich leise miteinander unterhalten konnten, ohne belauscht zu werden.

»Ashe und ich haben vorhin darüber diskutiert«, sagte sie. »Wie ist es diesem Mann je gelungen, den Thron an sich zu reißen?«

Lukel zuckte mit den Schultern. »Iadon ist... ein vielschichtiger Mann, Cousine. In mancherlei Hinsicht ist er außerordentlich kurzsichtig, aber im Umgang mit Leuten kann er sehr geschickt vorgehen. Das ist auch ein Grund, warum er so ein guter Kaufmann ist. Vor der Reod war er der Vorsitzende der ansässigen Kaufmannsgilde, was ihn wahrscheinlich zu dem mächtigsten Mann in dieser Region gemacht hat, der nicht in direkter Verbindung zu den Elantriern stand.

Die Kaufmannsgilde war eine autonome Organisation, und viele ihrer Mitglieder sind nicht allzu gut mit den Elantriern ausgekommen. Die Elantrier haben nämlich alle in der Gegend mit kostenloser Nahrung versorgt, was bei der Bevölkerung sehr gut angekommen ist, aber gar nicht gut für die Kaufleute war.«

»Warum haben sie nicht einfach andere Dinge importiert?«, wollte Sarene wissen. »Etwas anderes als Nahrungsmittel?«

»Die Elantrier konnten so gut wie alles herstellen, Cousine«, sagte Lukel. »Und obwohl sie nicht alles umsonst hergegeben haben, waren sie doch in der Lage, viele Waren zu viel niedrigeren Preisen anzubieten als die Kaufleute - vor allem wenn man an die Transportkosten per Schiff denkt. Schließlich hat die Kaufmannsgilde eine Abmachung mit den Elantriern getroffen. Die Elantrier versprachen, dem Volk nur noch sogenannte grundlegende Waren umsonst zur Verfügung zu stellen. Auf diese Weise konnte die Kaufmannsgilde die teureren Luxusgüter importieren und die wohlhabenden Leute der Region damit versorgen - die ironischerweise in der Regel andere Mitglieder der Kaufmannsgilde waren.

»Und dann hat die Reod eingesetzt«, sagte Sarene, die allmählich zu verstehen begann.

Lukel nickte. »Elantris fiel, und die Kaufmannsgilde mit ihrem Vorsitzenden Iadon war auf einmal die größte und mächtigste Vereinigung in den vier Außenstädten. Ihre Mitglieder waren wohlhabend und noch dazu eng vertraut mit den anderen reichen Leuten der Gegend. Dass die Gilde auf Streitigkeiten mit Elantris zurückblicken konnte, festigte ihren Ruf in den Augen der Menschen nur noch. Iadon war ein nahe liegender Anwärter auf den Thron. Was nicht bedeuten soll, dass er auch ein sonderlich guter König ist.«

Sarene nickte. Vom Thron aus fällte Iadon endlich sein Urteil, was den Streit der Adligen betraf. Er erklärte, dass der entlaufene Bauer tatsächlich dem ersten Adligen gehörte, dass seine Kinder jedoch bei dem zweiten bleiben würden. »Denn die Kinder«, stellte Iadon fest, »sind die ganze Zeit über von ihrem derzeitigen Herrn ernährt worden.« Die Entscheidung entlockte dem Bauern nicht einmal einen Schrei der Entrüstung. Er blickte einfach nur auf seine Füße, und Sarene verspürte heftigen Kummer. Als der Mann jedoch aufblickte, war da etwas in seinen Augen, etwas unter der erzwungenen Unterwürfigkeit. Hass. Zu diesem allmächtigen Gefühl war er trotz allem noch in der Lage.

»Es wird nicht mehr lange so weitergehen«, stellte sie leise fest. »Die Menschen werden sich diese Behandlung nicht bieten lassen.«

»Die Arbeiterschichten in Fjordell haben jahrhundertlang unter dem dortigen Feudalsystem gelebt«, gab Lukel zu bedenken. »Und da sind sie schlechter als Vieh behandelt worden.«

»Ja, aber sie sind unter diesen Bedingungen aufgewachsen«, sagte Sarene. »Die Menschen im alten Fjorden wussten es nicht besser, für sie war der Feudalismus das einzig mögliche System. Die Leute hier sind anders. Zehn Jahre sind im Grunde keine lange Zeit, und die arelischen Bauern können sich noch an eine Epoche erinnern, als die Männer, die sie nun ihre Herren nennen, nichts weiter als einfache Ladenbesitzer und Händler waren. Sie wissen, dass es ein besseres Leben gibt. Und was noch wichtiger ist: Sie wissen, dass eine Regierung gestürzt werden kann und dann die ehemaligen Diener zu Herren aufsteigen. Iadon hat ihnen zu schnell zu viel zugemutet.«

Lukel lächelte. »Du klingst wie Prinz Raoden.«

Sarene hielt inne. »Hast du ihn gut gekannt?«

»Er war mein bester Freund«, sagte Lukel mit einem traurigen Nicken.

»Der größte Mann, dem ich je begegnet bin.«

»Erzähl mir von ihm, Lukel«, bat sie mit sanfter Stimme.

Lukel dachte einen Augenblick nach, dann sagte er in nostalgischem Tonfall: »Raoden hat die Menschen glücklich gemacht. Dein Tag mochte so düster wie eine Winternacht sein, aber dann kam der Prinz mit seinem Optimismus hereingeschneit und hat dir mit ein paar freundlichen Worten gezeigt, wie töricht dein Verhalten war. Außerdem war er einfach genial: Er kannte jedes einzelne Aon und konnte sie makellos zeichnen, und er ist immer mit irgendeiner seltsamen neuen Philosophie dahergekommen, die niemand außer Vater verstanden hat. Trotz meines Studiums an der Universität von Svorden habe ich der Hälfte seiner Theorien nicht folgen können.«

»Es klingt, als sei er perfekt gewesen.«

Lukel lächelte. »Außer beim Kartenspielen. Er hat immer verloren, wenn wir Tooledoo gespielt haben; auch wenn er mich im Anschluss jedes Mal überreden konnte, für das Abendessen zu zahlen. Er hätte einen schrecklichen Kaufmann abgegeben, denn Geld war ihm im Grunde einerlei. Beim Tooledoo hat er nur verloren, weil er ganz genau wusste, dass ich mich über die gewonnene Partie freuen würde. Ich habe ihn nie traurig oder wütend erlebt - außer bei seinen Besuchen auf den Plantagen außerhalb der Stadt. Er hat die Menschen dort oft besucht und ist dann an den Hof zurückgekommen und hat seine Meinung zu dem Thema recht offen kundgetan.«

»Ich wette, der König war alles andere als begeistert«, sagte Sarene mit einem matten Lächeln.

»Er hat es gehasst«, sagte Lukel. »Abgesehen von einer Verbannung hat Iadon alles versucht, um Raoden den Mund zu verbieten, aber nichts hat geholfen. Der Prinz hat immer wieder einen Weg gefunden, um jede königliche Entscheidung mit zu beeinflussen. Als Kronprinz hatte er laut höfischem Gesetz - das Iadon selbst verfasst hat - ein Anrecht, seine Meinung zu jeglichem Thema abzugeben, das dem König vorgetragen wurde. Und eines kannst du mir glauben, Prinzessin, du weißt nicht, was eine Strafpredigt ist, bevor du nicht eine von Raoden über dich hast ergehen lassen müssen. Gelegentlich

Konnte dieser Mann so streng sein, dass selbst die Steinmauern sich unter seiner scharfen Zunge geduckt haben.«

Sarene lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und genoss die Vorstellung, wie Iadon vor dem gesamten Hof von seinem eigenen Sohn abgekanzelt wurde.

»Ich vermisse ihn«, flüsterte Lukel. »Dieses Land hat Raoden gebraucht. Er hatte angefangen, wirklich etwas zu bewegen. Unter den Adeligen hat er sich eine beträchtliche Gefolgschaft aufgebaut. Jetzt zerfällt die Gruppe ohne ihren Anführer. Vater und ich versuchen, sie zusammenzuhalten, aber ich bin so lange fort gewesen, dass ich nicht mehr auf dem Laufenden bin. Und natürlich vertrauen viele Vater nicht.«  
»Was? Warum denn nicht?«

»Er hat den Ruf, ein Halunke zu sein. Außerdem hat er keinen Adelstitel. Er hat jeden Titel abgelehnt, den der König ihm verleihen wollte.«  
Sarene runzelte die Stirn. »Moment mal, ich dachte, Onkel Kiin bekämpft den König. Warum sollte Iadon versuchen, ihm einen Titel zu verleihen?«

Lukel lächelte. »Iadon kann nicht anders. Das gesamte politische System des Königs basiert auf dem Gedanken, dass finanzieller Erfolg das Herrschen rechtfertigt. Vater ist außerordentlich erfolgreich, und laut Gesetz adelt Reichtum. Der König ist nämlich törichterweise davon ausgegangen, dass jeder Reiche genauso wie er denken und sich ihm folglich niemand widersetzen würde, solange er nur allen Wohlhabenden Titel verliehe. Im Grunde ist Vaters Weigerung, einen Titel anzunehmen, eine Methode, um Iadons Herrschaft zu untergraben, und das weiß der König ganz genau. Solange es auch nur einen einzigen reichen Mann gibt, der nicht zur Aristokratie gehört, hat das arelische Adelssystem einen Makel. Der gute alte Iadon bekommt jedes Mal beinahe einen Herzinfarkt, wenn Vater bei Hofe erscheint.«

»Dann sollte er öfter vorbeischaun«, sagte Sarene boshaft.

»Vater findet immer wieder einen Anlass, sich zu zeigen. Er und Raoden haben sich fast jeden Nachmittag hier bei Hofe getroffen, um eine Partie ShinDa zu spielen. Es war Iadon unendlich zuwider, dass sie das ausgerechnet in seinem Thronsaal taten, allerdings besagten seine eigenen Gesetze, dass der Hof jedem offen stand, den sein Sohn einlud. Also konnte er sie nicht hinauswerfen.«

»Das klingt, als sei der Prinz geschickt darin gewesen, die Gesetze des Königs gegen diesen zu verwenden.«

»Das war eine seiner besonders liebenswerten Eigenschaften«, sagte Lukel mit einem Lächeln. »Irgendwie hat Raoden jedes neue Dekret Iadons verdreht, bis es dem König nur noch ein Stachel im Fleische war. Im Laufe der letzten fünf Jahre hat Iadon beinahe jeden Augenblick damit verbracht, einen Weg zu finden, um Raoden zu enterben. Aber dieses Problem hat Domi letzten Endes für ihn gelöst.«

*Entweder Domi*, dachte Sarene mit wachsendem Argwohn, *oder einer von Iadons eigenen Häschern ...* »Wer wird nun erben?«, fragte sie.

»Das ist nicht wirklich sicher«, sagte Lukel. »Wahrscheinlich hat Iadon vor, einen weiteren Sohn zu bekommen. Schließlich ist Eshen noch nicht zu alt. Wahrscheinlich wäre ansonsten einer der mächtigeren Herzöge der Nächste in der Erbfolge. Lord Telrii oder Lord Roial.«

»Sind sie hier?«, erkundigte sich Sarene, die den Blick über die Menge schweifen ließ.

»Roial nicht«, sagte Lukel, »aber das da drüben ist Herzog Telrii.« Lukel nickte in Richtung eines pompös wirkenden Mannes, der in der Nähe der gegenüberliegenden Wand stand. Er war hager und hatte eine gute Haltung sodass er eigentlich attraktiv hätte aussehen können, wäre da nicht sein Hang zu maßlosem Luxus gewesen. An seiner Kleidung funkelten Edelsteine, und an seinen Fingern glitzerten Gold und Silber. Als er sich umdrehte, konnte Sarene erkennen, dass seine linke Gesichtshälfte von einem gewaltigen, ins Purpurne spielenden Feuermal entstellt war.

»Hoffen wir, dass der Thron niemals ihm zufällt«, sagte Lukel. »Iadon ist lästig, aber zumindest erweist er sich in finanziellen Fragen als verantwortungsbewusst. Iadon ist ein Geizkragen. Telrii hingegen ist ein regelrechter Verschwender. Er mag Geld, und er mag alle, die ihm welches geben. Wahrscheinlich wäre er der reichste Mann in ganz Arelon, wenn er nicht so verschwenderisch wäre. So ist er gerade einmal Dritter, nach dem König und Herzog Roial.«

Sarene runzelte die Stirn. »Der König hätte Raoden enterbt, obwohl das Land dann keinen eindeutigen Erben gehabt hätte? Hat er denn noch nie etwas von Erbfolgekriegen gehört?«

Lukel zuckte mit den Achseln. »Anscheinend hätte er lieber gar keinen Erben gehabt, als das Risiko einzugehen, Raoden an die Macht kommen zu lassen.«

»Er konnte sich sein perfektes kleines Königreich schließlich nicht durch so etwas wie Freiheit oder Nächstenliebe ruinieren lassen«, sagte Sarene.

»Genau.«

»Diese Adelligen, die Raoden gefolgt sind. Treffen sie sich noch?«

»Nein«, antwortete Lukel mit gerunzelter Stirn. »Sie haben zu große Angst, ohne den Schutz des Prinzen weiterzumachen. Wir haben ein paar der wirklich Engagierten überredet, sich morgen ein letztes Mal zu treffen, aber ich bezweifle, dass bei der Sache etwas herauskommen wird.«

»Ich möchte dabei sein«, sagte Sarene.

»Diese Männer mögen keine Neulinge, Cousine«, warnte Lukel. »Und sie sind äußerst nervös, denn sie sind sich darüber im Klaren, dass man ihre Treffen als Hochverrat betrachten könnte.«

»Es ist doch sowieso ihr letztes Treffen. Was werden sie schon groß tun, wenn ich auftauche? Sich weigern wiederzukommen?«

Lukel hielt inne und lächelte dann. »Na gut, ich gebe Vater Bescheid. Dem wird bestimmt eine Möglichkeit einfallen, dich einzuschmuggeln.«

»Wir können es ihm beide beim Mittagessen erzählen«, sagte Sarene mit einem letzten unzufriedenen Blick auf ihre Leinwand, bevor sie sich daran machte, ihre Farben einzupacken.

»Du kommst also doch zum Mittagessen?«

»Nun, Onkel Kiin hat schließlich versprochen, fjordellisches Revertiss zu kochen. Außerdem glaube ich nicht, dass ich nach allem, was ich heute erfahren habe, länger hier sitzen und Iadons Urteilen zuhören kann. Am Ende fange ich noch an, mit Farben zu schmeißen, wenn er mich weiter auf die Palme bringt.«

Lukel lachte. »Das wäre wahrscheinlich keine so gute Idee, Prinzessin hin oder her. Komm schon, Kaise wird überglücklich sein, dich zu sehen. Vater bereitet immer besonders gutes Essen zu, wenn wir Gäste haben.«  
Lukel hatte recht.

»Sie ist *hier!*«, kreischte Kaise bei Sarenes Anblick voller Begeisterung.

»Vater, du musst das Mittagessen kochen!«

Jalla kam aus einer Türöffnung ganz in der Nähe und begrüßte ihren Ehemann mit einer Umarmung und einem flüchtigen Kuss. Die svordische Frau flüsterte Lukel etwas auf Fjordellisch zu, woraufhin er lächelte und ihr zärtlich die Schulter rieb. Sarene beobachtete die Szene

neidisch und biss dann die Zähne zusammen. Sie war eine teoische Prinzessin, der es nicht zustand, sich über die Notwendigkeit von politisch motivierten Staatshochzeiten zu beklagen. Da Domi ihr den Ehemann genommen hatte, noch bevor sie ihm begegnet war, wollte er offensichtlich, dass in ihren Gedanken Raum für andere Angelegenheiten war.

Onkel Kiin kam aus der Küche, stopfte sich ein Buch in die Schürze und umarmte Sarene mit der gewohnten Überschwänglichkeit. »Du hast also einfach nicht fernbleiben können. Die Anziehungskraft von Kiins magischer Küche war zu viel für dich, was?«

»Nein, Papa, sie ist bloß *hungrig*«, verkündete Kaise.

»Ach so, das ist alles. Na dann setz dich, Sarene, in ein paar Minuten gibt es Mittagessen.«

Die Mahlzeit ging ähnlich vonstatten wie das Abendessen tags zuvor. Kaise beschwerte sich über das langsame Tempo, Daorn versuchte sich reifer zu benehmen als seine Schwester, und Lukel neckte die beiden gnadenlos - was letzten Endes die feierliche Pflicht eines jeden älteren Bruders war. Adien erschien erst spät bei Tisch und wirkte zerstreut. Leise murmelte er ein paar Zahlen vor sich hin. Kiin brachte etliche Servierplatten mit dampfenden Speisen aus der Küche. Er entschuldigte sich für die Abwesenheit seiner Frau, die bereits verabredet gewesen sei. Das Beisammensein war reizend - gutes Essen und angenehme Unterhaltung; jedenfalls bis Lukel sich berufen fühlte, der Familie von Sarenes Maltalent zu erzählen.

»Sie war mit einer Art Neuer Abstrakter Kunst beschäftigt«, erklärte ihr Cousin, ohne eine Miene zu verziehen.

»Tatsächlich?«, fragte Kiin.

»Ja«, sagte Lukel. »Obwohl ich mir nicht ganz sicher bin, was sie ihrem Publikum damit sagen wollte, ein Blumenbeet mit einem braunen Klecks darzustellen, der nur ganz entfernt an ein Pferd erinnerte.«

Sarene errötete unter dem Gelächter des ganzen Tisches. Doch es war noch nicht vorbei, denn Ashe wählte just diesen Augenblick, um sie ebenfalls zu verraten.

»Sie nennt es die Schule kreativen Fehlgeleitetheits«, erklärte das Seon feierlich mit seiner tiefen, erhabenen Stimme. »Ich glaube, es gefällt der Prinzessin, Kunst zu erschaffen, bei der andere nicht den leisesten



Schimmer haben, was sie darstellen soll.«

Das war zu viel für Kiin, der vor Lachen beinahe vom Stuhl fiel. Kurz darauf war Sarenes Folter jedoch vorüber, als das Gespräch in eine etwas andere, für die Prinzessin sehr interessante Richtung verlief.

»Es gibt gar keine Schule kreativen Fehlgeleitetheits«, setzte Kaise ihnen auseinander.

»Nicht?«, fragte ihr Vater.

»Nein. Es gibt die impressionistische Schule, die Neue Schule gegenständlicher Kunst, die abstrakt abgeleitete Schule und die Schule künstlerischer Erneuerung. Das ist alles.«

»Ach, tatsächlich?«, erkundigte Lukel sich amüsiert.

»Ja«, erklärte Kaise. »Es gab einmal die realistische Bewegung, aber das ist im Grunde das Gleiche wie die Neue Schule gegenständlicher Kunst. Sie haben bloß den Namen geändert, um bedeutungsvoller zu klingen.«

»Hör auf, vor der Prinzessin anzugeben«, murmelte Daorn.

»Ich gebe nicht an«, versetzte Kaise eingeschnappt. »Ich bin eben *gebildet*.«

»Du gibst sehr wohl an«, sagte Daorn. »Außerdem ist die Schule der Realisten überhaupt nicht das Gleiche wie die Neue Schule gegenständlicher Kunst.«

»Daorn, hör auf, deine Schwester anzumeckern«, befahl Kiin. »Kaise, hör auf anzugeben.«

Kaise blickte finster drein, lehnte sich dann mit beleidigter Miene zurück und fing an, unverständlich vor sich hin zu murmeln.

»Was tut sie da?«, wollte Sarene verwirrt wissen.

»Ach, sie beschimpft uns auf Jindoesisch«, sagte Daorn unbeeindruckt.

»Das tut sie immer, wenn sie bei einem Streit den Kürzeren zieht.«

»Sie glaubt, sie könne das Gesicht wahren, indem sie andere Sprachen spricht«, sagte Lukel. »Als wenn das bewiese, dass sie intelligenter als der Rest der Welt ist.«

An dieser Stelle veränderte sich die Wortflut, die aus den Lippen des kleinen blonden Mädchens hervorsprudelte. Überrascht stellte Sarene fest, dass Kaise nun etwas auf Fjordellisch grummelte. Doch Kaise war noch nicht fertig: Sie beendete ihre Schmäherei mit einer kurzen, bissigen Anschuldigung in einer Sprache, die nach Duladenisch klang.

»Wie viele Sprachen spricht sie?«, erkundigte sich Sarene.

»Ach, vier oder fünf, wenn sie nicht noch eine neue gelernt hat, seit ich das letzte Mal nachgefragt habe«, sagte Lukel. »Allerdings wird sie bald aufhören müssen. Svordische Wissenschaftler behaupten, das menschliche Gehirn könne nur sechs Sprachen beherrschen, bevor es anfängt, sie durcheinander zu bringen.«

»Es ist das Lebensziel unserer kleinen Kaise, ihnen das Gegenteil zu beweisen«, erklärte Kiin mit seiner tiefen, kratzigen Stimme. »Das und außerdem wirklich alles an Nahrung zu essen, was sich in ganz Arelon finden lässt.«

Kaise reckte das Kinn in Richtung ihres Vaters und rümpfte abweisend die Nase, dann widmete sie sich wieder ihrem Essen.

»Sie sind beide so ... vielseitig gebildet«, sagte Sarene voller Staunen.

»Lass dich nicht allzu sehr beeindrucken«, sagte Lukel. »Ihre Tutoren haben letztens Kunstgeschichte drangenommen, und die beiden haben sich alle Mühe gegeben, einander auszustechen.«

»Trotzdem«, meinte Sarene.

Kaise, die sich immer noch über ihre Niederlage ärgerte, grummelte etwas über ihrem Teller.

»Was war das?«, wollte Kiin in scharfem Tonfall wissen.

»Ich habe gesagt: ›Wenn der Prinz hier wäre, hätte er mir zugehört‹ Er war immer auf meiner Seite.«

»Er klang nur so, als würde er dir zustimmen«, sagte Daorn. »Das nennt man Sarkasmus, Kaise.«

Kaise streckte ihrem Bruder die Zunge heraus. »Er war der Ansicht, dass ich schön bin, und er hat mich geliebt. Er hat gewartet, bis ich einmal erwachsen bin, damit er mich heiraten kann. Dann wäre ich Königin geworden und hätte euch alle in den Kerker werfen lassen, bis ihr zugegeben hättet, dass ich recht habe.«

»Er hätte dich nicht geheiratet, Dummkopf«, versetzte Daorn mit finsterner Miene. »Er hat Sarene geheiratet.«

Es musste Kiin aufgefallen sein, wie Sarene zusammengezuckt war, als der Name des Prinzen gefallen war, denn er brachte die beiden Kinder rasch durch strenge Blicke zum Schweigen. Doch der Schaden war bereits angerichtet. Je mehr Sarene von dem Prinzen erfuhr, desto deutlicher erinnerte sie sich an seine sanfte, aufmunternde Stimme, die mithilfe des Seons Hunderte von Meilen zurückgelegt hatte, sodass er

sich mit ihr hatte unterhalten können. Sie musste an seine weitschweifigen Briefe denken, in denen er ihr von seinem Leben in Arelon erzählt und ihr erklärt hatte, wie er einen Platz für sie vorbereitet. Sie war so begierig gewesen, ihn endlich zu treffen, dass sie sich entschlossen hatte, eine Woche früher aus Teod abzureisen.

Anscheinend war das jedoch nicht früh genug gewesen.

Vielleicht hätte sie auf ihren Vater hören sollen. Er hatte der Hochzeit nur widerwillig zugestimmt, obwohl er wusste, dass Teod ein festes Bündnis mit der neuen arelischen Regierung benötigte. Zwar waren beide Länder miteinander verwandt und besaßen das gleiche kulturelle Erbe, aber im Laufe des letzten Jahrzehnts hatte es kaum Kontakt zwischen Teod und Arelon gegeben. Die Aufstände nach der Reod stellten für alle, die mit den Elantriern in Verbindung gebracht wurden, eine Bedrohung dar, und das schloss ganz gewiss das teoische Königshaus mit ein. Doch da Fjorden wieder einmal die Grenzen seines Einflussbereiches auszuweiten suchte - diesmal indem man den Zusammenbruch der Duladenischen Republik anzettelte -, war klar, dass Teod sich entweder erneut seinem uralten Verbündeten zuwenden oder den Horden des Wyrns allein die Stirn bieten musste.

Deshalb hatte Sarene die Hochzeit vorgeschlagen. Anfangs hatte ihr Vater Einwände erhoben, hatte sich dann jedoch dem schieren praktischen Nutzen beugen müssen, den eine solche Verbindung mit sich brachte. Es gab nichts Stärkeres als Blutsbande, vor allem wenn es bei der Eheschließung um einen Kronprinzen ging. Dass der königliche Heiratsvertrag es Sarene verbot, jemals wieder zu heiraten, war gleichgültig gewesen. Raoden war jung und stark. Sie alle waren davon ausgegangen, dass er noch viele Jahrzehnte leben würde.

Kiin redete mit ihr. »Was war das eben, Onkel?«, fragte sie.

»Ich wollte bloß wissen, ob es irgendetwas in Kae gibt, was du dir gern ansehen würdest. Du bist nun schon seit zwei Tagen hier, und es dürfte an der Zeit sein, dass dich jemand herumführt. Ich bin mir sicher, dass Lukel dir liebend gern die Sehenswürdigkeiten zeigen würde.«

Der dünne Mann hob die Hände. »Tut mir leid, Vater. Ich würde unserer schönen Cousine wahnsinnig gern die Stadt zeigen, aber Jalla und ich müssen los und über den Kauf von Seide verhandeln, die per Schiff nach Teod geschickt werden soll.«

»Ihr beide?«, fragte Sarene überrascht.

»Selbstverständlich«, sagte Lukel, der seine Serviette auf den Tisch fallen ließ und sich erhob. »Jalla kann ausgezeichnet feilschen.«

»Das ist auch der einzige Grund, weswegen er mich geheiratet hat«, warf die Frau aus Svorden mit ihrem starken Akzent lächelnd ein. »Lukel ist Kaufmann. Bei ihm geht es nur um den Profit, selbst in der Ehe.«

»Stimmt genau«, sagte Lukel lachend und nahm seine Frau bei der Hand, als sie aufstand. »Dass sie brillant und schön ist, hatte überhaupt nichts mit der Sache zu tun. Danke für das Essen, Vater. Es war köstlich. Euch allen einen guten Tag.«

Daraufhin gingen die beiden, wobei sie einander tief in die Augen sahen. Als sie fort waren, gab Daorn eine Reihe von Würgegegeräuschen von sich. »Igittigitt. Vater, du solltest wirklich mit ihnen reden. Sie gucken so dämlich, dass es einem schwer fällt, das Essen bei sich zu behalten.«

»Unserem lieben Bruder hat es das Gehirn aufgeweicht«, pflichtete Kaise ihm bei.

»Habt Geduld, Kinder«, sagte Kiin. »Lukel ist erst seit einem Monat verheiratet. Gebt ihm ein wenig Zeit, und er wird wieder der Alte sein.«

»Na hoffentlich«, sagte Kaise. »Mir wird immer ganz schlecht.«

Allerdings machte sie auf Sarene nicht den Eindruck, als sei ihr tatsächlich übel. Vielmehr stopfte sie sich Immer noch mehr Essen in den Mund.

Neben Sarene murmelte Adien etwas vor sich hin. Er schien nicht viel zu sagen, abgesehen von Zahlen - und immer mal wieder einem Wort, das nach »Elantris« klang.

»Ich würde mir gern die Stadt ansehen, Onkel«, sagte Sarene, der dank der Kommentare des Jungen etwas eingefallen war. »Besonders Elantris. Ich möchte wissen, worum es bei dem ganzen Aufruhr geht.«

Kiin rieb sich das Kinn. »Tja«, sagte er, »da werden dir wohl die Zwillinge weiterhelfen können. Sie wissen, wie man nach Elantris gelangt, und auf diese Weise bin ich sie wenigstens eine Weile los.«

»Zwillinge?«

Kiin lächelte. »Das ist Lukels Spitzname für sie.«

»Den wir hassen«, sagte Daorn. »Wir sind keine Zwillinge. Wir sehen einander noch nicht einmal ähnlich!«

Sarene musterte die beiden Kinder mit den ähnlichen blonden

Kurzhaarschnitten und den gleichen entschlossenen Mienen. Sie musste lächeln. »Kein bisschen«, stimmte sie zu.

Die Mauer von Elantris erhob sich wie ein missbilligender Wachtposten über Kae. Als Sarene unten an der Mauer entlangspazierte, ging ihr allmählich auf, von welcher monumentaler Größe das Bauwerk war.

Einst hatte sie Fjorden besucht und war dort von etlichen befestigten Städten beeindruckt gewesen; doch selbst sie konnten Elantris nicht das Wasser reichen. Die Mauer war so hoch und ihre Seiten so glatt, dass sie zweifellos nicht von Menschenhand erbaut worden sein konnte. In die Seitenwände waren riesige verschlungene Äonen eingemeißelt - von denen Sarene etliche nicht kannte, obwohl sie sich selbst gern als gebildeten Menschen betrachtete.

Die Kinder führten sie zu einer wuchtigen steinernen Treppe, die an der Außenmauer entlang nach oben führte. Es war ein prächtiges Bauwerk mit Torbogen und etlichen Aussichtsplattformen, und selbst die einzelnen gemeißelten Stufen strahlten eine gewisse königliche Würde aus. Die breit angelegte Treppe hatte außerdem etwas ... Überhebliches an sich. Offensichtlich gehörte sie zum ursprünglichen Stadtbild von Elantris und bewies, dass die gewaltigen Mauern nicht zur Verteidigung, sondern als Mittel der Absonderung errichtet worden waren. Nur jemand, der sich sehr sicher fühlte, würde solch eine erstaunliche Befestigung erschaffen und dann an der Außenseite eine derartige Treppe anbringen, die bis nach oben führte.

Diese Selbstsicherheit hatte sich als ungerechtfertigt erwiesen, denn Elantris war gefallen. Allerdings, rief Sarene sich in Erinnerung, hatten nicht feindliche Invasoren die Stadt in Besitz genommen, sondern etwas anderes. Etwas, was bisher niemand verstand. Die Reod.

Sarene blieb etwa auf der Hälfte der Treppe an einem steinernen Geländer stehen und blickte auf die Stadt Kae zurück. Die Stadt wirkte wie ein kleiner Bruder an der Seite des imposanten Elantris; sie gab sich solche Mühe, bedeutungsvoll zu wirken, aber neben der gewaltigen Nachbarin wirkte sie bestenfalls zweitrangig. An einem anderen Ort hätten ihre Bauwerke vielleicht Eindruck gemacht, aber sie wirkten winzig - ja geradezu unbedeutend - im Vergleich mit dem majestätischen Elantris.

Unbedeutend oder nicht, sagte sich Sarene, ich werde mich auf Kae

konzentrieren müssen. Mit Elantris ist es ein für alle Mal vorbei. Mehrere Lichtkugeln schwebten an der Außenseite der Mauer entlang - sie gehörten mit zu den ersten Seonen, die Sarene hier in der Gegend gesehen hatte. Zuerst war sie aufgeregt, doch dann erinnerte sie sich an die Geschichten. ursprünglich waren Seonen nicht von der Shoad betroffen gewesen, aber das hatte sich nach dem Fall von Elantris geändert. Wenn nun jemand von der Shoad heimgesucht wurde, wurde sein Seon - sofern er eines besaß - von einer Art Wahnsinn befallen. Die Seonen an der Mauer schwebten ziellos umher, wie Kinder, die sich verlaufen hatten. Instinktiv ahnte sie, dass sich solche verrückt gewordenen Seonen in Elantris einfanden, sobald ihre Herren dorthin gebracht worden waren.

Sie wandte den Blick von den Seonen, nickte den Kindern zu und stieg weiter die riesige Treppe empor. Sie würde sich auf Kae konzentrieren, richtig, aber einen Blick auf Elantris wollte sie trotzdem werfen. Es hatte etwas an sich - die Größe, die Äonen, den Ruf -, was Sarene am eigenen Leib erfahren wollte.

Im Gehen gelang es ihr, mit dem ausgestreckten Arm ein Aon zu erreichen, das in die Außenwand der Stadtmauer gehauen worden war. Sie fuhr über die gemeißelte Furche, die so breit wie ihre Hand war. Es gab keinerlei Ritzen zwischen einzelnen Mauersteinen. Was sie gelesen hatte, stimmte: Die gesamte Mauer bestand aus einem nahtlosen Stück Fels.

Bloß dass das Gestein mittlerweile nicht mehr makellos war. Von dem gigantischen Monolithen bröckelten einzelne Stücke ab, und es bildeten sich Risse, besonders oben an der Mauer. Als sie allmählich das Ende ihres Aufstiegs erreichten, konnte Sarene Stellen erkennen, an denen große Mauerstücke weggebrochen waren und im Gestein Lücken hinterlassen hatten, die an Bisswunden erinnerten. Dennoch war die Mauer beeindruckend, zumal wenn man oben stand und nach unten auf das Umland blickte.

»Oh je«, sagte Sarene, der schwindelig wurde.

Daorn zog sie heftig hinten an ihrem Kleid. »Geh nicht zu nah an den Rand, Sarene.«

»Mir geht es gut«, erwiderte sie benommen. Allerdings ließ sie es sich gefallen, dass der Junge sie nach hinten zerrte.

Ashe schwebte neben ihr und glühte vor Sorge. »Vielleicht war das hier keine so gute Idee, Mylady.

Ihr wisst doch, dass Ihr Höhen nicht verträgt.« »Unsinn«, sagte Sarene, die sich bereits wieder erholte. Da bemerkte sie erst die große Menschenansammlung oben auf der Mauer ein Stückchen von ihnen entfernt. Eine durchdringende Stimme schallte über die Gruppe hinweg. Sarene konnte nicht ganz ausmachen, was gesagt wurde. »Was ist da los?«

Die Zwillinge zuckten beide ratlos mit den Achseln. »Keine Ahnung«, sagte Daorn.

»Hier ist normalerweise sonst niemand außer den Wachen«, fügte Kaise hinzu.

»Sehen wir uns die Sache mal an«, sagte Sarene. Sie war sich nicht sicher, hatte aber das Gefühl, den Akzent der Stimme wiederzuerkennen. Als sie sich dem Rand der Gruppe näherten, bestätigte sich Sarenes Verdacht.

»Das ist der Gyorn!«, sagte Kaise aufgeregt. »Ich wollte ihn sowieso endlich zu Gesicht bekommen.« Und sie war mitten in der Menge verschwunden. Sarene konnte gedämpfte Laute hören, die teils überrascht, teils verärgert klangen, als sich das kleine Mädchen einen Weg nach vorn bahnte. Daorn blickte seiner Schwester sehnsüchtig hinterher und trat einen Schritt vor, sah dann jedoch zu Sarene zurück und entschied sich, ganz der pflichtbewusste Fremdenführer, an ihrer Seite zu verharren.

Daorn hätte jedoch nicht befürchten müssen, keinen Blick auf den Gyorn erhaschen zu können.

Sarene war ein wenig zurückhaltender als ihre junge Cousine, sie war allerdings genauso fest entschlossen, nahe genug an Hrathen heranzugelangen, um ihn verstehen zu können. Also bahnte sich Sarene, zusammen mit ihrem kleinen Wächter, höflich, aber bestimmt, einen Weg durch die versammelten Leute, bis sie ganz vorn stand.

Hrathen befand sich auf einer kleinen Aussichtsplattform, die in die Mauer von Elantris gehauen worden war. Zwar hatte er der Menge den Rücken zugewandt, doch stand er in solch einem Winkel zu den Leuten, dass seine Worte sie ohne Weiteres erreichten. Seine Rede war offensichtlich für ihre Ohren bestimmt, und nicht für diejenigen der

Menschen unten. Sarene bedachte Elantris kaum mit einem Blick; dafür war später immer noch Zeit.

»Seht sie Euch an!«, befahl Hrathen, indem er auf Elantris deutete. »Sie haben das Anrecht verloren, als Menschen betrachtet zu werden. Es sind Tiere, die weder den Willen noch das Verlangen verspüren, Lord Jaddeth zu dienen. Sie kennen keinen Gott und können nur ihren eigenen Begierden folgen.«

Sarene runzelte die Stirn. Laut Shu-Dereth bestand der einzige Unterschied zwischen Menschen und Tieren darin, dass die Menschen in der Lage waren, Gott - oder »Jaddeth«, wie er auf Fjordellisch genannt wurde - zu huldigen. Diese Lehre war nichts Neues für Sarene, denn ihr Vater hatte dafür gesorgt, dass ihr im Laufe ihrer Ausbildung eine genaue Kenntnis des Shu-Dereth zuteil wurde.

Allerdings konnte sie sich nicht erklären, warum ein echter Gyorn seine Zeit mit den Elantriern vergeudete. Was konnte es ihm nützen, eine Bevölkerungsgruppe zu brandmarken, die ohnehin schon derart niedergeknüppelt war?

Eine Sache stand jedoch fest: Wenn der Gyorn sich berufen fühlte, gegen Elantris zu predigen, war es ihre Pflicht, es zu verteidigen. Es war durchaus möglich, die Pläne ihres Feindes zu durchkreuzen, noch bevor sie völlig verstand, worum es überhaupt ging.

»... wie alle wissen, stehen Tiere in den Augen Lord Jaddeths tief unter den Menschen«, sagte Hrathen gerade, dessen Rede sich offensichtlich ihrem Höhepunkt und Ende näherte.

Sarene packte die Gelegenheit beim Schopfe. Sie riss die Augen weit auf, zog eine dümmlich verwirrte Miene und gab - mit ihrer schrillsten Unschuldstimme - ein einziges Wort von sich.

»Warum?«

Hrathen hielt inne. Sie hatte mit ihrem Einwurf genau die kurze Pause zwischen zwei Sätzen abgepasst. Der Gyorn geriet über die durchdringende Frage ins Straucheln und setzte offensichtlich alles daran, sich nicht aus dem Konzept bringen zu lassen. Doch Sarene war zu geschickt vorgegangen, und der Schwung seiner Rede war gebrochen. Hrathen drehte sich um und suchte wütenden Blickes nach der Person, die ihn so töricht unterbrochen hatte. Dabei geriet er lediglich an eine sittsame, verwirrte Sarene.



»Warum stehen Tiere in Herrn Jaddeths Augen unter den Menschen?«, fragte sie.

Der Gyorn knirschte mit den Zähnen, als sie von »Herrn Jaddeth« sprach. »Weil sie, im Gegensatz zu den Menschen, nur ihren eigenen Begierden folgen können.«

Die Standardfrage auf solch eine Aussage hin wäre gewesen: »Aber Menschen folgen auch ihren Begierden«, was Hrathen Gelegenheit gegeben hätte, den Unterschied zwischen einem Mann Gottes und einem der Sinnenlust verfallenen Sünder zu erklären. Den Gefallen tat Sarene dem Gyorn jedoch nicht.

»Aber ich habe gehört, dass Herr Jaddeth Arroganz belohnt«, sagte Sarene verwirrt.

In die Augen des Gyorns trat Argwohn. Die Bemerkung war ein wenig zu geschickt platziert, um einem derart einfachen Gemüt zu entspringen, wie Sarene eines zu haben vorgab. Er wusste, oder vermutete wenigstens, dass sie mit ihm spielte. Trotzdem musste er auf ihren Einwand antworten - wenn nicht um ihretwillen, dann doch für die übrigen Leute.

»*Lord* Jaddeth belohnt Ehrgeiz, nicht Arroganz«, sagte er vorsichtig.

»Das verstehe ich nicht«, meinte Sarene. »Bedeutet Ehrgeiz nicht, dass wir im Grunde unseren eigenen Begierden folgen? Warum belohnt Herr Jaddeth das?«

Hrathen war auf dem besten Wege, sein Publikum zu verlieren, das war ihm klar. Bei Sarenes Frage handelte es sich um ein jahrhundertealtes theologisches Argument gegen den Shu-Dereth, doch die Leute hier wussten nichts von uralten Kontroversen und Widerlegungen in Gelehrtenkreisen. Ihnen war lediglich bewusst, dass da jemand Fragen stellte, die Hrathen nicht schnell genug, oder fesselnd genug, beantworten konnte, um ihr Interesse aufrechtzuerhalten.

»Ehrgeiz ist etwas ganz anderes als Sinnenlust«, erklärte Hrathen mit strenger Stimme und machte sich seinen erhabenen Standpunkt auf der Aussichtsplattform zunutze, um das Gespräch wieder unter Kontrolle zu bringen. »Der Dienst, den man Jaddeths Reich erbringt, wird sowohl im Hier und Jetzt als auch im Leben nach dem Tode schnell belohnt.«

Es war ein meisterhafter Versuch: Er hatte nicht nur das Thema gewechselt, sondern die Aufmerksamkeit der Menge obendrein auf eine

weitere Vorstellung gelenkt. Jeder war empfänglich für Belohnungen. Zu seinem Unglück war Sarene jedoch noch nicht fertig.

»Wenn wir also Jaddeth dienen, werden unsere Begierden erfüllt?«

»Niemand außer dem Wyrn dient Jaddeth«, antwortete Hrathen aus dem Stegreif, während er überlegte, wie er ihren Einwänden am besten begegnen sollte.

Sarene lächelte. Sie hatte gehofft, dass ihm dieser Fehler unterlaufen würde. Es war ein grundlegendes Dogma des Shu-Dereth, dass nur ein einziger Mensch Jaddeth direkt dienen konnte. Die Religion war sehr hierarchisch organisiert, und ihre Struktur erinnerte an die Feudalherrschaft, die es einst in Fjorden gegeben hatte. Man diene demjenigen, der über einem stand, welcher wiederum demjenigen diene, der über ihm stand, und so weiter, bis die Reihe schließlich bei dem Wyrn anlangte, der Jaddeth direkt diene. Alle dienten Jaddeths Reich, aber nur ein einziger Mann war heilig genug, um Gott direkt zu dienen. Es bestand einige Verwirrung bezüglich dieser Unterscheidung, und in der Regel verbesserten derethische Priester Irrtümer, wie Hrathen es eben getan hatte.

Unglücklicherweise hatte er Sarene damit auch einen weiteren Ansatzpunkt geboten.

»Niemand dient Jaddeth?«, fragte sie ganz durcheinander. »Nicht einmal Ihr?«

Es war ein törichtes Argument, eine Fehleutung von Hrathens Aussage und kein echter Angriff auf den Shu-Dereth. In einer ernsthaften theologischen Debatte hätte Sarene niemals gegen einen fertig ausgebildeten Gyorn bestehen können. Doch Sarene ging es nicht darum, Hrathens Lehren zu widerlegen, sondern einfach nur darum, ihm seine Rede zu verderben.

Ihre Bemerkung ließ Hrathen aufblicken, da er seinen Fehler sofort einsah. All sein bisheriges Denken und Planen war dahin, und das Publikum grübelte stattdessen über diese neue Frage nach.

Der Gyorn versuchte auf vortreffliche Weise, seinen Fehler zu vertuschen und das Gespräch wieder in vertrautere Bahnen zu lenken, aber Sarene hatte die Menschenmenge nun fest im Griff und hielt ihre Aufmerksamkeit gefangen, wie es nur einer Frau kurz vor dem hysterischen Nervenzusammenbruch gelingen konnte.

»Was sollen wir bloß tun?«, fragte sie kopfschüttelnd. »Ich fürchte, diese Priesterangelegenheiten sind zu kompliziert für Normalsterbliche wie mich.«

Und damit war es vorbei. Die Leute begannen, sich untereinander zu unterhalten und zerstreuten sich allmählich. Die meisten lachten über die Verschrobenheit des Priesters und die Abstrusität theologischer Argumente. Sarene fiel auf, dass es sich beim Großteil des Publikums um Adelige handelte. Iis musste den Gyorn viel Mühe gekostet haben, sie alle auf die Mauer von Elantris zu führen. Sie lächelte verschlagen bei dem Gedanken an all das Planen und die Überredungskünste, die letzten Endes umsonst gewesen waren.

Hrathen musste mit ansehen, wie ihm seine sorgfältig zusammengestellte Versammlung davonlief. Er versuchte gar nicht erst, noch einmal das Wort zu erheben. Wahrscheinlich wusste er, dass er seiner Sache nur schaden konnte, wenn er schrie oder wütend reagierte.

Überraschenderweise wandte sich der Gyorn von den davonwandernden Menschen ab und nickte Sarene anerkennend zu. Zwar war es keine Verbeugung, aber es war eine Geste, die von mehr Respekt zeugte, als sie je von einem derethischen Priester erwiesen bekommen hatte. Es war das Eingeständnis, dass sie diese Schlacht ohne Zweifel gewonnen hatte, dass sie eine würdige Gegenspielerin war.

»Ihr spielt ein gefährliches Spiel, Prinzessin«, sagte er leise mit seinem leichten Akzent.

»Ihr werdet schon noch merken, dass ich eine sehr gute Spielerin bin, Gyorn«, erwiderte sie.

»Dann also bis zur nächsten Runde«, sagte er und bedeutete einem kleineren Priester mit hellem Haar, ihm auf dem Weg die Mauer hinab zu folgen. In den Augen des anderen Mannes war nicht der geringste Funke Respekt oder gar Toleranz zu erkennen. Stattdessen glühten sie vor Hass, und Sarene überlief ein Schauer, als er den Blick auf sie richtete. Der Mann hatte die Zähne fest zusammengebissen, und Sarene hatte das Gefühl, dass er sich kaum davon abhalten konnte, sie beim Genick zu packen und von der Mauer zu werfen. Allein die Vorstellung ließ sie schwindelig werden.

»Der da bereitet mir Sorgen«, stellte Ashe an ihrer Seite fest. »Solchen Männern bin ich schon früher begegnet, und meine Erfahrungen waren

alles andere als angenehm. Ein derart schlecht gebauter Damm muss eines Tages brechen.«

Sarene nickte. »Er war aonisch, kein Fjordeller. Anscheinend ist er Hrathens Diener oder Begleiter.«

»Nun ja, wollen wir hoffen, dass der Gyorn seinen Schoßhund unter Kontrolle halten kann, Mylady.«

Sie nickte, kam jedoch nicht dazu, dem Seon weiter zu antworten, weil neben ihr schallendes Gelächter erklang. Als sie zu Boden blickte, bemerkte sie Kaise, die sich dort vor Lachen kugelte. Anscheinend war es ihr gelungen, ihren Lachanfall zurückzuhalten, bis der Gyorn außer Sichtweite war.

»Sarene«, stieß sie atemlos hervor, »das war *wunderbar!* Du warst so dämlich! Und sein Gesicht ... er ist noch röter angelaufen als Papa, wenn er herausfindet, dass ich all seine Süßigkeiten aufgegessen habe. Sein Gesicht war fast so rot wie seine Rüstung!«

»Ich habe ihn kein bisschen gemocht«, meinte Daorn feierlich neben Sarene. Er stand in der Nähe einer offenen Brüstung und blickte auf Hrathen hinab, der die gewaltige Treppe in Richtung Stadt hinunterstieg. »Er war zu ... hart. Hat er denn nicht gewusst, dass du dich nur dumm *gestellt* hast?«

»Wahrscheinlich schon«, sagte Sarene und bedeutete Kaise aufzustehen. Dann klopfte sie dem Mädchen den Staub vom rosafarbenen Kleid.

»Aber er hätte es nicht beweisen können, also musste er so tun, als meinte ich es ernst.«

»Vater sagt, der Gyorn ist hier, um uns alle zum Shu-Dereth zu bekehren«, sagte Daorn.

»Tatsächlich?«, fragte Sarene.

Daorn nickte. »Außerdem befürchtet er, dass Hrathen Erfolg haben wird. Er sagt, die Ernte war letztes Jahr nicht gut, und viele Leute haben nichts zu essen. Wenn es diesen Monat mit der Aussaat nicht gut läuft, wird der nächste Winter noch härter. Und in harten Zeiten stoßen die Worte von Männern, die den Wandel predigen, auf offene Ohren.«

»Dein Vater ist ein kluger Mann, Daorn«, sagte Sarene. Ihre Auseinandersetzung mit Hrathen war im Grunde nichts Ernstes gewesen. Die Menschen waren wankelmütig und würden die heutige Debatte schnell vergessen haben. Was auch immer Hrathen getrieben hatte, war

lediglich Teil von etwas viel Größerem gewesen - von etwas, was mit Elantris zu tun hatte. Sarene musste herausfinden, welche Absichten er verfolgte. Da sie sich schließlich ihres ursprünglichen Beweggrunds für den Besuch auf der Mauer entsann, sah sie sich die Stadt zu ihren Füßen nun zum ersten Mal genauer an.

Früher einmal war sie wunderschön gewesen. Das Gefühl, das die Stadt vermittelte, wie die Gebäude zueinander passten, wie die Straßen einander kreuzten - alles insgesamt war ... gewollt. Kunst in gigantischen Ausmaßen. Die meisten Torbogen waren eingestürzt, viele Kuppeldächer zusammengebrochen, und selbst die Mauern wirkten, als bliebe ihnen nicht mehr viel Zeit. Dennoch war Sarene eines klar: Früher war Elantris wirklich einmal wunderschön gewesen.

»Sie sind so traurig«, sagte Kaise neben ihr. Das Mädchen stand auf Zehenspitzen, um über die Brüstung sehen zu können.

»Wer?«

»Sie.« Kaise deutete auf die Straßen zu ihren Füßen.

Dort unten waren Menschen, zusammengekauerte Gestalten, die sich kaum bewegten. In den dunklen Straßen waren sie kaum zu erkennen. Sarene konnte ihr Stöhnen nicht hören, doch sie spürte es.

»Niemand kümmert sich um sie«, sagte Kaise.

»Wie kommen sie an Nahrung?«, fragte Sarene. »Jemand muss ihnen zu essen geben.« Viele Einzelheiten ließen sich nicht ausmachen, nur dass es Menschen waren. Oder dass sie zumindest von menschlicher Gestalt waren. Sarene hatte schon viele verwirrende Dinge über die Elantrier gelesen.

»Niemand«, erklang Daorns Stimme neben ihr. »Niemand gibt ihnen zu essen. Eigentlich sollten sie alle tot sein, denn es gibt nichts zu essen für sie.«

»Irgendwoher müssen sie Nahrung bekommen«, widersprach Sarene. Kaise schüttelte den Kopf. »Sie sind tot, Sarene. Sie müssen nichts essen.«

»Vielleicht bewegen sie sich nicht viel, aber sie sind offensichtlich nicht tot«, widersprach Sarene. »Sieh doch, die da drüben stehen herum.«

»Nein, Sarene. Die sind auch tot. Sie müssen nicht essen, müssen nicht schlafen, und sie werden auch nicht älter. Sie sind alle tot.« Kaisers Stimme klang ungewöhnlich ernst.

»Woher weißt du so viel darüber?«, fragte Sarene, die versuchte, die Worte als Hirngespinnste eines Kindes abzutun. Doch leider hatten sich diese Kinder bisher als bemerkenswert gut informiert erwiesen.

»Ich weiß es einfach«, antwortete Kaise. »Vertrau mir. Sie sind tot.« Die Härchen auf Sarenes Armen richteten sich auf, und sie ermahnte sich selbst, nichts auf diesen vagen Mystizismus zu geben. Die Elantrier waren eigenartig, ja, aber sie waren nicht tot. Es musste eine andere Erklärung geben.

Sie ließ erneut den Blick über die Stadt schweifen und gab sich Mühe, Kaisers beunruhigende Bemerkungen aus ihren Gedanken zu verbannen. Dabei fiel ihr Augenmerk auf ein Menschenpaar - zwei Gestalten, die nicht ganz so jämmerlich wie der Rest wirkten. Sie kniff die Augen zusammen und spähte in Richtung der beiden. Es waren Elantrier, aber einer von beiden schien dunklere Haut als der andere zu haben. Sie kauerten auf einem Hausdach und sahen im Gegensatz zu den anderen Elantriern, die sie gesehen hatte, lebhaft aus. Etwas an den beiden war ... anders.

»Mylady?« Ashes besorgte Stimme erklang in ihrem Ohr, und sie bemerkte, dass sie sich über die steinerne Brüstung gelehnt hatte. Erschrocken blickte sie nach unten und merkte erst jetzt, wie hoch oben sie sich befanden. Die Umgebung verschwamm vor ihren Augen, und sie begann das Gleichgewicht zu verlieren, wie versteinert von dem kreisenden Erdboden unter ihr ...

»Mylady!«, erscholl Ashes Stimme erneut und ließ sie aus ihrer Erstarrung hochschrecken.

Sarene taumelte von der Mauer zurück, ging in die Hocke und schlang sich die Arme um die Knie.

Einen Augenblick lang atmete sie tief durch. »Mir geht es gleich wieder besser, Ashe.« »Wir verlassen diesen Ort, sobald Ihr Euer Gleichgewicht wiedergefunden habt«, befahl das Seon mit fester Stimme.

Sarene nickte geistesabwesend.

Kaise schnaubte. »Also wirklich, wenn man bedenkt, wie groß sie ist, würde man meinen, dass sie eigentlich nicht an Höhenangst leiden dürfte.«

## Kapitel 9

Wenn Dilaf ein Hund gewesen wäre, hätte er geknurrte. Wahrscheinlich hätte er außerdem Schaum vor dem Maul stehen gehabt, entschied Hrathen. Der Arteth war in einer noch schlimmeren Verfassung als sonst nach einem Besuch auf der Mauer von Elantris.

Hrathen drehte sich um und blickte zu der Stadt zurück. Sie hatten beinahe die Kapelle erreicht, aber die gewaltige Mauer, die Elantris umgab, war in ihrem Rücken immer noch sichtbar. Dort oben befand sich diese unglaubliche junge Frau, der es an diesem Tag tatsächlich gelungen war, ihn zu schlagen.

»Sie war großartig«, sagte Hrathen unwillkürlich. Wie all seine Landsleute hatte er tief verwurzelte Vorurteile, was das teoische Volk betraf. Teod hatte nach einem kleinen Missverständnis vor fünfzig Jahren sämtliche derethische Geistliche ausgewiesen und nie zugelassen, dass sie wieder einreisten. Beinahe hätte der teoische König sogar die fjordellischen Gesandten verbannt. Es war kein einziger teoischer Anhänger des Shu-Dereth bekannt, und das teoische Königshaus war berüchtigt für seine bissige Verurteilung von allem, was mit dem derethischen Glauben zu tun hatte.

Dennoch war es anregend, jemandem zu begegnen, der so leicht eine seiner Predigten zunichte machen konnte. Hrathen hatte nun schon derart lange den Shu-Dereth gepredigt und solch eine Kunstfertigkeit darin entwickelt, die Gedanken der Massen zu manipulieren, dass es kaum noch eine Herausforderung für ihn darstellte. Sein Erfolg in Duladel vor einem halben Jahr hatte bewiesen, dass man sogar ganze Nationen zum Einsturz bringen konnte, wenn man nur fähig genug war.

Zu seinem Leidwesen hatte es in Duladel kaum Widerstand gegeben. Die Dulas selbst waren zu offen, zu zugänglich, um eine echte Herausforderung darzustellen. Letzten Endes hatte Hrathen, den Scherbenhaufen einer Regierung zu seinen Füßen, nichts als Enttäuschung empfunden. Es war beinahe zu leicht gewesen.

»Ja, sie ist beeindruckend«, sagte er.

»Sie ist verflucht wie sonst niemand«, zischte Dilaf. »Eine Angehörige des einzigen Volkes, dem Lord Jaddeths Hass gilt.«

Das war es also, was ihn beunruhigte. Viele Fjordeller gingen davon aus, dass es für Teonen keinerlei Hoffnung gab. Selbstverständlich war das Torheit - eine Lehrmeinung, die Fjordens historische Feinde mit theologischem Hass belegte. Dennoch glaubten viele Menschen daran, und anscheinend bildete Dilaf da keine Ausnahme.

»Jaddeth hasst niemanden außer denjenigen, die ihn hassen«, sagte Hrathen.

»Sie hassen ihn aber!«

»Die meisten von ihnen haben noch nicht einmal von ihm predigen hören, Arteth«, sagte Hrathen. »Ihr König, ja. Höchstwahrscheinlich ist er aufgrund seiner Verfung gegen derethische Priester verflucht. Doch das Volk hat bisher noch gar keine Gelegenheit erhalten. Sobald erst Arelon an Lord Jaddeth gefallen ist, können wir uns darum kümmern, in Teod einzudringen. Das Land wird nicht lange standhalten können, wenn ihm die restliche zivilisierte Welt feindlich gegenübersteht.«

»Es wird vernichtet werden«, prophezeite Dilaf mit zornentbranntem Blick. »Jaddeth wird nicht tatenlos zusehen, wie unsere Artethen gegen die unbeugsamen Mauern der teoischen Herzen anpredigen.«

»Lord Jaddeth kann nur kommen, wenn alle Menschen unter fjordellischer Herrschaft vereint sind, Arteth«, sagte Hrathen. Er wandte sich von Elantris ab, um endlich die Kapelle zu betreten. »Das schließt die Menschen in Teod mit ein.«

Dilafs Antwort war leise, doch jedes Wort klang kräftig in Hrathens Ohren. »Vielleicht«, flüsterte der arelische Priester. »Aber es gibt einen anderen Weg. Lord Jaddeth wird sich erheben, wenn jede *lebende* Seele vereint ist - die Teonen werden kein Hindernis darstellen, wenn wir sie erst einmal vernichtet haben. Sobald der letzte Teone seinen letzten Atemzug tut und die Elantrier den Feuertod gestorben und völlig aus Sycla verschwunden sind, werden alle Menschen dem Wyrn folgen. Dann wird Jaddeth kommen.«

Die Worte waren beunruhigend. Hrathen war gekommen, um Arelon zu retten, nicht um es niederzubrennen. Es mochte sich als notwendig erweisen, die Monarchie zugrunde zu richten, und vielleicht würde er ein wenig adeliges Blut vergießen müssen, doch am Ende stünde die Erlösung eines ganzen Landes. Die ganze Menschheit zu vereinen



bedeutete für Hrathen, sie zum derethischen Glauben zu bekehren, nicht die Ungläubigen zu ermorden.

Aber sein Weg war vielleicht der falsche. Der Wyrn wirkte nicht viel geduldiger als Dilaf - so viel bewies die Frist von drei Monaten. Auf einmal wurde Hrathen von einem Gefühl überwältigender Dringlichkeit gepackt. Der Wyrn meinte, was er sagte: Wenn Hrathen Arelon nicht bekehrte, würde das Land vernichtet werden.

»Großer Jaddeth in der Tiefe ...«, flüsterte Hrathen. Er rief seine Gottheit nur in den heiligsten Momenten an. Richtig oder falsch, er wollte nicht das Blut eines ganzen Königreiches - selbst eines ketzerischen - an seinen Händen kleben haben. Er *musste* erfolgreich sein!

Glücklicherweise war seine Niederlage gegen die junge Teonin nicht so vollständig gewesen, wie sie wahrscheinlich annahm. Als Hrathen den Treffpunkt erreichte, eine ansehnliche Zimmerflucht in einem der besten Gasthäuser Kaes, warteten dort viele der Adligen auf ihn, die er geladen hatte. Die Rede auf der Mauer von Elantris war nur ein Teil seines Plans gewesen, diese Männer zu bekehren.

»Seid begrüßt, Lords«, sagte Hrathen mit einem Kopfnicken.

»Tut nicht so, als sei zwischen uns alles in bester Ordnung, Priester«, sagte Idan, einer der jüngeren, lautstärkeren Adligen. »Ihr habt uns versprochen, Eure Worte würden Macht bringen. Aber anscheinend haben sie nichts als mächtige Verwirrung ausgelöst.«

Hrathen winkte ab. »Meine Rede hat ein einfältiges Gör vor ein Rätsel gestellt. Man erzählt sich, die blonde Prinzessin habe Schwierigkeiten, sich zu merken, welches ihre rechte und welches ihre linke Hand ist. Von ihr hätte ich auch wirklich nicht erwartet, dass sie meine Rede versteht. Sagt mir bloß nicht, Lord Idan, dass Ihr ähnlich verwirrt wart!«

Idan errötete. »Natürlich nicht, Mylord. Es ist nur *so* ... dass ich nicht begreife, wie die Bekehrung uns zu mehr Macht verhelfen soll.«

»Die Macht, Mylord, kommt mit dem Erkennen Eurer Feinde.« Hrathen durchquerte das Zimmer, den allgegenwärtigen Dilaf an seiner Seite, und wählte einen Sessel. Manche Gyorne zogen es vor zu stehen, um ihr Publikum einzuschüchtern, aber Hrathen fand es nützlicher zu sitzen. In den meisten Fällen begannen sich seine Zuhörer unbehaglich zu fühlen - vor allem diejenigen, die selbst standen. Man wirkte beeindruckender, wenn man ein Publikum in seinen Bann ziehen konnte, ohne es

körperlich zu überragen.

Wie zu erwarten, setzten sich auch Idan und die anderen. Hrathen stützte sich mit den Ellbogen auf den Armlehnen ab, verschränkte die Hände und betrachtete seine Zuhörerschaft schweigend. Er runzelte leicht die Stirn, als sein Blick auf ein Gesicht in der Nähe der Rückwand des Zimmers fiel. Der Mann war älter, vielleicht Ende vierzig, und kostbar gekleidet. Das Verräterischste am Aussehen des Mannes war das riesige purpurn schimmernde Feuermal auf der linken Seite seines Halses und seines Gesichts.

Hrathen hatte Herzog Telrii nicht zu dem Treffen eingeladen. Der Herzog war einer der mächtigsten Männer in ganz Arelon, und Hrathen hatte seine Einladungen auf die jüngeren Adeligen beschränkt. Er hatte sich keine großen Chancen ausgerechnet, mächtige Männer davon zu überzeugen, dass sie ihm folgen sollten. In der Regel war es einfacher, junge Männer zu manipulieren, die ungeduldig darauf warteten, die aristokratische Erfolgsleiter zu erklimmen. An diesem Abend würde Hrathen seine Worte sorgfältig wählen müssen, denn zur Belohnung würde er vielleicht einen mächtigen Verbündeten auf seine Seite ziehen können.

»Und?«, fragte Idan schließlich, der unter Hrathens starrem Klick ganz nervös zu werden begann. »Wer ist es also? Wen habt Ihr als unseren Feind erkannt?«

»Die Elantrier«, sagte Hrathen einfach. Er konnte spüren, wie sich Dilaf neben ihm verspannte, als das Wort fiel.

Idans Unbehagen verflieg im Nu. Er lachte und warf einigen seiner Gefährten Blicke zu. »Die Elantrier sind schon seit zehn Jahren tot, Fjordeller. Sie stellen gewiss keine Bedrohung dar.«

»Nein, mein junger Lord«, sagte Hrathen. »Sie leben fort.«

»Wenn man es so nennen kann.«

»Ich spreche nicht von jenen erbärmlichen Bastarden in der Stadt«, sagte Hrathen. »Ich meine die Elantrier, die in den Köpfen der Leute existieren. Sagt mir, Idan: Seid Ihr je einem Mann begegnet, der geglaubt hat, die Elantrier würden eines Tages zurückkehren?«

Idans Lachen verstummte, als er über die Frage nachdachte.

»Iadons Herrschaft ist alles andere als absolut«, erklärte Hrathen. »Im Grunde ist er mehr Reichsverweser denn echter König. Die Leute

erwarten nicht, dass er lange herrschen wird; sie warten auf die Rückkehr ihrer gepriesenen Elantrier. Viele halten die Reod für unecht, eine Art Probe, um zu sehen, wer der alten heidnischen Religion die Treue hält. Ihr alle habt gehört, was das Volk sich über Elantris zuflüstert.«

Hrathens Worte waren nicht ins Blaue hinein gesagt. Obgleich er erst seit ein paar Tagen in Kae war, hatte er in dieser kurzen Zeit gut zugehört und gründlich nachgeforscht. Er übertrieb ein wenig, doch er wusste, dass diese Meinung existierte.

»Iadon sieht die Gefahr nicht«, fuhr Hrathen leise fort. »Er erkennt nicht, dass seine Herrschaft geduldet, aber nicht wirklich angenommen wird. Solange den Menschen die Macht von Elantris im Gedächtnis haftet, werden sie Angst haben - und solange sie vor etwas mehr Angst haben als vor dem König, wird niemand von *Euch* je mächtig sein. Ihr habt Eure Titel vom König erhalten, Eure Macht steht also mit ihm in Verbindung. Wenn er machtlos ist, seid Ihr es ebenfalls.«

Jetzt hörten sie ihm zu. Im Herzen eines jeden Adligen schlummerte ein unheilbares Gefühl der Unsicherheit. Bisher war Hrathen noch keinem einzigen Adelsmann begegnet, der nicht zumindest bis zu einem gewissen Grade glaubte, dass die Bauern hinter seinem Rücken über ihn lachten.

»Der Shu-Korath erkennt die Gefahr nicht«, fuhr Hrathen fort. »Die korathischen Geistlichen unternehmen nichts, um die Elantrier anzuprangern, und nähren auf diese Weise die Hoffnung des Volkes. Denn obwohl es irrational sein mag, *wollen* die Menschen doch glauben, dass Elantris wiederhergestellt wird. Sie malen sich aus, wie prächtig es einst war, und ihre Erinnerungen sind noch durch ein Jahrzehnt der Legendenbildung ausgeschmückt. Es liegt in der menschlichen Natur zu glauben, dass andere Orte und andere Zeiten besser sind als das Hier und Jetzt. Wenn Ihr je wirklich über Are- Ion herrschen wollt, meine lieben erlauchten Freunde, dann müsst Ihr die törichten Hoffnungen Eures Volkes zunichte machen. Ihr müsst einen Weg finden, die Menschen aus Elantris' Bann zu befreien.«

Der junge Idan nickte eifrig. Unzufrieden schürzte Hrathen die Lippen: Der adelige Jüngling hatte sich zu leicht beeinflussen lassen. Wie so oft war der lauteste Mann gleichzeitig auch der unkritischste.

Hrathen ignorierte Idan und schätzte die Mienen der anderen ab. Sie

wirkten nachdenklich, aber nicht überzeugt. Der reifere Telrii saß still im Hintergrund, rieb den großen Rubin an einem seiner Ringe und beobachtete Hrathen mit grüblerischem Gesichtsausdruck.

Ihre Unsicherheit war gut. Männer, die so wankelmütig wie Idan waren, nützten ihm nichts. Wer sich derart leicht für eine Sache gewinnen ließ, ließ sich genauso rasch wieder abwerben. »Sagt mir, Männer aus Arelon«, meinte Hrathen, indem er seine Argumentationstaktik leicht veränderte, »habt Ihr die Länder des Ostens bereist?«

Einige nickten. In den letzten Jahren war eine regelrechte Besucherflut aus Arelon durch das alte fjordellische Reich gereist. Hrathen hegte den starken Verdacht, dass die neue Aristokratie von Arelon, die sich noch unsicherer fühlte als die meisten Adligen, einen gewissen Grad an Kultiviertheit unter Beweis stellen wollte, indem sie mit Königreichen wie Svorden, dem kulturellen Zentrum des Ostens, Umgang pflegte.

»Wenn Ihr die mächtigen Länder des Ostens besucht habt, meine Freunde, dann kennt Ihr den Einfluss derer, die sich mit der derethischen Priesterschaft zusammengeschlossen haben.« - »Einfluss« war vielleicht eine Untertreibung. Östlich des Dathrekgebirges herrschte kein König, der sich nicht öffentlich zum Shu-Dereth bekannte, und die begehrtesten und lukrativsten Regierungsposten fielen immer an Menschen, die Jaddeth fleißig verehrten.

In Hrathens Worten schwang ein stillschweigendes Versprechen mit, und - egal, was sie an diesem Abend sonst noch diskutierten, egal, welche anderen Argumente Hrathen anführen würde - dieses Versprechen würde ihm die Unterstützung der Männer einbringen. Es war kein Geheimnis, dass derethische Priester reges Interesse an Politik besaßen, und die meisten Menschen wussten, dass die Billigung vonseiten der Kirche gewöhnlich ausreichte, um den politischen Sieg sicherzustellen.

Dies war das Versprechen, das zu hören die Adligen hergekommen waren, und dies war auch der Grund, warum die Klagen des teoischen Mädchens sie nicht beeinflusst hatten. Theologische Streitfragen waren diesen Männern völlig gleichgültig; Shu-Dereth oder Shu-Korath, das war ihnen einerlei. Sie benötigten lediglich die Gewissheit, dass eine plötzliche, offen zur Schau getragene Frömmigkeit ihrerseits im Gegenzug mit weltlichem Segen belohnt werden würde - sehr greifbarem Segen, der sich in bare Münze umsetzen ließ.

»Genug Wortspielerei, Priester«, sagte Ramear, einer der jüngeren Adligen. Er war der zweite Sohn eines unwichtigen Barons, ein Mann mit Habichtsgesicht und einer scharf geschnittenen aonischen Nase, der für seine Direktheit bekannt war; ein Ruf, den er anscheinend verdient hatte. »Ich will Versprechen. Wollt Ihr damit sagen, dass Ihr uns größeren Besitz garantiert, wenn wir zum derethischen Glauben übertreten?«

»Jaddeth belohnt seine Anhänger«, sagte Hrathen unverbindlich.

»Und wie wird er uns belohnen?«, wollte Ramear wissen. »Der Shu-Dereth hat keinerlei Macht in *diesem* Königreich, Priester.«

»Lord Jaddeth hat überall Macht, mein Freund«, sagte Hrathen. Um weiteren Forderungen zuvorzukommen, setzte er hinzu: »Es stimmt, dass er bisher nur über wenige Anhänger in Arelon verfügt. Doch die Welt ist voller Dynamik, und kaum etwas kann sich Jaddeths Reich entgegenstellen. Denkt an Duladel, meine Freunde. Arelon ist so lange unberührt geblieben, weil wir uns bisher nicht die Mühe gemacht haben, das Land zu bekehren.« Eine Lüge, aber nur eine kleine. »Das erste Problem ist Elantris. Entfernt Elantris aus den Köpfen der Menschen, und sie werden sich vom Shu-Dereth angezogen fühlen - der Shu-Korath ist zu friedlich, zu träge. Jaddeth wird im Bewusstsein der Menschen wachsen, und während dies geschieht, werden sie nach Leitbildern in den Reihen der Aristokratie suchen, nach Männern, die die gleichen Ideale wie sie selbst vertreten.«

»Und dann werden wir belohnt werden?«, erkundigte sich Ramear spitz.

»Das Volk wird niemals Herrscher akzeptieren, die nicht den gleichen Glauben haben. Wie die jüngste Geschichte gezeigt hat, meine Freunde, sind Könige und Monarchien nicht gerade zeitlos.«

Ramear setzte sich zurück und dachte über die Worte des Priesters nach. Hrathen musste immer noch vorsichtig sein. Es war gut möglich, dass ihn letzten Endes nur ein paar der versammelten Männer unterstützten, und er wollte den Übrigen keinerlei Beweise gegen sich in die Hände liefern. König Iadon mochte nachsichtig sein, was die Religion betraf, aber er würde Hrathen nicht lange predigen lassen, wenn er so etwas wie Hochverrat witterte.

Später, sobald Hrathen einmal das Gefühl hätte, seine adeligen Grünschnäbel fest überzeugt zu haben, würde er ihnen konkretere

Versprechen geben. Und egal, was Hrathens Gegner sagen mochten, auf seine Versprechen war Verlass: So ungern er mit Männern arbeitete, deren Treue sich kaufen ließ, war es doch ein festes Dogma des Shu-Dereth, dass Ehrgeiz belohnt werden sollte. Abgesehen davon war es förderlich, für seine Aufrichtigkeit bekannt zu sein, und wenn es nur war, um in entscheidenden Augenblicken überzeugend lügen zu können. »Es wird dauern, eine ganze Religion zu stürzen und durch eine andere zu ersetzen«, gab Waren, ein dünner Mann mit weißblondem Haar, grübelnd von sich. Waren war für seine strenge Frömmigkeit bekannt, und es hatte Hrathen sehr überrascht, dass der Adelige seinen Cousin Idan zu dem Treffen begleitet hatte. Anscheinend beruhte Warens berüchtigte Gläubigkeit nicht so sehr auf religiösem Eifer als vielmehr auf politischem Kalkül. Ihn und seinen Ruf für Hrathens Sache zu gewinnen würde äußerst hilfreich sein.

»Ihr würdet Euch wundern, mein junger Lord Waren«, sagte Hrathen. »Bis vor Kurzem war Duladel noch der Sitz einer der ältesten Religionen dieser Welt. Mittlerweile ist diese Religion, soweit es fjordellische Chronisten beurteilen können, völlig ausgelöscht - zumindest in ihrer Reinform.«

»Ja«, sagte Waren, »aber der Zusammenbruch des jeskerischen Glaubens und der Duladenischen Republik sind Ereignisse, denen eine jahrelange, vielleicht sogar jahrhundertelange, Entwicklung vorausgegangen ist.«

»Aber Ihr könnt nicht leugnen, dass sich der Machtwechsel, als es einmal so weit war, schnell vollzogen hat.«

Waren hielt inne. »Das ist richtig.«

»Der Sturz der Elantrier hat sich ebenfalls rasch ereignet«, sagte Hrathen. »Wandel kann mit rasender Geschwindigkeit erfolgen, Lord Waren, und diejenigen, die darauf vorbereitet sind, können enormen Profit daraus schlagen. Ihr sagt, der Niedergang der Jeskerreligion sei eine Sache von Jahren gewesen ... nun, ich möchte behaupten, dass der korathische Glaube schon etwa genauso lange im Schwinden ist. Früher hat er weite Teile des Ostens beherrscht. Heutzutage ist sein Einfluss allein auf Teod und Arelon beschränkt.«

Waren schwieg nachdenklich. Er wirkte intelligent und scharfsinnig, und Hrathens Logik schien ihn nicht unberührt zu lassen. Möglicherweise hatte Hrathen den arelischen Adel falsch eingeschätzt. Die meisten

Adeligen waren solch hoffnungslose Fälle wie ihr König, aber eine überraschende Anzahl zeigte viel versprechende Ansätze. Vielleicht war ihnen klar, wie unsicher ihre Stellung war: Ihr Volk hungerte, der Adel war unerfahren, und nun war auch noch die gesamte Aufmerksamkeit des fjordellischen Reiches auf sie gerichtet. Wenn das Gewitter eines Tages losbrach, würde fast ganz Are- Inn überrascht sein, wie wilde Tiere, die von grellem Licht wie gelähmt waren. Doch diese paar Lords waren es vielleicht sogar wert, gerettet zu werden.

»Mylords, ich hoffe, Ihr werdet mein Angebot klüger abwägen als Euer König«, sagte Hrathen. »Dies sind schwere Zeiten, und wer nicht auf die Unterstützung der Kirche zählen kann, den wird das Leben in den kommenden Monaten bestrafen. Denkt daran, wen und was ich repräsentiere.«

»Denkt an Elantris«, zischte eine Stimme neben Hrathen. Es war Dilaf.

»Vergesst nicht den Quell der Schande, der unser Land verseucht. Sie schlafen und sie warten ab, gerissen wie eh und je. Sie warten darauf, Euch zu fangen - Euch alle - und Euch in ihre Arme zu ziehen. Ihr müsst die Welt von ihnen befreien, bevor sie sie von *Euch* befreien!«

Kurzzeitig herrschte unbehagliches Schweigen. Da der jähe Zwischenruf des Artethen Hrathens Rederhythmus zunichte gemacht hatte, lehnte Hrathen sich nach einer Weile in seinem Sessel zurück und verschränkte die Finger zum Zeichen, dass das Treffen beendet sei. Die Adeligen gingen. Ihre sorgenvollen Gesichter ließen erahnen, dass sie begriffen, vor welcher schwierigen Entscheidung Hrathen sie gestellt hatte. Hrathen musterte sie, um abzuwägen, an welche von ihnen er ohne Probleme herantreten könnte. Idan gehörte ihm, und mit ihm würden zwangsläufig etliche Männer aus seinem Gefolge kommen. Wahrscheinlich hatte Hrathen auch Ramear auf seine Seite gezogen, jedenfalls wenn er sich mit dem Mann unter vier Augen traf und ihm handfeste Unterstützung versprach. Es gab noch ein paar andere Männer wie Ramear, und dann war da Waren, in dessen Augen ein Hauch von Respekt zu liegen schien. Ja, mit dem Mann ließ sich Großes bewerkstelligen.

Es war ein politisch schwaches, relativ unwichtiges Grüppchen, aber es war ein Anfang. Sobald der Shu-Dereth mehr und mehr neue Anhänger gewann, würden immer wichtigere Adelige Hrathen den Rücken stärken. Und wenn dann das Land letzten Endes unter der Last von politischen

Unruhen, wirtschaftlicher Unsicherheit und militärischer Bedrohung zusammenbrach, würde Hrathen seine Anhänger mit Posten in der neuen Regierung belohnen.

Der Schlüssel zum Erfolg saß immer noch an der Rückwand des Zimmers und beobachtete das Geschehen. Herzog Telriis Haltung war würdevoll, sein Gesicht gelassen, doch sein Ruf, verschwendungssüchtig zu sein, machte Hrathen große Hoffnung.

»Mylord Telrii, einen Moment bitte«, sagte Hrathen und erhob sich. »Ich hätte da ein besonderes Angebot, das Euch eventuell interessieren könnte.«



## Kapitel 10

Sule, ich halte das für keine gute Idee.« Galladons Flüstern klang alles andere als begeistert, während er sich neben Raoden niederkauerte.

»Pssst«, befahl Raoden und lugte um die Ecke auf den Platz. Die Banden hatten gehört, dass Raoden Mareshe rekrutiert hatte, und waren überzeugt, dass er vorhatte, seine eigene rivalisierende Bande zu gründen. Als Raoden und Galladon tags zuvor auf der Suche nach Neuankömmlingen hergekommen waren, hatte eine Gruppe von Aandens Männern auf sie gewartet. Es war kein freundlicher Empfang gewesen. Glücklicherweise waren sie ohne Knochenbrüche oder verletzte Zehen entkommen, doch diesmal wollte Raoden ein wenig subtiler vorgehen.

»Und wenn sie uns wieder auflauern?«, fragte Galladon.

»Wahrscheinlich tun sie das«, sagte Raoden. »Also sprich gefälligst ein wenig leiser. Komm schon.«

Raoden schlüpfte um die Ecke und betrat eine schmale Gasse. Sein Zeh tat beim Gehen weh, genauso wie seine aufgeschürften Hände und ein Bluterguss, den er sich am Arm zugezogen hatte. Obendrein ließ ihn der Hunger nicht los, eine Art dumpfer Schmerz in seinem Innern.

Galladon seufzte. »Ich habe den Tod nicht dermaßen satt, dass ich mich stattdessen lieber unerträglichen Schmerzen hingeben möchte. Kolo?«

Raoden drehte sich um und schenkte ihm einen nachsichtigen Blick.

»Galladon, eines Tages wirst du deinen unerschütterlichen Pessimismus überwinden, und ganz Elantris wird vor Schreck zusammenstürzen.«

»Pessimismus?«, fragte Galladon ungehalten, während Raoden die Gasse entlangkroch. »Pessimismus? Ich? Dulas sind die fröhlichsten, unbeschwertesten Menschen in ganz Opelon! Wir betrachten jeden einzelnen Tag mit ... Sule? Wage es ja nicht, abzuhaue, während ich mich verteidige!«

Raoden ignorierte den hünenhaften Dula. Abgesehen davon versuchte er, seine Schmerzen zu ignorieren, so heftig sie auch waren. Seine neuen Lederschuhe halfen ihm dabei sehr. Trotz Galladons Vorbehalten hatte Mareshe ein Erzeugnis erschaffen, das dem gewaltigen Ego des Kunsthandwerkers in nichts nachstand. Die Schuhe waren robust und

hatten eine starke, schützende Sohle, aber das weiche Leder - das von Galladons Bucheinbänden stammte - passte perfekt und rieb nicht. Vorsichtig spähte Raoden um die Ecke und betrachtete den Platz. Shaors Männer waren nicht zu sehen, aber wahrscheinlich versteckten sie sich ganz in der Nähe. Raoden hob den Kopf, als das Stadttor aufschwang. Der Tag würde einen Neuankömmling bringen. Doch Raoden war schockiert, als die elantrische Stadtwache nicht eine, sondern drei in Weiß gekleidete Gestalten durch das Tor schob.

»Drei?«, fragte Raoden.

»Die Shaod ist unberechenbar, Sule«, sagte Galladon, der hinter ihm angekrochen kam.

»Das ändert alles«, meinte Raoden verärgert.

»Gut. Gehen wir. Die anderen können die heutigen Opfergaben haben. Kolo?«

»Was? Und sich solch eine großartige Gelegenheit entgehen lassen? Ich bin enttäuscht von dir.«

Der Dula grummelte etwas vor sich hin, was Raoden nicht verstand, woraufhin der Prinz nach hinten griff und dem großen Mann einen aufmunternden Klaps auf die Schulter versetzte. »Mach dir keine Sorgen, ich habe einen Plan.«

»Ach ja?«

»Wir müssen schnell zuschlagen. Jeden Moment kann einer der drei einen Schritt tun, und dann ist es aus mit unserer Gelegenheit.«

»Doloken«, murmelte Galladon. »Was willst du tun?«

»Nichts. Du hingegen wirst gemütlich auf den Platz hinausspazieren.«

»Was?«, fragte Galladon. »Sule, du bist schon wieder kayana geworden. Wenn ich mich dort hinausbegebe, werden die Banden mich sehen!«

»Genau«, sagte Raoden mit einem Lächeln. »Achte also darauf, dass du sehr schnell läufst, mein Freund. Wir wollen doch nicht, dass sie dich erwischen.«

»Dir ist es ernst«, meinte Galladon mit wachsender Besorgnis.

»Unglücklicherweise ja. Jetzt beweg dich aber. Führ sie nach links, und ich kümmere mich um den Rest. Wir treffen uns, wo wir Mareshe zurückgelassen haben.«

Galladon grunzte etwas von wegen »nicht alles Trockenfleisch auf der ganzen Welt wert«, doch er ließ sich von Raoden auf den Hof

hinausschubsen. Einen Augenblick später erklang überraschtes Knurren aus der Richtung des Gebäudes, bei dem sich Shaors Männer normalerweise versteckt hielten. Shaors Wilde stürzten hervor und vergaßen die drei Neuankömmlinge völlig angesichts des Mannes, der ihnen erst vor ein paar Tagen geschadet hatte.

Nach einem letzten vernichtenden Blick in Raodens Richtung lief Galladon eilends davon. Er bog in eine beliebige Straße ein und lockte Shaors Männer auf diese Weise fort. Raoden gab ihm einen Moment, dann rannte er in die Mitte des Platzes. Er gab sich Mühe, betont heftig zu atmen, als sei er völlig erschöpft.

»In welche Richtung ist er gelaufen?«, wollte er mit scharfer Stimme von den drei verwirrten Neuankömmlingen wissen.

»Wer?«, erkundigte sich schließlich einer.

»Der große Dula! Schnell, Mann, in welche Richtung ist er gelaufen? Er hat das Heilmittel!«

»Das Heilmittel?«, fragte der Mann überrascht.

»Aber klar! Es ist sehr selten, aber es sollte für uns alle reichen, wenn ihr mir verratet, wohin er gelaufen ist. Möchtet ihr denn nicht wieder weg von hier?«

Der Neuankömmling hob zitternd eine Hand und deutete in die Richtung, in die Galladon gelaufen war.

»Kommt schon!«, drängte Raoden. »Wenn wir uns nicht beeilen, verlieren wir ihn für immer!« Mit diesen Worten lief er los.

Die drei Neuankömmlinge standen einen Moment herum. Dann war Raodens Drängen doch zu viel für sie, und sie folgten ihm. Der erste Schritt eines jeden von ihnen ging also nach Norden - in die Richtung, die sie zum Eigentum von Shaors Männern gemacht hätte. Die anderen beiden Banden konnten nur verärgert mit ansehen, wie alle drei davonstürmten.

»Was könnt Ihr?«, fragte Raoden.

Die Frau zuckte mit den Schultern. »Ich heiße Maare, Mylord. Ich war eine einfache Hausfrau. Ich verfüge über keine besonderen Fähigkeiten, die der Rede wert wären.«

Raoden schnaubte verächtlich. »Wenn Ihr Euch nicht grundlegend von sämtlichen anderen Hausfrauen dieser Welt unterscheiden solltet, dann verfügt Ihr wahrscheinlich über mehr Fähigkeiten als irgendwer sonst

hier. Könnt Ihr weben?«

»Natürlich, Mylord.«

Raoden nickte nachdenklich. »Und Ihr?«, fragte er den nächsten Neuling.

»Riil, Arbeiter, Mylord. Ich habe fast mein ganzes Leben mit Bauarbeiten auf der Plantage meines Herrn verbracht.«

»Ziegelsteine geschleppt?«

»Anfangs ja, Mylord«, sagte der Mann. Er hatte die breiten Hände und das aufrichtige Gesicht eines Arbeiters, aber sein Blick war durchdringend und intelligent. »Jahrelang habe ich von den Handwerksgesellen gelernt. Ich habe gehofft, mein Herr würde mich eines Tages in die Lehre schicken.«

»Ihr seid sehr alt für einen Lehrling«, stellte Raoden fest.

»Ich weiß, Mylord, aber es war eine Hoffnung. Die meisten Hauern haben keinen Raum für Hoffnungen mehr, noch nicht einmal für solch einfache.«

Wieder nickte Raoden. Der Mann sprach nicht wie ein Bauer, aber das taten nur wenige Menschen in Arelon. Vor zehn Jahren war Arelon ein Land voller Möglichkeiten gewesen, und der Großteil der Bevölkerung hatte zumindest einen gewissen Bildungsstand besessen. Etliche Männer am Hofe seines Vaters beklagten, die Gelehrtheit der Bauern habe sie für die Arbeit verdorben, wobei sie gern vergaßen, dass sie selbst noch vor einem Jahrzehnt Mitglieder besagten »Bauernstandes« gewesen waren.

»Na gut, und was ist mit Euch?«, fragte Raoden den nächsten Mann.

Der dritte Neuankömmling, ein muskulöser Mann mit einer Nase, die aussah, als sei sie mindestens ein Dutzend Mal gebrochen worden, betrachtete Raoden argwöhnisch. »Bevor ich Euch eine Antwort gebe, möchte ich wissen, wieso ich überhaupt auf Euch hören soll.«

»Weil ich Euch eben das Leben gerettet habe«, sagte Raoden.

»Das verstehe ich nicht. Was ist aus dem anderen Mann geworden?«

»Er sollte in ein paar Minuten hier auftauchen.«

»Aber ...«

»Wir haben ihn in Wirklichkeit gar nicht verfolgt«, sagte Raoden. »Wir haben Euch bloß außer Gefahr gebracht. Mareshe, bitte erklärt Ihr es.«

Das ließ sich der Kunsthandwerker nicht zweimal sagen.

Wild gestikulierend berichtete er, wie knapp er zwei Tage zuvor mit dem

Leben davongekommen war. Es klang wirklich so, als sei er schon so gut wie tot gewesen, als auf einmal Raoden auf der Bildfläche erschienen war und ihn in Sicherheit gebracht hatte. Raoden lächelte. Mareshe war eine melodramatische Seele. Die Stimme des Künstlers schwoll an und wurde wieder leiser wie eine gut geschriebene Sinfonie. Während Raoden der Erzählung des Mannes lauschte, glaubte er beinahe selbst, etwas unbeschreiblich Edles vollbracht zu haben.

Mareshe schloss seinen Bericht mit der feierlichen Behauptung, dass man Raoden vertrauen könne und ihm alle unbedingt Gehör schenken sollten. Fortan achtete sogar der stämmige, hakennasige Mann aufmerksam auf Raodens Worte.

»Ich heiÙe Saolin«, sagte der Mann, »und ich war Soldat in der Privatararmee Graf Eondels.«

»Ich kenne Eondel«, sagte Raoden mit einem Nicken. »Er ist ein guter Mann, war selbst Soldat, bevor er den Titel verliehen bekommen hat. Vermutlich habt Ihr eine gute Ausbildung genossen.«

»Wir sind die besten Soldaten im ganzen Land, Sir«, sagte Saolin stolz. Raoden lächelte. »Es ist nicht schwer, besser als die meisten Soldaten unseres Landes zu sein, Saolin. Allerdings glaube ich, dass Eondels Streitmacht gegen die Soldaten jeder anderen Nation bestehen könnte. Ich war immer der Meinung, dass es Ehrenmänner voll Disziplin und Können sind. Genau wie ihr Anführer. Eondel einen Titel zu verleihen war eines der wenigen klugen Dinge, die Iadon in letzter Zeit getan hat.«

»Soweit ich weiß, blieb dem König im Grunde keine andere Wahl, Mylord«, sagte Saolin mit einem Lächeln, bei dem zwei Zahnlücken in seinem Mund zum Vorschein kamen. »Eondel hat ein gewaltiges Vermögen angehäuft, indem er seine privaten Streitkräfte an die Krone verliehen hat.«

»Das stimmt«, erwiderte Raoden lachend. »Nun, Saolin, ich bin froh, Euch bei uns zu haben. Mit einem erfahrenen Berufssoldaten wie Euch werden wir uns hier bestimmt um einiges sicherer fühlen.«

»Was immer Eure Lordschaft benötigt.« Saolins Miene wurde ernst. »Ich gelobe Euch mein Schwert. Von religiösen Dingen habe ich nicht viel Ahnung, abgesehen von ein paar Gebeten, und ich begreife nicht wirklich, was hier vor sich geht, aber ein Mann, der gut von Lord Eondel spricht, ist in meinen Augen ein guter Mann.«

Raoden packte Saolin an der Schulter, ohne darauf einzugehen, dass der angegraute Soldat gar kein Schwert mehr besaß, das er jemandem hätte geloben können. »Ich weiß Euren Schutz zu schätzen und nehme ihn dankend an, mein Freund. Aber ich warne Euch: Dies ist kein leichtes Unterfangen, das Ihr da auf Euch nehmt. Ich bin dabei, mir hier rasch viele Feinde zu machen, und Ihr werdet äußerst wachsam sein müssen, um sicherzustellen, dass wir nicht von einem Angriff überrascht werden.«

»Ich verstehe, Mylord«, sagte Saolin eifrig. »Aber, bei Domi, ich werde Euch nicht enttäuschen!«

»Und was ist mit uns, Mylord?«, fragte Riil, der Bauhandwerker.

»Für Euch beide habe ich auch ein großes Vorhaben im Sinn«, sagte Raoden. »Schaut nach oben und sagt mir, was Ihr seht.«

Verwirrt blickte Riil himmelwärts. »Ich sehe nichts, Mylord. Sollte ich etwa?«

Raoden lachte. »Überhaupt nichts, Riil. Das ist das Problem. Das Dach dieses Gebäudes muss schon vor Jahren eingestürzt sein. Trotzdem ist es eines der größten und am wenigsten heruntergekommenen Bauwerke, die ich gefunden habe. Eure Ausbildung hat wohl nicht auch die Errichtung von Dächern mit eingeschlossen, oder?«

Riil lächelte. »Selbstverständlich, Mylord. Ihr verfügt über das nötige Baumaterial?«

»Das ist der Haken an der Sache, Riil. Das gesamte Holz in Elantris ist entweder zerbrochen oder vermodert.«

»Das ist allerdings ein Problem«, räumte Riil ein. »Wenn wir das Holz vielleicht austrocknen und dann mit Lehm vermischen ...«

»Es ist keine leichte Aufgabe«, sagte Raoden.

»Wir werden unser Möglichstes tun, Mylord«, versicherte Maare ihm.

»Gut«, sagte Raoden mit einem beifälligen Nicken. Sein selbstbewusstes Auftreten sowie die Unsicherheit der Neuankömmlinge führten dazu, dass sie ihm willig zuhörten. Loyalität war es nicht, noch nicht. Hoffentlich würde es ihm mit der Zeit gelingen, nicht nur ihr Wort, sondern auch ihr Vertrauen zu gewinnen.

»Nun, Mareshe«, fuhr Raoden fort, »erklärt bitte unseren neuen Freunden, was es heißt, ein Elantrier zu sein. Ich möchte nicht, dass Riil von einem Haus stürzt und glaubt, sich das Genick zu brechen würde

notwendigerweise ein Ende der Schmerzen bedeuten.«

»Ja, Mylord«, sagte Mareshe mit einem sehnsüchtigen Blick in Richtung der Nahrungsmittel der Neuankömmlinge, die auf einem relativ sauberen Abschnitt des Bodens lagen. Der Hunger machte ihm bereits zu schaffen. Sorgfältig suchte Raoden sich ein paar der Opfergaben aus und nickte dann den Übrigen zu. »Teilt dies unter Euch auf und esst es. Es hat keinen Sinn, die Nahrung aufzuheben, denn der Hunger wird schlagartig einsetzen, und Ihr solltet das Essen in Ruhe verspeisen, bevor der Hunger Zeit hat, euch gierig zu machen.«

Die vier nickten, und Mareshe fing an, die anderen über das beschränkte Leben in Elantris aufzuklären, während er die Nahrungsmittel verteilte. Einen Augenblick beobachtete Raoden das Geschehen, dann wandte er sich ab, um nachzudenken.

»Sule, meine Hama würde dich lieben. Sie hat sich immer darüber beklagt, dass ich mich nicht genug bewege.« Raoden blickte auf, als Galladon in das Zimmer spazierte kam.

»Willkommen zurück, mein Freund«, meinte Raoden mit einem Lächeln.

»Ich habe schon angefangen, mir Sorgen zu machen.«

Galladon stieß ein Schnauben aus. »Nach Sorge sah mir das aber nicht aus, als du mich auf den Hof geschubst hast. Ich habe schon Würmer an Angelhaken gesehen, mit denen sanfter verfahren wurde.

Kolo?« »Ach, aber du hast solch einen fabelhaften Köder abgegeben«, sagte Raoden. »Außerdem hat es

doch funktioniert. Wir haben die Neuankömmlinge, und du wirkst bemerkenswert unversehrt.« »Ein Zustand, der bei Shaors Hunden höchstwahrscheinlich großes Missfallen erregt.«

»Wie bist du ihnen entkommen?«, wollte Raoden wissen und reichte Galladon den Brotlaib, den er für den Dula ausgesucht hatte. Galladon betrachtete das Brot und riss es dann in zwei Hälften, von denen er eine Raoden anbot. Raoden hob abwehrend eine Hand.

Galladon zuckte mit den Achseln, als wollte er sagen: »Na gut, verhungere, wenn du willst«, und begann das Brot zu kauen. »Bin in ein Haus mit eingestürzter Treppe gelaufen und dann durch die Hintertür verschwunden«, erklärte er zwischen den einzelnen Bissen. »Ich habe ein paar Steine aufs Dach geworfen, als Shaors Männer das Gebäude betraten. Nach dem, was du letztens mit ihnen angestellt hast, sind sie

einfach davon ausgegangen, ich sei oben. Wahrscheinlich hocken sie immer noch dort und warten auf mich.«

»Gerissen«, sagte Raoden.

»Ein gewisser Jemand hat mir keine andere Wahl gelassen.«

Galladon aß schweigend weiter und hörte den Neuankömmlingen zu, die ihre diversen »wichtigen Pflichten« besprachen. »Wirst du das allen weismachen?«, fragte er leise.

»Was denn?«

»Den Neuankömmlingen, Sule. Du hast ihnen allen das Gefühl gegeben, unglaublich wichtig zu sein, genau wie bei Mareshe. Schuhe sind etwas Feines, aber keine Frage von Leben oder Tod.«

Raoden zuckte mit den Schultern. »Menschen geben sich mehr Mühe, wenn sie davon ausgehen, dass sie wichtig sind.«

Einen kurzen Moment lang schwieg Galladon erneut, dann sagte er: »Sie haben recht.«

»Wer?«

»Die anderen Banden. Du bist dabei, deine eigene Bande zu gründen.«

Raoden schüttelte den Kopf. »Galladon, das ist bloß ein winziger Teil des Ganzen. Niemand in Elantris bringt etwas zustande - sie sind alle viel zu beschäftigt damit, sich entweder wegen irgendwelcher Nahrungsmittel in den Haaren zu liegen oder über ihr Elend nachzugrübeln. Die Stadt braucht ein Ziel, das die Menschen vor Augen haben können.«

»Wir sind tot, Sule«, sagte Galladon. »Welches Ziel kann es für uns schon geben, außer zu leiden?«

Genau da liegt das Problem. Alle sind überzeugt, dass ihr Leben vorbei ist, bloß weil ihr Herz zu schlagen aufgehört hat.«

»Gewöhnlich ist das ein ziemlich eindeutiges Zeichen, Sule«, versetzte Galladon trocken.

»Nicht in unserem Fall, mein Freund. Wir müssen uns nur selbst überzeugen, dass nicht alles vorbei ist. Die Shaod ist nicht der Grund all unserer Pein; draußen habe ich auch schon Leute gesehen, die die Hoffnung aufgegeben haben, und ihre Seelen waren letzten Endes genauso ausgezehrt wie die armen Teufel auf dem Platz am Stadttor. Wenn es uns gelingt, diesen Menschen auch nur einen winzigen Funken Hoffnung wiederzugeben, wird das ihr Leben drastisch verbessern.« Er



betonte das Wort »Leben« und blickte Galladon dabei direkt in die Augen.

»Die anderen Banden werden nicht einfach Däumchen drehen und dir zusehen, wie du all ihre Opfertgaben klaust, Sule«, sagte Galladon. »Sie werden dich schon sehr bald leid sein.«

»Dann werde ich eben auf sie vorbereitet sein müssen.« Raoden nickte in Richtung des großen Gebäudes, in dem sie sich befanden. »Das hier wird mal ein ziemlich gutes Hauptquartier abgeben, meinst du nicht? Hier in der Mitte ist dieser offene Saal, und hinten gibt es kleinere Räume.« Galladon blinzelte nach oben. »Du hättest dir ein Gebäude mit einem Dach aussuchen können.«

»Ja, ich weiß«, erwiderte Raoden. »Aber das hier entspricht meinen Vorstellungen. Ich frage mich, was es früher mal war.«

»Eine Kirche«, sagte Galladon. »Korathisch.«

»Woher weißt du das?«, wollte Raoden überrascht wissen.

»Fühlt sich so an, Sule.«

»Warum sollte es eine korathische Kirche in Elantris geben?«, wandte Raoden ein. »Die Elantrier waren ihre eigenen Götter.«

»Aber sie waren sehr nachsichtige Götter. Es soll eine prächtige korathische Kapelle hier in Elantris gegeben haben, die schönste überhaupt. Sie wurde als Freundschaftsgabe für die Menschen Teods erbaut.«

»Das ist so eigenartig«, sagte Raoden mit einem Kopfschütteln. »Götter einer anderen Religion, die Domi ein Denkmal errichten.«

»Wie ich schon sagte: Die Elantrier waren sehr laxe Götter. Im Grunde war es ihnen egal, ob die Menschen sie verehrten, denn sie haben sich in ihrer Göttlichkeit sicher gefühlt. Bis zur Reod. Kolo?«

»Du scheinst einiges zu wissen, Galladon«, stellte Raoden fest.

»Und seit wann ist das ein Verbrechen?«, meinte Galladon eingeschnappt. »Du hast dein ganzes Leben in Kae verbracht, Sule. Anstatt dich zu fragen, warum ich über diese Dinge Bescheid weiß, solltest du dich vielleicht besser fragen, warum du es *nicht* tust.«

»Schon kapiert«, sagte Raoden und blickte zur Seite. Mareshe war immer noch eifrig damit beschäftigt, das gefährvolle Leben eines Elantriers zu erklären. »Er wird nicht so bald fertig sein. Komm schon, es gibt da etwas, was ich tun möchte.«

»Hat es was mit Laufen zu tun?«, fragte Galladon mit gequälter Stimme.

»Nur, wenn sie uns erwischen.«

Raoden erkannte Aanden wieder. Es war nicht einfach, denn die Shaod brachte starke Veränderungen mit sich, aber Raoden hatte ein gutes Gedächtnis für Gesichter. Der sogenannte Baron von Elantris war ein kleiner Mann mit einem beachtlichen Bauch und einem langen, schlaff herabhängenden Schnurrbart, der offensichtlich nicht echt war. Aanden sah nicht adelig aus - wobei natürlich nur wenige Adelige, die Raoden kannte, besonders aristokratisch aussahen.

Im Übrigen war Aanden auch kein Baron. Der Mann, der auf einem goldenen Thron saß und über einen Hof aus kränklich wirkenden Elantriern herrschte, hatte früher Taan geheißen. Er war einer der besten Bildhauer in ganz Kae gewesen, bevor die Shaod ihn ereilt hatte, doch blauen Blutes war er nicht gewesen. Andererseits war natürlich Raodens eigener Vater bloß ein einfacher Händler gewesen, bevor der Zufall ihn zum König gemacht hatte. In Elantris hatte Taan anscheinend eine ähnliche Gelegenheit beim Schopfe gepackt.

Die Jahre in Elantris waren nicht spurlos an Taan vorübergegangen. Der Mann plärrte seinen heruntergekommenen Höflingen unzusammenhängendes Zeug zu.

»Er ist verrückt?«, fragte Raoden, der draußen vor dem Fenster kauerte, durch das sie Aandens Hof ausspionierten.

»Jeder von uns geht auf seine Weise mit dem Tod um, Sule«, flüsterte Galladon. »Man sagt, Aandens Wahnsinn sei eine bewusste Entscheidung gewesen. Es heißt, nachdem man ihn nach Elantris geworfen hatte, hat er sich umgesehen und gesagt: ›Solange ich bei Verstand bin, halte ich das hier ganz bestimmt nicht aus.‹ Danach hat er sich selbst zum Baron Aanden von Elantris erklärt und angefangen, Befehle zu erteilen.«

»Und die Leute folgen ihm?«

»Manche«, flüsterte Galladon mit einem Schulterzucken. »Er mag verrückt sein, aber die restliche Welt ist es ebenfalls; zumindest in den Augen eines Menschen, der hier hineingeworfen wurde. Kolo? Aanden ist eine Autoritätsfigur. Abgesehen davon ist er vielleicht draußen auch schon ein Baron gewesen.«

»War er nicht. Er ist Bildhauer gewesen.«

»Du hast ihn gekannt?«

»Ich bin ihm einmal begegnet.« Raoden nickte. Dann sah er Galladon forschend an. »Wo hast du die Gerüchte über ihn aufgeschnappt?«

»Können wir uns zuerst zurückziehen, Sule?«, bat Galladon. »Ich möchte lieber nicht direkter Beteiligter an einem von Aandens Scheinprozessen mit anschließender Hinrichtung sein.«

»Schein?«

»Alles ist Schein, abgesehen von dem Beil.«

»Oha. Gute Idee, ich habe sowieso alles gesehen, was ich sehen wollte.«

Die beiden Männer zogen von dannen, und sobald sie sich ein paar Straßen von der Universität entfernt hatten, beantwortete Galladon Raodens Frage: »Ich unterhalte mich mit den Leuten, Sule; daher bekomme ich meine Informationen. Zugegeben, die meisten Leute in der Stadt sind Hoed, doch es gibt immer noch genügend Menschen, die bei Bewusstsein sind und mit sich reden lassen. Aber natürlich hat mir mein loses Mundwerk auch den Ärger mit dir eingehandelt. Wenn ich den Mund gehalten hätte, würde ich vielleicht immer noch auf den Treppenstufen sitzen und mich amüsieren, anstatt einem der gefährlichsten Männer der ganzen Stadt hinterherzuspionieren.«

»Vielleicht«, sagte Raoden. »Aber du hättest nicht halb so viel Spaß. Du wärst an deine Langeweile gekettet.«

»Ich bin ja so froh, dass du mich befreit hast!«

»Gern geschehen.«

Während sie sich weiter entfernten, dachte Raoden darüber nach, was zu tun wäre, falls Aanden je nach ihm suchen sollte. Raoden hatte nicht lange gebraucht, um sich an die unebenen, schmutzbedeckten Straßen von Elantris zu gewöhnen.

Sein Zeh, der immer noch schmerzte, war ein wunderbarer Anreiz, umsichtig zu sein. Im Grunde fing Raoden allmählich an, die graubraunen Wände und den Dreck als normal zu empfinden, was ihm viel größeres Kopfzerbrechen bereitete, als es der Schmutz in der Stadt je getan hatte.

»Sule«, meinte Galladon schließlich. »Warum wolltest du Aanden überhaupt sehen? Du hast doch nicht wissen können, dass du ihn wiedererkennen würdest.«

Raoden schüttelte den Kopf. »Wenn Aanden auch draußen ein Baron

gewesen wäre, hätte ich ihn ganz bestimmt ebenfalls erkannt.«

»Sicher?«

Raoden nickte geistesabwesend.

Die nächsten Straßen hüllte sich Galladon wieder in Schweigen, dann sagte er, als habe ihn ein jäher Geistesblitz getroffen: »Also, Sule, ich bin nicht sonderlich gut, was diese Aonen betrifft, die ihr Arelenen so überaus schätzt, aber wenn ich mich nicht komplett täusche, ist das Aon für ›Lebensgeist‹ Rao.«

»Ja«, sagte Raoden zögerlich.

»Und hat der König von Arelon nicht einen Sohn namens Raoden?«

»Hatte er.«

»Und hier bist du, Sule, und behauptest, sämtliche Barone von Arelon zu kennen. Du bist ohne Zweifel ein sehr gebildeter Mann, und es fällt dir leicht, Befehle zu erteilen.«

»Das könnte man wohl sagen«, räumte Raoden ein.

»Und zu guter Letzt nennst du dich selbst auch noch ›Lebensgeist‹. Ziemlich verdächtig. Kolo?«

Raoden seufzte. »Ich hätte einen anderen Namen wählen sollen, was?«

»Im Namen der Doloken, Junge! Willst du mir etwa weismachen, dass du der Kronprinz von Arelon bist?«

»Ich *war* der Kronprinz von Arelon, Galladon«, verbesserte Raoden ihn.

»Den Titel habe ich verloren, als ich gestorben bin.«

»Kein Wunder, dass du so eine Nervensäge bist! Ich habe mein ganzes Leben lang versucht, fürstlichen Persönlichkeiten aus dem Weg zu gehen, und hier gerate ich ausgerechnet an dich. In der Doloken sollst du schmoren!«

»Ach, sei doch still«, sagte Raoden. »Ich bin keine echte fürstliche Persönlichkeit. Meine Familie stellt erst seit weniger als einer Generation das Königshaus.«

»Das reicht, Sule«, sagte Galladon mürrisch.

»Wenn es dir helfen sollte: Mein Vater war nicht der Ansicht, dass ich zum Herrscher gemacht sei. Er hat alles versucht, um mich vom Thron fernzuhalten.«

Galladon schnaubte verächtlich. »Bei dem Gedanken an den Mann, der in Iadons Augen zum Herrscher gemacht ist, wird mir angst und bange. Nichts für ungut, aber dein Vater ist ein Narr.«

»Ist schon recht«, erwiderte Raoden. »Ich vertraue übrigens darauf, dass meine Identität ein Geheimnis bleibt.«

Galladon seufzte. »Wenn du meinst.«

»Meine ich. Wenn ich in Elantris irgendetwas bewirken möchte, muss ich Anhänger gewinnen, weil sie das, was ich tue, gut finden - nicht weil sie mir aus irgendeiner patriotischen Verpflichtung heraus folgen.«

Galladon nickte. »Mir hättest du es aber wenigstens sagen können, Sule.«

»Du hast gemeint, wir sollten nicht über unsere Vergangenheit sprechen.«

»Stimmt.«

Raoden hielt inne. »Natürlich weißt du, was das bedeutet.«

Galladon betrachtete ihn argwöhnisch. »Was denn?«

»Nun, da du weißt, wer ich gewesen bin, musst du mir erzählen, wer du gewesen bist. Das ist nur gerecht.«

Iis dauerte eine Weile, bis Galladon etwas erwiderte. Sie hatten beinahe die Kirche erreicht, als er endlich zu sprechen begann. Raoden verlangsamte seine Schritte, weil er nicht wollte, dass die Erzählung seines Freundes dadurch unterbrochen würde, dass sie ihr Ziel erreichten. Allerdings hätte er sich keine Sorgen zu machen brauchen, denn Galladons Erklärung war kurz und bündig. »Ich bin Bauer gewesen«, sagte er knapp.

»Bauer?« Raoden hatte mehr erwartet.

»Und Obstzüchter. Ich habe meine Felder verkauft und mir eine Apfelplantage zugelegt, weil ich dachte, das sei leichter. Schließlich muss man Bäume nicht jedes Jahr neu aussäen.«

»War es das?«, fragte Raoden. »Leichter, meine ich?«

Galladon zuckte mit den Achseln. »Ich fand schon, auch wenn ich ein paar Weizenbauern gekannt habe, die bis Sonnenuntergang deswegen mit mir herumgestritten haben. Kolo?« Der hoch gewachsene Mann warf Raoden einen wissenden Blick zu. »Du glaubst nicht, dass ich die Wahrheit über meine Vergangenheit erzähle, oder?«

Raoden lächelte und breitete die Hände vor sich aus. »Es tut mir leid, Galladon, aber du wirkst einfach nicht wie ein Bauer. Du hast die Statur, aber du wirkst zu ...«

»Intelligent?«, fragte Galladon. »Sule, ich habe ein paar Bauern

kennengelernt, deren Verstand so scharf war, dass man mit ihren Köpfen die Felder hätte mähen können.«

»Das bezweifle ich nicht«, sagte Raoden. »Aber intelligent oder nicht, diese Leute sind in der Regel nicht sonderlich gebildet. Du bist ein gelehrter Mann, Galladon.«

»Bücher sind etwas Wunderbares, Sule. Ein kluger Bauer hat Zeit zu lesen, jedenfalls wenn er in einem Land wie Duladel lebt, wo die Menschen frei sind.«

Raoden hob eine Braue. »Dann bleibst du also bei deiner Bauerngeschichte?«

»Es ist die Wahrheit, Sule«, sagte Galladon. »Bevor ich Elantrier wurde, war ich Bauer.«

Raoden zuckte mit den Schultern. Vielleicht. Galladon war in der Lage gewesen, den Regen vorherzusagen, zusammen mit einer Reihe anderer überaus praktischer Dinge. Dennoch hatte es den Anschein, als sei das nicht alles, als gäbe es da noch etwas, das preiszugeben er noch nicht bereit war.

»Na gut«, meinte Raoden. »Ich glaube dir.«

Galladon nickte kurz. Seine Miene verriet, dass er sehr froh war, die Angelegenheit damit geregelt zu haben. Was auch immer er verbarg, würde an diesem Tag nicht offenbart werden. Stattdessen nützte Raoden die Gelegenheit, um eine Frage zu stellen, die ihn schon seit seiner Ankunft in Elantris beschäftigte.

»Galladon«, erkundigte er sich, »wo sind die Kinder?«

»Kinder, Sule?«

»Ja, wenn die Shaod wirklich willkürlich zuschlägt, sollte es auch Kinder und nicht nur Erwachsene treffen.«

Galladon nickte. »Dem ist auch so. Ich habe schon gesehen, wie Kleinkinder, die kaum gehen konnten, durch das Tor geworfen wurden.«

»Wo stecken sie also? Ich habe bisher nur Erwachsene gesehen.«

»Elantris ist ein rauer Ort, Sule«, sagte Galladon leise, als sie durch die Eingangstür zu Raodens heruntergekommener Kirche schritten. »Kinder machen es hier nicht allzu lange.«

»Ja, aber ...« Raoden brach ab, als er aus dem Augenwinkel etwas flackern sah. Überrascht drehte er sich um.

»Ein Seon«, sagte Galladon, der die leuchtende Kugel nun auch bemerkt

hatte.

»Ja«, sagte Raoden und beobachtete, wie das Seon langsam durch die offene Decke hereingeschwebt kam und träge einen Kreis um die beiden Männer zog. »Es ist wirklich traurig, wie sie einfach nur so in der Stadt herumtreiben. Ich ...« Seine Stimme verlor sich, während er mit leicht zusammengekniffenen Augen auszumachen versuchte, welches Aon in der Mitte des seltsamen, stillen Seons leuchtete.

»Sule?«, fragte Galladon.

»Idos Domi«, flüsterte Raoden. »Es ist Ien.«

»Das Seon? Du kennst es?«

Raoden nickte und hielt die Hand mit der Innenfläche nach oben ausgestreckt. Das Seon kam herbeigeschwebt und ließ sich einen Augenblick auf der dargebotenen Handfläche nieder. Dann flog es wieder davon, huschte wie ein unbekümmerter Schmetterling durch den Raum.

»Ien war mein Seon«, sagte Raoden. »Bevor man mich hierhergebracht hat.« Er konnte jetzt das Aon in Iens Mitte erkennen. Das Zeichen sah irgendwie ... schwach aus. Es leuchtete ungleichmäßig, Teile des Zeichens waren trübe wie ...

*Wie die Flecken auf der Haut der Elantrier*, kam es Raoden in den Sinn, während er dem davonschwebenden Ien nachblickte. Das Seon hielt auf die Kirchenwand zu, immer weiter, bis es dagegen prallte. Die kleine Lichtkugel pendelte ein wenig in der Luft und betrachtete die Wand, dann wirbelte sie herum und flog in eine andere Richtung. Die Bewegungen des Seons hatten etwas Ungelenkes an sich - als sei Ien kaum in der Lage, sich in der Luft zu halten. Gelegentlich machte er einen ruckartigen Satz, und andauernd bewegte er sich in langsamen, schwindelerregenden Schleifen.

Raoden drehte sich beim Anblick dessen, was von seinem Freund übrig geblieben war, der Magen um. Während seines bisherigen Aufenthalts in Elantris hatte er es vermieden, allzu viel über Ien nachzudenken. Er wusste, was mit Seonen geschah, deren Herren von der Shaod heimgesucht wurden. Deshalb war er davon ausgegangen - vielleicht hatte er es auch gehofft -, dass Ien von der Shaod vernichtet worden war, was ab und an geschah.

Raoden schüttelte den Kopf. »Ien war immer so klug. Mir ist noch nie

ein Lebewesen begegnet, egal ob Seon oder Mensch, das gescheiter als er gewesen wäre.«

»Es ... tut mir leid, Sule«, sagte Galladon düster.

Raoden streckte erneut die Hand aus, und das Seon näherte sich pflichtbewusst, wie es dies einst für den kleinen Jungen Raoden getan hatte - einen Jungen, der noch nicht gelernt hatte, dass Seonen als Freunde viel wertvoller waren denn als Diener.

*Erkennt er mich wieder?*, fragte Raoden sich, während das Seon in der Luft vor ihm leicht ins Schlingern geriet. *Oder bloß die vertraute Geste?* Wahrscheinlich würde Raoden es nie herausfinden. Nachdem das Seon eine Sekunde über seiner Handfläche geschwebt hatte, verlor es das Interesse und glitt erneut davon.

»Ach, mein lieber Freund«, flüsterte Raoden. »Und ich habe gedacht, die Shaod habe *mir* übel mitgespielt.«



## Kapitel 11

Nur fünf Männer kamen Kiins Einladung nach. Lukel quittierte das magere Ergebnis mit finsterner Miene. »Vor Raodens Tod erschienen gut und gern dreißig Männer zu den Treffen«, erklärte der gut aussehende Kaufmann. »Ich habe ja nicht damit gerechnet, dass sie uns alle die Tür einrennen, aber *fünf*? Das ist kaum der Mühe wert.«

»Es reicht, Sohn«, meinte Kiin nachdenklich und spähte durch die Küchentür. »Es mögen nur wenige sein, aber wir haben die Besten abbekommen. Das sind fünf der mächtigsten Männer im ganzen Land, mal ganz abgesehen davon, dass es fünf der intelligentesten sind. Raoden hatte ein Talent dazu, kluge Männer für seine Sache zu gewinnen.«

»Kiin, alter Brummbär!«, rief einer der Männer aus dem Esszimmer. Es war ein stattlicher Herr mit silbergrauen Strähnen im Haar, der eine schneidige Soldatenuniform trug. »Wirst du uns nun etwas zu essen vorsetzen oder nicht? Domi weiß, dass ich nur gekommen bin, weil man mir gesagt hat, dass du Ketathumbraten zubereiten würdest.«

»Das Schwein dreht sich längst am Spieß, Eondel!«, rief Kiin zurück.

»Und ich habe nicht vergessen, dir eine doppelte Portion zu reservieren. Halte deinen Magen noch ein wenig im Zaum.«

Der Mann lachte herzlich und tätschelte sich den Bauch - der, soviel Sarene sehen konnte, so flach und hart war wie der eines viel jüngeren Mannes. »Wer ist das?«, erkundigte sie sich.

»Der Graf der Eonplantage«, sagte Kiin. »Lukel, geh und sieh nach dem Schweinefleisch, während deine Cousine und ich über unsere Gäste klatschen.«

»Ja, Vater.« Lukel griff nach dem Schürhaken und ging zu der riesigen Feuerstelle am hinteren Ende der Küche.

»Eondel ist der einzige Mann abgesehen von Raoden, bei dem ich je erlebt habe, wie er sich dem König widersetzt hat und damit durchgekommen ist«, erläuterte Kiin. »Er ist ein militärisches Genie, und ihm gehört eine kleine Privatarmee. Sie besteht aus nur zweihundert Mann, aber sie sind extrem gut ausgebildet.«

Als Nächstes deutete Kiin durch die Tür, die einen Spalt offen stand, auf einen Mann mit dunkelbrauner Haut und zarten Gesichtszügen. »Der

Mann neben Eondel ist Baron Shuden.«

»Jindoesisch?«, fragte Sarene.

Ihr Onkel nickte. »Seine Familie hat sich vor etwa hundert Jahren in Arelon niedergelassen, und sie haben ein Vermögen angehäuft, weil sie für die jindoesischen Handelsrouten im ganzen Land verantwortlich sind. Als Iadon an die Macht kam, hat er ihnen eine Baronie angeboten, damit ihre Karawanen nicht ausblieben. Shudens Vater ist vor etwa fünf Jahren verstorben, und der Sohn ist viel traditionsbewusster, als der Vater es jemals gewesen ist. Er ist der Ansicht, dass Iadons Herrschaft dem Herzstück des Shu-Keseg widerspricht, weshalb er gewillt ist, sich mit uns zu treffen.«

Nachdenklich tippte sich Sarene mit dem Finger an die Wange und betrachtete Shuden. »Wenn sein Herz so jindoesisch wie seine Haut ist, Onkel, könnte er in der Tat ein mächtiger Verbündeter sein.«

»Genau das hat auch dein Ehemann gedacht«, sagte Kiin.

Sarene schürzte die Lippen. »Warum sprichst du immer von Raoden als von ›meinem Ehemann‹? Ich weiß, dass ich verheiratet bin. Du brauchst es nicht dauernd zu betonen.«

»Du weißt es«, sagte Kiin mit seiner tiefen Raspelstimme, »aber du glaubst es noch nicht.«

Entweder sah Kiin die Frage nicht, die sich in ihren Gesichtszügen widerspiegelte, oder er ignorierte sie einfach, denn er fuhr mit seinen Erklärungen fort, ohne sein soeben leichthin geäußertes Urteil näher zu erläutern.

»Neben Shuden sitzt Roial, Herzog der Ialplantage«, sagte Kiin mit einem Nicken in Richtung des ältesten Mannes in dem Zimmer. »Zu seinen Besitzungen gehört lald, eine Stadt, die in ihrem Reichtum einzig und allein Kae nachsteht. Er ist der mächtigste Mann in dem Raum und wahrscheinlich der klügste noch dazu. Allerdings hat er nur sehr ungern etwas gegen den König unternommen. Roial und Iadon sind schon seit der Zeit vor der Reod miteinander befreundet.«

Sarene hob eine Augenbraue. »Warum kommt er dann überhaupt?«

»Roial ist ein guter Mann«, erklärte Kiin. »Freundschaft hin oder her, er weiß, dass Iadons Herrschaft katastrophal für das Land ist. Deshalb, und ich habe den Verdacht, dass er außerdem aus Langeweile kommt.«

»Er nimmt an verräterischen Sitzungen teil, bloß weil ihm langweilig

ist?«, fragte Sarene ungläubig.

Ihr Onkel zuckte mit den Achseln. »Wenn man schon so lange wie Roial mit dabei ist, wird es immer schwieriger, Dinge zu finden, die einen interessieren. Die Politik ist ihm so in Fleisch und Blut übergegangen, dass er wahrscheinlich nachts keinen Schlaf findet, wenn er nicht bei mindestens fünf wilden Komplotten die Finger mit im Spiel hat. Vor der Reod war er der Gouverneur von Iald, und er ist der einzige einst von Elantris ernannte Politiker, der auch nach den Aufständen an der Macht geblieben ist. Er ist unglaublich reich - Iadon schlägt ihn überhaupt nur, indem er die staatlichen Steuereinnahmen zu seinen persönlichen Gewinnen dazuzählt.«

Sarene musterte den Herzog, während die Männer über eine von Roials Bemerkungen lachten. Er wirkte anders als all die anderen älteren Staatsmänner, die ihr bisher begegnet waren: Roial war laut und ausgelassen, nicht reserviert, und wirkte eher wie ein Schelm als ein distinguiertes Politiker. Trotz seines kleinen Wuchses beherrschte der Herzog die Gesprächsrunde. Seine dünnen puderweißen Locken wippten, wenn er lachte. Nur einen einzigen Mann schien die Gegenwart des Herzogs nicht zu berühren.

»Wer sitzt da neben Herzog Roial?«

»Der korpulente Mann?«

»Korpulent?« Sarene zog eine Braue empor. Der Mann war so übergewichtig, dass sein Bauch seitlich über die Armlehnen des Stuhls quoll.

»So beschreiben wir dicken Männer einander«, sagte Kiin lächelnd.

»Aber Onkel«, sagte Sarene mit einem süßlichen Grinsen. »Du bist nicht dick. Du bist... kräftig gebaut.«

Kiin stieß ein raues Lachen aus. »Also gut. Der ›kräftig gebaute‹ Herr neben Roial ist Graf Ahan. Man sieht es ihnen vielleicht nicht an, aber er und der Herzog sind sehr gute Freunde. Entweder das, oder sie sind sehr alte Feinde. Ich kann es mir einfach nicht merken.«

»Da gibt es einen klitzekleinen Unterschied, Onkel«, stellte Sarene fest.

»Nicht wirklich. Die beiden zanken und streiten nun schon so lange miteinander, dass keiner ohne den anderen auskommen würde. Du hättest ihre Gesichter sehen sollen, als ihnen aufging, dass sie in dieser Angelegenheit beide auf derselben Seite stehen! Raoden hat nach dem

ersten Treffen noch tagelang gelacht. Anscheinend hatte er sie einzeln aufgesucht und ihre Unterstützung erhalten, und beide sind beim ersten Treffen in dem Glauben erschienen, sie würden dem jeweils anderen eins auswischen.«

»Warum kommen sie dann immer noch?«

»Tja, sie scheinen beide unseren Standpunkt zu teilen - ganz zu schweigen von der Tatsache, dass sie die Gegenwart des jeweils anderen in Wirklichkeit genießen. Das - oder sie möchten einander im Auge behalten.« Kiin zuckte mit den Schultern. »So oder so sind sie uns eine Hilfe, also beklagen wir uns nicht.«

»Und der andere Mann?«, fragte Sarene mit einem Blick auf den letzten Tafelgast. Er war dünn, hatte sehr lichtes Haar und einen bemerkenswert unruhigen Blick. Die Übrigen ließen sich ihre Nervosität nicht anmerken; sie lachten und unterhielten sich, als gehe es bei ihrem Treffen um Ornithologie und nicht um Hochverrat. Doch dieser letzte Mann wand sich unbehaglich auf seinem Stuhl, und seine Augen schossen hin und her - als versuche er, den besten Fluchtweg auszukundschaften.

»Edan«, sagte Kiin mit heruntergezogenen Mundwinkeln. »Der Baron der Tiiplantage im Süden. Ich habe ihn noch nie gemocht, aber er ist wahrscheinlich einer unserer größten Anhänger.«

»Warum ist er so nervös?«

»Iadons Regierungssystem ist ganz auf Gier abgestimmt: Je besser es um die Finanzen eines Adligen steht, umso wahrscheinlicher ist es, dass er einen besseren Titel verliehen bekommt. Also streiten sich die niederen Adligen wie Kinder und sind ständig auf der Suche nach neuen Methoden, um ihre Untertanen zu schröpfen und ihren Besitz zu vergrößern. Abgesehen davon führt das System auch dazu, dass die Leute bereit sind, finanzielle Risiken einzugehen. Edans Vermögen ist nie sonderlich beeindruckend gewesen - seine Ländereien grenzen an die Große Schlucht, und das Land dort ist einfach nicht sehr fruchtbar. Um seinen Status ein wenig zu verbessern, hat Edan ein paar riskante Investitionen getätigt... aber das Geld verloren. Nun ist er nicht mehr reich genug, um dem Adel anzugehören.«

»Er könnte seinen Titel einbüßen?«

»Von wegen ›könnte! Er wird ihn verlieren, sobald die nächste

Steuerperiode anbricht und Iadon klar wird, wie sehr der Baron tatsächlich verarmt ist. Edan bleiben etwa drei Monate, um entweder eine Goldgrube in seinem Hinterhof zu finden oder Iadons System der Vergabe von Adelstiteln über den Haufen zu werfen.« Kiin kratzte sich im Gesicht, als suche er nach Barthaaren, an denen er nachdenklich zupfen könnte. Sarene lächelte. Es mochte zehn Jahre her sein, dass in dem Gesicht des stämmigen Mannes ein Bart gesprossen war, doch alte Gewohnheiten ließen sich nicht einfach so abrasieren.

»Edan ist verzweifelt«, fuhr Kiin fort, »und verzweifelte Menschen tun Dinge, die ansonsten gar nicht zu ihnen passen würden. Ich traue ihm nicht über den Weg, aber von all den Männern in dem Zimmer ist er wahrscheinlich derjenige, der am meisten darauf erpicht ist, dass wir erfolgreich sind.«

»Und das bedeutet?«, fragte Sarene. »Was genau wollen diese Männer erreichen?«

Kiin zuckte mit den Schultern. »Sie würden so gut wie alles tun, um das dumme System abzuschaffen, das ihnen abverlangt, ständig ihren Reichtum unter Beweis zu stellen. Adelige sind nun mal Adelige, Ene; sie haben Angst, ihren gesellschaftlichen Status einzubüßen.«

Weiter kam er nicht, da eine Stimme aus dem Esszimmer herüberrief.

»Kiin!«, stellte Herzog Roial spitz fest. »In der Zeit, die du zum Kochen brauchst, hätten wir unsere eigenen Schweine aufziehen und schlachten lassen können.«

»Gutes Essen braucht seine Zeit, Roial«, schnaubte Kiin eingeschnappt und steckte den Kopf durch die Küchentür. »Wenn du meinst, du könntest es besser, kannst du gern herkommen und dir dein Mahl selbst zubereiten.«

Der Herzog versicherte ihm, dass das nicht nötig sei. Glücklicherweise musste er sich nicht viel länger gedulden. Kiin verkündete bald darauf, das Schwein sei perfekt durch, und befahl Lukel, es in Scheiben zu schneiden. Der Rest der Mahlzeit folgte rasch - ein derart großes Festessen, dass selbst Kaise zufrieden gewesen wäre, wenn ihr Vater sie und die anderen Kindern nicht an diesem Abend zu ihrer Tante geschickt hätte.

»Du bist immer noch entschlossen, dich zu uns zu gesellen?«, fragte Kiin, als er in die Küche zurückkehrte, um die letzte Speise zu holen.

»Ja«, sagte Sarene mit Nachdruck.

»Das hier ist nicht Teod, Sarene«, meinte Kiin. »Die Männer hier sind viel ... traditioneller eingestellt. Sie sind nicht der Meinung, dass es sich für eine Frau geziemt, in der Politik mitzumischen.«

»Und das von einem Mann, der das Abendessen gekocht hat?«, fragte Sarene.

Kiin lächelte. »Gutes Argument«, räumte er mit seiner rauen Stimme ein. Eines Tages würde sie herausfinden müssen, was mit seiner Kehle passiert war.

»Ich kann ganz gut auf mich allein aufpassen, Onkel«, sagte Sarene.

»Roial ist nicht der Einzige, der eine Herausforderung zu schätzen weiß.«

»Also schön.« Kiin griff nach einem großen Servierteller mit einem dampfenden Bohnengericht. »Gehen wir.« Er ging als Erster durch die Küchentür und wies auf Sarene, nachdem er den Teller abgestellt hatte.

»Alle miteinander, ich bin mir sicher, Ihr habt bereits meine Nichte Sarene, die Prinzessin unseres Reiches, getroffen.«

Sarene machte einen Knicks vor Herzog Roial und nickte dann den anderen zu, bevor sie sich an die Tafel setzte.

»Ich hatte mich schon gefragt, für wen der freie Platz bestimmt war«, murmelte der alte Roial. »Nichte, Kiin? Ihr habt Verbindungen zum teoischen Thron?«

»Ach, kommt schon!« Der übergewichtige Ahan lachte schallend.

»Erzählt mir bloß nicht, Ihr habt nicht gewusst, dass Kiin der Bruder des alten Eventeo ist? Meine Spione haben mir das vor Jahren berichtet.«

»Ich war nur höflich, Ahan«, meinte Roial. »Es gehört sich nicht, einem Mann den Überraschungseffekt zu vermässeln, bloß weil die eigenen Spione gute Arbeit geleistet haben.«

»Nun, genauso wenig gehört es sich, eine Fremde zu einem Treffen dieser Art mitzubringen«, stellte Ahan fest. Seine Stimme klang immer noch fröhlich, doch sein Blick war sehr ernst.

Alle Gesichter wandten sich Kiin zu, doch es war Sarene, die antwortete.

»Man könnte meinen, dass Ihr nach solch einem drastischen Rückgang Eurer Mitgliederzahl zusätzliche Unterstützung zu schätzen wüsstet, Mylord - egal wie fremd, oder wie weiblich, diese Unterstützung sein mag.«

Bei ihren Worten legte sich Schweigen über die Tafel, und zehn Augen musterten sie durch den Dampf, der von Kiins zahlreichen Meisterwerken emporstieg. Unter dem ablehnenden Blick der anderen wuchs Sarenes innere Anspannung. Diese Männer wussten, wie schnell ein einziger Fehler das Ende ihrer Häuser bedeuten konnte. Man beschäftigte sich in einem Land, in dem die Erinnerung an soziale Umwälzungen allen noch frisch im Gedächtnis war, nicht leichtfertig mit Dingen, die nach Hochverrat schmeckten.

Schließlich lachte Herzog Roial, dessen schmale Gestalt keinen großen Resonanzkörper bot. »Ich habe es doch gewusst!«, verkündete er.

»Meine Liebe, kein Mensch kann so dumm sein, wie Ihr Euch gestellt habt - nicht einmal die Königin selbst ist derart hohlköpfig.«

Sarene überspielte ihre Nervosität mit einem Lächeln. »Ich denke, Ihr täuscht Euch, was Königin Eshen betrifft, Euer Gnaden. Sie ist einfach ... energiegeladen.«

Ahan schnaubte verächtlich. »Wenn Ihr es so nennen wollt.« Da niemand sonst bereit schien anzufangen, zuckte er mit den Schultern und lud sich den Teller voll. Roial hingegen folgte nicht dem Beispiel seines Rivalen. Die Heiterkeit hatte seine Besorgnis nicht verdrängt. Er faltete die Hände und betrachtete Sarene mit erfahrener Blick.

»Ihr mögt eine gute Schauspielerin sein, meine Liebe«, sagte Roial, während Ahan nach einem Brotkorb griff, der vor dem Herzog stand, »aber ich sehe keinerlei Grund, weshalb Ihr an diesem Abendessen teilnehmen solltet. Ohne Euer eigenes Verschulden seid Ihr jung und unerfahren. Es wird sehr gefährlich sein, die Dinge mit anzuhören, die heute Abend besprochen werden; noch gefährlicher wird es sein, sich daran zu erinnern. Ein überflüssiges Ohrenpaar - egal wie hübsch der Kopf sein mag, an dem es sich befindet - ist uns keine Hilfe.«

Sarene verengte die Augen und versuchte zu entscheiden, ob der Herzog sie provozieren wollte oder nicht. Sie hatte noch nicht viele Männer getroffen, die so schwer zu durchschauen waren wie Roial. »Ihr werdet feststellen, dass ich alles andere als unerfahren bin, Mylord. In Teod schirmen wir die Frauen nicht hinter einem Vorhang aus Webarbeiten und Stickereien ab. Ich habe jahrelang als Diplomatin gearbeitet.«

»Richtig«, meinte Roial, »aber Ihr seid wohl kaum mit der heiklen politischen Lage hier in Arelon vertraut.«

Sarene zog eine Augenbraue empor. »Ich habe schon des Öfteren festgestellt, Mylord, dass eine frische, vorurteilslose Meinung bei jeder Diskussion eine unschätzbare Hilfe sein kann.«

»Seid nicht närrisch, Mädchen«, gab der immer noch nervöse Edan von sich, während er sich von den Speisen nahm. »Ich werde doch nicht meine Sicherheit aufs Spiel setzen, damit Ihr aus Eurem Rollenmuster ausbrechen könnt!«

Sarene lagen ein Dutzend bissiger Retourkutschen auf der Zunge. Doch noch während sie überlegte, welche die schlagfertigste war, mischte sich eine neue Stimme in die Diskussion.

»Ich flehe Euch an, Mylords«, sagte der junge Jindo Shuden. Seine Worte waren sehr leise gesprochen, waren jedoch trotzdem deutlich zu vernehmen. »Beantwortet mir eine Frage. Ist ›Mädchen‹ die angemessene Anrede für eine Frau, die eventuell unsere Königin geworden wäre, wenn sich die Dinge ein wenig anders entwickelt hätten?«

Aller Gabeln hielten mitten auf dem Weg zum Mund inne, und erneut richtete sich die Aufmerksamkeit sämtlicher Anwesenden auf Sarene. Diesmal waren die Blick jedoch ein wenig anerkennender. Kiin nickte, und Lukel schenkte ihr ein aufmunterndes Lächeln.

»Ich warne Euch, Mylords«, fuhr Shuden fort, »schließt sie aus oder nehmt sie auf, aber begegnet ihr nicht respektlos. Ihr arelischer Titel ist weder stärker noch schwächer als unsere eigenen. Wenn wir einen Titel nicht ernst nehmen, müssen wir das mit allen tun.«

Sarene errötete innerlich und tadelte sich selbst. Sie hatte ihren wertvollsten Pluspunkt übersehen - ihre Heirat mit Raoden. Sie war ihr ganzes Leben über eine teoische Prinzessin gewesen, und diese Stellung hatte den Grundstein dessen dargestellt, wer sie war. Leider war das Bild, das sie von sich selbst hatte, längst überholt. Sie war nicht mehr nur Sarene, die Tochter des Königs von Teod; obendrein war sie Sarene, die Gattin des Kronprinzen von Arelon.

»Ich begrüße Eure Vorsicht, Mylords«, sagte sie. »Ihr habt allen Grund, vorsichtig zu sein, denn Ihr habt Euren Schirmherrn verloren, den einzigen Mann, der Euch einen gewissen Schutz hätte gewährleisten können. Vergesst jedoch nicht, dass ich seine Ehefrau bin. Ich bin kein Ersatz für den Prinzen, aber ich bin dennoch eine Verbindung zum



Thron. Nicht nur zu diesem Thron, sondern auch zu einem anderen.«  
»Das ist schön und gut, Sarene«, sagte Roial, »aber Verbindungen und Versprechen werden uns nicht viel nützen im Angesicht des Zorns des Königs.«

»Nicht viel nützen ist nicht das Gleiche wie nichts nützen, Mylord«, erwiderte Sarene. Dann fügte sie in sanfterem, weniger streitlustigem Tonfall hinzu: »Werter Herzog, ich werde den Mann, den ich jetzt meinen Ehemann nenne, niemals kennenlernen. Ihr alle habt Raoden respektiert und, wenn ich meinem Onkel Glauben schenken darf, geliebt -, doch ich, die ihn am meisten hätte lieben sollen, werde ihm niemals auch nur begegnen. Diese Arbeit, an der Ihr alle Anteil habt, ist seine Leidenschaft gewesen. Ich möchte ein Teil davon sein. Wenn ich Raoden schon nicht kennenlernen kann, lasst mich wenigstens an seinen Träumen teilhaben.«

Roial musterte sie eine Sekunde lang, und sie wusste, dass er abschätzte, wie aufrichtig sie es meinte. Der Herzog war kein Mann, der sich von falscher Sentimentalität hinters Licht führen ließ. Letzten Endes nickte er und machte sich daran, sich ein Stück Schweinebraten abzuschneiden.

»Ich habe nichts dagegen, wenn sie bleibt.«

»Ich auch nicht«, sagte Shuden.

Sarene sah zu den anderen. Lukel quittierte ihre kleine Rede mit einem offenen Lächeln, und der vornehme Militär Eondel war den Tränen nahe.  
»Meine Zustimmung hat die Lady.«

»Tja, wenn Roial sie hier haben will, muss ich schon aus Prinzip dagegen sein«, sagte Ahan mit einem Lachen. »Aber glücklicherweise sieht es aus, als sei ich überstimmt.« Er zwinkerte ihr mit einem breiten Grinsen zu. »Ich bin es sowieso leid, immer nur die gleichen verkrusteten alten Visagen zu sehen.«

»Dann bleibt sie also?«, fragte Edan verblüfft.

»Sie bleibt«, sagte Kiin. Ihr Onkel hatte sein Essen noch immer nicht angerührt. Er war nicht der Einzige: Weder Shuden noch Eondel hatten bisher mit dem Essen angefangen. Sobald die Diskussion vorüber war, neigte Shuden den Kopf zum kurzen Gebet und wandte sich dann seinem Mahl zu. Eondel wartete jedoch, bis Kiin seinen ersten Bissen gegessen hatte - ein Umstand, den Sarene mit Interesse registrierte. Roial war zwar von höherem Rang, aber das Treffen fand bei Kiin zu Hause statt. Laut

Tradition hätte es Kiins Anrecht sein sollen, als Erster zu essen. Doch nur Eondel hatte abgewartet. Die anderen waren wahrscheinlich so sehr daran gewöhnt, bei Tisch jeweils der Wichtigste zu sein, dass sie sich keine Gedanken darüber machten, wann sie mit der Mahlzeit beginnen sollten.

Nach der hitzigen Debatte um Sarenes Stand wandten sich die Lords rasch einem weniger umstrittenen Thema zu.

»Kiin, das hier ist bei weitem das beste Essen, das ich seit Jahrzehnten zu mir genommen habe«, verkündete Roial.

»Ihr beschämt mich, Roial«, antwortete Kiin. Offenbar vermied er es, die anderen mit ihren Titeln anzureden, was seltsamerweise niemandem etwas auszumachen schien.

»Ich stimme Lord Roial zu, Kiin«, sagte Eondel. »Kein Koch in diesem Land kann Euch übertreffen.«

»Arelon ist ein großes Land, Eondel«, sagte Kiin. »Lobt mich nicht zu sehr für den Fall, dass Ihr doch noch einen Besseren findet und mich eines Tages enttäuschen müsst.«

»Unsinn«, sagte Eondel.

»Ich kann nicht glauben, dass Ihr das alles selbst zubereitet«, sagte Ahan und schüttelte seinen gewaltigen runden Schädel. »Ich bin felsenfest überzeugt, dass sich ein ganzes Heer jaadorianischer Köche in einem Eurer Küchenschränke versteckt hält.«

Roial stieß ein Schnauben aus. »Bloß weil es ein ganzes Heer von Männern braucht, um Euch zu ernähren, Ahan, heißt das nicht, dass ein einziger Koch für uns andere nicht völlig ausreicht.« Dann fügte er, an Kiin gewandt, hinzu: »Trotzdem ist es sehr merkwürdig, Kiin, dass Ihr darauf besteht, all das hier selbst zu tun. Könntet Ihr nicht zumindest eine Hilfe anstellen?«

»Es bereitet mir Vergnügen, Roial. Warum sollte ich mir von jemandem die Freude nehmen lassen?«

»Außerdem, Mylord«, setzte Lukel hinzu, »bekommt der König regelmäßig Herzflattern, wenn er hört, dass ein so wohlhabender Mann wie mein Vater sich einer profanen Tätigkeit wie dem Kochen hingibt.«

»Sehr listig«, pflichtete Ahan ihm zu. »Politischer Widerstand durch Bescheidenheit.«

Kiin hielt unschuldig die Hände empor. »Mylords, ich weiß nur, dass ein

Mann sich problemlos ohne Hilfe um sich und seine Familie kümmern kann, ganz egal wie reich er angeblich sein mag.«

»Angeblich, mein Freund?« Eondel lachte. »Das bisschen, das Ihr uns sehen lasst, ist schon genug, um Euch mindestens eine Baronie einzubringen. Wer weiß, wenn Ihr allen erzählet, wie viel Ihr tatsächlich wert seid, müssten wir uns vielleicht gar keine Sorgen um Iadon machen - denn dann wärt Ihr König.«

»Eure Annahmen sind leicht übertrieben, Eondel«, sagte Kiin. »Ich bin nichts weiter als ein einfacher Mann, der gern kocht.«

Roial lächelte. »Ein einfacher Mann, der gern kocht ... und dessen Bruder der König von Teod ist, dessen Nichte mittlerweile die Tochter zweier Könige und dessen Gattin eine hochrangige Adelige an unserem eigenen Hof ist.«

»Ich kann nichts dafür, dass ich mit wichtigen Leuten verwandt bin«, sagte Kiin. »Der gütige Domi erlegt einem jeden von uns andere Prüfungen auf.«

»Apropos Prüfungen«, meinte Eondel und sah zu Sarene. »Habt Ihr schon entschieden, was Ihr anlässlich Eurer Prüfung tun wollt, Mylady?« Verwirrt legte Sarene die Stirn in Falten. »Prüfung, Mylord?«

»Ja, ähm, Eure ...« Der würdevolle Mann blickte ein wenig beschämt zur Seite.

»Er meint Eure Witwenprüfung«, erklärte Roial.

Kiin schüttelte den Kopf. »Sagt bloß nicht, Ihr erwartet das von ihr, Roial! Sie hat Raoden noch nicht einmal getroffen. Es ist lächerlich, von ihr zu erwarten, dass sie trauert oder sich gar der Prüfung unterzieht.«

Sarene fühlte Ärger in sich aufsteigen. Auch wenn sie sonst immer behauptete, Überraschungen zu lieben, gefiel ihr der Verlauf, den die Unterhaltung nahm, nicht im Geringsten. »Würde mir bitte jemand erklären, was genau diese Prüfung ist?«, bat sie mit fester Stimme.

»Wenn eine arelische Frau Witwe wird, Mylady«, erläuterte Shuden, »erwartet man von ihr, dass sie sich der sogenannten Prüfung unterzieht.«

»Was soll ich also tun?«, fragte Sarene mit einem Stirnrunzeln.

Unerfüllte Pflichten, die wie ein Damoklesschwert über ihr hingen, mochte sie ganz und gar nicht.

»Ach, etwas Essen oder Decken an die Armen verteilen«, sagte Ahan mit

einer wegwerfenden Handbewegung. »Niemand erwartet, dass Ihr echtes Interesse an den Tag legt. Es handelt sich lediglich um eine der Traditionen, die Iadon aus der alten Zeit übernommen hat - die Elantrier haben etwas Ähnliches veranstaltet, wann immer einer aus ihren Reihen verstarb. Ich persönlich habe dem Brauch noch nie etwas abgewinnen können. Meiner Meinung nach sollten wir das Volk nicht dazu ermuntern, sich auf unser Ableben zu freuen. Es verspricht nichts Gutes für die Beliebtheit eines Adligen, wenn sie ihren Höhepunkt kurz nach seinem Tod erreicht.«

»Ich halte es für eine ausgezeichnete Tradition, Lord Ahan«, sagte Eondel.

Ahan lachte in sich hinein. »Natürlich, Eondel. Ihr seid so konservativ, dass selbst Eure Strümpfe traditionsbewusster sind als der Rest von uns.«

»Ich kann einfach nicht glauben, dass mir bisher niemand davon erzählt hat«, sagte Sarene, immer noch verstimmt.

»Tja«, meinte Ahan, »vielleicht hätte es jemand erwähnt, wenn Ihr Euch nicht die ganze Zeit über im Palast oder bei Kiin zu Hause verkriechen würdet.«

»Was soll ich denn sonst tun?«

»Arelon hat einen prächtigen Hof, Prinzessin«, sagte Eondel. »Meines Wissens hat es seit Eurer Ankunft zwei Bälle gegeben, und ein weiterer findet gerade statt.«

»Und warum bin ich von niemandem eingeladen worden?«, wollte sie wissen.

»Weil Ihr Trauer tragt«, erklärte Roial. »Außerdem gehen die Einladungen nur an Männer, die wiederum ihre Schwestern und Gattinnen mitbringen.«

Sarene legte die Stirn in Falten. »Ihr seid hier so etwas von rückständig!«

»Nicht rückständig, Eure Hoheit«, sagte Ahan. »Lediglich traditionsbewusst. Wenn Ihr möchtet, könnten wir dafür sorgen, dass Ihr von ein paar Männern eingeladen werdet.«

»Würde das keinen schlechten Eindruck machen?«, gab Sarene zu bedenken. »Ich, noch nicht einmal seit einer Woche verwitwet, auf dem Weg zu einem Fest in Begleitung eines jungen unverheirateten Mannes?«

»Sie hat recht«, stellte Kiin fest.

»Warum nehmt Ihr Herren mich nicht mit?«, fragte Sarene.

»Wir?«, fragte Roial.

»Ja, Ihr, Mylords«, sagte Sarene. »Ihr seid alt genug, dass die Leute sich nicht allzu sehr die Mäuler zerreißen werden. Ihr würdet nur eine junge Freundin in die Freuden des Hoflebens einführen.«

»Viele dieser Männer sind verheiratet, Eure Hoheit«, sagte Shuden.

Sarene lächelte. »So ein Zufall. Ich auch.«

»Macht Euch keine Sorgen um unsere Ehre, Shuden«, sagte Roial. »Ich werde die Absichten der Prinzessin bekannt machen, und solange sie nicht zu oft mit einem von uns auf einem Fest erscheint, wird niemand irgendwelche Schlüsse daraus ziehen.«

»Dann ist es abgemacht«, entschied Sarene mit einem Lächeln. »Ich erwarte, von jedem von Euch zu hören, Mylords. Es ist überaus wichtig, dass ich diese Feste besuche - wenn ich jemals in Arelon Fuß fassen will, muss ich die Adelswelt kennenlernen.«

Es gab allgemeine Zustimmung, dann wandte die Runde sich anderen Themen, wie der bevorstehenden Mondfinsternis, zu. Im Laufe des Gesprächs kam Sarene in den Sinn, dass ihre Frage über die geheimnisvolle »Prüfung« nicht gerade erschöpfend beantwortet worden war. Sie würde Kiin später mit Beschlag belegen müssen.

Nur ein einziger Mann genoss die Unterhaltung und anscheinend auch das Mahl nicht. Lord Edan hatte sich zwar den Teller vollgeladen, hatte jedoch höchstens ein paar Bissen gegessen. Die ganze Zeit über stocherte er schon unzufrieden in seinem Essen herum, sodass er die verschiedenen Gerichte inzwischen zu einem Brei vermischt hatte, der nur noch entfernt an die Delikatessen erinnerte, die Kiin zubereitet hatte.

»Ich dachte, wir hätten uns entschieden, keine Treffen mehr zu veranstalten«, stieß Edan schließlich hervor. Seine Bemerkung brach in die allgemeine Unterhaltung ein wie ein Elch, der mitten in ein Wolfsrudel wandert. Die anderen hielten inne und wandten sich Edan zu. »Wir hatten uns entschieden, uns eine Weile nicht mehr zu treffen, Lord Edan«, sagte Eondel. »Allerdings hatten wir niemals vor, ganz mit den Treffen aufzuhören.«

»Ihr solltet froh sein, Edan«, sagte Ahan und gestikuliert mit seiner Gabel, an der ein Stück Schweinbraten steckte. »Gerade Ihr solltet erpicht darauf sein, mit den Treffen fortzufahren. Wie lange bleibt uns

noch bis zum Beginn der nächsten Steuerperiode?«

»Ich glaube, sie beginnt am ersten Eostek, Lord Ahan«, warf Eondel hilfsbereit ein. »Also in knapp drei Monaten.«

Ahan lächelte. »Danke, Eondel. Es ist so nützlich, Euch da zu haben. Nie um eine Antwort verlegen, wenn es um ordnungsgemäße Dinge und dergleichen geht. Jedenfalls ... drei Monate, Edan. Wie steht es denn um die Schatzkammer? Ihr wisst ja, wie pingelig die Finanzprüfer des Königs sind ...«

Edan wand sich noch mehr unter dem gnadenlosen Spott des Grafen. Es schien, als sei er sich der zeitlichen Zwänge durchaus bewusst - andererseits wirkte es aber auch so, als wolle er seine Probleme am liebsten vergessen, in der Hoffnung, sie verschwänden einfach. Dieser innere Konflikt zeichnete sich auf seinem Gesicht ab, und Ahan schien dieses Schauspiel zu genießen.

»Meine Herren«, sagte Kiin, »wir sind nicht zum Zanken hier. Denkt daran, dass wir alle viel durch Reformen zu gewinnen haben, nicht zuletzt die Stabilität unseres Landes und die Freiheit des Volkes.«

»Der gute Baron bringt jedoch eine berechtigte Sorge zur Sprache«, sagte Herzog Roial und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Obwohl diese junge Lady uns ihre Hilfe versprochen hat, sind wir ohne Raoden völlig ungeschützt. Das Volk hat den Prinzen geliebt - selbst wenn Iadon unseren Treffen auf die Schliche gekommen wäre, hätte er niemals etwas gegen Raoden unternehmen können.«

Ahan nickte. »Wir haben nicht länger die Macht, dem König die Stirn zu bieten. Früher haben wir an Stärke gewonnen, wahrscheinlich hätten wir bald genug Adelige hinter uns gehabt, um an die Öffentlichkeit treten zu können. Jetzt sind wir jedoch nichts.«

»Ihr habt immer noch einen Traum, Mylord«, sagte Sarene leise. »Das ist so viel mehr als nichts.«

»Einen Traum?«, fragte Ahan lachend. »Es war Raodens Traum, Mylady. Wir waren bloß mit von der Partie, um zu sehen, wohin der Prinz uns führen würde.«

»Das nehme ich Euch nicht ab, Lord Ahan«, sagte Sarene stirnrunzelnd.

»Vielleicht würde Ihre Hoheit uns verraten, worin dieser Traum besteht?«, fragte Shuden, dessen Stimme neugierig, nicht streitlustig klang.

»Ihr seid intelligente Männer, Mylords«, erwiderte Sarene. »Euer Wissen und Eure Erfahrung sagen Euch, dass ein Land nicht dem Druck standhalten kann, den Iadon ausübt. Arelon ist kein Geschäft, das man mit eiserner Faust führen kann - es ist viel mehr als der wirtschaftliche Profit minus der Produktionskosten. Der Traum, Mylords, ist ein Arelon, dessen Volk mit seinem König zusammenarbeitet, anstatt gegen ihn.«

»Eine glänzende Beobachtung«, sagte Roial, doch sein Tonfall war abweisend. Er wandte sich den anderen zu, und sie setzten ihr Gespräch fort, wobei jeder Einzelne Sarene höflich ignorierte. Sie hatten ihr erlaubt, an dem Treffen teilzunehmen, aber sie hatten offensichtlich nicht vor, sie mitreden zu lassen. Verstimmt lehnte sie sich zurück.

»... ein Ziel zu haben bedeutet nicht, dass man auch über die Mittel verfügt, es zu erreichen«, sagte Roial gerade. »Meiner Meinung nach sollten wir abwarten - damit mein alter Freund sich in eine Sackgasse verrennen kann, aus der wir ihm dann heraushelfen.«

»Aber währenddessen wird Iadon Arelon zerstören, Euer Gnaden«, wandte Lukel ein. »Je mehr Zeit wir ihm geben, desto schwerer wird es sein, das Land wieder aufzubauen.«

»Ich sehe keine andere Möglichkeit«, sagte Roial mit erhobenen Händen.

»Wir können nicht wie bisher gegen den König vorgehen.«

Edan zuckte bei diesen Worten leicht zusammen. Auf seiner Stirn bildete sich Schweiß. Allmählich schien ihm zu dämmern, dass es, trotz aller Gefahren, viel besser war, sich weiterhin mit den anderen zu treffen, als darauf zu warten, dass Iadon ihm den Adelstitel aberkannte.

»Da habt Ihr nicht ganz unrecht«, gab Ahan widerwillig zu. »Der ursprüngliche Plan des Prinzen wird nun auf keinen Fall mehr funktionieren. Wir werden den König nicht unter Druck setzen können, wenn wir nicht mindestens die Hälfte der Adligen - und deren Vermögen - auf unserer Seite haben.«

»Es gibt einen anderen Weg, Mylords«, sagte Eondel stockend.

»Der da wäre, Eondel?«, wollte der Herzog wissen.

»Es würde weniger als zwei Wochen dauern, bis ich meine Soldaten von ihren Wachtposten an den Fernstraßen des Landes abgezogen hätte.

Finanzielle Stärke ist nicht die einzige Macht.«

»Eure Söldner könnten Arelons Armeen niemals standhalten«, spottete Ahan. »Iadons Militär mag im Vergleich zu anderen Nationen klein sein,

aber es ist viel größer als Eure paar Hundert Mann; vor allem wenn der König auch noch die elantrische Stadtwache zu Hilfe ruft.«

»Ja, Lord Ahan, Ihr habt recht«, pflichtete Eondel ihm bei. »Doch wenn wir rasch zuschlagen, während Iadon noch nichts von unseren Absichten ahnt, könnten meine Soldaten in den Palast vordringen und den König als Geisel nehmen.«

»Eure Männer müssten sich den Weg in die königlichen Gemächer erkämpfen«, sagte Shuden. »Eure neue Regierung würde aus dem Blut der alten geboren werden, so wie Iadons Herrschaft aus Elantris' Tod hervorgegangen ist. Ihr würdet nicht aus dem Teufelskreis ausbrechen, sondern einem erneuten Umsturz den Weg bereiten, Lord Eondel. Sobald eine Revolution ihr Ziel erreicht hat, fängt eine andere das Ränkeschmieden an. Blut, Tod und Staatsstreiche führen nur zu weiterem Chaos. Es muss einen Weg geben, Iadon zur Vernunft zu bringen, ohne das Land in die Anarchie zu stürzen.«

»Den gibt es«, sagte Sarene. Verärgerte Blick richteten sich auf sie. Die Männer gingen immer noch davon aus, dass sie nur zum Zuhören mit an der Tafel saß. Sie hätten es besser wissen sollen.

»Dem stimme ich zu«, sagte Roial und wandte sich wieder von Sarene ab. »Und dieser Weg ist das Abwarten.«

»Nein, Mylord«, widersprach Sarene. »Es tut mir leid, aber das ist nicht die Antwort. Ich habe die Menschen von Are- Ion gesehen, und obgleich in ihren Augen noch Hoffnung glimmt, wird sie doch immer schwächer. Gebt Iadon Zeit, und er wird sich die mutlosen Bauern schaffen, nach denen es ihn verlangt.«

Roial zog die Mundwinkel herab. Wahrscheinlich hatte er, nun da Raoden fort war, der Wortführer der Gruppe sein wollen. Sarene unterdrückte ein zufriedenes Lächeln: Roial hatte ihrer Anwesenheit als Erster zugestimmt, also würde er sie reden lassen müssen. Wenn er sich jetzt weigerte, ihr zuzuhören, würde er zeigen, dass er vorhin einen Fehler begangen hatte.

»Sprecht, Prinzessin«, sagte der alte Mann widerwillig.

»Mylords«, sagte Sarene freimütig, »Ihr habt nach einem Weg gesucht, um Iadons Herrschaftssystem zu stürzen, ein System, das Reichtum mit Führungsqualitäten gleichsetzt. Ihr behauptet, es sei schwerfällig und ungerecht und dass die dahinter stehende Torheit das arelische Volk



niederknüppelt.«

»Ja«, meinte Roial kurz angebunden. »Und?«

»Nun, wenn Iadons System so schlecht ist, warum sich dann die Mühe machen, es zu stürzen?

Warum sorgt Ihr nicht einfach dafür, dass das System sich selbst zu Fall bringt?« Edan zuckte bei diesen Worten leicht zusammen. Auf seiner Stirn bildete sich Schweiß. Allmählich schien ihm zu dämmern, dass es, trotz aller Gefahren, viel besser war, sich weiterhin mit den anderen zu treffen, als darauf zu warten, dass Iadon ihm den Adelstitel aberkannte.

»Da habt Ihr nicht ganz unrecht«, gab Ahan widerwillig zu. »Der ursprüngliche Plan des Prinzen wird nun auf keinen Fall mehr funktionieren. Wir werden den König nicht unter Druck setzen können, wenn wir nicht mindestens die Hälfte der Adelligen - und deren Vermögen - auf unserer Seite haben.«

»Es gibt einen anderen Weg, Mylords«, sagte Eondel stockend.

»Der da wäre, Eondel?«, wollte der Herzog wissen.

»Es würde weniger als zwei Wochen dauern, bis ich meine Soldaten von ihren Wachposten an den Fernstraßen des Landes abgezogen hätte.

Finanzielle Stärke ist nicht die einzige Macht.«

»Eure Söldner könnten Arelons Armeen niemals standhalten«, spottete Ahan. »Iadons Militär mag im Vergleich zu anderen Nationen klein sein, aber es ist viel größer als Eure paar Hundert Mann; vor allem wenn der König auch noch die elantrische Stadtwache zu Hilfe ruft.«

»Ja, Lord Ahan, Ihr habt recht«, pflichtete Eondel ihm bei. »Doch wenn wir rasch zuschlagen, während Iadon noch nichts von unseren Absichten ahnt, könnten meine Soldaten in den Palast vordringen und den König als Geisel nehmen.«

»Eure Männer müssten sich den Weg in die königlichen Gemächer erkämpfen«, sagte Shuden. »Eure neue Regierung würde aus dem Blut der alten geboren werden, so wie Iadons Herrschaft aus Elantris' Tod hervorgegangen ist. Ihr würdet nicht aus dem Teufelskreis ausbrechen, sondern einem erneuten Umsturz den Weg bereiten, Lord Eondel. Sobald eine Revolution ihr Ziel erreicht hat, fängt eine andere das Ränkeschmieden an. Blut, Tod und Staatsstriche führen nur zu weiterem Chaos. Es muss einen Weg geben, Iadon zur Vernunft zu

bringen, ohne das Land in die Anarchie zu stürzen.«

»Den gibt es«, sagte Sarene. Verärgerte Blick richteten sich auf sie. Die Männer gingen immer noch davon aus, dass sie nur zum Zuhören mit an der Tafel saß. Sie hätten es besser wissen sollen.

»Dem stimme ich zu«, sagte Roial und wandte sich wieder von Sarene ab. »Und dieser Weg ist das Abwarten.«

»Nein, Mylord«, widersprach Sarene. »Es tut mir leid, aber das ist nicht die Antwort. Ich habe die Menschen von Are- Ion gesehen, und obgleich in ihren Augen noch Hoffnung glimmt, wird sie doch immer schwächer. Gebt Iadon Zeit, und er wird sich die mutlosen Bauern schaffen, nach denen es ihn verlangt.«

Roial zog die Mundwinkel herab. Wahrscheinlich hatte er, nun da Raoden fort war, der Wortführer der Gruppe sein wollen. Sarene unterdrückte ein zufriedenes Lächeln: Roial hatte ihrer Anwesenheit als Erster zugestimmt, also würde er sie reden lassen müssen. Wenn er sich jetzt weigerte, ihr zuzuhören, würde er zeigen, dass er vorhin einen Fehler begangen hatte.

»Sprecht, Prinzessin«, sagte der alte Mann widerwillig.

»Mylords«, sagte Sarene freimütig, »Ihr habt nach einem Weg gesucht, um Iadons Herrschaftssystem zu stürzen, ein System, das Reichtum mit Führungsqualitäten gleichsetzt. Ihr behauptet, es sei schwerfällig und ungerecht und dass die dahinter stehende Torheit das arelische Volk niederknüppelt.«

»Ja«, meinte Roial kurz angebunden. »Und?«

»Nun, wenn Iadons System so schlecht ist, warum sich dann die Mühe machen, es zu stürzen?

Warum sorgt Ihr nicht einfach dafür, dass das System sich selbst zu Fall bringt?« »Was meint Ihr damit, Lady Sarene?«, fragte Eondel aufmerksam.

»Wendet Iadons eigene Schöpfung gegen ihn und zwingt ihn, seine Fehler einzugestehen.

Anschließend könnt Ihr hoffentlich ein Herrschaftssystem erarbeiten, das stabiler und befriedigender ist.« »Interessant, aber unmöglich«, sagte Ahan und schüttelte den Kopf samt all seiner Kinne. »Vielleicht hätte Raoden es fertiggebracht, aber wir sind zu wenige.« »Nein, Ihr seid die ideale Anzahl«, sagte Sarene, die nun aufstand und um den Tisch

schlenderte.

»Mylords, wir wollen den Neid der anderen Adelligen wecken. Das wird nicht klappen, wenn zu viele von ihnen auf unserer Seite sind.«

»Sprecht weiter«, sagte Eondel.

»Was ist das größte Problem an Iadons System?«, fragte Sarene.

»Es ermuntert die Lords dazu, ihre Untertanen rücksichtslos zu behandeln«, sagte Eondel. »König Iadon droht den Aristokraten und spricht denjenigen, die nicht die gewünschten Resultate erzielen, den Titel ab. Im Gegenzug geraten also die Lords in Verzweiflung und prügeln ihre Untergebenen zu noch mehr Leistung.«

»Es ist eine gewissenlose Einrichtung«, pflichtete Shuden ihm bei. »Sie basiert mehr auf Gier und Angst als auf Loyalität.«

Sarene spazierte weiter um die Tafel. »Hat einer von Euch einen Blick auf die arelischen Listen der Erträge der letzten zehn Jahre geworfen?«

»Gibt es so etwas denn?«, erkundigte sich Ahan.

Sarene nickte. »Wir führen sie in Teod. Würde es Euch überraschen zu hören, Mylords, dass die Erträge in Arelon abgesackt sind, seit Iadon an die Macht gekommen ist?«

»Kein bisschen«, meinte Ahan. »Wir sind das letzte Jahrzehnt vom Unglück verfolgt worden.«

»Könige schaffen sich ihr Unglück selbst, Lord Ahan«, sagte Sarene und fuhr unwillig mit der Hand durch die Luft. »Das Traurigste an Iadons Herrschaftssystem ist weder, was es den Menschen antut, noch dass es die moralischen Grundsätze des Landes untergräbt. Nein, das Klägliche daran ist, dass es beides tut, ohne dass die Adelligen deshalb reicher würden.

Wir haben keine Sklaven in Teod, Mylords, und kommen wunderbar aus. Ja, nicht einmal Fjorden bedient sich noch eines Systems, das auf Leibeigenschaft beruht. Sie haben etwas Besseres gefunden - sie haben entdeckt, dass ein Mensch viel leistungsfähiger ist, wenn er für sich selbst arbeitet.«

Einen Moment lang ließ Sarene die Worte in der Luft hängen. Die Lords saßen nachdenklich da. »Fahrt fort«, sagte Roi- al schließlich.

»Die Saatzeit steht vor der Tür, Mylords«, sagte Sarene. »Ich möchte, dass Ihr Euer Land unter Euren Bauern aufteilt. Weist jedem ein Stück Feld zu und sagt ihnen, dass sie zehn Prozent dessen, was das Land

hervorbringt, behalten dürfen. Sagt ihnen, dass Ihr sie sogar ihre Häuser und das Land, auf dem sie leben, kaufen lassen werdet.«

»Das ließe sich nicht einfach so bewerkstelligen, junge Prinzessin«, sagte Roial.

»Ich bin noch nicht fertig«, sagte Sarene. »Ich möchte, dass Ihr Eure Untertanen gut ernährt, Mylords. Gebt Ihnen Kleidung und Vorräte.«

»Wir sind doch keine Ungeheuer, Sarene!«, warf Ahan warnend ein.

»Manche Lords behandeln ihre Bauern schlecht, aber so jemanden würden wir niemals in unserer Gruppe aufnehmen. Die Menschen auf unseren Ländereien haben genug zu essen und Kleidung, die sie warm hält.«

»Das mag stimmen, Mylord«, fuhr Sarene fort, »aber die Menschen müssen das Gefühl bekommen, dass Euch an ihnen liegt. Tauscht sie nicht bei anderen Adeligen ein oder streitet um sie. Lasst die Bauern wissen, dass sie Euch wichtig sind, und sie werden Euch ihre Herzen und ihren Schweiß schenken. Wohlstand muss nicht auf einen kleinen Bruchteil der Bevölkerung beschränkt sein.«

Sarene erreichte ihren Stuhl und stellte sich dahinter. Die Lords dachten nach - was gut war -, aber gleichzeitig hatten sie Angst.

»Es wird riskant sein«, gab Shuden zu bedenken.

»So riskant, wie Iadon mithilfe von Lord Eondels Heer anzugreifen?«, fragte Sarene. »Wenn das hier nicht funktioniert, büßt Ihr ein wenig Geld und etwas Stolz ein. Wenn der Plan des ehrenwerten Generals nicht funktionieren sollte, verliert Ihr Eure Köpfe.«

»Da hat sie recht«, stimmte Ahan ihr zu.

»Allerdings«, sagte Eondel. In seinen Augen zeichnete sich Erleichterung ab. Zwar war er Soldat, doch seine eigenen Landsleute wollte er nicht angreifen. »Ich werde es tun.«

»Ihr habt leicht reden, Eondel«, meinte Edan, der auf seinem Stuhl hin und her rutschte. »Ihr könnt einfach Eure Soldaten zur Feldarbeit abkommandieren, wenn die Bauern daraufhin faul werden sollten.«

»Meine Männer überwachen die Fernstraßen des Landes, Lord Edan«, gab Eondel verärgert zurück. »Ihr Verdienst dort ist für unser Land von unschätzbarem Wert.«

»Und Ihr werdet großzügig dafür entlohnt«, fauchte Edan. »Ich habe keinerlei Einkommen abgesehen von meinen Gütern, und während

meine Ländereien zwar groß *aussehen*, verläuft diese vermaledete Schlucht mitten durch sie hindurch. Bei mir ist kein Spielraum für Faulheit. Werden meine Kartoffeln nicht ausgesät und geerntet, dann verliere ich meinen Titel.«

»Wahrscheinlich verliert Ihr ihn sowieso«, sagte Ahan mit einem hilfsbereiten Lächeln.

»Genug, Ahan«, befahl Roial. »Edan hat nicht ganz unrecht. Wie können wir sicher sein, dass unsere Bauern größere Erträge erzielen, wenn wir ihnen solche Freiheiten gewähren?«

»Sie sind nicht faul, Mylord«, sagte Sarene. »Sie sind wütend. Zehn Jahre sind keine allzu lange Zeit, und diese Menschen können sich noch gut daran erinnern, was es heißt, sein eigener Herr zu sein. Stellt ihnen ihre Selbstständigkeit in Aussicht, und sie werden hart arbeiten, um dieses Ziel zu erreichen. Ihr werdet Euch wundern, wie viel profitabler ein unabhängiger Mensch im Vergleich zu einem Sklaven ist, der nicht weiter denkt als bis zu seiner nächsten Mahlzeit. Welche Situation würde Euch zu mehr Leistung anspornen?«

Die Adligen ließen sich ihre Worte durch den Kopf gehen.

»Vieles von dem, was Ihr sagt, ergibt Sinn«, stellte Shuden fest.

»Aber Lady Sarenes Beweisführung ist vage«, sagte Roial. »Vor der Reod war alles anders. Die Elantrier haben uns Nahrungsmittel zur Verfügung gestellt, und das Land ist ohne Bauernklasse ausgekommen. Diesen Luxus haben wir nun nicht mehr.«

»Dann helft mir, Beweise zu erbringen, Mylord«, sagte Sarene. »Gebt mir ein paar Monate, und wir werden den Beweis erbracht haben.«

»Wir werden ... Eure Worte überdenken«, sagte Roial.

»Nein, Lord Roial, Ihr werdet eine Entscheidung treffen«, widersprach Sarene. »Tief in Eurem Innern seid Ihr meines Erachtens ein Patriot. Ihr wisst, was richtig ist und was nicht. Erzählt mir nicht, Ihr hättet nie ein schlechtes Gewissen gehabt wegen dessen, was Ihr diesem Land angetan habt.«

Sarene betrachtete Roial nervös. Der betagte Herzog hatte Eindruck auf sie gemacht, aber sie konnte sich nicht sicher sein, ob er angesichts Arelons tatsächlich Scham empfand. Sie musste sich auf ihren Eindruck verlassen, dass er ein gutes Herz besaß und im Laufe seines langen Lebens mit angesehen und begriffen hatte, wie tief sein Land gesunken

war. Der Zusammenbruch von Elantris war der Anstoß gewesen, doch schuld an der Zerstörung dieser ehemals herrlichen Nation war die Habgier des Adels.

»Wir alle haben uns das eine oder andere Mal von den Reichtümern blenden lassen, die Iadon uns versprochen hat«, sagte Shuden mit leiser, kluger Stimme. »Ich werde tun, worum Ihre Hoheit uns bittet.« Dann richtete der braunhäutige Mann den Blick auf Roial und nickte. Seine Zustimmung hatte dem Herzog die Möglichkeit verschafft einzuwilligen, ohne allzu sehr das Gesicht zu verlieren.

»Na gut«, sagte der alte Herzog seufzend. »Ihr seid ein gescheiter Mann, Lord Shuden. Wenn Ihr den Plan gutheißt, werde ich mich ebenfalls anschließen.«

»Dann bleibt uns wohl keine andere Wahl«, sagte Edan.

»Es ist besser als abzuwarten, Lord Edan«, gab Eondel zu bedenken.

»Stimmt. Ich bin auch dabei.«

»Bleibe ich«, stellte Ahan überrascht fest. »Herrje! Was soll ich bloß tun?«

»Lord Roial hat nur widerwillig zugestimmt, Mylord«, sagte Sarene.

»Sagt bloß nicht, dass Ihr Euch genauso anstellen werdet!«

Ahan stieß ein grölendes Gelächter aus, das seinen ganzen Körper erbeben ließ. »Welch entzückendes Mädchen Ihr seid!

Tja, dann werde ich der Sache wohl von ganzem Herzen zustimmen müssen und in einem Atemzug noch darauf hinweisen, ich hätte die ganze Zeit über gewusst, dass die Prinzessin recht hatte. Aber Kiin, sagt mir jetzt bitte nicht, dass Ihr den Nachtisch vergessen habt! Ich habe so wunderbare Dinge über Eure Süßspeisen gehört.«

»Den Nachtisch vergessen?«, krächzte Sarenes Onkel. »Ahan, Ihr verletzt mich zutiefst.« Lächelnd erhob er sich von seinem Platz und ging auf die Küche zu.

»Sie ist gut, Kiin, vielleicht sogar besser als ich.« Es war Herzog Roials Stimme. Sarene erstarrte. Sie hatte sich auf die Suche nach der Toilette begeben, nachdem sie sich von allen verabschiedet hatte, und war davon ausgegangen, dass die Gäste mittlerweile fort waren.

»Sie ist eine ganz besondere junge Frau«, stimmte Kiin ihm zu. Ihre Stimmen kamen aus der Küche. Geräuschlos glitt Sarene vorwärts und lauschte an der Tür.

»Sie hat die Initiative beinahe ganz an sich gerissen, und ich weiß noch immer nicht, was ich falsch gemacht habe. Ihr hättet mich warnen sollen.«

»Und Euch davonkommen lassen, Roial?« Kiin lachte. »Es ist lange her, dass irgendjemand, Ahan eingeschlossen, die Oberhand über Euch gewonnen hat. Es tut einem Mann gut, zu merken, dass er ab und an immer noch überrascht werden kann.«

»Gegen Ende wäre ihr die Sache allerdings beinahe aus den Händen geglitten«, sagte Roial. »Ich mag es nicht, mit dem Rücken gegen die Wand gedrängt zu werden, Kiin.«

»Es war ein kalkuliertes Risiko, Mylord«, sagte Sarene, die die Tür aufstieß und in die Küche spazierte.

Der Herzog ließ sich durch ihr Erscheinen nicht aus der Fassung bringen.

»Ihr habt mir beinahe gedroht, Sarene. So schafft man sich keine Verbündeten; besonders, wenn es um einen alten Brummbären wie mich geht.« Der Herzog und Kiin teilten sich eine Flasche fjordellischen Wein am Küchentisch. Die beiden Männer wirkten noch entspannter als beim Abendessen. »Ein paar Tage hin oder her hätten unsere Lage nicht verschlimmert, und ich hätte Euch ganz gewiss meine Unterstützung zuteilwerden lassen. Meiner Erfahrung nach sind Verpflichtungen, die man nach reiflicher Überlegung eingeht, viel ertragreicher als falsche Versicherungen.«

Sarene nickte. Sie holte sich einen Becher von Kiins Regalen und goss sich etwas Wein ein, bevor sie sich setzte. »Ich verstehe, Roial.« Wenn er auf förmliche Anreden verzichten konnte, konnte sie es ebenfalls.

»Aber die anderen blicken zu Euch auf. Sie vertrauen Eurem Urteil. Ich habe mehr als nur Eure Unterstützung gebraucht - von der ich übrigens wusste, dass Ihr sie mir letzten Endes gewährt hättet -, was ich gebraucht habe, war Eure *offene* Unterstützung. Die anderen mussten sehen, dass Ihr dem Plan zustimmt, bevor sie einwilligen würden. Ein paar Tage später hätte das Ganze nicht mehr die gleiche Wirkung gehabt.«

»Vielleicht«, sagte Roial. »Eines ist jedenfalls sicher, Sarene: Ihr gebt uns wieder Hoffnung. Zuvor hat Raoden für unsere Einheit gesorgt, nun werdet Ihr seinen Platz einnehmen. Kiin oder ich könnten das nicht tun. Kiin hat sich dem Adelsstand schon zu lange verweigert, und was die Leute auch sagen mögen, sie wollen einen Anführer mit Titel. Und ich ...

sie wissen alle ganz genau, dass ich Iadon dabei geholfen habe, diese Ungeheuerlichkeit ins Leben zu rufen, die unser Land nach und nach ruiniert hat.«

»Das ist lange her, Roial«, sagte Kiin und legte dem betagten Herzog eine Hand auf die Schulter.

»Nein«, sagte Roial mit einem Kopfschütteln. »Wie die schöne Prinzessin schon sagte, zehn Jahre sind nicht viel, gemessen an der Lebensdauer von Nationen. Ich habe mich eines schweren Fehlers schuldig gemacht.«

»Wir werden ihn wieder gutmachen, Roial«, sagte Kiin. »Dieser Plan ist gut, vielleicht sogar besser als Raodens.«

Roial lächelte. »Sie hätte ihm eine prächtige Ehefrau abgegeben, Kiin.« Kiin nickte. »Prächtig, jawohl ... und eine noch bessere Königin. Domi wandert auf Pfaden, die für uns Sterbliche manchmal schwer nachvollziehbar sind.«

»Ich bin nicht überzeugt, dass es Domis Wille war, der ihn von uns genommen hat, Onkel«, sagte Sarene über ihren Weinbecher hinweg.

»Hat einer von Euch sich je gefragt, ob vielleicht jemand hinter dem Tod des Prinzen stecken könnte?«

»Die Antwort auf diese Frage grenzt an Hochverrat, Sarene«, warnte Kiin.

»Mehr als die anderen Dinge, über die wir heute Abend gesprochen haben?«

»Wir haben den König nur der Habgier beschuldigt, Sarene«, meinte Roial. »Die Ermordung seines Sohnes ist etwas völlig anderes.«

»Denkt doch nur einmal darüber nach.« Sarene machte eine weit ausholende Handbewegung und verschüttete beinahe ihren Wein. »Der Prinz hat bezüglich allem, was sein Vater tat, eine gegenteilige Haltung eingenommen. Er hat Iadon bei Hofe lächerlich gemacht und Intrigen hinter dem Rücken des Königs gesponnen. Und ihm gehörten die Herzen der Menschen. Am wichtigsten ist jedoch, dass alles, was er über Iadon gesagt hat, der Wahrheit entspricht. Ist das die Art Mensch, die sich ein Monarch auf freiem Fuß leisten kann?«

»Ja, aber seinen eigenen Sohn?«, fragte Roial und schüttelte ungläubig den Kopf.

»Es wäre nicht das erste Mal, dass so etwas passiert«, sagte Kiin.



»Richtig«, meinte Roial. »Aber ich weiß nicht, ob der Prinz ein so großes Problem für den König dargestellt hat, wie Ihr denkt. Raoden war nicht so sehr Rebell, als vielmehr Kritiker. Er hat nie gesagt, Iadon solle nicht König sein, sondern hat lediglich behauptet, Arelons Regierung befinde sich in Schwierigkeiten - was stimmt.«

»Ist denn keiner von Euch das kleinste bisschen misstrauisch geworden, als es hieß, der Prinz sei gestorben?«, fragte Sarene und nippte nachdenklich an ihrem Wein. »Sein Tod ereignete sich zu solch einem günstigen Zeitpunkt. Iadon hat das vorteilhafte Bündnis mit Teod in der Tasche, muss sich aber jetzt keine Sorgen mehr machen, dass Raoden Erben hervorbringen könnte.«

Roial sah Kiin an, der mit den Schultern zuckte. »Ich denke, wir müssen zumindest die Möglichkeit in Betracht ziehen.«

Roial nickte voll Bedauern. »Was tun wir also? Versuchen wir Beweise zu finden, dass Iadon seinen Sohn hingerichtet hat?«

»Wissen bringt Macht«, lautete Sarenes lapidare Antwort.

»Einverstanden«, sagte Kiin. »Du bist allerdings die Einzige von uns, die freien Zutritt zum Palast hat.«

»Ich werde herumstöbern und sehen, was ich aufdecken kann.«

»Ist es möglich, dass er gar nicht tot ist?«, fragte Roial. »Es wäre nicht schwer gewesen, einen Doppelgänger für den Sarg aufzutreiben - der Zitterhusten ist eine sehr entstellende Krankheit.«

»Es ist möglich«, sagte Sarene zweifelnd.

»Aber Ihr glaubt nicht daran.«

Sarene schüttelte den Kopf. »Wenn ein Herrscher den Entschluss fasst, einen Rivalen aus dem Weg zu schaffen, stellt er in der Regel sicher, dass dies auf endgültige Weise geschieht. Es kursieren zu viele Geschichten über verloren geglaubte Erben, die zwanzig Jahre später in der Wildnis auftauchen und ihren rechtmäßigen Anspruch auf den Thron geltend machen.«

»Trotzdem, vielleicht ist Iadon nicht so brutal, wie Ihr annehmt«, sagte Roial. »Er war früher einmal ein besserer Mann; zwar nie, was ich einen guten Mann nennen würde, aber auch kein schlechter. Bloß habgierig. In den letzten paar Jahren ist ihm etwas zugestoßen, etwas, was ihn ... verändert hat.

Dennoch bin ich der Meinung, in Iadon steckt noch so viel Mitgefühl,

dass er seinen eigenen Sohn nicht ermorden würde.«

»Na gut«, sagte Sarene. »Ich werde Ashe die königlichen Kerker durchsuchen lassen. Bei seiner akribischen Genauigkeit wird er erst zufrieden sein, wenn er den Namen jeder einzelnen Ratte dort in Erfahrung gebracht hat.«

»Euer Seon?«, kam es Roial. »Wo ist er?«

»Ich habe ihn nach Elantris geschickt.«

»Elantris?«, wollte Kiin wissen.

»Dieser fjordellische Gyorn ist aus irgendeinem Grund an Elantris interessiert«, erklärte Sarene. »Und ich mache es mir immer zur Aufgabe, nichts außer Acht zu lassen, was ein Gyorn interessant findet.«

»Das ist ziemlich viel Aufwand wegen eines einzigen Priesters, Ene«, sagte Kiin.

»Kein Priester«, verbesserte Sarene ihn. »Ein richtiger Gyorn.«

»Trotzdem nur ein einzelner Mann. Wie viel Schaden kann er schon anrichten?«

»Frag die Duladenische Republik«, sagte Sarene. »Ich glaube, es ist der gleiche Gyorn, der schon in jene Katastrophe verwickelt war.«

»Es ist nicht mit Sicherheit erwiesen, dass Fjorden hinter dem Zusammenbruch steckte«, warf Roial ein.

»In Teod schon, aber niemand sonst wollte es wahrhaben. Glaubt mir einfach, dass dieser einzelne Gyorn gefährlicher als Iadon sein könnte.« Die Bemerkung brachte das Gespräch zum Erliegen. Die Zeit verstrich unter Schweigen, während die drei nachdenklich ihren Wein tranken. Da betrat Lukel die Küche, der unterwegs gewesen war, um seine Mutter und Geschwister abzuholen. Er nickte Sarene zu und verbeugte sich vor dem Herzog, bevor er sich selbst einen Becher Wein einschenkte.

»Sieh dich bloß an«, sagte Lukel zu Sarene, als er sich am Tisch niederließ. »Ein selbstbewusstes Mitglied der Herrenrunde.«

»Die Anführerin, ehrlich gesagt«, meinte Roial.

»Deine Mutter?«, erkundigte sich Kiin.

»Ist auf dem Weg«, antwortete Lukel. »Sie waren noch nicht fertig, und du weißt ja, wie Mutter ist.

Alles muss in der richtigen Reihenfolge geschehen. Eile ist verboten.«

Kiin nickte und trank den letzten Rest seines Weines. »Dann sollten wir beide uns ans Aufräumen

machen, bevor sie zurückkommt. Schließlich möchten wir nicht, dass sie sieht, welche Unordnung unsere versammelten adeligen Freunde im Esszimmer zurückgelassen haben.«

Lukel seufzte und gab Sarene mit einem Blick zu verstehen, dass er es manchmal vorzöge, in einem traditionellen Haushalt zu leben - einem, in dem Diensthofen oder zumindest Frauen derlei Arbeiten erledigten. Doch Kiin machte sich bereits auf den Weg, und sein Sohn hatte keine andere Wahl, als ihm zu folgen.

»Interessante Familie«, sagte Roial, der den beiden nachblickte.

»Ja, selbst an teoischen Maßstäben gemessen fallen sie ein wenig aus der Reihe.«

»Kiin hat lange allein gelebt«, stellte der Herzog fest. »Dadurch ist er daran gewöhnt, Dinge selbst zu tun. Ich habe mir sagen lassen, er habe einmal eine Köchin angestellt, aber ihre Methoden haben ihn in den Wahnsinn getrieben. Soweit ich mich erinnere, hat sie gekündigt, sodass er es nicht übers Herz bringen musste, sie hinauszuerwerfen. Sie behauptete, auf keinen Fall in solch einem schwierigen Umfeld arbeiten zu können.«

Sarene lachte. »Das kann ich mir gut vorstellen!«

Roial lächelte, fuhr dann aber in ernsterem Tonfall fort: »Sarene, wir haben tatsächlich großes Glück. Es ist gut möglich, dass Ihr unsere letzte Chance seid, Arelon zu retten.«

»Danke, Euer Gnaden.« Sarene errötete wider Willen.

»Viel länger wird es dieses Land nicht mehr machen. Vielleicht noch ein paar Monate, ein halbes Jahr, wenn wir Glück haben.«

Sarenes Stirn legte sich in Falten. »Aber ich dachte, Ihr wolltet abwarten. Zumindest habt Ihr das den anderen gesagt.«

Roial machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ich war überzeugt, dass ihre Hilfe ohnehin nichts nützen würde; Edan und Ahan sind zu gegensätzlich, und Shuden und Eondel verfügen beide nicht über genug Erfahrung. Ich wollte sie beruhigen, während Kiin und ich entschieden hätten, was zu tun sei. Ich fürchte, im Mittelpunkt unserer Pläne standen ... weitaus gefährlichere Methoden.

Doch jetzt gibt es eine andere Möglichkeit. Wenn Euer Plan funktionieren sollte - obgleich ich noch immer nicht davon überzeugt bin - könnte es uns gelingen, den Zusammenbruch ein bisschen länger

hinauszuzögern. Sicher bin ich mir nicht, denn Iadons zehnjährige Herrschaft hat tiefe Spuren hinterlassen. Es wird schwierig werden, das alles in nur ein paar Monaten zu ändern.«

»Ich glaube, dass wir es schaffen können, Roial«, sagte Sarene.

»Passt bloß auf, dass Ihr Euch nicht übernehmt, junge Dame«, sagte Roial und betrachtete sie. »Lauft nicht, wenn Ihr gerade einmal die Kraft zum Gehen habt, und vergeudet nicht Eure Zeit damit, gegen Mauern anzurennen, die ohnehin nicht nachgeben werden. Noch wichtiger: Stoßt nicht mit Gewalt, wo es ein kleiner Schubs auch getan hätte. Heute habt Ihr mich in eine Ecke gedrängt. Ich bin trotz allem ein stolzer alter Mann. Wenn Shuden mir nicht zu Hilfe gekommen wäre, kann ich nicht wirklich sagen, ob ich demütig genug gewesen wäre, meinen Irrtum vor all den anderen Männern einzugestehen.«

»Es tut mir leid«, sagte Sarene, die nun aus einem anderen Grund errötete. Etwas an diesem mächtigen, aber dennoch großväterlichen alten Herzog hatte das jähe Verlangen in ihr aufsteigen lassen, von ihm respektiert zu werden.

»Seid einfach vorsichtig«, sagte Roial. »Wenn dieser Gyorn so gefährlich sein sollte, wie Ihr behauptet, dann sind in Kae sehr mächtige Kräfte dabei zu wirken. Lasst nicht zu, dass Are- Ion dazwischen zermalmt wird.«

Sarene nickte. Der Herzog lehnte sich zurück und schenkte sich den restlichen Wein ein.

## Kapitel 12

Am Anfang seiner Laufbahn war es Hrathen schwer gefallen, andere Sprachen zu akzeptieren.

Fjordellisch war Jaddeths auserwählte Sprache - sie war heilig, wohingegen andere Sprachen gottlos waren. Wie sollte man dann aber diejenigen bekehren, die nicht Fjordellisch sprachen? Redete man in ihrer Sprache mit ihnen, oder zwang man alle echten Bittsteller, erst einmal Fjordellisch zu lernen? Es wirkte unsinnig, ein ganzes Land eine neue Sprache erlernen zu lassen, bevor die Menschen von Jaddeths Reich hören durften.

Sobald Hrathen gezwungen war, zwischen Gottlosigkeit und unendlicher Verzögerung zu wählen, hatte er deshalb die Gottlosigkeit gewählt. Er hatte Aonisch und Duladenisch gelernt und sich sogar ein wenig Jindoesisch beigebracht. Wenn er lehrte, lehrte er die Menschen in deren Muttersprache, auch wenn es ihn zugegebenermaßen immer noch störte. Was, wenn sie auf diese Weise niemals Fjordellisch lernten? Wenn seine Handlungsweise sie in dem Glauben bestärkte, sie bräuchten fjordellisch nicht, da sie in ihrer eigenen Muttersprache etwas über Jaddeth erfahren konnten?

Diese und ähnliche Gedanken gingen Hrathen durch den Kopf, während er vor den Einwohnern Kaes predigte. Zwar mangelte es ihm nicht an Konzentration oder Hingabe, doch er hatte die gleichen Predigten einfach schon so oft gehalten, dass sie ihm in Fleisch und Blut übergegangen waren. Er sprach beinahe, ohne nachzudenken, hob und senkte seine Stimme im Rhythmus der Predigt und vollführte seine uralte priesterliche Kunst, die ihre Wurzeln sowohl im Gebet als auch im Schauspiel hatte.

Spornte er die Menschen an, reagierten sie mit Jubelrufen. Verurteilte er sie, warfen sie einander schamerfüllte Blicke zu. Hob er die Stimme, schenkten sie ihm ihre ganze Aufmerksamkeit, und senkte er sie zu einem bloßen Flüstern, waren sie sogar noch gefesselter. Es war, als habe er die Meereswogen selbst unter seiner Kontrolle, und die Gefühle schwappten wie gischtgekrönte Flutwellen durch die Menge. Er beendete seine Predigt mit der niederschmetternden Mahnung, in

Jaddeths Reich zu dienen, sich einem der Priester in Kae als Odiv oder Krondet zu geloben und auf diese Weise Teil der Kette zu werden, die den Menschen direkt mit Lord Jaddeth verband. Das gemeine Volk diente den Artethen und Dorven, die Artethen und Dorven dienten den Gradoren, die Gradoren dienten den Ragnaten, die Ragnaten dienten den Gyornen, die Gyorne dienten dem Wyrn, und der Wyrn diente Jaddeth. Nur die Gragdeten, die Klostervorsteher, waren kein direkter Teil der Diensthierarchie. Es war ein ausgezeichnet durchorganisiertes System. Jeder wusste, wem er oder sie zu dienen hatte; die meisten brauchten sich nicht um Jaddeths Gebote zu sorgen, die ihren Horizont häufig überstiegen. Sie mussten lediglich ihrem Artethen folgen und ihm so gut wie möglich dienen, das genügte Jaddeth.

Zufrieden stieg Hrathen von dem Podium. Er predigte erst seit ein paar Tagen in Kae, doch die Kapelle war bereits so überfüllt, dass die Leute hinten stehen mussten, weil es nicht genug Sitzplätze für alle gab. Nur wenige Neulinge hatten echtes Interesse daran, bekehrt zu werden; die meisten kamen, weil Hrathen selbst eine Neuheit war. Doch sie würden zurückkehren. Sie konnten sich einreden, nur neugierig zu sein - dass ihr Interesse nichts mit Religion zu tun hatte aber sie *würden* zurückkehren.

Sobald die Beliebtheit des Shu-Dereth in Kae zunahm, würden Leute, die an diesen ersten Treffen teilgenommen hatten, automatisch an Bedeutung gewinnen. Sie würden sich damit brüsten, den Shu Dereth lange vor ihren Nachbarn entdeckt zu haben, und würden folglich auch weiterhin in der Kapelle erscheinen müssen. Ihr Stolz, zusammen mit Hrathens packenden Predigten, würde ihre Zweifel besiegen, und schon bald würden sie einem Artethen den Dienst schwören.

Demnächst würde Hrathen einen neuen Oberartethen berufen müssen. Er würde die Entscheidung noch eine Weile aufschieben und abwarten, wie die in der Kapelle verbliebenen Priester mit ihren Aufgaben fertig wurden. Allerdings wurde die Zeit langsam knapp, und schon bald würden die örtlichen Mitgliederzahlen zu groß sein, als dass Hrathen alles selbst überblicken und organisieren könnte, zumal das Planen und Predigen ihn ohnehin völlig auslasteten.

Die Leute am hinteren Ende der Kapelle begannen zum Ausgang zu strömen. Da ließ ein plötzliches Geräusch sie innehalten. Überrascht

blickte Hrathen zum Podium empor. Die Veranstaltung hätte nach dieser Predigt beendet sein sollen, aber jemand schien das anders zu sehen. Dilaf hatte sich entschlossen, selbst zu sprechen. Der kleine Arelene schrie seine Worte mit feuriger Inbrunst hinaus.

Schon nach wenigen Sekunden legte sich Schweigen über die Menschenmenge, und die meisten Leute glitten zurück auf ihre Plätze. Sie hatten Dilaf in Hrathens Gefolge gesehen, und die Mehrzahl wusste wahrscheinlich, dass er ein Arteth war, aber bisher hatte Dilaf noch nie zu ihnen gesprochen. Jetzt sorgte er jedoch dafür, von niemandem mehr ignoriert werden zu können.

Er missachtete sämtliche Rhetorikregeln. Weder variierte er die Lautstärke, noch sah er Mitgliedern des Publikums in die Augen. Er hielt sich nicht würdevoll aufrecht, um imposant zu wirken; stattdessen hüpfte er schwungvoll über das Podium und gestikulierte wild. Sein Gesicht war schweißbedeckt, seine Augen weit aufgerissen und gespenstisch. Und sie hörten ihm zu.

Sie hörten ihm aufmerksamer zu, als sie es bei Hrathen getan hatten. Sie folgten Dilafs verrückten Sprüngen mit den Augen, wie gebannt von jeder seiner eigenartigen Bewegungen. Dilafs Rede hatte ein einziges Thema: Hass auf Elantris. Hrathen konnte spüren, wie die Begeisterung des Publikums wuchs. Dilafs Leidenschaft griff auf die Menschen über wie ein Schimmelpilz, der sich unkontrollierbar ausbreitete, sobald er einmal eine feuchte Stelle zum Wachsen gefunden hatte. Bald teilte das gesamte Publikum seine Abscheu, und die Menschen begleiteten seine vernichtenden Urteile mit lautem Geschrei.

Hrathen beobachtete das Ganze mit Sorge und, wenn er ehrlich war, Eifersucht. Im Gegensatz zu Hrathen war Dilaf nicht in den besten Schulen des Ostens ausgebildet worden. Dennoch besaß der kleine Priester etwas, was Hrathen fehlte. Leidenschaft.

Hrathen war immer ein kühler Verstandesmensch gewesen. Er war organisiert, umsichtig und hatte ein Auge fürs Detail. Früher hatten ihm deshalb entsprechende Seiten des Shu-Dereth das Priesteramt erstrebenswert erscheinen lassen: das geordnete, hierarchische Herrschaftsmodell zusammen mit der logischen Philosophie, auf der die Religion beruhte. Er hatte niemals Zweifel an der Kirche gehegt. Etwas, was derart perfekt durchorganisiert war, konnte gar nicht verkehrt

sein.

Trotz dieser Loyalität hatte Lirathen nie empfunden, was Dilaf nun zum Ausdruck brachte. In Hrathen schlummerten keine Hassgefühle, die so stark waren, dass er weinte, keine Liebe, die so tief ging, dass er in ihrem Namen alles aufs Spiel setzen würde. Er hatte immer geglaubt, der ideale Jünger Jaddeths zu sein; dass sein Herr Vernunft dringender benötigte als ungezähmte Inbrunst. Jetzt geriet er jedoch ins Grübeln.

Dilaf besaß mehr Macht über dieses Publikum, als Hrathen je gehabt hatte. Dilafs Hass auf Elantris war nicht logisch - vielmehr war er irrational und wild -, aber das kümmerte die Leute nicht. Hrathen könnte Jahre damit verbringen, ihnen die Vorzüge des Shu-Dereth zu erklären, ohne je die Reaktionen zu ernten, die sie nun an den Tag legten. Ein Teil von ihm blieb spöttisch und versuchte sich selbst zu überzeugen, dass Dilafs Worte keinen bleibenden Eindruck hinterlassen würden, dass der leidenschaftliche Augenblick im Alltag untergehen würde - doch ein anderer, ehrlicherer Teil seiner selbst reagierte schlicht und einfach mit Neid. Was stimmte mit ihm nicht, dass er in den ganzen dreißig Jahren seines Dienstes in Jaddeths Reich noch kein einziges Mal so empfunden hatte, wie Dilaf jeden Moment zu fühlen schien?

Schließlich verstummte der Arteth. Noch eine gute Weile nach Dilafs Rede herrschte Schweigen in dem Raum. Dann flammten Gespräche auf, und auf dem Weg aus der Kapelle diskutierten die Leute aufgeregt miteinander. Dilaf taumelte von dem Podium und sackte in einer der vorderen Kirchenbänke zusammen.

»Gut gemacht«, erklang eine Stimme neben Hrathen. Herzog Telrii sah sich die Predigten von seiner privaten Loge an der Seite der Kapelle aus an. »Es war ein genialer Schachzug, den kleinen Mann nach Euch sprechen zu lassen, Hrathen. Ich hatte mir schon Sorgen gemacht, als mir auffiel, wie die Leute sich zu langweilen begannen. Der junge Priester hat erneut die Aufmerksamkeit aller gefesselt.«

Hrathen ließ sich den Ärger, weil Telrii ihn mit seinem Namen und nicht seinem Titel anredete, nicht anmerken. Zu einem späteren Zeitpunkt würde es Gelegenheit geben, etwas gegen diesen Mangel an Respekt zu unternehmen. Außerdem verkniff er sich eine Bemerkung bezüglich der angeblichen Langeweile des Publikums während seiner Predigt.



»Dilaf ist ein außergewöhnlicher junger Mann«, sagte Hrathen stattdessen. »Jedes Argument hat zwei Seiten, Lord Telrii: eine logische und eine leidenschaftliche. Wir müssen von beiden Seiten her angreifen, wenn wir siegen wollen.«

Telrii nickte.

»Nun, Mylord, habt Ihr meinen Vorschlag überdacht?«

Nach kurzem Zögern nickte Telrii abermals. »Die Sache ist verlockend, Hrathen. Sehr verlockend. Ich glaube nicht, dass es in ganz Arelon einen Mann gibt, der ein solches Angebot ausschlagen könnte. Ich schon gar nicht.«

»Gut. Ich werde Verbindung zu Fjorden aufnehmen. Wir sollten noch binnen dieser Woche loslegen können.«

Telrii nickte. Das Feuermal an seinem Hals sah im Schatten wie ein gewaltiger Bluterguss aus. Nach einem Wink in Richtung seiner zahlreichen Diener ging der Herzog auf die Seitentür der Kapelle zu und entschwand in die Dämmerung. Hrathen wartete ab, bis sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, dann ging er zu Dilaf hinüber, der immer noch ausgestreckt auf der Bank lag.

»Das kam unerwartet, Arteth«, sagte er. »Du hättest es vorher mit mir absprechen sollen.«

»Es war nicht geplant, Mylord«, erklärte Dilaf. »Das Verlangen zu sprechen überkam mich ganz plötzlich. Es ist nur Euch zu Diensten geschehen, mein Hroden.«

»Natürlich«, meinte Hrathen unzufrieden. Telrii hatte recht: Dilafs Nachtrag war wertvoll gewesen. So sehr Hrathen den Artethen auch rügen wollte, er konnte es nicht tun. Er würde seinen eigenen Dienst in des Wyrns Namen vernachlässigen, wenn er nicht jedes ihm zur Verfügung stehende Werkzeug einsetzte, um das arelische Volk zu bekehren; und Dilaf hatte sich als überaus nützliches Werkzeug erwiesen. Hrathen würde den Artethen noch bei späteren Gelegenheiten als Redner benötigen. Wieder einmal ließ Dilaf ihm keine andere Wahl.

»Nun, es ist geschehen«, sagte Hrathen betont abweisend. »Und anscheinend hat es den Leuten gefallen. Vielleicht lasse ich dich wieder einmal sprechen. Du darfst jedoch niemals deine Stellung vergessen, Arteth. Du bist mein Odiv und tust nichts ohne meine ausdrückliche Anweisung.«

Verstanden?« »Vollkommen, Mylord Hrathen.« Leise schloss Hrathen die Tür zu seinen Privatgemächern. Dilaf war nicht bei ihm. Hrathen würde ihn

niemals mit ansehen lassen, was sich gleich abspielen würde. Zumindest darin konnte Hrathen sich dem jungen arelischen Priester immer noch überlegen fühlen. Dilaf würde niemals in die erste Riege der Priesterschaft aufsteigen, denn er wäre niemals zu dem fähig, was Hrathen gleich tun würde - etwas, wovon nur Gyorne und der Wyrn wussten.

Ruhig saß Hrathen in seinem Sessel und machte sich bereit. Erst nach einer halben Stunde Meditation hatte er das Gefühl, sich ausreichend in der Gewalt zu haben, um handeln zu können. Hrathen tat einen gleichmäßigen Atemzug, erhob sich von seinem Platz und trat auf den großen Schrankkoffer in der Zimmerecke zu. Darauf lag ein Haufen gefalteter Gobelins, der sorgfältig so drapiert war, dass er den Schrankkoffer verbarg. Hrathen schob die Gobelins ehrfürchtig beiseite und zog dann eine Goldkette hervor, die er unter dem Hemd um den Hals trug. Am Ende der Kette befand sich ein kleiner Schlüssel. Damit öffnete er den Koffer und enthüllte dessen Inhalt: eine kleine Metallkiste.

Die Kiste hatte in etwa die Größe von vier aufeinander gestapelten Büchern, und sie lag schwer in Hrathens Händen, als er sie aus dem Koffer hob. Die Seitenwände der Kiste waren aus dem besten Stahl angefertigt, und vorn war ein kleines Zifferblatt mit etlichen zierlichen Hebeln angebracht. Der Mechanismus war von den geschicktesten Schlossern in ganz Svorden ersonnen worden. Nur Hrathen und dem Wyrn war bekannt, wie man an dem Zifferblatt dreht und die Hebel einstellen musste, um die Kiste zu öffnen.

Hrathen ließ das Zifferblatt kreisen und legte die Hebel zu einem Muster um, das er kurz nach seiner Ernennung zum Gyorn auswendig gelernt hatte. Die Kombination war nie niedergeschrieben worden. Es würde den Shu-Dereth zu sehr kompromittieren, wenn jemand außerhalb der innersten Priesterriege entdecken sollte, was sich in dieser Kiste befand.

Das Schloss klickte, und Hrathen öffnete den Deckel mit fester Hand. Im Innern saß geduldig eine kleine leuchtende Kugel.

»Ihr braucht mich, Mylord?«, fragte das Seon mit leiser Frauenstimme.

»Sei still!«, befahl Hrathen. »Du weißt genau, dass du nicht sprechen sollst.«

Die Lichtkugel hüpfte unterwürfig auf und nieder. Es war Monate her, dass Hrathen die Kiste das letzte Mal geöffnet hatte, doch das Seon zeigte keinerlei Anzeichen von Aufsässigkeit. Der Gehorsam dieser Wesen - oder was immer sie sein mochten - schien unfehlbar zu sein. Die Seonen hatten Hrathen am meisten aus dem Gleichgewicht gebracht, als er in den Rang eines Gyorns erhoben worden war. Allerdings war er nicht überrascht gewesen, dass es diese Wesen tatsächlich gab - während viele im Osten Seonen als aonischen Mythos abtaten, hatte Hrathen zu dem Zeitpunkt längst gelernt, dass es Dinge in der Welt gab ... die sich dem Verständnis Normalsterblicher entzogen. Die Erinnerungen an seine frühen Jahre in Dakhor jagten ihm immer noch Angstschauder über den Rücken.

Nein, Hrathen war überrascht gewesen, dass der Wyrn nichts dagegen hatte, sich heidnischer Zauber zu bedienen, um Jaddeths Reich zu fördern. Der Wyrn persönlich hatte erklärt, dass die Verwendung von Seonen notwendig sei, doch Hrathen hatte Jahre gebraucht, um sich an die Vorstellung zu gewöhnen.

Letzten Endes hatte seine Logik die Oberhand gewonnen. So wie es manchmal nötig war, in heidnischen Sprachen zu reden, um Jaddeths Reich zu predigen, gab es eben auch Gelegenheiten, bei denen sich die Künste des Feindes als wertvoll erwiesen.

Selbstverständlich konnten nur Menschen mit dem höchsten Grad an Selbstbeherrschung und Heiligkeit Seonen benutzen, ohne verdorben zu werden. Gyorne bedienten sich ihrer, um mit dem Wyrn in Kontakt zu treten, wenn sie sich in einem fernen Land aufhielten, und sie taten es nur sehr selten. Der Vorteil, augenblicklich über solche Strecken hinweg kommunizieren zu können, war den Preis wert.

»Lass mich mit dem Wyrn sprechen«, befahl Hrathen. Das Seon gehorchte und schwebte ein Stück höher, während es sich anstrebte, des Wyrns eigenes verstecktes Seon ausfindig zu machen - das Tag und Nacht von einem stummen Diener bewacht wurde, dessen einzige heilige Pflicht darin bestand, auf das Wesen aufzupassen.

Hrathen beäugte das Seon während der Wartezeit. Das Seon schwebte geduldig in der Luft. Es *wirkte* immer gehorsam; ja die anderen Gyorne

schiene die Loyalität der Wesen noch nicht einmal in Frage zu stellen. Sie behaupteten, es sei Teil des Seonzaubers, dass die Wesen ihren Herren treu ergeben waren, selbst wenn besagte Herren sie verabscheuten.

Hrathen war sich da nicht so sicher. Seonen konnten mit ihren Artgenossen in Verbindung treten, außerdem brauchten sie anscheinend nicht halb so viel Schlaf wie Menschen. Was taten Seonen, während ihre Herren schliefen? Welche Geheimnisse tauschten sie untereinander aus? Einst hatte der Großteil des Adels in Duladel, Arelon, Teod und sogar Jindo Seonen besessen. Wie viele Staatsgeheimnisse waren damals von den unauffälligen schwebenden Kugeln mit angesehen und weiter erzählt worden?

Er schüttelte den Kopf. Es war gut, dass diese Zeit vorüber war. Heutzutage hatten die Seonen aufgrund ihrer Verbindung mit dem gefallenen Elantris an Gunst verloren, und da sie sich durch den Verlust des elantrischen Zaubers nicht mehr vermehren konnten, wurden sie immer seltener. Hrathen bezweifelte, dass man Seonen je wieder frei herumschweben sähe, sobald Fjorden den Westen erobert hatte.

Sein Seon fing an, wie Wasser zu zerrinnen, und verwandelte sich dann in des Wyrns stolzes Antlitz. Edle, kantige Züge betrachteten Hrathen.

»Ich bin hier, mein Sohn.« Des Wyrns Stimme drang durch das Seon.

»Oh, großer Herr und Meister, Jaddeths Gesalbter und Kaiser im Licht seiner Gunst«, sagte Hrathen und neigte den Kopf.

»Sprich, mein Odiv.«

»Ich habe einen Vorschlag, was einen der Adligen von Arelon betrifft, oh Erhabener ...«

## Kapitel 13

Das ist es!«, rief Raoden. »Galladon, komm her!« Mit hochgezogenen Augenbrauen legte der große Dula sein eigenes Buch beiseite, erhob sich dann mit der für ihn typischen Gelassenheit und schlenderte zu Raoden hinüber. »Was hast du gefunden, Sule?«

Raoden deutete auf das Buch vor ihm, dessen Deckel fehlten. Er saß in der ehemaligen korathischen Kirche, die zu ihrem Hauptquartier geworden war. Galladon, der immer noch fest entschlossen war, sein kleines Arbeitszimmer voller Bücher geheim zu halten, hatte darauf bestanden, dass sie die jeweils benötigten Bände in die Kapelle schleppten, damit er niemandem sonst Zutritt zu seinem privaten Heiligtum gewähren musste.

»Sule, das kann ich nicht lesen«, protestierte Galladon mit einem Blick auf das Buch. »Es ist vollständig in Äonen geschrieben.«

»Genau das hat meinen Verdacht erregt«, sagte Raoden.

»Kannst *du* das etwa lesen?«, fragte Galladon.

»Nein«, erwiderte Raoden lächelnd. »Aber ich habe das hier.« Er griff nach unten und zog einen ähnlichen einbandlosen Wälzer herauf, dessen Titelseite mit elantrischem Dreck besudelt war. »Ein Aonenlexikon.« Galladon betrachtete das erste Buch kritisch. »Sule, ich erkenne noch nicht einmal ein Zehntel der Äonen auf dieser Seite wieder. Hast du auch nur die leiseste Ahnung, wie lange es dauern wird, bis du den Text übersetzt hast?«

Raoden zuckte mit den Schultern. »Es ist besser, als in den anderen Büchern nach Hinweisen zu suchen. Galladon, wenn ich auch nur noch ein einziges Wort über die Landschaften Fjordens lese, muss ich mich übergeben.«

Galladon grunzte seine Zustimmung. Wer auch immer die Bücher vor der Reod besessen haben mochte, musste ein Gelehrter der Geografie gewesen sein, denn mindestens die Hälfte der Bände waren diesem Thema gewidmet.

»Und du bist dir sicher, dass das hier das richtige Buch ist?«, erkundigte sich Galladon.

»Ich habe ein wenig Übung im Lesen reiner Aonentexte, mein Freund.«

Raoden deutete auf ein Aon, das sich auf einer der Anfangsseiten des Buches befand. »Das hier bedeutet Aon- Dor.«

Galladon nickte. »Na gut, Sule. Trotzdem beneide ich dich nicht um die Aufgabe. Das Leben wäre um einiges einfacher, wenn dein Volk nicht so lange gebraucht hätte, ein Alphabet zu erfinden. Kolo?«

»Die Äonen waren ein Alphabet«, sagte Raoden. »Bloß eben ein unglaublich kompliziertes. Das hier wird nicht so lange dauern, wie du denkst. Mit der Zeit sollte mir wieder einfallen, was ich in der Schule gelernt habe.«

»Sule, manchmal bist du so optimistisch, dass mir ganz übel wird. Gehe ich recht in der Annahme, dass wir dann die anderen Bücher wieder an ihren Ursprungsort zurückkarren können?« In Galladons Stimme schwang eine gewisse ängstliche Sorge mit. Die Bücher bedeuteten ihm viel. Raoden hatte eine gute Stunde gebraucht, um den Dula zu überreden, ihn die Buchdeckel abmachen zu lassen, lind es war offensichtlich, welch großes Unbehagen es dem Hünen bereitete, dass die Bücher dem schmierigen Dreck von Elantris ausgesetzt waren.

»Das dürfte klargehen«, sagte Raoden. Keines der anderen Bücher handelte von Aon-Dor, und obwohl es sich bei manchen um Tagebücher oder andere Niederschriften handelte, die Hinweise enthalten konnten, hatte Raoden den Verdacht, dass keines davon so nützlich sein würde wie das Buch vor ihm. Vorausgesetzt, er war in der Lage, es zu übersetzen.

Mit einem Nicken machte Galladon sich daran, die Bücher einzusammeln. Dann blickte er ängstlich nach oben, als vom Dach her ein Knarzen zu ihnen drang. Galladon war überzeugt, dass die gesamte Konstruktion früher oder später zusammenstürzen und ihm unweigerlich auf den glänzenden dunklen Schädel fallen würde.

»Mach dir nicht so viele Sorgen, Galladon«, sagte Raoden. »Maare und Riil wissen, was sie tun.«

Galladon runzelte die Stirn. »Nein, Sule, das stimmt nicht. Ich meine mich daran zu erinnern, dass keiner von beiden auch nur den blassesten Schimmer hatte, was sie tun sollten, bevor du sie dazu gedrängt hast.«

»Was ich damit sagen wollte, ist, dass sie qualifiziert sind.« Raoden warf einen zufriedenen Blick an die Decke. Nach sechs Tagen Arbeit war nun ein Großteil des Daches fertig. Mareshe hatte eine lehmartige Masse aus

Holzstückchen, Erde und dem überall anzutreffenden elantrischen Dreck ersonnen. Kombinierte man diese Mischung mit den herabgestürzten Tragbalken und den nicht allzu verfaulten Überresten an Tuch, hatte man genug Material, um eine Decke zu errichten, die vielleicht nicht hochwertiger als ihre Vorgängerin war, aber zumindest den Anforderungen genügte.

Raoden lächelte. Die Schmerzen und der Hunger waren zwar immer vorhanden, aber die Dinge liefen so gut, dass er beinahe in der Lage war, die Schmerzen zu vergessen, die ihm ein halbes Dutzend Prellungen und Schnitte verursachten. Durch das Fenster zu seiner Rechten konnte er sein neuestes Bandenmitglied sehen: Loren. Der Mann arbeitete in dem weiträumigen Bereich neben der Kirche, der wahrscheinlich einmal ein Garten gewesen war. Ausgestattet mit einem frisch angefertigten Paar Lederhandschuhe, schaffte Loren gemäß Raodens Anweisungen Steine fort und entfernte Abfälle, sodass allmählich die lockere Erde darunter zum Vorschein kam.

»Was soll das bringen?«, fragte Galladon, der Raodens Blick aus dem Fenster gefolgt war.

»Das wirst du schon noch sehen«, sagte Raoden mit einem geheimnisvollen Lächeln.

Galladon schnaubte verärgert, während er einen Armvoll Bücher aufhob und die Kapelle verließ. In einer Hinsicht hatte der Dula recht behalten: Sie konnten nicht darauf bauen, dass neue Elantrier so schnell hintereinander in die Stadt geworfen wurden, wie Raoden es anfangs erwartet hatte. Vor Lorens Ankunft tags zuvor waren fünf ganze Tage verstrichen, ohne dass sich das Stadttor auch nur einen Spaltbreit geöffnet hatte. Raoden hatte großes Glück gehabt, dass er Mareshe und die anderen in so kurzer Zeit aufgesammelt hatte.

»Lord Lebensgeist?«, fragte eine Stimme unschlüssig.

Als Raoden zur Eingangstür der Kapelle blickte, wartete dort ein unbekannter Mann darauf, dass man von seiner Anwesenheit Notiz nähme. Er war dünn, hatte eine gebückte Haltung und das Gebaren eines Mannes, der daran gewöhnt war, Unterwürfigkeit zu zeigen. Raoden vermochte nicht mit Sicherheit zu sagen, wie alt der Mann war. Die Shaod ließ für gewöhnlich jeden viel älter wirken, als er tatsächlich war. Dennoch hatte er das Gefühl, dass dieser Mann tatsächlich alt war. Hätte

er Haare auf dem Kopf gehabt, wären sie weiß gewesen, und seine Haut war schon lange vor der Shaod runzlig gewesen.

»Ja?«, fragte Raoden neugierig. »Was kann ich für dich tun?«

»Mylord ...«, setzte der Mann an.

»Sprich nur weiter«, ermunterte Raoden ihn.

»Nun, Eure Lordschaft, mir sind da so einige Sachen zu Ohren gekommen, und ich habe mich gefragt, ob ich mich Euch vielleicht anschließen könnte.«

Lächelnd erhob Raoden sich und ging auf den Mann zu. »Gewiss könnt Ihr Euch uns anschließen.

Was ist Euch denn zu Ohren gekommen?« »Nun ...« Der betagte Elantrier wand sich nervös. »Manche Leute auf der Straße sagen, dass deine

Anhänger nicht so hungrig sind. Man sagt, du verfügst über ein Geheimnis, das die Schmerzen vertreibt.

Ich bin nun schon seit beinahe einem Jahr in Elantris, Mylord, und meine Verletzungen werden mir mittlerweile fast zu viel. Da habe ich mir gedacht, ich könnte entweder Euch eine Chance geben oder mir ein Plätzchen in der Gosse suchen und mich den Hoed anschließen.«

Raoden nickte und legte dem Mann die Hand auf die Schulter. Sein Zeh brannte noch immer - allmählich gewöhnte er sich zwar an den Schmerz, aber er verschwand niemals. Begleitet wurde das Ganze von der nagenden Pein in seinem Magen. »Ich bin froh, dass Ihr hergekommen seid. Wie heißt Ihr?«

»Kahar, Mylord.«

»Also gut, Kahar, was habt Ihr gemacht, bevor die Shaod Euch ereilt hat?«

Kahar blickte ins Leere, als befände er sich in Gedanken auf einer Reise in eine weit entfernte Vergangenheit. »Ich muss wohl geputzt haben, Mylord. Ich glaube, ich habe Straßen gefegt.«

»Wunderbar! Auf jemanden mit Euren besonderen Fähigkeiten habe ich gewartet. Mareshe, seid Ihr da hinten?«

»Ja, Mylord«, rief der spindeldürre Kunsthandwerker aus einem der Hinterzimmer. Einen Augenblick später erschien sein Kopf im Türrahmen.

»Hat sich in den Auffangvorrichtungen, die Ihr installiert habt,



zufälligerweise etwas von dem Regen letzte Nacht gesammelt?«

»Selbstverständlich, Mylord«, sagte Mareshe ungehalten.

»Gut. Zeigt Kahar hier, wo das Wasser ist.«

»Sicher.« Mareshe winkte Kahar, ihm zu folgen.

»Was soll ich mit Wasser anfangen, Mylord?«, wollte Kahar wissen.

»Es ist Zeit, dass wir aufhören, inmitten von Schleim und Dreck zu leben, Kahar«, sagte Raoden. »Der Schmutz, der Elantris bedeckt, lässt sich entfernen. Ich habe einen Ort gesehen, an dem das geschehen ist. Lasst Euch Zeit und überanstrengt Euch nicht, aber putzt dieses Gebäude Zentimeter für Zentimeter. Kratzt jedes bisschen Dreck ab und wascht jeden Schmutzpartikel fort.«

»Und dann werdet Ihr mir das Geheimnis zeigen?«, fragte Kahar hoffnungsvoll.

»Vertraut mir.«

Kahar nickte und folgte Mareshe aus dem Saal. Raodens Lächeln verlor sich, als der Mann fort war.

Das Schwierigste an seinem Anführerdasein hier in Elantris war, seine optimistische Grundhaltung zu bewahren, derentwegen Galladon ihn immer aufzog. Diese Menschen, selbst die Neuankömmlinge, standen gefährlich knapp davor, die Hoffnung aufzugeben. Sie glaubten, verdammt zu sein, und gingen davon aus, dass nichts ihre Seelen davor bewahren konnte, wie Elantris selbst zu verfaulen. Raoden kämpfte gegen viele Jahre alte

Vorurteile und die allgegenwärtigen Kräfte von Hunger und Schmerz an.

Er hatte sich selbst nie als übermäßig fröhlichen Menschen betrachtet.

Doch hier in Elantris reagierte Raoden mit kämpferischem Optimismus auf die vorherrschende Atmosphäre der Verzweiflung. Je schlimmer die Dinge wurden, desto entschlossener war er, ohne Klagen damit fertig zu werden. Doch die erzwungene Fröhlichkeit hatte ihren Preis. Er konnte

spüren, wie sich die anderen, selbst Galladon, auf ihn verließen. Als

einzigster Mensch in ganz Elantris durfte Raoden seine Schmerzen nicht

offen zeigen. Der Hunger nagte in seiner Brust wie ein Insektenschwarm, der nach draußen gelangen wollte, und die Schmerzen von etlichen Verletzungen untergruben gnadenlos seine Entschlossenheit.

Er war sich nicht sicher, wie lange er es noch aushalten würde. Nach

knappen anderthalb Wochen in Elantris waren die Schmerzen bereits so

stark, dass es manchmal schwierig war, sich zu konzentrieren. Wie lange würde es dauern, bis er gar nicht mehr funktionierte? Oder wie lange, bis er wie Shaors Männer zu einem Tier degenerierte? Eine Frage bereitete ihm größere Angst als alle anderen: Wenn er fiel, wie viele Menschen würden mit ihm fallen?

Und dennoch musste er die Last tragen. Wenn er nicht die Verantwortung übernahm, würde es niemand tun, und diese Menschen würden Sklaven ihrer Qualen oder der brutalen Schläger auf den Straßen werden. Elantris brauchte ihn. Wenn es ihn verbrauchte, sollte es eben so sein.

»Lord Lebensgeist!«, rief eine hektische Stimme.

Raoden blickte auf und sah den besorgten Saolin hereinstürzen. Der Söldner mit der krummen Nase hatte sich einen Speer aus einem nur halbwegs verrotteten Stück Holz und einem scharfen Stein gebastelt und patrouillierte nun regelmäßig durch die Gegend um die Kapelle. Das narbige elantrische Gesicht des Mannes wies etliche Sorgenfalten auf.

»Was ist los, Saolin?«, fragte Raoden beunruhigt. Bei dem Mann handelte es sich um einen erfahrenen Krieger, der sich nicht so leicht aus der Ruhe bringen ließ.

»Eine Gruppe bewaffneter Männer ist auf dem Weg hierher, Mylord. Ich habe zwölf von ihnen gezählt, und sie tragen stählerne Waffen bei sich.«

»Aus Stahl?«, fragte Raoden. »In Elantris? Ich wusste gar nicht, dass es hier so etwas gibt.«

»Sie kommen schnell näher, Mylord«, sagte Saolin. »Was sollen wir tun? Sie sind schon beinahe hier.«

»Sie *sind* hier«, sagte Raoden, als eine Gruppe Männer durch die offene Eingangstür der Kapelle stürmte. Saolin hatte recht: Etliche Männer trugen stählerne Waffen, auch wenn die Klingen angeschlagen und rostig waren. Die Truppe war ein finster dreinblickender, unangenehmer Haufen, der von einer vertrauten Gestalt angeführt wurde - oder zumindest aus der Entfernung vertraut.

»Karata«, sagte Raoden.

Loren hätte am Vortag ihr gehören sollen, doch Raoden hatte ihn ihr weggeschnappt. Anscheinend war sie gekommen, um sich darüber zu beschweren. Im Grunde war es nur eine Frage der Zeit gewesen.

Raoden warf Saolin einen Blick zu. Der Soldat schob sich Stück für

Stück vorwärts, als sei er begierig, seinen behelfsmäßigen Speer auszuprobieren. »Weicht nicht von der Stelle!«, befahl Raoden. Karata hatte eine Glatze, die sie der Shaod verdankte, und sie hielt sich schon so lange in der Stadt auf, dass ihre Haut anfang, runzelig zu werden. Sie hatte jedoch ein stolzes Gesicht und entschlossene Augen; die Augen eines Menschen, der sich den Schmerzen noch nicht ergeben hatte und das auf absehbare Zeit auch nicht tun würde. Sie trug dunkle Kleidung aus zerschlissenem Leder - für elantrische Verhältnisse geschickt gearbeitet.

Sie blickte sich in der Kapelle um, betrachtete die neue Decke und dann die Mitglieder von Raodens Truppe, die sich draußen vor dem Fenster versammelt hatten und das Schauspiel besorgt beobachteten. Mareshe und Kahar standen reglos an der Rückwand des Saales. Zuletzt richtete Karata den Blick auf Raoden.

Es herrschte angespanntes Schweigen. Schließlich sagte Karata zu einem ihrer Männer: »Zerstört das Gebäude, jagt sie raus und brecht ihnen ein paar Knochen.« Dann wandte sie sich zum Gehen.

»Ich kann Euch in Iadons Palast bringen«, sagte Raoden leise.

Karata erstarrte.

»Das wollt Ihr doch, oder?«, fragte Raoden. »Die elantrische Stadtwache hat Euch in Kae aufgegriffen. Sie werden Euch nicht ewig gewähren lassen. Elantrier, die zu oft entkommen, werden verbrannt. Wenn Ihr wirklich in den Palast gelangen möchtet, kann ich Euch dorthin bringen.«

»Wir werden es nie aus der Stadt rausschaffen«, sagte Karata und warf ihm einen skeptischen Blick über die Schulter zu. »Letztens haben sie die Wachen verdoppelt; sollte einen guten Eindruck machen wegen irgendsoeiner königlichen Hochzeit. Ich habe es schon seit einem Monat nicht mehr nach draußen geschafft.«

»Aus der Stadt rausbringen kann ich Euch auch«, versprach Raoden. Karatas Augen verengten sich misstrauisch. Raoden hatte mit keinem Wort einen Preis erwähnt. Sie beide wussten, dass er nur eine einzige Sache fordern konnte: in Ruhe gelassen zu werden. »Ihr seid verzweifelt«, stellte sie schließlich fest.

»Stimmt. Aber ich bin außerdem ein Opportunist.«

Karata nickte langsam. »Ich kehre bei Einbruch der Nacht zurück. Ihr

werdet Euer Versprechen halten, oder meine Männer werden jedem Einzelnen hier sämtliche Knochen brechen und Eure Leute unter Qualen verrotten lassen.«

»Verstanden.«

»Sule, meiner Meinung nach ...«

»Ist das keine gute Idee«, beendete Raoden den Satz mit dem Anflug eines Lächelns. »Ja, Galladon, ich weiß.«

»Elantris ist eine große Stadt«, sagte Galladon. »Es gibt reichlich Verstecke, in denen uns nicht einmal Karata finden würde. Sie kann nicht allzu viele ihrer Leute nach uns suchen lassen, weil ansonsten Shaor und Aanden ihr Hauptquartier angreifen. Kolo?«

»Ja, aber was dann?«, fragte Raoden, der die Festigkeit eines Seiles testete, das Mareshe aus ein paar Lumpen hergestellt hatte. Es schien sein Gewicht auszuhalten. »Karata würde uns nicht finden, aber sonst auch niemand. Die Menschen scheinen endlich mitbekommen zu haben, dass wir hier sind. Wenn wir jetzt umziehen, werden wir nie mehr werden.«

Galladon blickte gequält drein. »Sule, müssen wir denn mehr werden? Musst du eine weitere Bande gründen? Reichen drei Kriegsherren denn nicht?«

Raoden hielt inne und sah bekümmert zu dem großen Dula empor.

»Galladon, meinst du wirklich, dass es das ist, was ich hier mache?«

»Ich weiß es nicht, Sule.«

»Ich will keine Macht, Galladon«, sagte Raoden entschieden. »Ich mache mir Sorgen um das Leben. Nicht nur das *Überleben*, Galladon, das *Leben*. Diese Menschen sind tot, weil sie aufgegeben haben, nicht weil ihre Herzen nicht mehr schlagen. Ich werde das ändern.«

»Sule, das ist unmöglich.«

»Genauso unmöglich, wie Karata Zutritt zu Iadons Palast zu verschaffen«, sagte Raoden und wickelte das Seil an seinem Arm zu einer Rolle auf. »Wir unterhalten uns bei meiner Rückkehr weiter.«

»Was ist das?«, wollte Karata misstrauisch wissen.

»Es ist der Stadtbrunnen«, erklärte Raoden und lugte über den steinernen Rand. Der Brunnen ging tief, aber Raoden konnte in der Dunkelheit unten Wasser fließen hören.

»Ihr wollt, dass wir hinausschwimmen?«

»Nein.« Raoden band Mareshes Seil an eine rostige Eisenstange, die aus der Seitenwand des Brunnens ragte. »Wir lassen uns einfach von der Strömung mitnehmen. Mehr Treibenlassen als Schwimmen.«

»Das ist Wahnsinn! Der Fluss verläuft unterirdisch. Wir werden ertrinken.«

»Wir können nicht ertrinken«, sagte Raoden. »Wie mein Freund Galladon immer sagt: Wir sind bereits tot. Kolo?«

Karata sah alles andere als überzeugt aus.

»Der Aredel verläuft direkt unter Elantris und fließt dann nach Kae weiter«, erläuterte Raoden. »Er fließt um die Stadt und am Palast vorbei. Wir müssen uns nur von der Strömung mitziehen lassen. Ich habe schon ausprobiert, die Luft anzuhalten: eine halbe Stunde lang, und meine Lungen haben noch nicht einmal wehgetan. Unser Blut fließt nicht mehr, wir brauchen Luft also nur, um reden zu können.«

»Das hier könnte uns beiden den Garaus machen«, warnte Karata.

Raoden zuckte mit den Schultern. »In ein paar Monaten rafft uns der Hunger sowieso dahin.«

Karata lächelte leicht. »Na gut, Lebensgeist. Ihr zuerst.«

»Mit Vergnügen«, sagte Raoden, dessen Vergnügen sich in Wirklichkeit in Grenzen hielt. Doch letzten Endes war es seine Idee gewesen. Mit einem wehmütigen Kopfschütteln schwang Raoden sich über den Brunnenrand und begann sich abzuseilen. Das Seil reichte nicht bis zum Wasser hinab. Also holte er tief Luft, auch wenn es unnütz war, und ließ los.

Er klatschte in den entsetzlich kalten Fluss. Die Strömung drohte ihn mit sich zu reißen, aber er hielt sich rasch an einem Felsen fest und wartete auf Karata. Kurz darauf erklang ihre Stimme in der Dunkelheit über ihm.

»Lebensgeist?«

»Ich bin hier. Ihr seid etwa drei Meter über dem Fluss. Den Rest werdet Ihr Euch hinabfallen lassen müssen.«

»Und dann?«

»Dann geht der Fluss unterirdisch weiter. Ich kann schon den Sog spüren. Wir können bloß hoffen, dass er die ganze Strecke über breit genug ist, ansonsten enden wir als ewige unterirdische Stöpsel.«

»Das hättet Ihr auch erwähnen können, bevor ich hier herunterkomme«, sagte Karata nervös. Doch schon bald erklang ein Klatschen, gefolgt von

einem Aufstöhnen, das in ein Gurgeln überging, als etwas Großes an Raoden vorbei von der Strömung mitgerissen wurde.

Raoden murmelte ein Stoßgebet an den gütigen Domi, ließ dann den Felsen los und wurde einen Augenblick später von dem Fluss unter die dunkle Oberfläche gezogen.

Raoden musste doch noch schwimmen. Es war unabdinglich, sich in der Mitte des Flusses zu halten, wenn man nicht gegen die Felswände des Tunnels geschleudert werden wollte. Er tat auf dem Weg durch die Dunkelheit sein Möglichstes und streckte seine Arme aus, um seine Position in der Mitte des Gewässers zu halten. Glücklicherweise waren die Felsen im Laufe der Zeit so glatt gewaschen worden, dass sie keine Schnitte, sondern höchstens blaue Flecken verursachten.

Eine Ewigkeit verstrich in der stillen Unterwelt. Es war, als schwebe er durch die Dunkelheit selbst, ohne sprechen zu können, völlig allein. Vielleicht sah so der Tod aus: seine Seele, die in einer unendlichen, lichtlosen Leere trieb.

Die Strömung änderte die Richtung und zog ihn nach oben. Er bewegte die Arme, um sich gegen die steinerne Decke abzustützen, traf jedoch auf keinen Widerstand. Kurz darauf tauchte sein Kopf aus dem Wasser auf, und sein nasses Gesicht fühlte sich im Wind kalt an. Er blinzelte unsicher und nahm allmählich die Umgebung wahr, obgleich die Sterne und ein paar spärliche Straßenlampen nur trübes Licht boten. Es reichte jedoch, um seinen Orientierungssinn wiederzuerlangen - und vielleicht auch seinen gesunden Menschenverstand.

Raoden ließ sich träge im Wasser treiben. Hier an der Oberfläche verbreiterte sich der Fluss, und die Strömung verlor rasch an Geschwindigkeit. Als er spürte, wie im Wasser eine Gestalt auf ihn zukam, versuchte er zu sprechen, doch seine Lungen waren voll. Das Einzige, was er zustande brachte, war ein lauter, unkontrollierbarer Hustenanfall.

Eine Hand legte sich ihm auf den Mund, sodass das Husten in ein Gurgeln überging.

»Ruhig, Narr!«, zischte Karata.

Raoden nickte und gab sich Mühe, den Hustenreiz unter Kontrolle zu bringen. Vielleicht hätte er sich weniger auf die theologische Metaphorik der Reise konzentrieren und dafür lieber den Mund geschlossen halten

sollen.

Karata ließ seinen Mund los, hielt sich aber weiter an seinen Schultern fest, sodass sie zusammen blieben, während sie an der Stadt Kae vorbeiglitten. Die Geschäfte waren über Nacht geschlossen, aber gelegentlich patrouillierte eine Wache durch die Straßen. Die beiden trieben schweigend weiter, bis sie den Nordrand der Stadt erreicht hatten, wo sich Iadons burgartiger Palast in die Nacht erhob. Dann schwammen sie, immer noch ohne etwas zu sagen, in der Nähe des Palastes ans Ufer. Der Palast war ein dunkles, düsteres Bauwerk - ein deutlicher Beweis für Iadons eine große Schwäche. Raodens Vater hatte kaum je Angst, vielmehr war er häufig in Situationen kampflustig, in denen es klüger wäre, vorsichtig zu sein. Dieser Charakterzug hatte ihm beim Handel mit Fjorden Reichtum eingebracht, doch als König hatte er ihn versagen lassen. In einer einzigen Hinsicht war Iadon geradezu paranoid: beim Schlafen. Der König hatte schreckliche Angst, dass sich Attentäter einschleichen und ihn im Schlaf ermorden könnten. Raoden konnte sich noch gut an die irrationalen Dinge erinnern, die sein Vater jeden Abend vor dem Zubettgehen vor sich hin murmelte. Die Sorgen, die das Königsein mit sich brachte, hatten die Sache nur schlimmer gemacht, und Iadon hatte seinen ohnehin einer Festung ähnelnden Palast mit einem Wachbataillon versehen. Die Soldaten wohnten in der Nähe von Iadons eigenen Gemächern, damit sie rasch auf jeglichen Zwischenfall reagieren konnten.

»Also gut«, flüsterte Karata mit einem unsicheren Blick auf die Wachen, die auf den Zinnen auf und ab gingen, »Ihr habt uns rausgebracht. Nun bringt uns auch hinein.«

Raoden nickte und versuchte, seine wassergefüllten Lungen so leise wie möglich zu leeren, was ihm erst nach langem verhaltenem Würgen gelang.

»Versucht, nicht so viel zu husten«, riet Karata ihm. »Ihr reizt bloß Euren Hals, und Eure Brust wird ganz wund, und dann werdet Ihr Euch bis in alle Ewigkeit erkältet fühlen.«

Stöhnend stemmte Raoden sich auf die Beine. »Wir müssen auf die westliche Seite«, sagte er, seine Stimme nur noch ein Krächzen.

Karata nickte. Sie bewegte sich leise und schnell - was ihr viel besser gelang als Raoden wie jemand, der daran gewöhnt war, ständig in Gefahr

zu schweben. Etliche Male hielt sie an und streckte warnend die Hand nach hinten, kurz bevor ein Wachtrupp aus der Dunkelheit auftauchte. Dank ihres Geschicks gelangten sie ohne Zwischenfälle auf die Westseite von Iadons Palast, auch wenn Raoden sich bei Weitem nicht so geschickt anstellte.

»Und jetzt?«, erkundigte sie sich leise.

Raoden hielt inne. Nun stellte sich ihm eine Frage. Warum wollte Karata in den Palast gelangen?

Nach dem zu schließen, was Raoden über sie gehört hatte, wirkte sie nicht wie jemand, der Rache üben würde. Sie war brutal, aber nicht rachsüchtig. Aber was, wenn er sich täuschte? Wenn sie doch auf Iadons Blut aus war?

»Nun?«, fragte Karata.

Ich werde nicht zulassen, dass sie meinen Vater umbringt, entschied er. Egal, was für ein schlechter König er ist, das werde ich nicht erlauben.

»Zuerst müsst Ihr mir eine Fragen beantworten.«

»Jetzt?«, wollte sie verärgert wissen.

Raoden nickte. »Ich muss wissen, warum Ihr in den Palast wollt.«

Sie runzelte im Dunkeln die Stirn. »Ihr könnt es Euch nicht leisten, Forderungen zu stellen.«

»Genauso wenig könnt Ihr es Euch leisten, sie zurückzuweisen«, sagte Raoden. »Ich muss bloß Alarm schlagen, und wir werden beide von den Wachen geschnappt.«

Karata wartete schweigend in der Dunkelheit und wog offensichtlich ab, ob er seine Drohung wahr machen würde.

»Na schön«, meinte Raoden. »Sagt mir nur eines: Habt Ihr vor, dem König ein Leid anzutun?«

Karata sah ihm in die Augen und schüttelte dann den Kopf. »Die Sache hat nichts mit ihm zu tun.«

Glaube ich ihr oder nicht?, dachte Raoden. Bleibt mir eine andere Wahl ?

Er streckte die Hand aus und schob Buschwerk auseinander, das an die Palastmauer grenzte. Dann warf er sich mit seinem ganzen

Körpergewicht gegen einen Mauerstein. Der Stein versank mit einem leisen Knirschen in der Mauer, und zu ihren Füßen entstand eine Öffnung.

Karata hob eine Augenbraue. »Ein Geheimgang? Wie merkwürdig!«



»Iadon ist paranoid, was seinen Schlaf betrifft«, erklärte Raoden und kroch durch den Spalt zwischen Erdboden und Mauerwerk. »Er hat diesen Gang anlegen lassen, um im Falle eines Angriffs auf den Palast eine letzte Fluchtmöglichkeit zu haben.«

Karata stieß ein verächtliches Schnauben aus, als sie ihm durch das Loch folgte. »Ich habe immer gedacht, derlei Dinge gäbe es nur im Märchen.« »Iadon hat ziemlich viel für diese Art Märchen übrig«, sagte Raoden. Nach guten drei Metern wurde der Gang breiter, und Raoden tastete die Wand ab, bis er eine Laterne gefunden hatte, komplett mit Flintstein und Feuerstahl. Den Schirm ließ er beinahe geschlossen, sodass nur ein winziger Lichtstrahl hervordrang, der jedoch ausreichte, um den Gang zu erhellen.

»Ihr scheint Euch ziemlich gut im Palast auszukennen«, stellte Karata fest.

Raoden blieb ihr eine Antwort schuldig, weil ihm nichts einfiel, was nicht allzu aufschlussreich gewesen wäre. Sein Vater hatte seinem Sohn den Gang gezeigt, als Raoden knapp über zehn gewesen war. Auf ihn und seine Freunde hatte der Gang auf der Stelle einen unwiderstehlichen Reiz ausgeübt. Ohne auf die Mahnungen zu achten, dass der Geheimgang nur für Notfälle da sei, hatten Raoden und Lukel oft stundenlang darin gespielt.

Natürlich wirkte der Gang nun schmaler. Raoden und Karata hatten kaum Platz, sich zu bewegen. »Kommt.« Er hielt die Laterne empor und schob sich seitwärts durch den Gang. Der Weg bis zu Iadons Gemächern war kürzer, als er ihn in Erinnerung hatte. Im Grunde war es kein sonderlich langer Gang, egal, was seine Vorstellungskraft ihm vor Jahren vorgegaukelt hatte. Es ging steil in den ersten Stock hinauf, von wo aus der Gang geradewegs auf Iadons Zimmer zulief.

»Hier ist es«, sagte Raoden, als sie am Ende angelangt waren. »Iadon sollte mittlerweile zu Bett gegangen sein. Trotz seiner Paranoia ist er ein tiefer Schläfer. Vielleicht führt das eine zum anderen.« Er ließ die Tür aufgleiten, die hinter einem Gobelin im königlichen Schlafgemach verborgen war. Iadons gewaltiges Bett stand dunkel und ruhig da, auch wenn man im Sternenlicht, das durch das offene Fenster hereinflie, schemenhaft die Gestalt des Königs ausmachen konnte.

Raoden bäugte Karata angespannt. Die Frau hielt sich jedoch an ihr

Wort: Sie würdigte den schlafenden König kaum eines Blickes, als sie sich durch das Zimmer auf den äußeren Korridor zubewegte. Raoden stieß insgeheim einen Seufzer der Erleichterung aus und folgte ihr, wobei er deutlich weniger Talent im verstohlenen Schleichen an den Tag legte.

Der dunkle äußere Korridor verband Iadons Gemächer mit Quartieren seiner Wachen. Rechts ging es zu den Kasernen der Wächter, links führte der Gang zu einem Wachtposten und dann zum Rest des Palasts. Karata kehrte dieser Möglichkeit den Rücken und ging nach rechts auf den Kasernenanbau zu. Ihre bloßen Füße verursachten nicht das geringste Geräusch auf dem Steinboden.

Als Raoden ihr zur Kaserne folgte, kehrte seine Nervosität zurück. Seinen Vater hatte sie nicht umzubringen versucht, doch nun schlich sie sich in den gefährlichsten Teil des Palasts. Ein einziges falsches Geräusch würde Dutzende Soldaten aufwecken.

Glücklicherweise erforderte es kein sonderlich großes Geschick, einen Steingang entlangzuschleichen. Karata öffnete leise sämtliche Türen und ließ sie so weit offen, dass Raoden sie nicht einmal berühren musste, um hindurchschlüpfen zu können.

Der dunkle Gang mündete in einen weiteren, an den etliche Türen grenzten: die Quartiere der niederen Offiziere wie auch derjenigen Wächter, denen eine Familie gestattet war. Karata wählte eine Tür aus. Dahinter befand sich ein einzelnes Zimmer, das für die Familie eines verheirateten Wächters bestimmt war. Das Sternenlicht erhellte ein Bett an der einen Seite und eine Frisierkommode an der anderen.

Unruhig fragte Raoden sich, ob sie dies alles auf sich genommen hatten, nur damit Karata sich die Waffen eines schlafenden Wächters beschaffen konnte. Wenn ja, hatte sie den Verstand verloren.

Allerdings zeugte natürlich schon der Wunsch, in den Palast eines paranoiden Königs zu schleichen, nicht unbedingt von geistiger Gesundheit.

Als Karata in das Zimmer trat, wurde Raoden klar, dass sie nicht hergekommen sein konnte, um die Ausrüstung des Wächters zu stehlen, denn er war nicht da. Das Bett war leer, die Laken zerwühlt, als hätte jemand darin geschlafen. Karata beugte sich neben dem Bett über etwas, was Raoden auf den ersten Blick gar nicht

aufgefallen war: eine Matratze auf dem Boden, auf der ein kleiner Haufen zu sehen war, bei dem es sich nur um ein schlafendes Kind handeln konnte. In der Dunkelheit konnte Raoden weder die Gesichtszüge noch das Geschlecht des Kindes erkennen. Einen Augenblick lang kniete Karata schweigend neben dem Kind. Dann war sie fertig und scheuchte Raoden aus dem Zimmer. Sie schloss die Tür hinter sich. Raoden hob fragend die Augenbrauen, und Karata nickte. Sie waren bereit zum Aufbruch.

Ihre Flucht lief entgegengesetzt zu ihrem Eindringen ab. Raoden ging voran, glitt durch die immer noch offen stehenden Türen; Karata folgte und zog die Türen hinter sich zu. Alles in allem war Raoden froh, wie problemlos ihre nächtliche Unternehmung ablief - jedenfalls war er bis zu dem Zeitpunkt froh, als er durch die Tür schlüpfte, die in den letzten Korridor vor Iadons Gemach führte.

Auf der anderen Seite der Tür stand ein Mann, die Hand auf halbem Weg zum Türknauf. Er betrachtete sie mit verblüffter Miene.

Karata schob sich an Raoden vorbei. Sie schlang dem Mann den Arm um den Hals und legte ihm mit einer geschmeidigen Bewegung die Hand auf den Mund. Dann packte sie ihn am Handgelenk, als er nach dem Schwert an seiner Seite greifen wollte. Der Mann war jedoch größer und stärker als die geschwächte Elantrierin, und er machte sich aus ihrem Griff frei und stemmte sich ihr entgegen, als sie versuchte, ihm ein Bein zu stellen. »Aufhören!«, zischte Raoden leise, eine Hand drohend erhoben.

Die Augen der beiden wanderten ärgerlich zu ihm, doch dann stellten sie das Gerangel ein, als sie sahen, was er tat.

Während Raodens Finger sich durch die Luft bewegte, erschien eine leuchtende Linie. Raoden fuhr mit dem Schreiben fort, skizzierte Bogen und Linien, bis er ein einzelnes Zeichen fertig gestellt hatte. Das Aon Sheo, Symbol für den Tod.

»Wenn Ihr Euch bewegt«, sagte Raoden leise, »sterbt Ihr.«

Der Wächter riss erschrocken die Augen auf. Das Aon leuchtete über seiner Brust, tauchte den ansonsten trüben Korridor in grelles Licht und warf Schatten an die Wände. Das Zeichen blitzte auf, wie es immer geschah, dann verschwand es wieder. Doch das Licht hatte ausgereicht, um Raodens elantrisches, mit schwarzen Flecken übersätes Gesicht zu erleuchten.

»Ihr wisst, was wir sind.«

»Gütiger Domi ...«, flüsterte der Mann.

»Das Aon wird die nächste Stunde über erhalten bleiben«, log Raoden.

»Unsichtbar wird es an der Stelle schweben, an der ich es gezeichnet habe, und darauf warten, dass Ihr auch nur zittert. Wenn Ihr nicht still haltet, wird es Euch vernichten. Verstanden?«

Der Mann bewegte sich nicht. Auf seinem angstverzerrten Gesicht bildeten sich Schweißperlen.

Raoden bückte sich, öffnete den Schwertgürtel des Mannes und band sich die Waffe selbst um die Hüften.

»Kommt«, sagte er dann zu Karata.

Die Frau kauerte immer noch dort an der Wand, wo der Wächter sie hingeschubst hatte. Sie betrachtete Raoden mit einem Blick, der sich nicht deuten ließ.

»Kommt«, wiederholte Raoden mit etwas mehr Nachdruck.

Karata nickte und gewann ihre Fassung wieder. Sie zog die Tür des königlichen Schlafgemachs auf, und die beiden verschwanden auf dem gleichen Weg, auf dem sie gekommen waren.

»Er hat mich nicht wiedererkannt«, sagte Karata zu sich selbst. Ihre Stimme klang gleichzeitig belustigt und kummervoll.

»Wer?«, fragte Raoden. Die beiden kauerten im Eingang eines Ladens in der Nähe der Stadtmitte von Kae und ruhten sich einen Augenblick auf ihrer Wanderung zurück nach Elantris aus.

»Der Wächter. Er ist mein Ehemann gewesen, in einem anderen Leben.«

»Euer Ehemann ?«

Karata nickte. »Wir haben zwölf Jahre lang zusammengelebt, und jetzt hat er mich vergessen.«

Raoden erfasste rasch die Zusammenhänge. »Das bedeutet, das Zimmer, in das wir eingedrungen sind ...«

»Das war meine Tochter«, sagte Karata. »Ich bezweifle, dass ihr jemand gesagt hat, was mir zugestoßen ist. Ich wollte bloß ... dass sie es weiß.«

»Ihr habt ihr eine Nachricht hinterlassen?«

»Eine Nachricht und ein Andenken«, erklärte Karata mit trauriger Stimme, auch wenn keine Tränen aus ihren elantrischen Augen fließen konnten. »Meine Kette. Vor einem Jahr ist es mir gelungen, sie an den Priestern vorbeizuschmuggeln. Ich wollte, dass sie sie bekommt, denn

ich wollte sie ihr immer geben. Sie haben mich so schnell weggeschafft... Ich habe mich gar nicht verabschieden können.«

»Ich weiß.« Raoden legte tröstend den Arm um die Frau. »Ich weiß.«

»Es nimmt sie uns alle. Es nimmt uns alles und jeden und lässt uns nichts.« In ihrer Stimme schwang Leidenschaft mit.

»Domis Wille geschehe.«

»Wie könnt Ihr das sagen?«, wollte sie schroff wissen. »Wie könnt Ihr seinen Namen im Mund führen nach allem, was er uns angetan hat?«

»Ich weiß es nicht«, gab Raoden zu, der sich der Situation nicht gewachsen fühlte. »Ich weiß nur, dass wir weitermachen müssen, wie alle anderen auch. Wenigstens war es Euch möglich, sie wiederzusehen.«

»Ja«, sagte Karata. »Danke. Heute Nacht habt Ihr mir einen großen Dienst erwiesen, mein Prinz.«

Raoden erstarrte.

»Ja, ich kenne Euch. Ich habe jahrelang zusammen mit meinem Mann im Palast gelebt und Euren Vater und Eure Familie beschützt. Ich kenne Euch seit Eurer Kindheit, Raoden.«

»Das habt Ihr die ganze Zeit über gewusst?«

»Nicht die ganze Zeit über«, sagte Karata. »Aber lange genug. Seit es mir klar geworden ist, bin ich hin- und hergerissen, ob ich Euch hassen soll, weil Ihr mit Iadon verwandt seid, oder damit zufrieden sein soll, dass die Gerechtigkeit Euch auch geholt hat.«

»Und wie habt Ihr Euch entschieden?«

»Das tut nichts zur Sache.« Reflexartig wischte Karata sich die trockenen Augen. »Ihr habt unsere Abmachung vollständig erfüllt. Meine Leute werden Euch in Ruhe lassen.«

»Das ist nicht genug, Karata«, sagte Raoden und erhob sich.

»Ihr wollt mehr verlangen, als abgemacht war?«

»Ich verlange gar nichts, Karata.« Raoden bot ihr die Hand dar, um ihr auf die Beine zu helfen. »Aber Ihr wisst, wer ich bin, und könnt Euch denken, was ich zu tun versuche.«

»Ihr seid wie Aanden«, sagte Karata. »Ihr möchtet über Elantris herrschen, wie Euer Vater den Rest dieses verfluchten Landes beherrscht.«

»Heute fällen die Leute aber wirklich vorschnelle Urteile über mich«, sagte Raoden mit einem gequälten Lächeln. »Nein Karata, ich möchte

nicht über Elantris ›herrschen‹. Aber ich möchte ihm helfen. Ich sehe eine Stadt voller Menschen, die sich selbst bemitleiden, Menschen, die sich damit abgefunden haben, sich selbst so zu sehen, wie der Rest der Welt sie sieht. Elantris muss nicht das Loch sein, das es im Moment ist.«  
»Wie lässt sich etwas daran ändern?«, wollte Karata wissen. »Solange es nicht genug zu essen gibt, werden die Menschen einander bekämpfen und vernichten, um ihren Hunger zu stillen.«

»Dann werden wir ihnen eben zu essen geben müssen«, sagte Raoden. Karata schnaubte verächtlich.

Raoden griff in eine Tasche, die er in seiner zerlumpten Kleidung angebracht hatte. »Erkennt Ihr das hier wieder, Karata?« Er zeigte ihr einen kleinen Stoffbeutel. Der Beutel war leer, aber Raoden trug ihn bei sich, um sich sein Ziel jederzeit in Erinnerung rufen zu können.

In Karatas Augen loderte Gier auf. »Darin ist Nahrung gewesen.«

»Was für Nahrung?«

»Es ist einer der Beutel mit Getreidekörnern, die Teil der Opfergaben eines jeden neuen Elantriers sind«, sagte Karata.

»Nicht einfach nur Getreidekörner, Karata«, sagte Raoden mit erhobenem Zeigefinger. »*Samenkörner*. Die Zeremonie schreibt vor, dass es sich bei den Getreidekörnern um echtes Saatgut handeln muss.«

»Samenkörner?«, flüsterte Karata.

»Ich sammele sie von den Neuankömmlingen«, erläuterte Raoden. »Die übrigen Opfergaben interessieren mich nicht, nur die Körner. Wir können sie anpflanzen, Karata. So viele Menschen gibt es in Elantris nicht. Es wäre nicht schwer, sie alle zu ernähren. Wir haben ja nun wirklich genug Freizeit, um ein oder zwei Gärten zu bewirtschaften.« Karatas Augen waren vor Schreck weit aufgerissen. »Das hat bisher noch niemand versucht«, sagte sie verblüfft.

»Das habe ich mir schon gedacht. Dazu benötigt man Voraussicht, und die Bewohner von Elantris konzentrieren sich zu sehr auf ihren unmittelbaren Hunger, um sich Gedanken über das Morgen zu machen. Ich habe vor, das zu ändern.«

Karata ließ den Blick von dem kleinen Beutel zu Raodens Gesicht emporgleiten. »Erstaunlich«, murmelte sie.

»Nun kommt aber«, sagte Raoden, der den Beutel wieder verstaute und anschließend das gestohlene Schwert unter seinen Lumpen verbarg.

»Wir sind beinahe am Tor.«

»Wie wollt Ihr uns wieder hineinbringen?«

»Seht mir einfach zu.«

Auf dem Weg blieb Karata neben einem dunklen Haus stehen.

»Was ist?«, erkundigte Raoden sich.

Karata deutete auf ein Fenster. Hinter der Scheibe lag ein Laib Brot.

Auf einmal spürte Raoden seinen eigenen Hunger als stechenden Schmerz in den Eingeweiden. Er konnte ihr keine Vorwürfe machen - selbst im Palast hatte er sich nach etwas umgesehen, was sie hätten mitgehen lassen können.

»Wir können es nicht nehmen, Karata«, sagte Raoden.

Karata seufzte. »Ich weiß. Es ist nur ... dass wir so nahe dran sind.«

»Sämtliche Geschäfte sind geschlossen, alle Häuser abgesperrt«, sagte Raoden. »Wir werden niemals etwas finden.«

Mit einem Nicken setzte Karata sich langsam wieder in Bewegung. Sie bogen um eine Ecke und näherten sich dem breiten Tor von Elantris. An einer Seite befand sich ein breites, niedriges Gebäude, aus dessen Fenstern Licht nach draußen strömte. Im Innern lümmelten sich etliche Wächter, deren braun-gelbe Uniformen der elantrischen Stadtwache im Lampenlicht hell leuchteten. Raoden trat an das Gebäude heran und klopfte an ein Fenster.

»Entschuldigung«, sagte er höflich, »aber würdet Ihr bitte die Freundlichkeit besitzen, das Tor zu öffnen?«

Die Wächter, die beim Kartenspielen gewesen waren, stießen erschrocken die Stühle zurück und schrien und fluchten, als sie Raodens elantrische Gesichtszüge erblickten.

»Macht schnell«, sagte Raoden lässig. »Ich werde langsam müde.«

»Was treibt Ihr hier draußen?«, fragte einer der Männer, allem Anschein nach ein Offizier, während seine Leute aus dem Gebäude strömten.

Einige richteten ihre gefährlich aussehenden Speere auf Raodens Brust.

»Wir versuchen, wieder hineinzugelangen«, antwortete Raoden ungeduldig.

Einer der Wächter hob den Speer.

»Ich an Eurer Stelle würde das nicht tun«, sagte Raoden. »Außer Ihr möchtet erklären, wie es Euch gelungen ist, einen Elantrier außerhalb des Tores umzubringen. Ihr sollt dafür sorgen, dass wir drinnen bleiben. Von

daher wäre es ziemlich peinlich, wenn man herausfände, dass wir direkt vor Euren Augen entkommen sind.«

»Wie ist Euch die Flucht gelungen?«, fragte der Offizier.

»Das erzähle ich Euch später«, sagte Raoden. »Jetzt solltet Ihr uns aber wahrscheinlich besser zurück in die Stadt stecken, bevor wir noch die gesamte Nachbarschaft wecken und eine Massenpanik auslösen. Ach ja, und kommt mir am besten nicht zu nahe. Schließlich ist die Shaod überaus ansteckend.«

Bei diesen Worten wichen die Wächter zurück. Elantris zu bewachen war eine Sache, einen sprechenden Leichnam vor sich zu haben eine völlig andere. Der Offizier befahl, das Tor zu öffnen, da er nicht wusste, was er sonst tun sollte.

»Danke, mein Guter«, sagte Raoden mit einem Lächeln. »Ihr leistet fabelhafte Arbeit. Wir sollten uns ernsthaft überlegen, ob wir Euch nicht eine Gehaltserhöhung angedeihen lassen.« Damit bot Raoden Karata den Arm und schlenderte zwischen den Torflügeln hindurch nach Elantris, als seien die Soldaten seine persönlichen Butler und keine Gefängniswärter.

Karata konnte ein Kichern nicht unterdrücken, als sich das Tor hinter ihnen schloss. »Aus Eurem Mund klang es, als *wollten* wir hier drin sein. Als sei es ein Privileg!«

»Und genau so sollten wir es empfinden. Wenn wir schon in Elantris eingesperrt sind, können wir ebenso gut so tun, als sei es der herrlichste Ort auf der ganzen Welt.«

Karata lächelte. »In Euch steckt ein gewisser trotziger Widerstandsgeist. Das gefällt mir.«

»Adel bekommt man nicht nur vererbt, er ist ebenso eine Haltung. Wenn wir *so tun*, als sei es ein Segen, hier zu leben, dann vergessen wir vielleicht mit der Zeit, für wie erbärmlich wir uns halten. Nun, Karata. Ich möchte, dass Ihr ein paar Dinge für mich tut.«

Sie zog eine Braue empor.

»Sagt niemandem, wer ich bin. Ich möchte Loyalität in Elantris, die auf Respekt beruht, nicht auf meinem Titel.«

»In Ordnung.«

»Zweitens: Erzählt niemandem von dem Fluchtweg in die Stadt mithilfe des Flusses.«



»Warum nicht?«

»Es ist zu gefährlich«, sagte Raoden. »Ich kenne meinen Vater. Wenn die Wächter zu viele Elantrier in der Stadt aufgabeln, wird er herkommen und uns vernichten. Elantris kann nur Fortschritte machen, wenn es nicht auf fremde Hilfe angewiesen ist. Wir können es nicht riskieren, immer wieder in die Stadt zu schleichen, um uns mit Nahrungsmitteln zu versorgen.«

Nachdem Karata ihm zugehört hatte, nickte sie zustimmend. »In Ordnung.« Dann hielt sie einen Moment nachdenklich inne. »Prinz Raoden, es gibt da etwas, was ich Euch zeigen möchte.«

Die Kinder waren glücklich. Die meisten schliefen zwar, doch ein paar waren wach und spielten lachend miteinander. Natürlich hatten sie alle keine Haare und wiesen die Symptome der Shaod auf. Doch das schien ihnen nichts auszumachen.

»Hier stecken sie also alle«, stellte Raoden fasziniert fest.

Karata führte ihn weiter in den Raum, der sich tief im Innern des Palasts von Elantris befand. Einst hatte dieses Gebäude die Regierenden beherbergt, die von den elantrischen Ältesten gewählt worden waren. Jetzt verbarg sich darin ein Spielzimmer für Kleinkinder.

Etliche Männer standen herum und passten auf die Kinder auf. Sie beäugten Raoden argwöhnisch.

Karata wandte sich zu ihm um. »Bei meiner Ankunft in Elantris habe ich die Kinder in den Schatten zusammengekauert sitzen sehen, voller Angst vor allem, was vorüberging. Da musste ich an meine eigene kleine Opais denken. Etwas in meinem Herzen verheilte, als ich angefangen habe, mich ihrer anzunehmen. Ich habe sie um mich gesammelt, habe ihnen ein bisschen Liebe geschenkt, und seitdem hängen sie an mir. Sämtliche Männer und Frauen, die Ihr hier seht, haben draußen ein Kind zurückgelassen.«

Karata hielt inne und streichelte einem kleinen elantrischen Kind zärtlich über den Kopf. »Die Kinder einen uns und halten uns davon ab, uns von den Schmerzen übermannen zu lassen. Das Essen, das wir sammeln, ist für sie. Irgendwie werden wir ein bisschen besser mit dem Hunger fertig, wenn wir wissen, dass er zum Teil daher rührt, dass wir das, was wir hatten, den Kindern gegeben haben.«

»Ich hätte niemals gedacht...«, setzte Raoden leise an, während er zwei

Mädchen zusah, die fröhlich miteinander spielten.

»Dass sie glücklich sein könnten?«, beendete Karata den Satz. Sie winkte Raoden, ihr zu folgen, und sie bewegten sich aus der Hörweite der Kinder. »Wir begreifen es auch nicht, mein Prinz. Sie scheinen besser mit dem Hunger umgehen zu können als wir Übrigen.«

»Es ist überraschend, wie unverwüstlich der kindliche Geist ist«, sagte Raoden.

»Sie scheinen sogar einen gewissen Grad an Schmerzen aushalten zu können«, fuhr Karata fort. »Prellungen, blaue Flecken und dergleichen. Letzten Endes brechen sie aber zusammen, wie alle anderen auch. Eben noch ist ein Kind glücklich und verspielt, im nächsten Augenblick fällt es aber einmal zu oft hin oder bekommt eine Wunde zu viel ab, und sein Geist macht nicht mehr mit. Ich habe ein weiteres Zimmer, weit weg von den Kleinen hier, in dem sich Dutzende Kinder befinden, die den ganzen Tag nichts tun, als vor sich hin zu wimmern.«

Raoden nickte. Dem fügte er hinzu: »Warum zeigt Ihr mir all dies?«

Karata zögerte. »Weil ich mich mit Euch zusammentun möchte. Einst habe ich Eurem Vater gedient trotz der Meinung, die ich von ihm hatte. Jetzt werde ich seinem Sohn *wegen* der Meinung dienen, die ich von ihm habe. Werdet Ihr meine Loyalität annehmen?«

»Es ist mir eine Ehre, Karata.«

Sie nickte und drehte sich mit einem Seufzen wieder den Kindern zu.

»Ich mache es nicht mehr lang, Lord Raoden«, flüsterte sie. »Mich hat die Sorge umgetrieben, was mit meinen Kindern passieren würde, wenn ich einmal verloren sein sollte. Dieser Traum von Euch, diese verrückte Vorstellung von einem Elantris, in dem wir unsere eigene Nahrung anbauen und nicht auf unsere Schmerzen achten ... Ich möchte sehen, wie Ihr versucht, diese Welt zu erschaffen. Zwar glaube ich nicht, dass es Euch gelingen wird, aber ich bin der Ansicht, dass Ihr im Verlauf dieses Prozesses etwas Besseres aus uns machen werdet.«

»Danke«, sagte Raoden, dem aufging, dass er soeben eine gewaltige Verantwortung auf sich geladen hatte. Karata lebte nun schon über ein Jahr unter der Last, die er erst allmählich zu spüren begann. Sie war müde, das bewiesen ihre Augen. Wenn nun die Zeit käme, würde sie sich ausruhen können. Sie hatte ihre Bürde an ihn weitergegeben.

»Danke«, sagte Karata mit einem Blick auf die Kinder.

»Sagt mir, Karata«, meinte Raoden nach kurzem Nachdenken. »Hättet Ihr meinen Leuten wirklich die Knochen gebrochen?«

Zuerst reagierte Karata nicht. »Sagt Ihr mir, Prinz: Was hättet Ihr getan, wenn ich heute Nacht versucht hätte, Euren Vater umzubringen?«

»Fragen, die am besten beide unbeantwortet bleiben.«

Karata nickte. In ihren müden Augen glomm stille Weisheit.

Raoden lächelte, als er die hünenhafte Gestalt erkannte, die vor der Kapelle stand und auf seine Rückkehr wartete. Galladons besorgtes Gesicht wurde von der winzigen Flamme seiner Laterne erleuchtet.

»Ein Licht, um mir den Weg nach Hause zu weisen, mein Freund?«, fragte Raoden aus der Dunkelheit, als er sich der Kapelle näherte.

»Sule!«, rief Galladon. »Bei der Doloken, du bist gar nicht tot?«

»Doch, das bin ich natürlich«, erwiderte Raoden lachend und klopfte seinem Freund auf die Schulter. »Wir alle sind tot. Zumindest scheinst du mir das sonst immer weismachen zu wollen.«

Galladon grinste. »Wo ist die Frau?«

»Ich habe sie nach Hause begleitet, wie es ein jeder Gentleman getan hätte«, sagte Raoden auf dem Weg in die Kapelle. Im Innern erwachten Mareshe und die anderen.

»Lord Lebensgeist ist zurückgekehrt!«, entfuhr es Saolin voll Begeisterung.

»Hier, Saolin, ein Geschenk.« Raoden zog das Schwert unter seinen Lumpen hervor und warf es dem Soldaten zu.

»Was ist das, Mylord?«, fragte Saolin.

»Euer Speer ist erstaunlich, wenn man bedenkt, was Euch zur Verfügung stand«, sagte Raoden, »aber ich denke, wenn Ihr tatsächlich kämpfen wollt, solltet Ihr etwas haben, was ein wenig robuster ist.«

Saolin zog die Klinge aus der Scheide. Draußen mochte das Schwert nichts Besonderes dargestellt haben, innerhalb der Grenzen von Elantris hingegen war es ein kostbares Prunkstück. »Kein einziger Rostfleck«, meinte Saolin verblüfft. »Und das Symbol von Iadons eigener Leibwache ist darin eingraviert!«

»Dann ist der König also tot?«, wollte Mareshe begierig wissen.

»Nichts dergleichen«, sagte Raoden abweisend. »Unsere Mission war rein privater Natur, Mareshe, und es wurde auch niemand getötet - auch wenn der Wächter, dem dieses Schwert gehört hat, wahrscheinlich

ziemlich sauer sein dürfte.«

»Darauf möchte ich wetten«, sagte Galladon mit einem Schnauben.

»Dann müssen wir uns keine Sorgen mehr um Karata machen?«

»Nein«, sagte Raoden lächelnd. »Genauer gesagt wird sich ihre Bande uns anschließen.«

Seine Worte ernteten überraschtes Gemurmel. Raoden wartete ein wenig, bevor er fortfuhr: »Morgen werden wir dem Palastviertel einen Besuch abstatten. Karata hat dort etwas, was Ihr alle sehen sollt - etwas, was jeder in Elantris sich ansehen sollte.«

»Was denn, Sule?«, wollte Galladon wissen.

»Den Beweis, dass sich der Hunger besiegen lässt.«

## Kapitel 14

Sarenes Begabung für das Handarbeiten war in etwa so ausgeprägt wie ihr Maltalent. Nicht dass sie dieser Umstand davon abgehalten hätte, es wenigstens zu probieren - egal wie viel Mühe Sarene sich gab, an Aktivitäten teilzunehmen, die traditionellerweise Männern vorbehalten waren, sie empfand doch das starke Verlangen, unter Beweis zu stellen, dass sie genauso feminin und damenhaft sein konnte wie alle anderen Frauen auch. Es war schließlich nicht ihre Schuld, dass sie in dieser Hinsicht einfach kein Talent besaß. Sie hielt ihren runden Stickrahmen in die Höhe. Ihre Stickerei sollte eigentlich ein Rotkehlchen darstellen, das auf einem Ast saß, den Schnabel zum Singen geöffnet.

Unglücklicherweise hatte sie das Muster selbst entworfen, was bedeutete, dass es von Anfang an nicht sonderlich gut gewesen war. Zusammen mit ihrer verblüffenden Unfähigkeit, sich beim Sticken an die vorgegebenen Linien zu halten, hatte dies zu einem Ergebnis geführt, das eher wie eine zerquetschte Tomate als wie ein Vogel aussah.

»Sehr schön, Liebes«, sagte Eshen. Lediglich die unheilbar quirlige Königin war in der Lage, ein solches Kompliment ohne den geringsten Sarkasmus zu machen.

Seufzend ließ Sarene den Rahmen in den Schoß sinken und griff nach einem Stück braunem Faden für den Ast.

»Mach dir keine Sorgen, Sarene«, sagte Daora. »Domi erschafft nicht jeden Menschen mit dem gleichen Maß an Talent, aber Fleiß belohnt er immer. Übe weiter und du wirst besser werden.«

*Du hast gut reden*, dachte Sarene verdrießlich. Daoras eigener Stickrahmen hielt ein aufwändiges Meisterwerk vollendeter Stickkunst. Es zeigte ganze Vogelschwärme - wobei jedes einzelne Tier winzig, aber dennoch detailreich gestickt war -, die auf kunstvollen Bahnen durch das Gezweig einer stattlichen Eiche flogen. Kiins Gattin war die ideale Verkörperung aristokratischer Tugend.

Daora ging nicht, sondern glitt dahin, jede ihrer Bewegungen und Gesten war elegant und graziös. Sie schminkte sich atemberaubend, die Lippen leuchtend rot und die Augen geheimnisvoll; aber sie tat es mit meisterhafter Unaufdringlichkeit. Sie war alt genug, um erhaben zu sein,

doch immer noch so jung, dass sie für ihre außergewöhnliche Schönheit bekannt war. Kurz gesagt war sie genau die Art Frau, die Sarene normalerweise hassen würde ... wäre Daora nicht auch gleichzeitig die freundlichste und intelligenteste Frau am ganzen Hof gewesen.

Nach einer kurzen Gesprächspause fing Eshen wie gewöhnlich zu reden an. Die Königin schien Angst vor dem Schweigen zu haben und sprach ohne Unterlass oder brachte andere dazu, etwas zu sagen. Die anderen Damen in dem Kreis überließen ihr gern die Führung; es gab wohl ohnehin niemanden, der freiwillig versucht hätte, Eshen die Kontrolle über ein Gespräch aus den Händen zu reißen.

Der Handarbeitszirkel der Königin bestand aus etwa zehn Frauen.

Anfangs hatte Sarene ihre Treffen gemieden und sich stattdessen auf das politische Leben bei Hofe konzentriert. Doch sie hatte schon bald festgestellt, dass die Frauen genauso wichtig wie jede Staatsangelegenheit waren. Durch Gerüchte und müßiges Tratschen verbreiteten sich Neuigkeiten, die im öffentlichen Rahmen nicht zur Sprache gebracht werden konnten. Sarene konnte es sich nicht leisten, von dieser Kette ausgeschlossen zu sein. Sie hätte sich nur gewünscht, dazu nicht ihre völlige Unfähigkeit bloßlegen zu müssen.

»Ich habe gehört, dass Lord Waren, der Sohn des Barons der Kieplantage, eine heftige religiöse Erfahrung gemacht hat«, sagte Eshen. »Ich habe seine Mutter gekannt, eine überaus anständige Frau. Ziemlich gut im Stricken. Nächstes Jahr, wenn Pullover wieder in Mode kommen, werde ich Iadon zwingen, einen zu tragen. Es ziemt sich einfach nicht für einen König, in Modefragen so völlig unbedarft zu wirken. Sein Haar ist ein gutes Stück zu lang.«

Daora zog einen Stich fest. »Mir sind die Gerüchte über den jungen Waren auch zu Ohren gekommen. Ich finde es reichlich eigenartig, dass er jetzt, nachdem er jahrelang ein inbrünstiger Anhänger des Korathiglaubens war, auf einmal zum Shu-Dereth übertritt.«

»Das ist sowieso alles ein und dieselbe Religion«, sagte Atara wegwerfend. Herzog Telriis Gemahlin war eine kleine Frau, selbst für eine Arelenin, mit schulterlangen kastanienbraunen Locken. Sie trug bei Weitem die prächtigste Kleidung und den teuersten Schmuck in dem Raum, was auf die Verschwendungssucht ihres Gatten zurückzuführen war. Ihre Stickmuster waren immer konservativ und einfallslos.

»Sagt so etwas bloß nicht vor den Priestern«, warnte Seaden, Graf Ahans Frau. Sie war die dickste Frau im Raum und machte mit ihrem Leibesumfang beinahe ihrem Gatten Konkurrenz. »Sie tun immer so, als hänge deine Seele davon ab, ob du Gott nun Domi oder Jaddeth nennst.« »Die beiden weisen ein paar auffällige Unterschiede auf«, sagte Sarene, die versuchte, ihre entstellte Stickerei vor den Augen der anderen zu verbergen.

»Vielleicht für einen Priester.« Atara stieß ein leises, zwitscherndes Lachen aus. »Aber derlei Dinge machen doch für *uns* keinen Unterschied.«

»Natürlich nicht«, sagte Sarene. »Schließlich sind wir bloß Frauen.« Sie blickte unauffällig von ihrer Stickerei auf und musste über die Reaktionen lächeln, die ihre Bemerkung hervorgerufen hatte. Vielleicht waren die Frauen in Arelon nicht ganz so unterwürfig, wie ihre Männer annahmen.

Es herrschte nur ein paar Augenblicke Schweigen, da erhob erneut Eshen das Wort: »Sarene, was tun die Frauen in Teod, um sich die Zeit zu vertreiben?«

Überrascht hob Sarene eine Augenbraue. Sie hatte die Königin noch nie eine derart direkte Frage stellen hören. »Was meint Ihr damit, Eure Majestät?«

»Was tun sie?«, wiederholte Eshen. »Weißt du, ich habe da so Sachen gehört - wie auch über Fjorden, wo es im Winter angeblich so kalt werden soll, dass manchmal Bäume einfrieren und in Stücke bersten. Wahrscheinlich eine einfache Methode, um Holzspäne zu gewinnen. Ich frage mich, ob sie es geplant passieren lassen können.«

Sarene lächelte. »Wir finden immer etwas, um uns zu beschäftigen, Eure Majestät. Manche Frauen sticken gern, wohingegen sich manche auch anderen Beschäftigungen widmen.«

»Zum Beispiel?«, fragte Torena, die unverheiratete Tochter Lord Ahans - auch wenn Sarene immer noch nicht glauben konnte, dass eine derart schwächliche Frau von zwei dickleibigen Menschen wie Ahan und Seaden abstammen konnte. Normalerweise verhielt sich Torena während dieser Treffen still, doch ihre großen braunen Augen beobachteten das Geschehen mit einem Funkeln, in dem verborgene Intelligenz lag.

»Nun, zum einen steht der königliche Hof allen offen«, sagte Sarene

ungezwungen. Allerdings hüpfte ihr Herz vor Freude: Auf eine derartige Gelegenheit hatte sie voll Ungeduld gewartet.

»Ihr habt den verhandelten Fällen zugehört?«, fragte Torena, deren leise, hohe Stimme eine zunehmend interessierte Note annahm.

»Oft«, sagte Sarene. »Und dann habe ich mich mit meinen Freundinnen darüber unterhalten.«

»Habt Ihr einander mit dem Schwert bekämpft?«, fragte die übergewichtige Seaden mit eifriger Miene.

Ein wenig verblüfft hielt Sarene inne. Als sie aufblickte, ruhten die Augen beinahe jeder Frau in dem Zimmer unverwandt auf ihr. »Wie kommt Ihr auf diese Frage?«

»Das erzählt man sich von den Frauen in Teod, Liebes«, sagte Daora gelassen. Sie war die einzige Frau, die noch an ihrer Stickerei arbeitete.

»Ja«, meinte Seaden. »Das haben wir schon des Öfteren gehört: Man sagt, in Teod bringen sich die Frauen zum Zeitvertreib der Männer um.«

Sarene zog eine Braue empor. »Wir nennen es Fechten, Lady Seaden. Wir machen es zu unserem eigenen Zeitvertreib, nicht für die Männer - und wir bringen einander ganz gewiss nicht um! Wir benutzen Degen, aber an der Spitze befindet sich ein kleiner Stöpsel, und wir tragen dicke Schutzkleidung. Ich habe noch nie gehört, dass jemand eine schlimmere Verletzung als einen verstauchten Knöchel davongetragen hätte.«

»Dann ist es also wahr?« Die kleine Torena holte erstaunt Atem. »Ihr benutzt tatsächlich Schwerter!«

»Manche von uns«, sagte Sarene. »Im Grunde hat es mir immer großen Spaß gemacht. Fechten ist mein Lieblingssport gewesen.« In den Augen der Frauen glitzerte eine erschreckende Blutgier - wie bei Hunden, die viel zu lange in einem kleinen Zwinger eingesperrt gewesen waren.

Sarene hatte gehofft, ein gewisses Maß an politischem Interesse bei diesen Frauen zu wecken, sie zu ermuntern, eine aktive Rolle in den Geschäften des Landes zu übernehmen, aber anscheinend war das eine viel zu subtile Vorgehensweise. Sie benötigten etwas viel Handfesteres.

»Ich könnte es Euch beibringen, wenn Ihr möchtet«, schlug Sarene vor.

»Zu kämpfen?«, fragte Atara entgeistert.

»Aber natürlich!«, sagte Sarene. »Es ist nicht schwer. Und bitte, Lady Atara, wir nennen es Fechten. Selbst bei den verständnisvollsten Männern weckt die Vorstellung ›kämpfender‹ Frauen ein gewisses



Unbehagen.«

»Wir können doch nicht...«, setzte Eshen an.

»Warum nicht?«, fragte Sarene.

»Der König heißt den Schwertkampf nicht gut, Liebes«, erklärte Daora.

»Wahrscheinlich ist dir schon aufgefallen, dass keiner der Adelsmänner hier Schwert oder Degen trägt.«

Sarene runzelte die Stirn. »Danach wollte ich mich schon erkundigen.«

»Iadon hält es für zu gewöhnlich«, sagte Eshen. »Kämpfen bezeichnet er als Bauernarbeit. Er hat sich ausgiebig mit den Bauern beschäftigt. Er ist ein guter Herrscher, weißt du, und ein guter Herrscher muss über viele Dinge Bescheid wissen. Zum Beispiel kann er einem zu jeder Jahreszeit sagen, wie das Wetter in Svorden ist. Seine Schiffe sind die stabilsten und schnellsten weit und breit.«

»Dann kann also keiner der Männer kämpfen?«, erkundigte sich Sarene verblüfft.

»Keiner außer Lord Eondel und vielleicht Lord Shuden«, sagte Torena, deren Miene verträumt wurde, als sie Shudens Namen erwähnte. Der junge, dunkelhäutige Adelige war ein großer Favorit bei den Hofdamen. Mit seinen zarten Gesichtszügen und tadellosen Manieren eroberte er selbst die standhaftesten Herzen.

»Vergesst nicht Prinz Raoden«, fügte Atara hinzu. »Ich glaube, er hat sich das Kämpfen von Eondel beibringen lassen, bloß um seinem Vater zu trotzen. Solche Sachen hat er dauernd gemacht.«

»Tja, umso besser«, sagte Sarene. »Wenn keiner der Männer kämpft, wird König Iadon schlecht etwas dagegen einwenden können, wenn wir es lernen.«

»Was meint Ihr damit?«, fragte Torena.

»Nun, er sagt, dass es unter seiner Würde ist«, erklärte Sarene. »Wenn dem tatsächlich so ist, sollte es der ideale Zeitvertreib für uns sein. Schließlich sind wir bloß Frauen!«

Die anderen Damen erwiderten Sarenes schalkhaftes Lächeln.

»Ashe, wo habe ich meinen Degen hingetan?«, fragte Sarene, die neben ihrem Bett kniete und darunter herumtastete.

»Euren Degen, Mylady?«, erkundigte sich Ashe.

»Egal, ich werde ihn schon noch finden. Was hast du herausbekommen?«

Ashe pulsierte lautlos, als frage er sich, welche Schwierigkeiten sie nun schon wieder heraufbeschwor. Dann sagte er: »Ich fürchte, viel gibt es nicht zu berichten, Mylady. Elantris ist ein sehr heikles Thema, und ich habe nicht viel in Erfahrung bringen können.«

»Jegliche Informationen werden uns weiterhelfen.« Sarene wandte sich dem Kleiderschrank zu. Am Abend würde sie einen Ball besuchen.

»Tja, Mylady, die meisten Bewohner Kaes möchten nicht über die Stadt sprechen. Kaes Seonen haben nicht viel gewusst, und die verrückten Seonen innerhalb von Elantris schienen geistig nicht in der Lage zu sein, auf meine Fragen zu antworten. Ich habe sogar versucht, die Elantrier selbst anzusprechen, aber viele schienen Angst vor mir zu haben, und die anderen flehten mich nur um Nahrung an - als könnte ich ihnen etwas zu Essen herbeischaffen. Letzten Endes haben sich die Wächter an der Stadtmauer als die beste Informationsquelle herausgestellt.«

»Ich habe von ihnen gehört«, sagte Sarene, die den Inhalt ihres Kleiderschranks musterte. »Sie gelten als die kämpferische Elite von Arelon.«

»Und sie brüsten sich damit auch gern, Mylady«, sagte Ashe. »Ich möchte bezweifeln, dass viele von ihnen wüssten, wie sie sich in einer Schlacht zu verhalten hätten. Allerdings scheinen sie ausgezeichnete Kartenspieler und Trinker zu sein. Abgesehen davon achten sie darauf, dass ihre Uniformen allzeit faltenfrei sind.«

»Typisch für eine rein symbolische Wachtruppe«, sagte Sarene und ging die Reihe schwarzer Kleidungsstücke durch. Schon bei dem Gedanken, eine weitere langweilige, farblose Ungeheuerlichkeit von einem Kleid anzuziehen, bekam sie eine Gänsehaut. So sehr sie Raodens Andenken auch respektierte, brachte sie es einfach nicht über sich, wieder Schwarz zu tragen.

Ashe machte auf ihre Bemerkung hin einen ruckartigen Satz durch die Luft. »Ich fürchte, Mylady, diese sogenannte militärische Eliteeinheit gereicht dem Land kaum zur Ehre. Trotzdem sind die Wachen noch am besten informiert, was Elantris betrifft.«

»Und was hatten sie zu sagen?«

Ashe kam zum Schrank herübergeschwebt und sah Sarene zu, wie sie ihre Kleidungsstücke durchwühlte. »Nicht viel. Die Menschen in Arelon sprechen nicht mehr so gern mit Seonen wie früher. Es gab einmal eine

Zeit, an die ich mich schon kaum mehr erinnere, als die Bevölkerung uns liebte. Jetzt sind sie ... zurückhaltend, fast verängstigt.«

»Sie bringen euch mit Elantris in Verbindung.« Sehnsüchtig betrachtete Sarene die Kleider, die sie mitgebracht hatte.

»Ich weiß, Mylady«, sagte Ashe. »Aber wir hatten nichts mit dem Fall der Stadt zu tun. Von einem Seon ist nichts zu fürchten. Ich wünschte ... Na ja, aber das tut nichts zur Sache. Trotz der Zurückhaltung der Stadtwache ist es mir gelungen, etwas aus den Männern herauszubekommen. Anscheinend verlieren die Elantrier mehr als nur ihr menschliches Erscheinungsbild, wenn die Shaod sie ereilt. Die Wächter glauben, dass der Einzelne völlig vergisst, wer er oder sie früher einmal gewesen ist, und zu etwas wird, was mehr Tier als Mensch ist. Zumindest bei den elantrischen Seonen, die ich angesprochen habe, scheint das zweifellos der Fall zu sein.«

Sarene erschauerte. »Aber die Elantrier können sprechen. Manche haben dich um etwas zu essen gebeten.«

»Das haben sie«, erwiderte Ashe. »Die armen Schlucker wirkten noch nicht einmal wie Tiere. Die meisten schrien oder murmelten etwas vor sich hin. Ich neige zu der Annahme, dass sie den Verstand verloren haben.«

»Die Shaod hat also nicht nur körperliche, sondern auch geistige Auswirkungen«, mutmaßte Sarene.

»Anscheinend, Mylady. Die Wächter sprachen außerdem von etlichen despotischen Herrschern, die die Stadt regieren. Nahrung ist so wertvoll, dass die Elantrier jeden brutal angreifen, der etwas zu essen bei sich trägt.«

Sarene legte die Stirn in Falten. »Wie werden die Elantrier mit Nahrung versorgt?«

»Das werden sie nicht, soweit ich das beurteilen kann.«

»Wie überleben sie dann?«, wollte Sarene wissen.

»Ich weiß es nicht, Mylady. Es ist möglich, dass sich die Stadt in einem Stadium der Barbarei befindet und die Starken dank der Schwachen überleben.«

»So kann keine Gesellschaft existieren.«

»Ich glaube nicht, dass sie dort tatsächlich eine Gesellschaft haben, Mylady«, sagte Ashe. »Es handelt sich um eine Gruppe armseliger,

verfluchter Individuen, die Euer Gott vergessen zu haben scheint - und der Rest des Landes gibt sich alle Mühe, seinem Beispiel zu folgen.« Sarene nickte nachdenklich. Dann zog sie sich entschlossen das schwarze Kleid aus und durchstöberte die Kleidung hinten in ihrem Schrank. Ein paar Minuten später präsentierte sie sich Ashes kritischem Blick.

»Was meinst du?«, fragte sie und drehte sich um die eigene Achse. Das Kleid bestand aus einem dicken goldenen Stoff, der beinahe metallisch glänzte. Es war über und über mit schwarzer Spitze besetzt und hatte einen hohen, offenen Kragen, wie bei einem Mann. Der Kragen bestand aus einem steifen Material, das zu den Ärmelaufschlägen passte. Die Ärmel waren sehr weit, wie auch der Rest des Kleides, das sich bauschte und bis zum Boden reichte, sodass ihre Füße nicht zu sehen waren. Es war die Art Kleid, die königliche Gefühle in einem aufsteigen ließen. Selbst eine Prinzessin brauchte ab und zu derartige Gedächtnishilfen.

»Es ist nicht schwarz, Mylady«, stellte Ashe fest.

»Zum Teil schon«, widersprach Sarene und deutete auf den langen Umhang, der hinten daran befestigt war. Der Umhang war so sorgfältig mit Hals und Schultern verwoben, dass er aus der Spitze zu wachsen schien.

»Ich glaube nicht, dass der Umhang ausreicht, um ein Witwenkleid daraus zu machen, Mylady.«

»Er wird ausreichen müssen.« Sarene musterte sich im Spiegel. »Wenn ich noch ein Einziges von den Kleidern trage, die Eshen mir gegeben hat, wird man *mich* nach Elantris werfen müssen, weil ich den Verstand verloren habe.«

»Seid Ihr sicher, dass die Vorderseite ... angebracht ist?«

»Wie bitte?«

»Das Kleid ist ziemlich tief ausgeschnitten, Mylady«, gab Ashe zu bedenken.

»Ich habe schon schlimmere Ausschnitte gesehen, selbst hier in Arelon.«

»Ja, Mylady, aber das sind alles ledige Frauen gewesen.«

Sarene lächelte. Ashe war immer so feinfühlig, besonders was sie betraf.

»Ich muss es wenigstens einmal tragen, und bisher hatte ich noch keine Gelegenheit dazu. Es stammt aus Duladel. Ich habe es eine Woche vor

meiner Abreise aus Teod bekommen.«

»Wenn Ihr meint, Mylady.« Ashe pulsierte leicht. »Gibt es noch etwas, was ich für Euch in Erfahrung bringen soll?«

»Hast du einen Abstecher zu den Kerkern gemacht?«

»Ja«, antwortete Ashe. »Es tut mir leid, Mylady, aber ich habe keine verborgenen Nischen mit halb verhungerten Prinzen gefunden. Falls Iadon seinen Sohn weggesperrt haben sollte, war er nicht töricht genug, es in seinem eigenen Palast zu tun.«

»Na ja, nachschauen kostet nichts«, sagte Sarene mit einem Seufzen.

»Ich habe ohnehin nicht damit gerechnet, dass du etwas finden würdest. Wahrscheinlich sollten wir stattdessen lieber nach dem Attentäter suchen, der die Klinge geführt hat.«

»Stimmt«, meinte Ashe. »Vielleicht könnt Ihr der Königin ja etwas entlocken? Wenn der Prinz wirklich von einem Eindringling umgebracht worden ist, weiß sie vielleicht etwas.«

»Das habe ich bereits versucht, aber Eshen ist ... nun ja, es ist nicht schwer, ihr Informationen zu entlocken. Doch sie dazu zu bringen, bei einem bestimmten Thema zu bleiben ... Also ehrlich, ich begreife einfach nicht, wie eine solche Frau an Iadons Seite landen konnte.«

»Ich hege den Verdacht«, sagte Ashe, »dass das Arrangement mehr finanzieller als sozialer Natur gewesen ist, Mylady. Ein beträchtlicher Teil von Iadons ursprünglichem Regierungsetat stammte von Eshens Vater.«

»Das ergibt Sinn«, sagte Sarene mit einem matten Lächeln. Sie fragte sich, was Iadon mittlerweile von der Transaktion hielt. Sein Geld hatte er zwar erhalten, aber er hatte sich außerdem etliche Jahrzehnte eingehandelt, in denen er Eshens Geschwätz anhören musste. Vielleicht war er deshalb so schlecht auf Frauen zu sprechen.

»Egal«, sagte Sarene. »Ich glaube nicht, dass die Königin etwas über Raoden weiß. Aber ich werde es weiterhin versuchen.«

Ashe schwebte hin und her. »Und was soll ich tun?«

Sarene zögerte. »Tja, ich habe mir in letzter Zeit Gedanken über Onkel Kiin gemacht. Vater erwähnt ihn überhaupt nicht mehr. Ich habe mich gefragt... Weißt du, ob Kiin jemals offiziell enterbt worden ist?«

»Das weiß ich nicht, Mylady«, sagte Ashe. »Dio könnte es wissen. Er arbeitet sehr viel enger mit Eurem Vater zusammen.«

»Sieh zu, ob du etwas herausfinden kannst. Vielleicht kursieren hier in Arelon Gerüchte. Schließlich ist Kiin einer der einflussreichsten Menschen in ganz Kae.«

»Sehr wohl, Mylady. Sonst noch etwas?«

»Ja«, entschied Sarene mit gerümpfter Nase. »Treibe jemanden auf, der diese schwarzen Kleider wegschafft. Ich habe mich entschieden, dass ich sie nicht länger brauche.«

»Selbstverständlich, Mylady«, sagte Ashe mit leidender Stimme. Sarene warf einen Blick aus dem Kutschenfenster, als sich das Gefährt Herzog Telriis Villa näherte.

Es hieß, Telrii sei sehr großzügig mit den Einladungen zu seinem Ball gewesen, und die Anzahl der Kutschen, die an diesem Abend auf den Straßen unterwegs waren, schien dies zu bestätigen. Fackeln säumten den Weg, und die Gartenanlagen um das Gebäude erstrahlten von einer Mischung aus Laternen, Fackeln und eigenartigen bunten Flammen.

»Der Herzog hat keine Kosten gescheut«, bemerkte Shuden.

»Was ist das, Lord Shuden?«, fragte Sarene mit einem Nicken in Richtung einer der hellen Flammen, die an der Spitze hoher Metallstangen flackerten.

»Besondere, aus dem Süden importierte Steine.«

»Steine, die brennen? Wie Kohle?«

»Sie verbrennen viel schneller als Kohle«, erläuterte der junge jindoesische Lord. »Und sie sind überaus teuer. Es muss Telrii ein Vermögen gekostet haben, diese Auffahrt zu erleuchten.« Shuden runzelte die Stirn. »Das scheint mir übertrieben, selbst für seine Verhältnisse.«

»Lukel hat erwähnt, dass der Herzog ein wenig verschwenderisch sei«, sagte Sarene, die sich an ihre Unterhaltung in Iadons Thronsaal erinnerte. Shuden nickte. »Aber er ist viel schlauer, als die meisten Leute denken. Der Herzog geht zwar sorglos mit seinem Geld um, aber in der Regel steckt ein bestimmter Zweck hinter seiner Leichtfertigkeit.« Während die Kutsche vorfuhr, meinte Sarene förmlich zu sehen, wie sich der junge Baron den Kopf über den Grund für Telriis Extravaganz zerbrach. Die Villa selbst quoll schier vor Menschen über. Damen in leuchtenden Kleidern begleiteten Herren in Anzügen mit gerade geschnittenen langen Jacketts, die gerade in Mode waren. Es gab beinahe genauso viele

Dienstboten wie Gäste. Die Bediensteten waren weiß gekleidet und eilten geschäftig durch die Menge, um Essen und Getränke zu servieren oder Laternen auszuwechseln. Shuden half Sarene aus der Kutsche und führte sie in den Hauptballsaal. Sein forscher Gang ließ darauf schließen, dass er es gewöhnt war, sich einen Weg durch Menschenmengen zu bahnen.

»Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, wie glücklich ich bin, dass Ihr angeboten habt, mich zu begleiten«, vertraute Shuden ihr an, als sie den Saal betraten. An einem Ende des Saales spielte ein großes Orchester, und Paare wirbelten entweder über die Tanzfläche in der Mitte oder standen am Rand und unterhielten sich. Der Raum war mithilfe farbiger Lichter hell erleuchtet. Die Steine, die sie schon draußen erblickt hatten, brannten hier hell auf Geländerpfosten oder Stangen. Um einige Säulen waren sogar Ketten aus winzigen Kerzen angebracht; Vorrichtungen, die wahrscheinlich alle halbe Stunde neu bestückt werden mussten.

»Weshalb, Mylord?«, fragte Sarene, die den Blick über das farbenfrohe Spektakel schweifen ließ.

Selbst als Prinzessin war ihr noch nie eine solche verschwenderische Pracht begegnet. Licht, Geräusche und Farben waren zu einer berausenden Mischung verwoben.

Shuden folgte ihrem Blick, ohne ihrer Frage wirklich Gehör geschenkt zu haben. »Man käme niemals auf den Gedanken, dass dieses Land ganz nahe am Abgrund tanzt«, murmelte er.

Die Bemerkung traf Sarene wie das feierliche Läuten einer Totenglocke. Es gab einen guten Grund, weshalb sie noch nie zuvor derart aufwändigen Luxus zu Gesicht bekommen hatte: So wunderbar er auch sein mochte, er stellte auch eine unglaubliche Verschwendung dar. Ihr Vater war ein besonnener Herrscher und würde eine derartige Verschwendungssucht niemals zulassen.

»So ist es aber immer, nicht wahr?«, fragte Shuden. »Diejenigen, die sich derartige Ausschweifungen am wenigsten leisten können, scheinen für gewöhnlich auch diejenigen zu sein, die am entschlossensten sind zu verprassen, was ihnen noch geblieben ist.«

»Ihr seid ein kluger Mann, Lord Shuden«, sagte Sarene.

»Nein, bloß ein Mann, der die Dinge zu durchschauen trachtet.« Er führte sie zu einer Seitengalerie, auf der Getränke gereicht wurden.

»Aber wovon spracht Ihr vorhin?«

»Wie?«, meinte Shuden. »Ach so, ich meinte, dass Ihr mir heute Abend einigen Kummer ersparen werdet.«

»Inwiefern denn das?«, erkundigte sie sich, als er ihr einen Becher Wein reichte.

Shuden lächelte leicht und nippte an seinem eigenen Getränk. »Es gibt die eine oder andere Dame, die mich aus irgendeinem Grund für einen recht ... begehrenswerten Junggesellen hält. Viele davon werden nicht darauf kommen, wer Ihr seid, und sich fernhalten, um die neue Rivalin zu begutachten.

Heute Abend wird mir vielleicht tatsächlich etwas Zeit bleiben, mich zu amüsieren.« Sarene hob eine Braue. »Ist es wirklich so schlimm?«

»Für gewöhnlich muss ich sie mir mit einer Rute vom Leib halten«, erwiderte Shuden und bot ihr den Arm an.

»Man könnte beinahe meinen, Ihr hättet niemals vor zu heiraten, Mylord«, sagte Sarene lächelnd und ergriff den ihr dargebotenen Arm. Shuden lachte. »Nein, es ist nichts dergleichen, Mylady. Seid versichert, dass mich die Vorstellung außerordentlich interessiert - zumindest in der Theorie. Doch eine Frau bei Hofe zu finden, deren geschwätzige Torheit mich nicht in den Wahnsinn treibt, ist eine ganz andere Sache. Kommt, wenn ich mich nicht täusche, sollte es uns gelingen, einen viel interessanteren Ort als den großen Ballsaal zu finden.«

Shuden führte sie durch die Menge unzähliger Ballgäste. Trotz seiner zuvor geäußerten Bemerkungen verhielt er sich den Damen gegenüber, die sich aus der Menge schälten, um ihn zu begrüßen, überaus höflich - ja sogar charmant. Er kannte alle beim Namen, was selbst schon ein Kunststück an Diplomatie oder guten Manieren war.

Sarenes Respekt vor Shuden nahm noch zu, als sie die Reaktionen der Leute beobachtete, denen er begegnete. Keine Miene verfinsterte sich, als er sich näherte, und nur wenige bedachten ihn mit den hochmütigen Blicken, die in der sogenannten vornehmen Gesellschaft üblich waren. Shuden war allseits beliebt, obgleich er nicht gerade der lebhafteste Mann war. Sie hatte das Gefühl, dass seine Beliebtheit nicht von seiner Fähigkeit zu unterhalten herrührte, sondern von seiner erfrischenden Ehrlichkeit. Wenn Shuden sprach, war er immer höflich und taktvoll, aber vollständig offen. Seine exotische Herkunft erlaubte ihm Dinge zu



sagen, an die andere nicht rühren konnten.

Schließlich kamen sie in einem kleinen Zimmer an, das sich am oberen Ende des Treppenaufgangs befand. »Da sind wir«, stellte Shuden zufrieden fest und führte sie durch die Tür. In dem Raum spielte ein kleineres, aber kunstfertigeres Streichorchester. Dieses Zimmer war dezenter geschmückt, doch die Dienstmoten trugen Servierteller mit Speisen, die noch exotischer wirkten als das Essen, das unten gereicht wurde. Sarene erkannte viele der Gesichter vom Hof wieder, darunter auch das wichtigste.

»Der König«, sagte sie, als sie Iadon in der Nähe bemerkte. Eshen war in einem schmalen grünen Kleid an seiner Seite.

Shuden nickte. »Ein solches Fest würde Iadon sich nicht entgehen lassen, selbst wenn Lord Telrii der Gastgeber ist.«

»Sie kommen nicht miteinander aus?«

»Sie kommen wunderbar miteinander aus. Sie sind nur im gleichen Geschäft tätig. Iadon leitet eine Handelsflotte, und seine Schiffe bereisen das Fjordische Meer, genau wie die Telriis. Das macht sie zu Konkurrenten.«

»Ich finde es so oder so merkwürdig, dass er hier ist«, sagte Sarene.

»Mein Vater kreuzt nie bei derartigen Anlässen auf.«

»Weil er erwachsen ist, Lady Sarene. Iadon ist immer noch ganz vernarrt in seine Macht und nutzt jede Gelegenheit, sie auszukosten.« Shuden ließ neugierig den Blick durch den Raum schweifen. »Nehmt zum Beispiel dieses Zimmer.«

»Dieses Zimmer?«

Shuden nickte. »Wann immer Iadon auf einem Fest erscheint, wählt er ein Zimmer abseits vom Hauptsaal und erwartet, dass die wichtigen Leute sich um ihn scharen. Die Adligen sind daran gewöhnt. Der Gastgeber heuert gewöhnlich eine zweite Kapelle an und weiß, dass er abgesehen vom Hauptball noch ein zweites, exklusiveres Fest zu veranstalten hat. Iadon hat verlauten lassen, dass er nicht mit Leuten verkehren möchte, die nicht seinesgleichen sind. Die Versammlung hier ist nur für Herzöge und ranghohe Grafen.«

»Aber *Ihr* seid ein Baron«, bemerkte Sarene, als sie beide tiefer in das Zimmer spazierten.

Lächelnd trank Shuden von seinem Wein. »Ich bin ein Sonderfall. Meine

Familie hat Iadon gezwungen, uns unseren Titel zu verleihen, während die meisten anderen ihren Adelsstatus durch Reichtum und Gebettel erlangt haben. Ich kann mir gewisse Freiheiten herausnehmen, die sich kein anderer Baron anmaßen würde, weil sowohl Iadon als auch ich wissen, dass ich schon einmal die Oberhand über ihn gewonnen habe. Gewöhnlich kann ich nur kurze Zeit hier im inneren Sanktum verbringen, höchstens eine Stunde. Ansonsten würde ich die Geduld des Königs überstrapazieren. Aber natürlich ist das heute Abend völlig anders.«

»Warum das?«

»Weil ich Euch an meiner Seite habe«, sagte Shuden. »Vergesst nicht, Lady Sarene: Vom Stand her überragt Ihr jeden in diesem Zimmer außer dem Königspaar.«

Sarene nickte. Zwar war sie an die Vorstellung gewöhnt, wichtig zu sein - immerhin war sie die Tochter eines Königs -, doch die Statusbesessenheit der Arelenen war ihr noch nicht vertraut.

»Iadons Gegenwart ändert alles«, raunte sie leise, als der König sie bemerkte. Sein Blick glitt über ihr Kleid. Offensichtlich war ihm der Mangel an schwarzer Farbe nicht entgangen, denn seine Miene verfinsterte sich.

*Vielleicht war das Kleid doch keine so gute Idee*, räumte Sarene insgeheim ein. Doch im nächsten Augenblick erregte etwas anderes ihre Aufmerksamkeit »Was macht der denn hier?«, flüsterte sie, als ihr eine leuchtende Gestalt auffiel, die wie eine rote Narbe inmitten der Ballgäste stand.

Shuden folgte ihrem Blick. »Der Gyorn? Er besucht schon seit dem Tag seiner Ankunft sämtliche Hofbälle. Beim ersten ist er ohne Einladung erschienen und so wichtigtuertisch aufgetreten, dass es seitdem niemand mehr gewagt hat, ihn nicht einzuladen.«

Hrathen unterhielt sich mit einer kleinen Gruppe von Männern. Sein funkelnder Brustharnisch und der Umhang bildeten einen starken Kontrast zu den helleren Farben der Adelsgewänder. Der Gyorn überragte die anderen in dem Zimmer um mindestens einen Kopf, und seine Schulterpanzer ließen ihn zu beiden Seiten dreißig Zentimeter breiter erscheinen. Alles in allem war er kaum zu übersehen.

Shuden lächelte. »Ganz egal, was ich von dem Mann ansonsten halte,

sein Selbstvertrauen finde ich beeindruckend. Am ersten Abend spazierte er einfach auf das Privatfest des Königs und fing an, sich mit einem der Herzöge zu unterhalten. Dem König hat er gerade einmal knapp zugnickt. Anscheinend ist Hrathen der Meinung, der Titel eines Gyorns sei allem in diesem Zimmer ebenbürtig.«

»Im Osten verbeugen sich Könige vor Gyornen«, sagte Sarene. »Wenn der Wyrn zu Besuch kommt, kriechen sie schier am Boden.«

»Und das alles geht auf einen alten Jindo zurück«, stellte Shuden fest. Er hielt inne und tauschte ihre Becher bei einem der vorübergehenden Bediensteten gegen frische. Es handelte sich um Wein eines viel besseren Jahrgangs. »Ich finde es immer wieder interessant, was Ihr Leute mit Kesegs Lehren angestellt habt.«

»Wir Leute?«, fragte Sarene. »Ich bin korathisch, werft mich nicht mit dem Gyorn in einen Topf.«

Shuden hob eine Hand. »Verzeihung. Ich wollte Euch nicht zu nahe treten.«

Sarene zögerte. Shudens Muttersprache war Aonisch, und er lebte in Arelon. Deshalb war sie davon ausgegangen, dass er dem korathischen Glauben anhing. Sie hatte sich getäuscht. Shuden war dennoch jindoesischer Herkunft, und seine Familie hatte gewiss an den Shu-Keseg geglaubt, wie die Religionsväter Korath und Dereth ursprünglich auch. »Aber«, dachte sie laut, »Jindo ist mittlerweile derethisch.«

Shudens Antlitz überflog ein Schatten, während er den Gyorn ins Auge fasste. »Ich frage mich, was der große Meister gedacht hat, als seine beiden Schüler Korath und Dereth aufgebrochen sind, um in den Ländern im Norden zu predigen. Keseg lehrte Einheit. Aber was meinte er damit? Die Einheit des Geistes, wie mein Volk es glaubt? Die Einheit der Liebe, wie Eure Priester behaupten? Oder ist es die Einheit des Gehorsams, wie die derethischen Anhänger glauben? Letzten Endes bleibt mir immer nichts anderes übrig, als mir das Gehirn zu zermartern, wie es die Menschheit geschafft hat, eine derart einfache Vorstellung zu verkomplizieren.«

Nach einer kurzen Pause schüttelte er den Kopf. »Wie dem auch sei, Mylady: Ja, Jindo ist mittlerweile derethisch. Mein Volk lässt den Wyrn in dem Glauben, dass die Jindos bekehrt sind, weil das besser ist als zu

kämpfen. Allerdings hegen mittlerweile viele Leute Zweifel an dieser Entscheidung. Die Artethen stellen immer höhere Forderungen.«

Sarene nickte. »Ganz meine Meinung. Dem Shu-Dereth muss Einhalt geboten werden. Dieser Glaube ist eine Abkehr von der Wahrheit.«

Shuden hielt inne. »Das habe ich nicht gesagt, Lady Sarene. Die Seele des Shu-Keseg ist die Akzeptanz. Es gibt Raum für sämtliche Lehren.

Die derethischen Gläubigen sind der Ansicht, das Richtige zu tun.«

Shuden brach ab und blickte zu Hrathen hinüber, bevor er fortfuhr: »Der da ist jedoch gefährlich.«

»Warum er und andere nicht?«

»Ich habe eine Predigt Hrathens besucht«, sagte Shuden. »Er predigt nicht aus dem Herzen, Lady Sarene, seine Predigten entstammen ganz dem Verstand. Er hat es bei den Bekehrungen lediglich auf Zahlen abgesehen, der Glaube seiner Anhänger ist ihm im Grunde gleichgültig. Das ist gefährlich.«

Shuden musterte die Männer, die Hrathen umstanden. »Der da bereitet mir ebenfalls Sorge«, sagte er und deutete auf einen Mann, dessen Haar so blond war, dass es beinahe weiß aussah.

»Wer ist das?«, wollte Sarene neugierig wissen.

»Waren, der älteste Sohn Baron Diolens«, sagte Shuden. »Eigentlich sollte er nicht hier in diesem Zimmer sein, aber anscheinend sieht er seine enge Verbindung zu dem Gyorn als Einladung. Früher hat Waren durch seine korathische Frömmigkeit gegläntzt, aber nun behauptet er, eine Vision gehabt zu haben, in der Jaddeth ihm befohlen hat, zum Shu-Dereth überzutreten.«

»Die Ladys haben sich vorhin darüber unterhalten«, sagte Sarene mit einem Blick auf Waren. »Ihr glaubt ihm nicht?«

»Ich habe schon immer den Verdacht gehegt, dass es sich bei Warens Religiosität lediglich um Schau handelt. Er ist ein Opportunist, und seine außergewöhnliche Frömmigkeit bringt ihm allgemeine Bekanntheit ein.«

Besorgt musterte Sarene den hellhaarigen Mann. Er war sehr jung, doch er hatte die Haltung eines kultivierten Mannes, der sich selbst fest im Griff hatte. Seine Bekehrung war ein gefährliches Zeichen. Je mehr solcher Leute Hrathen um sich versammelte, desto schwieriger würde es sein, ihn aufzuhalten.

»Ich hätte nicht so lange warten sollen«, sagte sie.

»Womit?«

»Diese Bälle zu besuchen. So hat Hrathen eine Woche Vorsprung.«

»Ihr tut, als sei es eine persönliche Auseinandersetzung zwischen Euch beiden«, stellte Shuden mit einem Lächeln fest.

Sarene nahm die Bemerkung nicht auf die leichte Schulter. »Eine persönliche Auseinandersetzung, bei der das Schicksal ganzer Nationen auf dem Spiel steht.«

»Shuden!«, erklang eine Stimme. »Wie ich sehe, seid Ihr heute nicht wie sonst von einem ganzen Kreis von Verehrerinnen umringt.«

»Guten Abend, Lord Roial.« Shuden verneigte sich leicht, als der alte Mann auf sie zukam. »Ja, dank meiner Begleitung ist es mir gelungen, heute Abend das Größte zu vermeiden.«

»Ah ja, die reizende Prinzessin Sarene«, sagte Roial und küsste ihr die Hand. »Es hat den Anschein, als habe Euer Hang zu Schwarz abgenommen.«

»Er war von Anfang an nicht sonderlich stark ausgeprägt, Mylord«, sagte sie und machte einen Knicks.

»Das kann ich mir gut vorstellen«, erwiderte Roial mit einem Lächeln. Dann wandte er sich wieder an Shuden: »Ich hatte gehofft, Euch sei Eure glückliche Position noch gar nicht bewusst geworden, Shuden. Dann hätte ich Euch die Prinzessin vielleicht stehlen können, um mir diese Kletten selbst vom Hals zu halten.«

Überrascht betrachtete Sarene den betagten Mann.

Shuden lachte in sich hinein. »Lord Roial ist vielleicht der einzige Junggeselle in ganz Arelon, dessen Gunst noch heißer begehrt ist als die meine. Nicht dass ich eifersüchtig wäre. Seine Lordschaft lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit ein wenig von mir ab.«

»Ihr?« Sarene sah den spindeldürren alten Mann an. »Die Frauen wollen *Euch* heiraten?« Als sie sich wieder ihrer Manieren entsann, fügte sie ein verspätetes »Mylord« hinzu und errötete heftig angesichts ihrer unschicklichen Worte.

Roial lachte. »Habt keine Angst, mir zu nahe zu treten, junge Sarene. Kein Mann in meinem Alter ist eine Augenweide. Meine liebe Eoldess ist nun schon zwanzig Jahre tot, und ich habe keinen Sohn. Mein Vermögen muss an jemanden gehen, und das ist keiner ledigen jungen Frau in diesem Reich verborgen geblieben. Die Dame müsste mich nur

ein paar Jahre lang verwöhnen, mich begraben und sich dann einen kräftigen jungen Liebhaber suchen, um gemeinsam mit ihm mein Geld auszugeben.«

»Mylord ist zu zynisch«, bemerkte Shuden.

»Mylord ist zu realistisch«, sagte Roial mit einem Schnauben. »Obwohl ich zugeben muss, dass der Gedanke verlockend ist, eines dieser jungen Dinger in mein Bett zu zwingen. Natürlich denken sie alle, ich sei zu alt, als dass sie ihren ehelichen Pflichten nachkommen müssten, aber da irren sie sich! Wenn ich sie schon mein Vermögen stehlen ließe, würde ich sie zumindest dafür arbeiten lassen.«

Shuden errötete bei diesen Worten, doch Sarene lachte nur. »Ich habe es mir gleich gedacht! Ihr seid nichts weiter als ein alter Lustmolch!«

»Und dazu stehe ich«, stimmte Roial ihr lächelnd zu. Dann fuhr er mit einem Blick auf Hrathen fort: »Was macht unser übertrieben gepanzerter Freund?«

»Er bereitet mir allein durch seine widrige Gegenwart Sorge, Mylord«, erwiderte Sarene.

»Habt gut auf ihn acht, Sarene«, meinte Roial. »Wie ich hörte, hat Lord Telrii seinen plötzlichen finanziellen Aufschwung nicht nur seinem Glück zu verdanken.«

Argwohn schlich sich in Shudens Augen. »Herzog Telrii hat dem derethischen Glauben nicht die Treue bekundet.«

»Nicht öffentlich, nein«, pflichtete Roial ihm bei. »Aber meine Quellen berichten, dass zwischen ihm und dem Gyorn ein gewisses Einverständnis herrscht. Eines ist jedenfalls sicher: Es hat fast noch nie ein solches Fest in Kae gegeben, und der Herzog veranstaltet es aus keinem offensichtlichen Anlass. Man fragt sich, was genau Telrii feiern will und warum er möchte, dass wir wissen, wie reich er ist.«

»Ein interessanter Gedanke, Mylord«, sagte Sarene.

»Sarene?«, rief Eshens Stimme von der gegenüberliegenden Seite des Zimmers. »Liebes, würdest du einmal herkommen?«

»Oh nein«, sagte Sarene und sah zu der Königin hinüber, die sie zu sich winkte. »Worum es wohl jetzt wieder geht?«

»Ich bin schon sehr gespannt«, sagte Roial mit einem Funkeln in den Augen.

Sarene leistete dem Wink der Königin Folge. Sie machte einen höflichen

Knicks, als sie sich dem Königspaar näherte. Shuden und Roial folgten ihr unauffällig und postierten sich in Hörweite.

Eshen lächelte, als Sarene auf sie zutrat. »Liebes, ich habe meinem Gatten eben von der Idee erzählt, die uns heute Vormittag gekommen ist. Du weißt schon, die sportliche Betätigung?« Eshen nickte dem König eifrig zu.

»Was soll dieser Unsinn, Sarene?«, wollte der König wissen. »Frauen, die mit Degen herumspielen?«

»Euer Majestät möchte doch nicht, dass wir dick werden, oder?«, fragte Sarene unschuldig.

»Nein, natürlich nicht«, antwortete der König. »Aber ihr könntet einfach weniger essen.«

»Ich treibe doch so gern Sport, Euer Majestät.«

Iadon tat einen tiefen, leidenden Atemzug. »Aber es wird doch wohl gewiss eine andere Sportart geben, die ihr Frauen treiben könnt?«

Sarene blinzelte in der Hoffnung, dass sie aussah, als sei sie den Tränen nahe. »Aber, Euer Majestät, ich habe das seit meiner Kindheit getan! Der König wird doch bestimmt nichts gegen einen törichten Zeitvertreib für Frauen einzuwenden haben?«

Der König zögerte und betrachtete sie. Diesmal hatte sie die Sache vielleicht übertrieben. Sarene setzte ihre beste Dummchenmiene auf und lächelte.

Schließlich schüttelte er nur den Kopf. »Ach, mach doch, was du willst, Mädchen. Ich habe keine Lust, mir von dir den Abend verderben zu lassen.«

»Der König ist überaus weise«, sagte Sarene mit einem Knicks und zog sich zurück.

»Das hatte ich ganz vergessen«, flüsterte Shuden ihr zu, als sie sich wieder zu den beiden gesellte. »Es muss ziemlich anstrengend sein, die Fassade aufrecht zu erhalten.«

»Manchmal ist sie von Nutzen«, sagte Sarene. Als sie schon im Begriff waren, sich ganz zurückzuziehen, fiel Sarenes Aufmerksamkeit auf einen Boten, der sich dem König näherte. Sie legte Shuden die Hand auf den Arm, um ihm zu bedeuten, dass sie gern noch einen Augenblick an einer Stelle verweilen würde, von wo aus sie Iadon hören konnte.

Der Bote flüsterte Iadon etwas ins Ohr, und der König riss ärgerlich die

Augen auf. »Was?«

Der Mann wollte erneut zu einem Flüstern ansetzen, doch der König stieß ihn von sich. »Sag es einfach, Mann. Ich kann dieses ganze Geflüsterte nicht ausstehen.«

»Es ist diese Woche passiert, Euer Majestät«, erklärte der Mann. Sarene schob sich ein Stück näher.

»Wie eigenartig«, wehte auf einmal eine Stimme mit starkem Akzent in ihre Richtung. Hrathen stand ganz in der Nähe. Er sah nicht zu ihnen herüber, aber irgendwie gelang es ihm, seine Worte an den König zu richten - als lasse er es absichtlich zu, dass was er sagte mit angehört wurde. »Ich hätte nicht gedacht, dass der König wichtige Angelegenheiten in Gegenwart von simplen Gemütern diskutiert. Solche Menschen lassen sich von allem derart leicht verwirren, dass ihnen Derartiges nur schaden kann.«

Die meisten Leute um sie her schienen die Bemerkung des Gyorns gar nicht gehört zu haben. Der König hatte sie allerdings sehr wohl vernommen. Nachdem Iadon Sarene einen Augenblick lang betrachtet hatte, packte er den Boten am Arm und verließ raschen Schrittes das Zimmer. Eshen blieb entgeistert zurück. Als Sarene dem König nachsah, kreuzte ihr Blick Hrathens, der kurz lächelte, bevor er sich wieder seinen Begleitern zuwandte.

»Ist das denn zu glauben?«, fragte Sarene zornentbrannt. »Das hat er absichtlich getan!«

Shuden nickte. »Zuweilen fallen wir uns mit unseren Täuschungsmanövern selbst in den Rücken, Mylady.«

»Der Gyorn ist gut«, sagte Roial. »Es ist immer eine Meisterleistung, wenn man es schafft, die Maske eines anderen zum eigenen Vorteil zu gebrauchen.«

»Ich habe schon des Öfteren festgestellt, dass es am besten ist, man selbst zu sein, egal wie die Dinge liegen mögen«, sagte Shuden. »Je mehr Masken wir zu tragen versuchen, desto verwirrender wird das Ganze.«

Roial deutete lächelnd ein Nicken an. »Das ist wahr. Langweilig vielleicht, aber wahr.«

Sarene hörte den beiden nur mit halbem Ohr zu. Sie war davon ausgegangen, dass sie durch ihre Verstellung die Fäden in der Hand hielt



und ihr Umfeld manipulieren konnte. Die Nachteile waren ihr bisher noch gar nicht in den Sinn gekommen. »Die Fassade ist lästig«, räumte sie ein. Dann wandte sie sich mit einem Seufzen zurück an Shuden.

»Aber ich muss daran festhalten, zumindest in Gegenwart des Königs. Ehrlich gesagt möchte ich auch bezweifeln, dass er mich jemals anders wahrgenommen hätte, egal, wie ich mich betragen hätte.«

»Wahrscheinlich habt Ihr recht«, sagte Shuden. »Der König ist ziemlich kurzsichtig, was Frauen betrifft.«

Bald darauf kehrte der König mit finsterer Miene zurück. Offensichtlich hatten ihm die Neuigkeiten, die er soeben erfahren hatte, die gute Laune verdorben. Der Bote ergriff mit einem erleichterten Gesichtsausdruck die Flucht, und als er verschwand, sah Sarene einen Neuankömmling das Zimmer betreten. Herzog Telrii war gewohnt prunkvoll in Rot- und Goldtöne gekleidet und trug unzählige Ringe an den Fingern. Sarene beobachtete ihn eingehend, doch er gesellte sich nicht zu Gyorn Hrathen, ja er nickte ihm noch nicht einmal zum Gruß zu. Er schien den Priester geradezu hartnäckig zu ignorieren und kam stattdessen eifrig seiner Rolle als Gastgeber nach, indem er der Reihe nach zu jedem Grüppchen seiner Gäste trat und seine Aufwartung machte.

»Ihr habt recht, Lord Roial«, sagte Sarene nach einer Weile.

Roial blickte von seiner Unterhaltung mit Shuden auf. »Hm?«

»Herzog Telrii«, sagte Sarene und nickte in Richtung des Mannes. »Da ist etwas zwischen ihm und dem Gyorn.«

»Telrii ist ein unangenehmer Mensch«, sagte Roial. »Ich bin nie ganz hinter seine Beweggründe gekommen. Manchmal hat es den Anschein, als wolle er nichts weiter, als seine Schatzkammer mit noch mehr Münzen füllen. Dann wieder ...«

Roial verstummte, als Telrii auf Sarenes Gruppe zusteuerte, als habe er bemerkt, dass sie ihn musterten. Lächelnd näherte er sich ihnen, Atara an seiner Seite. »Lord Roial«, sagte er mit glatter, beinahe emotionsloser Stimme. »Willkommen. Und Eure Hoheit. Ich glaube nicht, dass wir einander offiziell vorgestellt worden sind.«

Roial machte die beiden miteinander bekannt. Sarene vollführte einen Knicks, während Telrii an seinem Wein nippte und Nettigkeiten mit Roial austauschte. Er hatte etwas erstaunlich ... Gleichgültiges an sich. Zwar lagen nur wenigen Adeligen die Themen, über die sie sprachen,

tatsächlich am Herzen, aber die meisten besaßen zumindest den Anstand, interessiert zu klingen. Telrii machte keinerlei solcher Zugeständnisse. Sein Tonfall war respektlos, allerdings nicht so sehr, dass er beleidigend gewesen wäre, und seine Haltung zeugte von Desinteresse. Abgesehen von der anfänglichen Begrüßung ignorierte er Sarene vollständig und schien sich offensichtlich überzeugt zu haben, dass sie nicht weiter von Bedeutung war.

Schließlich schlenderte der Herzog von dannen, und Sarene warf ihm einen verärgerten Blick nach.

Wenn es eine Sache gab, die sie nicht ausstehen konnte, dann ignoriert zu werden. Nach einer Weile seufzte sie und drehte sich wieder ihrem Begleiter zu. »Also gut, Lord Shuden, ich möchte mich ein wenig unters Volk mischen. Hrathen hat eine Woche Vorsprung, aber Domi sei verflucht, wenn ich es dabei belasse!«

Es war spät. Shuden hatte schon vor Stunden gehen wollen, aber Sarene war entschlossen gewesen, sich weiter voranzukämpfen, Hunderte Leute zu durchpflügen und wie eine Verrückte Bekanntschaften zu schließen. Sie hatte Shuden dazu gebracht, sie jedem seiner Bekannten vorzustellen, und die Gesichter und Namen hatten schon bald angefangen miteinander zu verschwimmen. Doch mit der Zeit würden sie ihr gewiss vertraut werden.

Irgendwann ließ sie sich dann von Shuden zurück zum Palast bringen. Sie war mit dem Verlauf des Abends zufrieden. Shuden half ihr aus der Kutsche und wünschte ihr erschöpft eine gute Nacht, wobei er behauptete, froh zu sein, dass Ahan als Nächster an der Reihe sei, sie zu einem Ball mitzunehmen. »Eure Gesellschaft war reizend«, erklärte er, »aber ich kann einfach nicht mit Euch Schritt halten!«

Manchmal hatte Sarene Schwierigkeiten, mit sich *selbst* Schritt zu halten. Sie taumelte geradezu in den Palast, so schläfrig vor Müdigkeit und Wein, dass es ihr kaum gelang, die Augen offen zu halten.

In der Eingangshalle hallte lautes Rufen wider.

Sarene runzelte die Stirn und bog um eine Ecke, wo Mitglieder der königlichen Wache hin und her eilten, einander anbrüllten und auf diese Weise an ihren Nerven zerrten.

»Was ist denn hier los?«, fragte sie und hielt sich den Kopf.

»Diese Nacht ist jemand in den Palast eingedrungen«, erläuterte ein

Wächter. »Hat sich geradewegs durch die königlichen Gemächer geschlichen.«

»Ist jemand verletzt?«, fragte Sarene, die auf einmal in Sorge war. Iadon und Eshen hatten das Fest Stunden vor Shuden und ihr verlassen.

»Domi sei Dank, nein«, sagte der Wächter. Dann wandte er sich zwei Soldaten zu: »Bringt die Prinzessin auf ihr Gemach und bezieht vor der Tür Wache!«, befahl er. »Gute Nacht, Eure Hoheit. Macht Euch keine Sorgen, sie sind längst fort.«

Sarene seufzte angesichts der Wächter, die herumschrieten und geschäftig hin und her eilten und deren Rüstungen und Waffen klirrten, während sie in regelmäßigen Abständen durch die Gänge hasteten. Sie bezweifelte, dass sie bei all dem Lärm eine gute Nacht haben würde, ganz egal, wie müde sie war.

## Kapitel 15

Nachts, wenn alles zu einheitlichem Schwarz verschmolz, konnte Hrathen beinahe die Pracht von Elantris erahnen. Als Silhouetten vor dem sternenbevölkerten Himmel warfen die heruntergekommenen Gebäude ihren Mantel der Verzweiflung ab und wurden zu Erinnerungen; Erinnerungen an eine Stadt, die mit Geschick und Sorgfalt erschaffen worden war, eine Stadt, in der jeder einzelne Stein ein kleines Kunstwerk war; Erinnerungen an Türme, die in den Himmel aufragten gleich Fingern, die die Sterne berührten, und an Kuppeln, die sich wie ehrwürdige Hügel inmitten des Stadtbildes erstreckten.

Aber es war alles nur eine Illusion. Unter der ganzen Erhabenheit waren nichts als Ruinen, eine ekelhafte Wunde, die nun offen klaffte. Wie leicht es doch war, Ketzereien zu verkennen, wenn sie golden glänzten. Wie einfach es gewesen war anzunehmen, dass äußerliche Stärke von innerer Rechtschaffenheit zeugte.

»Träum weiter, Elantris«, flüsterte Hrathen und begann seinen Spaziergang oben auf der großen Mauer, die die Stadt umgab. »Erinnere dich an das, was du einst gewesen bist, und versuche, deine Sünden unter der Decke der Dunkelheit zu verbergen. Morgen wird die Sonne aufgehen, und erneut wird wieder alles offen zutage treten.«

»Mylord? Habt Ihr etwas gesagt?«

Hrathen drehte sich um. Er hatte den Wächter mit dem schweren, an die Schulter gelehnten Speer und der fahlen, beinahe niedergebrannten Fackel kaum wahrgenommen, als dieser auf der Mauer an ihm vorübergegangen war.

»Nein. Ich habe nur etwas vor mich hin geflüstert.«

Der Wächter nickte und drehte weiter seine Runde. Allmählich waren sie an Hrathens Gegenwart gewöhnt. Im Laufe der Woche war er beinahe jede Nacht hergekommen und gedankenverloren auf der Mauer umhergewandert. Zwar war er heute aus einem besonderen Grund hier, aber auch sonst kam er des Nachts, einfach um allein zu sein und nachdenken zu können. Hrathen war sich selbst nicht sicher, was ihn zu der Stadt hinzog. Teilweise war es Neugier. Er hatte Elantris nie auf dem Gipfel seiner Macht erlebt und konnte sich nicht erklären, wie etwas,

selbst eine derart herrliche Stadt, wiederholt Fjordens Ansturm hatte standhalten können, erst in militärischer und dann in theologischer Hinsicht.

Abgesehen davon empfand er eine gewisse Verantwortung gegenüber den Menschen - oder was immer sie waren -, die in Elantris lebten. Denn er benutzte sie und hielt sie als Feind bild empor, um seine Anhänger zu vereinen. Er fühlte sich schuldig. Die Elantrier, die er bisher zu Gesicht bekommen hatte, waren keine Teufel, sondern arme Wesen, die von einer Art schrecklicher Krankheit befallen waren. Sie hatten Mitleid und keine Verdammnis verdient. Trotzdem würden sie als seine Teufel herhalten müssen, denn er wusste, dass dies der einfachste und harmloseste Weg war, um Arelon zu vereinen. Wenn er das Volk gegen die Regierung aufhetzte, wie er es in Duladel getan hatte, würde es Mord und Totschlag geben. Sei ne derzeitige Methode würde zwar auch zu einem Blutbad führen, aber er hoffte, zu einem weitaus kleineren.

*Oh, welche Bürden wir im Dienste Deines Reiches auf uns nehmen müssen, Lord Jaddeth,* dachte Hrathen. Es war egal, dass er im Namen der Kirche gehandelt oder dass er Abertausende Seelen gerettet hatte. Die Welle der Zerstörung, die Hrathen in Duladel ausgelöst hatte, rieb wie ein Mühlstein an seiner Seele. Menschen, die ihm vertraut hatten, waren tot, und eine ganze Gesellschaft war ins Chaos gestürzt worden. Doch Jaddeth verlangte einem Opfer ab. Was war das Gewissen eines einzelnen Mannes im Vergleich zur himmlischen Herrlichkeit des göttlichen Gebots? Was war schon ein gewisses Maß an Schuld, wenn nun ein ganzes Land unter Jaddeths sorgsamem Auge vereint war? Hrathen würde für immer die Narben dessen, was er getan hatte, mit sich tragen, doch es war besser, ein einzelner Mann litt, als dass eine ganze Nation weiterhin in der Ketzerei verharrte.

Hrathen wandte sich von Elantris ab und blickte stattdessen in Richtung der blinkenden Lichter Kaes. Jaddeth hatte ihm eine weitere Gelegenheit gegeben. Diesmal würde er die Sache anders angehen. Es würde keine gefährliche Revolution geben, kein Blutbad, weil sich eine Klasse gegen eine andere erhob. Behutsam würde Hrathen Druck ausüben, bis Iadon zusammenbrach und ein anderer, gefälligerer Mann seinen Platz einnahm. Daraufhin würde sich der arelische Adel ohne Weiteres bekehren lassen. Die Einzigen, die wirklich zu leiden hatten, die

Sündenböcke im Rahmen seiner Strategie, waren die Elantrier.

Es war ein guter Plan. Er war sich sicher, diese arelische Monarchie relativ mühelos niederschmettern zu können. Sie wies bereits Risse auf und war schwach. Das Volk von Arelon war so unterdrückt, dass er rasch eine neue Regierung würde einsetzen können, bevor den Menschen Iadons Sturz auch nur zu Ohren kam. Keine Revolution. Alles würde sauber ablaufen.

Außer ihm unterlief ein Fehler. Er hatte die Bauernhöfe und Städte in der Umgebung von Kae besucht und wusste, dass die Menschen unerträglich niedergeknüppelt waren. Wenn er ihnen auch nur die geringste Gelegenheit gab, würden sie sich erheben und die gesamte Adelsklasse niedermetzeln. Die Möglichkeit machte ihn nervös - vor allem, weil er wusste, dass er Nutzen daraus ziehen würde, falls es passieren sollte. Der logische Gyorn in seinem Innern würde auf der allgemeinen Zerstörung reiten wie auf einem Hengst und sie dazu nutzen, ein ganzes Volk in Anhänger des derethischen Glaubens zu verwandeln.

Seufzend drehte Hrathen sich zur Seite und setzte seinen Spaziergang fort. Dieser Abschnitt des Wehrgangs wurde von der Wache sauber gehalten, aber wenn er sich zu weit entfernte, würde er einen Ort erreichen, der mit einer dunklen, öligen Schmutzschicht bedeckt war. Er war sich nicht sicher, woher der Dreck rührte, aber er schien die Mauer vollständig einzuhüllen, sobald man den Abschnitt in der Nähe des Eingangstors hinter sich ließ.

Bevor er jedoch den Schmutz erreichte, bemerkte er eine Gruppe Männer auf dem Wehrgang. Sie trugen Umhänge, ob wohl die Nacht nicht allzu kalt war.

Vielleicht glaubten sie, die Kleidungsstücke würden ihnen Anonymität gewähren. Falls das jedoch die Absicht gewesen sein sollte, hätte Herzog Telrii sich vielleicht für etwas anderes als einen kostbaren lavendelfarbenen Umhang mit Silberstickerei entscheiden sollen.

Angesichts dieser materiellen Einstellung schüttelte Hrathen den Kopf. Die Männer, mit denen wir zusammenarbeiten müssen, um Jaddeths Ziele zu erreichen ...

Herzog Telrii schob weder die Kapuze zurück noch verbeugte er sich ordentlich, als Hrathen auf ihn zuging. Hrathen hatte natürlich nicht ernsthaft erwartet, dass er eines von beidem tun würde. Wenigstens

nickte der Herzog seinen Wächtern zu, die sich zurückzogen, um das vertrauliche Gespräch nicht zu stören.

Hrathen ging gemessenen Schrittes auf Herzog Telrii zu und blieb neben ihm stehen. Er lehnte sich an die Mauerbrüstung und starrte auf die Stadt Kae hinab. Lichter blinkten. In der Stadt lebten so viele reiche Leute, dass es Lampenöl und Kerzen im Überfluss gab. Hrathen hatte schon Großstädte besucht, in denen es nach Einbruch der Nacht so dunkel wurde wie in Elantris.

»Wollt Ihr nicht wissen, warum ich mich mit Euch treffen wollte?«, erkundigte sich Telrii.

»Ihr habt es Euch bezüglich unseres Planes anders überlegt«, sagte Hrathen einfach.

Telrii zögerte. Anscheinend überraschte es ihn, dass Hrathen ihn so ohne Weiteres durchschaute. »Tja, also wenn Ihr das bereits wisst, dann habt Ihr es Euch wohl ebenfalls anders überlegt.«

»Nicht im Geringsten«, sagte Hrathen. »Euer Verhalten, die heimlichtuerischen Umstände, unter denen Ihr Euch treffen wolltet - das hat Euch verraten.«

Telrii runzelte die Stirn. Er war es offensichtlich gewohnt, jegliche Unterhaltung zu dominieren. Rührte sein Schwanken daher? Hatte Hrathen ihn gekränkt? Nein, Hrathen konnte an Telriis Augen ablesen, dass dem nicht so war. Anfangs war Telrii die Abmachung mit Fjorden geradezu begeistert eingegangen, und er schien es zweifellos genossen zu haben, an diesem Abend sein Fest zu veranstalten. Was war auf einmal los?

*Ich kann es mir nicht leisten, mir diese Gelegenheit durch die Vinger gleiten zu lassen*, dachte Hrathen. Wenn er nur mehr Zeit hätte. Von seiner Dreimonatsfrist waren weniger als achtzig Tage übrig. Hätte ihm ein Jahr zur Verfügung gestanden, hätte er wählerischer und mit mehr Taktgefühl vorgehen können. Unglücklicherweise war ein solcher Luxus ausgeschlossen, und ein direkter Angriff, bei dem er Telrii benutzte, war der vielversprechendste Weg, um einen glatten Führungswechsel zu bewerkstelligen.

»Warum sagt Ihr mir nicht, was Euch bedrückt?«, schlug Hrathen vor.

»Ja, nun«, sagte Telrii vorsichtig. »Ich bin mir einfach nicht sicher, ob ich mit Fjorden zusammenarbeiten möchte.«

Hrathen hob eine Augenbraue. »Diese Unsicherheit ist neu.«  
Telrii musterte Hrathen. Im düsteren Mondschein sah es mit der Kapuze aus, als sei sein Feuermal lediglich eine Fortsetzung der Schatten. Das Ganze ließ ihn unheilvoll wirken - oder hätte es zumindest getan, wenn die extravagante Ausführung seiner Kleidung die Wirkung nicht verdorben hätte.

Telrii blickte finster drein. »Heute auf dem Fest sind mir ein paar interessante Dinge zu Ohren gekommen, Gyorn. Seid Ihr wirklich derjenige, der Duladel vor dessen Zusammenbruch zugeteilt worden ist?«

*Aha, daher weht der Wind*, dachte Hrathen. »Ich war dort.«

»Und jetzt seid Ihr hier«, sagte Telrii. »Ihr wundert Euch, warum diese Neuigkeit einem Adligen Unbehagen bereitet? Die ganze herrschende Klasse von Duladel... ist im Laufe dieser Revolution abgeschlachtet worden! Und meine Quellen behaupten, dass *Ihr* dabei eine wichtige Rolle gespielt habt.«

Vielleicht war der Mann gar nicht so dumm, wie Hrathen gedacht hatte. Telriis Sorge war nicht unbegründet, und Hrathen würde seine Worte mit Bedacht wählen müssen. Er nickte in Richtung der Wachen Telriis, die in der Nähe auf dem Wehrgang standen. »Wo habt Ihr diese Soldaten her, Mylord?«

Telrii hielt inne. »Was hat denn das damit zu tun?«

»Gewährt mir diese Frage«, sagte Hrathen.

Telrii drehte sich um und warf den Soldaten einen Blick zu. »Ich habe sie der elantrischen Stadtwache abgeworben. Ich habe sie als Leibwächter angeheuert.«

Hrathen nickte. »Und wie viele Wächter stehen in Euren Diensten?«

»Fünfzehn«, sagte Telrii.

»Wie würdet Ihr ihre Fähigkeiten einschätzen?«

Telrii zuckte mit den Schultern. »Ganz gut, würde ich sagen. Ich habe sie noch nie wirklich kämpfen sehen.«

»Das liegt wahrscheinlich daran, dass sie noch nie gekämpft *haben*«, sagte Hrathen. »Kein Soldat hier in Arelon hat je eine Schlacht erlebt.«

»Worauf wollt Ihr hinaus, Gyorn?«, fragte Telrii gereizt.

Hrathen drehte sich um und nickte in Richtung des Wachhauses der elantrischen Stadtwache, das weit unten am Fuß der Mauer von Fackeln



erleuchtet wurde. »Die Stadtwache besteht aus - was, fünfhundert Mann? Vielleicht siebenhundert?

Wenn man die örtliche Polizei und private Wachmänner wie die Euren dazurechnet, gibt es in Kae vielleicht tausend Soldaten. Zusammen mit Lord Eondels Truppen sind es immer noch weniger als fünfzehnhundert Berufssoldaten in der näheren Umgebung.«

»Na und?«, wollte Telrii wissen.

Hrathen drehte sich wieder um. »Glaubt Ihr wirklich, der Wyrn benötigt eine Revolution, um Arelon in seine Gewalt zu bringen?«

»Der Wyrn verfügt über kein Heer«, sagte Telrii. »Fjorden hat lediglich rudimentäre Verteidigungskräfte.«

»Ich habe nicht von Fjorden gesprochen«, sagte Trathen. »Ich habe vom Wyrn gesprochen, dem Herrn aller Schöpfung und Oberhaupt des Shu-Dereth. Kommt schon, Lord Telrii. Seien wir offen miteinander. Wie viele Soldaten gibt es in Hrovell? In Jaador? In Svorden? In den anderen Ländern des Ostens? Das sind alles Völker, die sich dem derethischen Glauben verschworen haben. Meint Ihr nicht, dass sie auf des Wyrns Befehl hin in den Krieg ziehen würden?«

Telrii zögerte.

Hrathen nickte, als er sah, wie Verständnis in den Augen des Herzogs dämmerte. Der Mann hatte ja keine Ahnung! In Wahrheit war der Wyrn noch nicht einmal auf ein Heer aus Fremden angewiesen, um Arelon zu erobern. Kaum jemand außerhalb der Priesterschaft ahnte etwas von der zweiten, viel mächtigeren Streitmacht, auf die der Wyrn zurückgreifen konnte: die Klöster. Seit Jahrhunderten unterrichtete die Geistlichkeit ihre Mönche in Kriegsführung, der Verübung von Attentaten und ... anderen Künsten. Arelons Verteidigungsanlagen waren so schwach, dass wahrscheinlich die Bewohner eines einzigen Klosters das Land einnehmen könnten.

Hrathen erzitterte bei dem Gedanken, die ... Mönche, die im Kloster Dakhor ausgebildet wurden, könnten auf das schutzlose Arelon losgelassen werden. Er senkte den Blick auf seinen Arm, die Stelle, an der er - unter seiner gepanzerten Rüstung - die Male seiner Zeit dort trug. Doch dergleichen konnte er Telrii nicht wissen lassen.

»Mylord«, sagte Hrathen freimütig, »ich befinde mich hier in Arelon, weil der Wyrn dem Volk die Möglichkeit zu einem friedlichen

Religionswechsel geben möchte. Wenn er das Land zermalmen wollte, so könnte er das. Stattdessen hat er mich geschickt. Mein einziges Ziel besteht darin, einen Weg zu finden, das arelische Volk zu bekehren.«

Telrii nickte bedächtig.

»Der erste Schritt, um dieses Land zu bekehren«, sagte Hrathen, »besteht darin sicherzustellen, dass die Regierung der derethischen Sache gegenüber positiv eingestellt ist. Dazu benötigt es einen Führungswechsel, man müsste einen neuen König auf den Thron setzen.«

»Dann habe ich also Euer Wort?«, fragte Telrii.

»Der Thron wird Euch gehören«, sagte Hrathen.

Telrii nickte. Offensichtlich hatte er nur darauf gewartet. Bisher waren Hrathens Versprechen vage ausgefallen, doch er konnte es sich nicht länger leisten, sich nicht festzulegen. Seine Versprechen lieferten Telrii den verbalen Beweis, dass Hrathen versuchte, den Thron zu untergraben - ein kalkuliertes Risiko, aber Hrathen war ausgesprochen gut, was solche Kalkulationen betraf.

»Es wird Leute geben, die Euch Widerstand leisten werden«, warnte Telrii.

»Zum Beispiel?«

»Diese Frau, Sarene«, sagte Telrii. »Ihre angebliche Dummheit ist offensichtlich gespielt. Meine Informanten sagen, dass sie ein krankhaftes Interesse an Euren Aktivitäten entwickelt hat, und auf meinem Fest heute Abend hat sie Erkundigungen über Euch eingezogen.«

Telriis Scharfsinn kam überraschend für Hrathen. Der Mann wirkte so großspurig, so pompös; doch offensichtlich war er nicht völlig unfähig. Das konnte ein Vorteil oder ein Nachteil sein.

»Macht Euch keine Sorgen wegen des Mädchens«, meinte Hrathen.

»Nehmt einfach das Geld, das wir Euch zur Verfügung gestellt haben, und wartet ab. Es wird sich Euch bald eine Gelegenheit bieten. Ihr habt von den Neuigkeiten gehört, die der König heute Abend vernommen hat?«

Nach einer Weile nickte Telrii.

»Die Dinge entwickeln sich wie versprochen«, sagte Hrathen. »Nun müssen wir nur geduldig sein.«

»Na gut«, sagte Telrii. Er hatte immer noch seine Vorbehalte, doch Hrathens Logik - zusammen mit dem offenen Thronversprechen - hatte offensichtlich gereicht, ihn umzustimmen. Der Herzog bedachte Hrathen mit einem ungewohnt respektvollen Nicken. Dann winkte er seinen Wächtern zu und wandte sich zum Gehen.

»Herzog Telrii«, sagte Hrathen, dem ein Gedanke gekommen war. Telrii blieb stehen und drehte sich um.

»Haben Eure Soldaten immer noch Freunde bei der elantrischen Stadtwache?«, wollte Hrathen wissen.

Telrii zuckte mit den Achseln. »Davon gehe ich einmal aus.«

»Verdoppelt den Sold Eurer Männer«, flüsterte Hrathen so leise, dass Telriis Leibwächter es nicht hören konnten. »Lobt die elantrische Stadtwache vor ihnen und gebt ihnen frei, damit sie sich mit ihren ehemaligen Kameraden treffen können. Es könnte sich ... förderlich für Eure Zukunft erweisen, wenn man bei der Stadtwache weiß, dass Ihr ein Mann seid, der diejenigen reich belohnt, die ihm treu ergeben sind.«

»Ihr werdet mir die Gelder zur Verfügung stellen, damit ich meine Männer extra vergüten kann?«, fragte Telrii argwöhnisch.

Hrathen verdrehte die Augen. »Na gut.«

Telrii nickte und schloss dann zu seinen Wachen auf.

Hrathen drehte sich um und blickte, an die Mauer gelehnt, auf Kae zurück. Er würde kurz abwarten müssen, bevor er zu den Treppenstufen zurückkehrte und wieder nach unten ging. Telrii war immer noch nicht wohl bei dem Gedanken, seine neue Bindung an die derethische Religion bekannt zu machen, und er hatte sich auf keinen Fall offen mit Hrathen treffen wollen. Der Mann machte sich viel zu viele Sorgen, aber vielleicht war es besser, wenn er derzeit als religiös konservativ galt.

Es beunruhigte Hrathen, dass Telrii Sarene erwähnt hatte. Aus irgendeinem Grund hatte sich die kecke teoische Prinzessin entschlossen, Hrathen Widerstand zu leisten, obwohl er ihr dazu keinerlei offenkundige Veranlassung gegeben hatte. Auf gewisse Weise war es ironisch: Auch wenn sie es nicht ahnte, war Hrathen ihr größter Verbündeter, nicht ihr Erzfeind. Ihr Volk würde auf die eine oder andere Weise bekehrt werden. Entweder würden die Menschen auf Hrathens menschliches Zureden reagieren, oder sie würden von den fjordellischen Heeren zermalmt werden.

Hrathen bezweifelte, dass er je in der Lage wäre, sie von dieser Wahrheit zu überzeugen. Das Misstrauen in ihren Augen war ihm nicht verborgen geblieben; sie würde auf der Stelle annehmen, dass alles, was er sagte, erlogen war. Sie verabscheute ihn mit dem irrationalen Hass eines Menschen, der unbewusst ahnte, dass der eigene Glaube minderwertig war. Der Einfluss der korathischen Lehren war in jedem großen Land des Ostens geschwunden, genauso wie es in Arelon und Teod der Fall sein würde. Der Shu Korath war zu schwach, ihm fehlte der männlich-kraftvolle Stil. Der Shu-Dereth war stark und mächtig. Wie bei zwei Pflanzen, die um dasselbe Stück Boden konkurrierten, würde der Shu-Dereth den Shu Korath ersticken.

Hrathen schüttelte den Kopf. Nachdem er genügend Zeit hatte verstreichen lassen, machte er sich schließlich die Mauer entlang auf den Weg zu den Stufen, die nach Kae hinabführten. Von unten erklang ein widerhallendes dumpfes Geräusch. Überrascht blieb er stehen. Es klang, als sei das Stadttor gerade geschlossen worden.

»Was war das?«, fragte Hrathen und trat auf etliche Wachen zu, die in einem Kreis flackernden Fackelscheins auf dem Wehrgang standen. Die Wächter zuckten die Achseln. Einer deutete jedoch auf zwei Gestalten, die den dunklen Platz unter ihnen überquerten. »Sie müssen jemanden eingefangen haben, der zu fliehen versucht hat.«

Hrathen runzelte die Stirn. »Kommt das häufig vor?«

Der Wächter schüttelte den Kopf. »Die meisten sind selbst für einen *Fluchtversuch* zu geistlos. Ab und an versucht einer davonzutrippeln, aber wir fangen sie jedes Mal wieder ein.«

»Danke«, sagte Hrathen. Er kehrte den Wachen den Rücken zu und machte sich auf den langen Weg nach unten in die Stadt. Am Fuß der Treppe befand sich das Hauptwachhaus, in dem sich der Hauptmann aufhielt. Seine Augen wirkten schläfrig, als sei er soeben geweckt worden.

»Ärger, Hauptmann?«

Der Hauptmann drehte sich überrascht um. »Ach, Ihr seid es, Gyorn! Nein, kein Ärger. Bloß einer meiner Untergebenen, der etwas getan hat, was er nicht hätte tun sollen.«

»Elantrier zurück in die Stadt lassen?«, fragte Hrathen.

Der Hauptmann blickte finster drein, nickte aber. Hrathen war dem

Mann nun schon des Öfteren begegnet und hatte die Habgier des Hauptmanns jedes Mal mit ein paar Münzen gefördert. Der Mann gehörte ihm beinahe mit Haut und Haaren.

»Das nächste Mal, Hauptmann«, sagte Hrathen, der nach seinem Gürtel griff und einen Beutel hervorzog, »kann ich Euch eine andere Möglichkeit bieten.«

Die Augen des Hauptmanns glitzerten, als Hrathen anfang, Goldwyrninge - die Wyrn Wulfdens Konterfei trugen - aus dem Beutel zu ziehen.

»Ich möchte einen dieser Elantrier aus der Nähe betrachten, aus theologischen Gründen«, erklärte Hrathen und legte einen Münzstapel auf den Tisch. »Von daher würde ich es zu schätzen wissen, wenn der nächste eingefangene Elantrier in meine Kapelle gebracht würde, bevor man ihn zurück in die Stadt wirft.«

»Das lässt sich wahrscheinlich einrichten, Mylord«, sagte der Hauptmann und strich die Münzen gierig vom Tisch ein.

»Selbstverständlich braucht niemand davon zu erfahren«, sagte Hrathen.

»Selbstverständlich, Mylord.«

## Kapitel 16

Raoden hatte einmal versucht, Ien freizulassen. Damals war er noch ein kleiner Junge gewesen, einfältig, aber voll der besten Absichten. Von einem seiner Tutoren hatte er etwas über die Sklaverei erfahren und hatte es sich in den Kopf gesetzt, dass die Seonen gegen ihren Willen gefangen gehalten wurden. An dem Tag hatte er Ien tränenüberströmt aufgesucht und von dem Seon verlangt, dass es seine Freiheit annähme. »Aber ich *bin* frei, junger Herr«, hatte Ien dem weinenden Knaben erwidert.

»Nein, bist du nicht!«, hatte Raoden widersprochen. »Du bist ein Sklave, denn du tust, was immer die Leute dir befehlen.«

»Ich tue es, weil ich es will, Raoden.«

»Warum? Möchtest du denn nicht frei sein?«

»Ich möchte dienen, junger Herr«, erklärte Ien und pulsierte zur Beruhigung. »Meine Freiheit besteht darin, hier zu sein, bei Euch.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ihr seht die Dinge aus den Augen eines Menschen, junger Herr«, sagte Ien mit seiner klugen, nachsichtigen Stimme. »Ihr seht Unterschiede in Rang und sozialer Stellung und versucht die Welt so zu ordnen, dass alles seinen Platz hat entweder über oder unter Euch. Für ein Seon gibt es kein Oben und Unten, sondern nur diejenigen, die wir lieben. Und wir dienen denen, die wir lieben.«

»Aber du bekommst noch nicht einmal Lohn!«, hatte Raodens entrüstete Antwort gelauret.

»Aber natürlich bekomme ich den, junger Herr. Mein Lohn besteht in väterlichem Stolz und mütterlicher Liebe. In der Freude, Euch heranwachsen zu sehen.«

Erst viele Jahre später hatte Raoden diese Worte begriffen, und vergessen hatte er sie nie. Als Raoden älter und klüger geworden war und sich unzählige korathische Predigten über die vereinende Kraft der Liebe angehört hatte, hatte er angefangen, Seonen in einem neuen Licht zu sehen. Nicht als Diener, noch nicht einmal als Freunde, sondern als etwas viel Tieferes und Mächtigeres. Es war, als seien die Seonen ein Ausdruck von Domi selbst, der Widerschein von Gottes Liebe zu seinem

Volk. Dank ihres Dienstes standen sie dem Himmelreich viel näher, als ihre sogenannten Herren es sich je wirklich vorstellen könnten.

»Nun bist du endlich frei, mein Freund«, sagte Raoden mit einem matten Lächeln, während er zusah, wie Ien ruckweise durch die Luft schwebte. Das Seon schien seinen früheren Herrn noch nicht einmal ansatzweise wiederzuerkennen, aber im Allgemeinen hielt Ien sich in Raodens Nähe auf. Was auch immer die Shao Ien angetan hatte, sie hatte ihn nicht nur der Stimme beraubt, sondern auch noch seinen Geist zerbrochen.

»Ich glaube, ich weiß, was ihm fehlt«, sagte Raoden zu Galladon, der ganz in der Nähe im Schatten saß. Sie befanden sich auf einem Dach ein paar Häuser von der Kapelle entfernt, da Kahar sie unter mehrfachen Entschuldigungen aus ihrem gewohnten Refugium vertrieben hatte. Seit seiner Ankunft hatte der alte Mann sich voll Inbrunst dem Putzen hingeegeben, und nun war es endlich so weit, dass er sich abschließend an das Polieren machen konnte. Früh am Morgen hatte er sie alle zerknirscht, aber nachdrücklich hinausgeworfen, um seine Arbeit beenden zu können.

Galladon blickte von seinem Buch auf. »Wem? Dem Seon?«

Raoden nickte. Er lag auf einer Mauer, die einst einen Garten umgeben hatte, und beobachtete immer noch Ien. »Sein Aon ist nicht vollständig.«

»Ien«, meinte Galladon nachdenklich. »Das bedeutet Heilung. Kolo?«

»Genau. Aber sein Aon ist nicht mehr ganz. Da sind winzige Risse in den Linien, und die Farbe ist an manchen Stellen ganz schwach.«

Galladon gab ein Grunzen von sich, schwieg aber ansonsten. Sein Interesse an Aonen und Seonen war nicht so ausgeprägt wie Raodens. Nachdem Raoden Ien ein paar Momente länger betrachtet hatte, widmete er sich erneut seinem Buch über AonDor. Er kam jedoch nicht weit, bevor Galladon etwas anderes ansprach.

»Was vermisst du am meisten, Sule?«, wollte der Dula nachdenklich wissen.

»Was ich am meisten vermisse? Von der Welt draußen?«

»Kolo«, sagte Galladon. »Was würdest du hierher nach Elantris holen, wenn du könntest?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Raoden. »Darüber müsste ich erst nachdenken. Und du?«

»Mein Haus.« Galladon klang nostalgisch. »Ich habe es selbst gebaut,

Sule. Habe jeden einzelnen Baum gefällt, jedes Brett zurechtgeschnitten und jeden Nagel festgehämmert. Es war wunderschön. Kein Herrenhaus und kein Palast kann mit etwas mithalten, was man eigenhändig erschaffen hat.«

Raoden nickte und sah das Häuschen vor seinem geistigen Auge. Was hatte ihm gehört, was er nun am meisten vermisste? Als Sohn eines Königs hatte er viele Dinge besessen. Die Antwort, die ihm jetzt in den Sinn kam, überraschte ihn jedoch.

»Briefe«, sagte er. »Ich würde einen Stapel Briefe herholen.«

»Briefe, Sule?« Offensichtlich hatte Galladon diese Antwort nicht erwartet. »Von wem?«

»Von einem Mädchen.«

Galladon lachte. »Eine Frau, Sule? Ich wäre niemals darauf gekommen, dass du ein Romantiker bist.«

»Bloß weil ich nicht mit einer theatralischen Leichenbittermiene herumlaufe wie eine Figur aus einem eurer duladenischen Liebesromane, heißt das nicht, dass mir solche Sachen völlig fremd sind.«

Galladon hob abwehrend die Hände. »Sei nicht gleich delusedoo, Sule. Ich bin ja bloß überrascht.

Wer war das Mädchen?« »Ich sollte sie heiraten«, erklärte Raoden.

»Muss eine tolle Frau gewesen sein.« »Ja, muss wohl«, pflichtete

Raoden ihm bei. »Ich wünschte, ich wäre ihr begegnet.« »Du hast sie noch nie getroffen?« Raoden schüttelte den Kopf. »Deshalb die Briefe, mein Freund. Sie hat in Teod gelebt, genauer

gesagt war sie die Tochter des Königs. Vor einem Jahr hat sie angefangen, mir Briefe zu schicken. Sie hat wunderschöne Briefe geschrieben. Ihre Worte versprühten so viel Esprit, dass ich nicht umhinkonnte, ihr zu antworten. Wir hatten knappe fünf Monate in Briefkontakt gestanden, da hat sie mir einen Antrag gemacht.«

»Sie hat *dir* einen Antrag gemacht?«, fragte Galladon.

»Völlig unerschrocken«, sagte Raoden mit einem Lächeln. »Die Sache hatte natürlich politische Gründe. Sarene wollte ein festes Bündnis zwischen Teod und Arelon.«

»Und du hast ihren Antrag angenommen?«

»Es war eine gute Gelegenheit«, erläuterte Raoden. »Seit der Reod hat sich Teod Arelon gegenüber distanziert verhalten. Abgesehen davon



waren diese Briefe einfach berauschend. Das letzte Jahr ... war schwierig. Mein Vater scheint fest entschlossen zu sein, Arelon in den Ruin zu treiben, und er ist kein Mann, der andere Meinungen duldet. Doch wann immer ich den Eindruck hatte, die Last würde zu schwer, erhielt ich einen Brief von Sarene. Sie hatte auch ein Seon, und nachdem unsere Verlobung publik gemacht worden war, haben wir regelmäßig miteinander gesprochen. Sie trat gewöhnlich abends in Verbindung mit mir, und ihre Stimme erklang durch Ien und hat mich in ihren Bann geschlagen.

Manchmal haben wir stundenlang miteinander geredet.« »Was war das doch gleich noch mal von wegen du würdest nicht mit einer Leichenbittermiene herumlaufen wie eine Figur aus einem Liebesroman?«, meinte Galladon lächelnd.

Mit einem Schnauben wandte Raoden sich wieder seinem Buch zu. »Jetzt weißt du's. Wenn ich etwas hier haben könnte, würde ich diese Briefe haben wollen. Ich habe mich richtig auf die Hochzeit gefreut, selbst wenn die Verbindung bloß eine Reaktion auf die derethische Invasion Duladels war.«

Es herrschte Schweigen.

»Was hast du da eben gesagt, Raoden?«, wollte Galladon schließlich leise wissen.

»Was? Ach, über die Briefe?«

»Nein. Über Duladel.«

Raoden zögerte. Galladon hatte behauptet, vor »ein paar Monaten« nach Elantris gekommen zu sein, doch Dulas waren für ihre Untertreibungen bekannt. Die Duladenische Republik war vor einem guten halben Jahr gefallen ...

»Ich bin davon ausgegangen, dass du Bescheid weißt«, sagte Raoden.

»Worüber, Sule?«, fragte Galladon. »Du bist davon ausgegangen, dass ich *worüber* Bescheid weiß?«

»Es tut mir leid, Galladon«, sagte Raoden voller Mitgefühl. Er drehte sich um und setzte sich aufrecht hin. »Die Duladenische Republik ist untergegangen.«

»Nein«, hauchte Galladon mit weit aufgerissenen Augen.

Raoden nickte bekräftigend. »Es hat eine Revolution gegeben, wie die in

Arelon vor zehn Jahren, aber sogar noch gewalttätiger. Die herrschende Klasse ist völlig vernichtet worden, und man hat eine Monarchie ins Leben gerufen.«

»Unmöglich ... Die Republik ist stark gewesen! Wir alle haben so sehr daran geglaubt.«

»Die Dinge ändern sich, mein Freund.« Raoden erhob sich und trat zu Galladon, um ihm eine Hand auf die Schulter zu legen.

»Nicht die Republik, Sule.« Galladon starrte ins Leere. »Wir alle konnten die Regierung wählen.

Warum sollte man dagegen aufbegehren?« Raoden schüttelte den Kopf.

»Ich weiß es nicht. Viele Informationen sind nicht bis zu uns durchgedrungen. Es war eine Zeit des Chaos in Duladel. Deshalb konnten die fjordellischen Priester aufkreuzen und die Macht an sich reißen.«

Galladon hob den Blick. »Das bedeutet, dass Arelon in Gefahr schwebt. Wir waren immer da und haben die derethischen Horden von euren Grenzen ferngehalten.«

»Das ist mir klar.«

»Was ist mit Jesker passiert?«, fragte er. »Meine Religion, was ist damit geschehen?«

Raoden schüttelte nur den Kopf.

»Irgendetwas musst du doch wissen!«

»Jetzt ist der Shu-Dereth die Staatsreligion in Duladel«, sagte Raoden leise. »Es tut mir leid.«

Galladon senkte den Blick. »Dann ist sie also verschwunden.«

»Es gibt immer noch die Mysterien«, gab Raoden matt zu bedenken.

Galladon runzelte die Stirn. Sein Blick war unerbittlich. »Die Mysterien sind nicht das Gleiche wie Jesker, Sule. Sie sind ein Gespött alles Heiligen. Eine Verirrung. Nur Außenstehende - Menschen ohne das geringste Verständnis für Dor - praktizieren die Mysterien.«

Raoden ließ seine Hand auf der Schulter des trauernden Mannes, ohne zu wissen, wie er ihm Trost spenden sollte. »Ich dachte, du weißt Bescheid«, sagte er erneut und fühlte sich immer noch hilflos.

Galladon stöhnte einfach nur und starrte verdrießlich vor sich hin.

Raoden ließ Galladon auf dem Dach zurück. Der große Dula wollte mit seinem Schmerz allein sein.

Da Raoden nicht wusste, was er sonst tun sollte, kehrte er völlig in Gedanken versunken zu der Kapelle zurück. Doch er blieb nicht lange in Gedanken versunken.

»Kahar, es ist wunderschön!«, rief Raoden und blickte sich staunend um. Der alte Mann sah von der Ecke auf, die er gerade putzte. Auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck tiefen Stolzes. Die Kapelle war von ihrer schleimigen Schmutzschicht befreit, übrig geblieben war nur sauberer, weißgrauer Marmor. Sonnenschein durchflutete die Fenster auf der Westseite, wurde von dem glänzenden Boden reflektiert und ließ die gesamte Kapelle in einer beinahe göttlichen Helligkeit erstrahlen. Flachreliefs bedeckten beinahe jede Oberfläche. Da die plastischen Elemente lediglich einen guten Zentimeter hoch waren, waren sie unter dem Schmutz völlig verdeckt gewesen. Raoden ließ den Finger über eines der winzigen Meisterwerke gleiten. Die Gesichter der dargestellten Menschen waren so detailliert herausgearbeitet, dass sie beinahe lebendig wirkten.

»Sie sind erstaunlich«, flüsterte er.

»Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, dass sie überhaupt da sind, Mylord«, sagte Kahar und humpelte zu Raoden herüber. »Ich habe sie nicht gesehen, bis ich mit dem Putzen angefangen habe, aber selbst dann waren sie noch in den Schatten verborgen, bis ich mit dem Boden fertig war. Der Marmor ist so glatt, dass es sich um einen Spiegel handeln könnte, und die Fenster sind genau an der richtigen Stelle, um das Licht einzufangen.«

»Und die Reliefs gehen um den ganzen Saal?«

»Ja, Mylord. Das hier ist nicht das einzige Gebäude, in dem es so etwas gibt. Gelegentlich stößt man auf eine Wand oder ein Möbelstück mit entsprechenden Elementen. Wahrscheinlich waren sie vor der Reod in Elantris weit verbreitet.«

Raoden nickte. »Es war die Stadt der Götter, Kahar.«

Der alte Mann lächelte. Seine Hände waren ganz schwarz vor Dreck, und an seiner Schärpe hing ein halbes Dutzend zerschlossener Putztücher. Doch er war glücklich.

»Was nun, Mylord?«, fragte er voller Eifer.

Raoden zögerte und dachte blitzschnell nach. Kahar hatte den Schmutz in der Kapelle mit der gleichen heiligen Empörung in Angriff

genommen, mit der ein Priester gegen die Sünde zu Felde zog. Zum ersten Mal seit Monaten, vielleicht sogar Jahren, war Kahar gebraucht worden.

»Unsere Leute haben sich in den Häusern hier in der Nähe eingerichtet, Kahar«, meinte Raoden. »Was bringt Euer ganzes Putzen hier, wenn sie bei jedem unserer Treffen Dreck in die Kapelle schleppen?«

Nachdenklich nickte Kahar. »Das Kopfsteinpflaster stellt ein Problem dar«, murmelte er. »Das ist ein großes Projekt, Mylord.« Doch sein Blick war unverzagt.

»Ich weiß«, stimmte Raoden ihm zu. »Aber es ist unglaublich wichtig. Menschen, die im Dreck leben, kommen sich selbst wie Dreck vor. Wenn wir je über das, was wir selbst von uns halten, hinauswachsen wollen, müssen wir sauber sein. Werdet Ihr es schaffen?«

»Ja, Mylord.«

»Gut. Ich werde Euch ein paar Arbeitskräfte zuteilen, damit es ein wenig schneller geht.« Im Laufe der letzten Tage hatte Raodens Truppe großen Zulauf gehabt, weil die Bewohner von Elantris gehört hatten, dass Karata sich ihm angeschlossen hatte. Viele geisterhafte Elantrier, die ziellos allein durch die Straßen gewandert waren, waren zu Raodens Truppe aufgebrochen und suchten nun in der Kameradschaft einen letzten verzweifelten Ausweg aus dem Wahnsinn.

Nachdem Kahar sich zum Abschluss noch einmal in der Kapelle umgesehen hatte, wandte er sich zum Gehen. Auf seinem runzeligen Gesicht spiegelte sich Stolz wider.

»Kahar!«, rief Raoden.

»Ja, Mylord?«

»Kennt Ihr es nun? Das Geheimnis, meine ich?«

Kahar lächelte. »Ich bin schon seit Tagen nicht mehr hungrig, Mylord. Es ist das erstaunlichste Gefühl auf der ganzen Welt. Selbst die Schmerzen spüre ich nicht mehr.«

Raoden nickte, und Kahar ging. Der Mann war auf der Suche nach einem magischen Mittel gegen seine Leiden zu ihm gekommen, war jedoch auf eine viel einfachere Antwort gestoßen. Schmerzen verloren an Macht, wenn andere Dinge in den Vordergrund traten. Kahar benötigte weder einen Heiltrank noch ein Aon zu seiner Rettung - er brauchte nichts weiter als eine Beschäftigung.

Raoden ging durch den glänzenden Saal und bewunderte die unterschiedlichen Darstellungen. Am Ende eines bestimmten Reliefs hielt er jedoch inne. Dort befand sich eine leere Stelle, deren weiße Steinoberfläche von Kahar mit sorgfältiger Hand poliert worden war. Die Stelle war sogar so sauber, dass Raoden sein eigenes Spiegelbild sehen konnte.

Er war völlig verblüfft. Das Gesicht, das ihm von dem Marmor entgegensah, kam ihm unbekannt vor. Bisher hatte es ihn überrascht, dass ihn nur so wenige Menschen wiedererkannt hatten. Immerhin war er der Prinz von Arelon gewesen, dessen Gesicht man auf vielen Plantagen außerhalb Kaes gekannt hatte. Er war davon ausgegangen, dass die Elantrier einfach nicht mit einem Prinzen in Elantris rechneten, sodass sie »Lebensgeist« nicht mit Raoden in Verbindung brachten. Da er nun jedoch die Veränderungen in seinem Gesicht erblickte, wurde ihm klar, dass es einen weiteren Grund gab, weshalb die Leute ihn nicht wieder erkannten.

Seine Züge wiesen Spuren auf, Hinweise auf das, was einst gewesen war. Doch die Veränderungen waren drastisch. Es waren erst zwei Wochen vergangen, aber ihm waren schon sämtliche Haare ausgefallen. Er hatte die typischen elantrischen Flecken auf der Haut, und selbst die Teile, die noch vor ein paar Tagen hautfarben gewesen waren, hatten sich mittlerweile in ein stumpfes Grau verwandelt.

Seine Haut wies kleine Fältchen auf, besonders um die Lippen, und seine Augen waren bereits tief eingesunken.

Vor seiner eigenen Verwandlung hatte er sich die Elantrier immer als lebende Leichname vorgestellt, deren Fleisch faulig und zerfetzt war. Dem war nicht so. Elantrier behielten ihr Fleisch und im Großen und Ganzen auch ihre Figur, selbst wenn ihre Haut Falten bekam und dunkler wurde. Sie waren eher ausdorrende Hüllen als verwesende Leichname. Aber obwohl die Verwandlung nicht so extrem war, wie er einst angenommen hatte, war es dennoch schockierend, sich selbst in einem derartigen Zustand zu sehen.

»Wir sind ein erbärmliches Völkchen, was?«, fragte Galladon von der Eingangstür aus.

Raoden hob den Blick und setzte ein aufmunterndes Lächeln auf. »Nicht so schlimm, wie wir sein könnten, mein Freund. Ich werde mich schon

noch an die Veränderungen gewöhnen.«

Mit einem Ächzen betrat Galladon die Kapelle. »Dein Putzmann macht seine Arbeit gut, Sule. Der Ort hier wirkt beinahe frei von der Reod.«

»Das Schönste daran ist, mein Freund, wie die Reinigung den Arbeitenden befreit hat.«

Galladon nickte und trat zu Raoden an die Wand. »Sie sind in Scharen gekommen, nicht wahr, Sule?«, meinte er mit einem Blick nach draußen auf den großen Trupp Menschen, der den Gartenbereich der Kapelle säuberte.

»Sie hören, dass wir mehr zu bieten haben als das Leben in der Gosse. Wir müssen nicht einmal mehr beim Eingangstor Wache halten, denn Karata bringt uns jeden, den sie retten kann.«

»Wie willst du sie alle beschäftigen?«, fragte Galladon. »Der Garten dort ist groß, aber er ist beinahe frei geräumt.«

»Elantris ist eine sehr große Stadt, mein Freund. Wir finden schon etwas, um sie zu beschäftigen.«

Mit einer Miene, die sich nicht deuten ließ, beobachtete Galladon die Menschen bei ihrer Arbeit. Für den Moment schien er seinen Kummer überwunden zu haben.

»Apropos Arbeit«, setzte Raoden an. »Ich habe da einen Auftrag für dich.«

»Etwas, um *mich* von den Schmerzen abzulenken, Sule?«

»Wenn du so willst. Allerdings ist dieses Projekt ein kleines bisschen wichtiger, als Schmutz zu beseitigen.« Er winkte Galladon, ihm zu folgen, und ging in die hintere Saalecke, wo er einen lockeren Stein aus der Mauer stemmte. Aus der Vertiefung holte er ein Dutzend kleiner Beutel mit Getreidekörnern hervor. »Wie würdest du als Bauer die Qualität dieser Samen einschätzen?«

Neugierig griff Galladon nach einem Korn und drehte es ein paarmal in der Hand, um Farbe und Härte zu testen. »Nicht schlecht«, sagte er.

»Nicht das Beste, das mir je untergekommen ist, aber nicht schlecht.«

»Es ist beinahe Saatzeit, oder?«

»Wenn man bedenkt, wie warm es in letzter Zeit gewesen ist, würde ich sagen, dass sie schon angebrochen ist.«

»Gut«, sagte Raoden. »Das Getreide wird es in dem Loch nicht lange machen, und ich möchte es lieber nicht offen herumliegen lassen.«

Galladon schüttelte den Kopf. »Es wird nicht funktionieren, Sule. Für den Getreideanbau benötigt man Zeit, bevor sich ein gewisser Erfolg einstellt. Die Leute da draußen werden die ersten Sprösslinge, die sie sehen, herausreißen und aufessen.«

»Das glaube ich nicht.« Raoden schob ein paar Getreidekörner auf seiner Handfläche hin und her. »Ihre Denkweise ist dabei, sich zu ändern, Galladon. Sie erkennen jetzt, dass sie nicht mehr wie Tiere leben müssen.«

»Wir haben nicht genug Platz für einen anständigen Ernteertrag«, wandte Galladon ein. »Es wird nicht viel mehr als ein Garten sein.«

»Der Platz reicht aus, um diese kleine Menge anzupflanzen. Wenn wir dann nächstes Jahr über mehr Getreidekörner verfügen, können wir uns immer noch den Kopf über den nötigen Platz zerbrechen. Wie ich höre, sind die Gartenanlagen des Palastes ziemlich groß gewesen.

Wahrscheinlich können wir die hernehmen.«

Galladon schüttelte den Kopf. »Das Problem an deiner Aussage, Sule, ist der Teil von wegen ›nächstes Jahr‹. Es wird kein nächstes Jahr geben. Kolo? In Elantris halten die Leute nicht so lange durch.«

»Elantris wird sich ändern«, sagte Raoden. »Wenn nicht, werden eben die, die nach uns kommen, das nächste Getreide anpflanzen.«

»Ich bezweifle trotzdem, dass es funktionieren wird.«

»Du würdest bezweifeln, dass die Sonne aufgeht, wenn du nicht jeden Tag aufs Neue eines Besseren belehrt würdest«, sagte Raoden lächelnd.

»Versuch es einfach.«

»Na gut, Sule«, sagte Galladon mit einem Seufzen. »Ich schätze mal, deine dreißig Tage sind noch nicht ganz rum.«

Lächelnd reichte Raoden seinem Freund das Getreide und legte dem Dula eine Hand auf die Schulter. »Denk immer daran, dass die Vergangenheit nicht auch noch zu unserer Zukunft werden muss.«

Galladon nickte und verstaute die Körner wieder in dem Versteck. »Die nächsten Tage werden wir das hier nicht brauchen. Erst muss ich einen Weg austüfteln, um den Garten zu pflügen.«

»Lord Lebensgeist!«, erklang Saolins Stimme schwach von oben, wo er sich einen behelfsmäßigen Wachturm errichtet hatte. »Jemand ist auf dem Weg hierher.«

Raoden richtete sich auf, und Galladon schob hastig den Stein in die

Wand zurück. Im nächsten Augenblick stürzte einer von Karatas Männern in den Saal.

»Mylord«, sagte der Mann. »Lady Karata bittet auf der Stelle um Eure Anwesenheit!«

»Ihr seid ein Narr, Dashe!«, rief Karata unwirsch.

Dashe, ein überaus großer, muskulöser Mann und ihr stellvertretender Kommandeur, fuhr ungerührt fort, sich seine Waffen umzuschnallen.

Verwirrt standen Raoden und Galladon am Haupttor des Palasts.

Mindestens zehn der Männer am Eingang - ganze zwei Drittel von Karatas Anhängern - schienen sich zum Kampf zu rüsten.

»Ihr könnt weiter mit Eurem neuen Freund vor Euch hin träumen, Karata«, versetzte Dashe barsch, »aber ich werde nicht länger warten, vor allem nicht, solange dieser Kerl die Kinder bedroht.«

Raoden drängte sich ein Stück näher zu der Unterhaltung vor, blieb jedoch hinter einem dünnen, eher ängstlichen Mann namens Horen stehen. Horen gehörte zu den Menschen, die jegliche Art von Konflikt mieden, und Raoden tippte darauf, dass er sich nicht an dem Streit beteiligte.

»Was ist los?«, fragte Raoden leise.

»Einer von Dashes Spähern hat belauscht, dass Aanden heute Nacht einen Überfall auf unseren Palast plant«, flüsterte Horen, während er den Streit der beiden Anführer sorgfältig im Auge behielt. »Dashe hat Aanden schon seit Monaten angreifen wollen, und dies ist nun genau der Vorwand, den er gebraucht hat.«

»Ihr führt diese Männer in etwas viel Schlimmeres als den Tod, Dashe«, warnte Karata. »Aanden hat mehr Leute als Ihr.«

»Er verfügt über keine Waffen«, entgegnete Dashe und ließ geräuschvoll ein rostiges Schwert in seine Scheide gleiten. »In der Universität hat es nur Bücher gegeben, und die hat er längst aufgegessen.«

»Überlegt doch, was Ihr da tut!«, meinte Karata.

Dashe drehte sich um. Sein hölzernes Gesicht war ganz offen. »Das habe ich bereits, Karata. Aanden ist ein Verrückter. Wir werden keinen Frieden finden, solange sein Revier an das unsere grenzt. Mit einem Überraschungsangriff können wir ihm für immer Einhalt gebieten. Erst dann werden die Kinder in Sicherheit sein.«

Mit diesen Worten wandte Dashe sich an seinen grimmigen Trupp



Möchtegernsoldaten und nickte ihnen zu. Die Gruppe ging entschlossenen Schrittes durch das Eingangstor.

Karata sah zu Raoden. Auf ihrem Gesicht lag eine Mischung aus Ärger und Trauer über den verübten Treuebruch. »Das ist schlimmer als Selbstmord, Lebensgeist.«

»Ich weiß«, sagte Raoden. »Wir sind so wenige, dass wir es uns nicht leisten können, auch nur einen einzigen Mann zu verlieren - nicht einmal Aandens Gefolgsleute. Wir müssen unbedingt einschreiten.«

»Er ist schon fort.« Karata lehnte sich an die Wand. »Ich kenne Dashe. Letzt wird er sich nicht mehr aufhalten lassen.«

»Ich weigere mich, das zu akzeptieren, Karata.«

»Sule, wenn ich mir diese Frage erlauben darf: Was im Namen der Doloken hast du vor?«

Raoden lief eilig neben Galladon und Karata her, wobei es ihm kaum gelang, mit den beiden Schritt zu halten. »Keine Ahnung«, gab er zu. »Ich arbeite noch daran.«

»Das habe ich mir schon gedacht«, murmelte Galladon verdrießlich.

»Karata, welchen Weg wird Dashe nehmen?«, wollte Raoden wissen.

»Es gibt da ein Gebäude, das an die Universität angrenzt«, antwortete sie. »Vor einiger Zeit ist eine Außenwand eingestürzt, und ein paar Steine haben ein Loch in der Mauer der Universität verursacht. Bestimmt wird Dashe versuchen, sich dort Zutritt zu verschaffen. Er geht davon aus, dass Aanden nichts von dem Loch weiß.«

»Bringt uns dorthin«, sagte Raoden. »Aber auf einem anderen Weg. Ich will Dashe nicht in die Arme laufen.«

Karata nickte und führte sie eine Seitenstraße entlang. Das Haus, von dem sie gesprochen hatte, war ein niedriges, einstöckiges Bauwerk. Eine der Außenmauern war so nahe an der Universität errichtet worden, dass Raoden wirklich nicht nachvollziehen konnte, was sich der Architekt dabei gedacht hatte. Die Jahre waren nicht spurlos an dem Gebäude vorbeigegangen; es besaß zwar immer noch sein Dach - das in der Mitte schrecklich durchhing -, das Haus schien allerdings kurz vor dem Einsturz zu stehen.

Vorsichtig näherten sie sich dem Gebäude und spähten durch den Eingang. Das Haus bestand aus einem einzigen großen Raum. Sie befanden sich in der Mitte des rechteckigen Bauwerks. Die eingestürzte

Mauer war ein kleines Stück links von ihnen, nicht weit zu ihrer Rechten befand sich eine weitere Tür.

Galladon stieß einen leisen Fluch aus. »Ich traue der Sache nicht.«

»Ich auch nicht«, sagte Raoden.

»Nein, es ist mehr als das. Sieh doch, Sule!« Galladon deutete auf die inneren Stützbalken des Gebäudes.

Als Raoden sie sich genauer besah, bemerkte er frische Kerben in dem ohnehin nicht sehr stabilen Holz. »Das ganze Gebälk ist präpariert worden und kann jeden Moment einstürzen.«

Raoden nickte. »Anscheinend ist Aanden besser im Bilde, als Dashe angenommen hat. Vielleicht wird Dashe die Gefahr bemerken und einen anderen Zugang benutzen.«

Auf der Stelle schüttelte Karata den Kopf. »Dashe ist ein wackerer Mann, aber sehr zielstrebig. Er wird schnurstracks durch das Gebäude marschieren, ohne auch nur einmal nach oben zu schauen.«

Raoden fluchte und ging neben dem Türrahmen in die Knie, um nachzudenken. Lange Zeit blieb ihm jedoch nicht, denn schon bald hörte er Stimmen nahen. Im nächsten Augenblick erschien Dashe im Türrahmen rechts von ihnen.

Raoden, der sich auf halbem Wege zwischen Dashe und der eingestürzten Mauer befand, holte tief Luft und rief dann: »Dashe, stehen bleiben! Dies ist eine Falle. An dem Gebäude ist herumgemurkst worden. Es besteht Einsturzgefahr!«

Dashe blieb stehen, aber die Hälfte seiner Männer befand sich bereits in dem Gebäude. Von der Seite des Raumes, die an die Universität grenzte, erklang ein Alarmschrei, und eine Gruppe Männer erschien hinter den Trümmern. Bei einem der Männer handelte es sich um Aanden persönlich; sein schnurrbartiges Gesicht war unverwechselbar. Mit einem Wutschrei sprang Aanden in das Zimmer und zielte mit einer Axt, die er hoch erhoben in den Händen hielt, auf einen der Stützbalken.

»Taan, lasst das!«, schrie Raoden.

Seinen richtigen Namen zu hören schockierte Aanden so sehr, dass er mitten in der Bewegung innehielt. Die eine Hälfte seines falschen Schnurrbartes hing schlaff herunter und drohte jeden Moment abzufallen.

»Versucht erst gar nicht, vernünftig mit ihm zu reden!«, warnte Dashe,

der seine Männer aus dem Raum zog. »Er ist wahnsinnig.«

»Nein, das glaube ich nicht«, sagte Raoden und musterte Aandens Augen. »Dieser Mann ist nicht wahnsinnig, sondern einfach nur verwirrt.«

Aanden blinzelte ein paarmal, den Griff der Axt noch fester gepackt.

Verzweifelt suchte Raoden nach einer Lösung. Da fiel sein Blick auf die Überreste eines gewaltigen Steintisches in der Nähe der Zimmermitte.

Raoden biss die Zähne zusammen, sandte insgeheim ein Stoßgebet zu Domi, kam aus der Hocke empor und durchquerte das Gebäude.

Hinter ihm stieß Karata ein Stöhnen aus, und Galladon fluchte. Das Dach ächzte unheilvoll.

Raoden sah Aanden an, der die Axt immer noch hoch erhoben hielt. Mit den Augen folgte er Raoden, als dieser auf die Mitte des Raumes zusteuerte.

»Ich habe recht, nicht wahr? Ihr seid nicht wahnsinnig. Ich habe gehört, wie Ihr an Eurem Hof wirres Zeug gelallt habt, aber jeder kann wirr lallen. Ein Verrückter kommt nicht auf den Gedanken, Pergament auszukochen, um etwas zu essen zu haben. Und ein Wahnsinniger hat nicht genug Weitblick, um eine Falle zu stellen.«

»Ich bin nicht Taan«, sagte Aanden schließlich. »Ich bin Aanden, der Baron von Elantris!«

»Wie Ihr wünscht«, sagte Raoden. Mit dem, was noch von seinem Ärmel übrig war, wischte er die Oberfläche des eingestürzten Tisches ab.

»Obwohl ich mir nicht vorstellen kann, warum Ihr lieber Aanden als Taan sein solltet. Schließlich ist das hier Elantris!«

»Das weiß ich!«, fuhr Aanden ihn an. Trotz Raodens Worte war dieser Mann alles andere als geistig stabil. Die Axt konnte jeden Moment niedersausen.

»Tut Ihr das?«, fragte Raoden. »Seid Ihr Euch wirklich darüber im Klaren, was es heißt, in Elantris zu leben, der Stadt der Götter?« Er wandte sich ganz dem Tisch zu und putzte weiter, Aanden den Rücken zugekehrt. »Elantris, Stadt der Schönheit, Stadt der Kunst... und Stadt der Bildhauerei.« Raoden trat zurück, sodass die nun saubere Oberfläche des Tisches sichtbar wurde. Sie war mit aufwendigen Meißelarbeiten versehen, genau wie die Wände der Kapelle.

Aanden riss die Augen auf und ließ kraftlos die Axt sinken.

»Diese Stadt ist der Traum eines jeden Steinmetzen, Taan«, sagte Raoden. »Wie viele Künstler habt Ihr draußen darüber klagen hören, dass die Schönheit von Elantris verloren gegangen ist? Diese Gebäude sind erstaunliche Zeugnisse der Bildhauerkunst. Ich möchte zu gern wissen, wer es angesichts solch einer Gelegenheit vorzöge, Aanden der Baron zu sein anstatt Taan der Bildhauer.«

Die Axt fiel klirrend zu Boden. Verblüffung spiegelte sich auf Aandens Gesicht.

»Seht Euch die Wand an, Taan«, sagte Raoden leise.

Der Mann drehte sich um und wischte mit den Fingern über ein Relief, das unter der schmierigen Schmutzschicht verborgen lag. Sein Ärmel rutschte ein Stück hoch, als er sich mit zitternder Hand an dem Dreck zu schaffen machte. »Gütiger Domi«, flüsterte er. »Es ist wunderschön!«  
»Denkt doch nur, welch eine Gelegenheit sich Euch bietet, Taan«, meinte Raoden. »Von allen Bildhauern auf der ganzen Welt könnt nur Ihr Euch Elantris ansehen. Nur Ihr könnt die Schönheit der Stadt erleben und von ihren Meistern lernen. Ihr seid der glücklichste Mann in ganz Opelon!«

Mit bebender Hand rupfte Aanden sich den Schnurrbart aus dem Gesicht. »Und ich hätte es zerstört«, murmelte er. »Ich hätte es zum Einsturz gebracht ...«

Mit diesen Worten senkte Aanden das Haupt und brach weinend zusammen. Raoden atmete erleichtert aus. Da merkte er, dass die Gefahr noch nicht gebannt war. Die Männer unter Aandens Kommando waren mit Steinen und Metallstangen bewaffnet. Dashe und seine Leute betraten den Raum aufs Neue, überzeugt, dass das Gebäude nun doch nicht so bald über ihnen zusammenbrechen würde.

Raoden stand genau zwischen den beiden Parteien. »Halt!«, befahl er und gebot den beiden Gruppen jeweils mit einem erhobenen Arm Einhalt. Sie blieben stehen, wenn auch misstrauisch. »Was soll das?«, wollte Raoden ungehalten wissen. »Hat Taans Erkenntnis Euch denn gar nichts gelehrt?«

»Geht aus dem Weg, Lebensgeist!«, warnte Dashe mit gezücktem Schwert.

»Auf keinen Fall!«, erwiderte Raoden. »Ich habe Euch eine Frage gestellt: Habt Ihr denn gar nichts aus dem gelernt, was sich hier eben

zugetragen hat?«

»Wir sind keine Bildhauer«, sagte Dashe.

»Das ist egal«, entgegnete Raoden. »Begreift Ihr denn nicht, welche Gelegenheit das Leben in Elantris euch bietet? Hier sind wir etwas, was niemand dort draußen je erreichen wird: Wir sind frei!«

»Frei?«, spottete jemand aus Aandens Truppe.

»Ja, frei!«, meinte Raoden. »Seit Ewigkeiten kämpfen die Menschen darum, genug zu essen zu haben. Nahrung ist das eine Ziel im Leben, das jeder verzweifelt verfolgt, der erste und letzte Gedanke - als seien wir nichts weiter als Tiere. Bevor ein Mensch träumen kann, muss er essen, und bevor er lieben kann, muss er erst einmal einen vollen Magen haben. Aber wir sind anders! Wenn wir ein wenig Hunger auf uns nehmen, können wir uns von den Banden befreien, die jedes Lebewesen seit Anbeginn der Zeit gefesselt haben.«

Die Männer ließen ihre Waffen ein wenig sinken. Allerdings konnte Raoden nicht mit Sicherheit sagen, ob sie über seine Worte nachdachten oder lediglich verwirrt waren.

»Warum kämpfen?«, fragte Raoden. »Warum Zeit mit Töten verschwenden? Draußen kämpfen sie um Reichtum - Reichtum, der letzten Endes dazu da ist, Nahrung zu kaufen. Sie kämpfen um Land - Land, um Nahrungsmittel anzubauen. Essen ist der Quell allen Zwistes. Aber wir haben keinerlei Bedürfnisse. Unsere Körper sind kalt - wir benötigen kaum Kleidung oder ein Obdach, um uns zu wärmen -, und sie funktionieren selbst dann noch weiter, wenn wir nichts essen. Es ist erstaunlich!«

Die beiden Gruppen beäugten einander immer noch argwöhnisch. Die philosophischen Argumente konnten nicht ganz mit dem Anblick ihrer Feinde mithalten.

»Die Waffen in euren Händen«, fuhr Raoden fort. »Die gehören in die Welt da draußen. In Elantris erfüllen sie keinerlei Zweck. Titel und Klassenzugehörigkeit sind Vorstellungen, die an einen anderen Ort gehören.

Hört mir zu! Wir sind so wenige, dass wir es uns nicht leisten können, auch nur einen Einzigen zu verlieren. Ist es das denn wirklich wert? Ewig andauernder Schmerz für ein paar Augenblicke, in denen man seinem Hass freien Lauf lassen kann?«

Raodens Worte hallten in dem leeren Raum wider. Nach einer Weile durchbrach eine Stimme die angespannte Stille.

»Ich werde mich Euch anschließen«, sagte Taan und stand vom Boden auf. In seiner Stimme lag ein leichtes Zittern, aber seine Miene war fest entschlossen. »Ich dachte, um in Elantris überleben zu können, müsste ich wahnsinnig sein. Doch der Wahnsinn hat mich davon abgehalten, die Schönheit um mich her zu erkennen. Legt eure Waffen nieder, Männer!« Sie sträubten sich gegen den Befehl.

»Ich habe gesagt, nieder damit!« Taans Stimme wurde unerbittlich. Seine kleine, dickbäuchige Gestalt hatte auf einmal etwas Achtung gebietendes. »Noch bin ich Euer Anführer!«

»Baron Aanden ist unser Herrscher gewesen«, sagte einer der Männer.

»Aanden ist ein Tor gewesen«, sagte Taan mit einem Seufzen. »Und mit ihm jeder seiner Anhänger. Hört auf diesen Mann! In seinen Argumenten liegt mehr königliche Würde, als es an meinem falschen Hof je gegeben hat.«

»Werft euren Zorn über Bord«, flehte Raoden. »Und lasst mich Euch stattdessen Hoffnung geben.«

Hinter ihm erklang ein Klirren. Dashes Schwert war auf den steinernen Boden gefallen. »Heute kann ich niemanden umbringen«, entschied er und wandte sich zum Gehen. Nachdem seine Männer Aandens Truppe einen Moment lang gemustert hatten, schlossen sie sich ihrem Anführer an. Das Schwert lag verlassen in der Mitte des Raumes.

Aanden - Taan - lächelte Raoden zu. »Wer auch immer Ihr sein mögt: Danke!«

»Kommt mit mir, Taan«, sagte Raoden. »Es gibt da ein Gebäude, das Ihr Euch ansehen solltet.«

## Kapitel 17

Sarene betrat den Ballsaal des Palasts. Sie trug eine lange schwarze Tasche über der Schulter.

Etliche Frauen in dem Saal schnappten nach Luft. »Was ist los?«, fragte Sarene.

»Es ist deine Kleidung, Liebes«, antwortete Daora nach einer Weile.

»Die Frauen hier sind Derartiges nicht gewöhnt.«

»Das sieht wie Männerkleidung aus!«, rief Seaden, deren Doppelkinn voll Empörung erzitterte.

Überrascht ließ Sarene den Blick von ihrem einteiligen grauen Hosenanzug zu den versammelten Frauen wandern. »Nun, Ihr habt doch wohl nicht erwartet, dass wir in Kleidern kämpfen würden, oder?« Doch die Gesichter der Frauen verrieten ihr nur allzu deutlich, dass sie genau das erwartet hatten.

»Da hast du dir einiges vorgenommen«, warnte Lukel leise. Er betrat hinter ihr den Saal und ließ sich in einem Sessel an der Wand nieder.

»Lukel?«, fragte Sarene. »Was machst du denn hier?«

»Ich gehe fest davon aus, dass das hier das unterhaltsamste Ereignis der ganzen Woche sein wird.« Er lehnte sich in seinem Sessel zurück und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. »Das würde ich mir für alles Gold in des Wyrns Schatzkammern nicht entgehen lassen.«

»Ich auch nicht«, erscholl Kaisers Stimme. Das kleine Mädchen schob sich an Sarene vorbei und trippelte auf die Sessel zu. Doch da kam Daorn von der Seite angeschossen und hüpfte in den Sessel, den Kaise sich auserkoren hatte. Kaise stampfte verärgert mit dem Fuß auf. Als ihr schließlich dämmerte, dass sich die Sessel an der Wand nicht im Geringsten voneinander unterschieden, setzte sie sich in einen anderen.

»Es tut mir leid«, sagte Lukel mit einem peinlich berührten Achselzucken. »Ich habe die beiden am Hals.«

»Sei nett zu deinen Geschwistern, Lieber«, schalt Daora ihn.

»Ja, Mutter«, antwortete Lukel auf der Stelle.

Sarene drehte sich wieder zu ihren angehenden Schülerinnen um, obgleich das unerwartete Publikum sie ein wenig nervös machte. Jede Frau aus dem Handarbeitszirkel war erschienen - selbst die erhabene

Daora und die im gleichen Maße schusselige Königin Eshen. Sie mochten Sarenes Kleidungsstil und ihre Handlungsweise als verwerflich empfinden, doch ihr Verlangen nach Unabhängigkeit war stärker als ihre Empörung.

Sarene ließ die Tasche von der Schulter und in ihre Hände gleiten. Sie öffnete die Schnallen an der einen Seite und holte schwungvoll einen ihrer Übungsdegen hervor. Die lange, dünne Klinge gab ein leises metallisches Klirren von sich, als sie sie hervorzog, und die versammelten Frauen wichen ein paar Schritte zurück.

»Dies ist eine Syre«, sagte Sarene und ließ den Degen ein paarmal durch die Luft schneiden. »Sie wird auch Kmeer oder Jedaver genannt, je nachdem, in welchem Land man sich befindet. Diese Degen wurden zuerst in Jaador als leichte Waffe für Kundschafter hergestellt, doch schon nach wenigen Jahrzehnten hat man sie nicht mehr verwendet. Dann hat sie der jaadorianische Adel jedoch für sich entdeckt und aufgrund ihrer zierlichen Eleganz Gefallen an ihnen gefunden. In Jaador sind Duelle nichts Ungewöhnliches, und der schnelle, genaue Stil des Syrenfechtens setzt viel Geschick voraus.«

Sie unterstrich ihre Sätze mit ein paar Stößen und ausholenden Hieben - hauptsächlich Bewegungen, die sie in einem echten Kampf niemals anwenden würde, die jedoch beeindruckend aussahen. Die Frauen waren gefesselt.

»Die Dulas haben das Fechten als Erste zu einer Sportart gemacht, statt es als eine Methode zu nutzen, um den Mann umzubringen, der auf den Gedanken verfallen ist, um die gleiche Frau wie man selbst zu werben«, fuhr Sarene fort. »Sie haben diesen kleinen Stöpsel auf die Spitze gesetzt und die Klinge abgestumpft. Die Sportart ist in der Duladenischen Republik schnell beliebt geworden, denn dank der politischen Neutralität der Dulas hat das Land keine Kriege geführt. Deshalb fanden die Leute eine Kampfsportart ohne militärischen Hintergrund sehr ansprechend. Zusätzlich zu der stumpfen Klinge und Degenspitze haben sie sich Regeln ausgedacht, die das Treffen bestimmter Körperteile untersagen. In Arelon konnte sich das Fechten nicht etablieren, weil die Elantrier alles missbilligten, was auch nur die geringste Ähnlichkeit mit einem Kampf hatte. Doch in Teod ist es ausgesprochen gut angekommen, allerdings mit einem bedeutenden Unterschied: Es wurde zu einem



Frauensport. Die teoischen Männer ziehen Wettkampfformen mit mehr Körpereinsatz vor, wie zum Beispiel Lanzenturniere oder den Kampf mit beidhändigem Schwert. Für eine Frau ist die Syre jedoch ideal. Die leichte Klinge erlaubt es uns, unsere Behändigkeit ganz zum Einsatz kommen zu lassen und«, fügte sie mit einem lächelnden Seitenblick auf Lukel zu, »und von unserer überlegenen Intelligenz zu profitieren.« Mit diesen Worten zog sie blitzschnell ihren zweiten Degen hervor und warf ihn der jungen Torenna zu, die in der vordersten Reihe der Frauengruppe stand. Verwirrt fing das Mädchen mit den rötlich goldenen Haaren den Degen auf.

»Verteidigt Euch«, warnte Sarene. Sie hob ihre Klinge und nahm eine Angriffsstellung ein.

Unbeholfen hob Torenna ihre Syre und versuchte, Sarenes Körperhaltung nachzuahmen. Sobald Sarene zum Angriff überging, gab Torenna die Stellung jedoch mit einem überraschten Kreischen auf und fuchtelte mit der Syre, die sie mit beiden Händen gepackt hielt, wild in der Luft herum. Sarene schlug dem Mädchen mühelos die Waffe aus den Händen und zielte mit ihrer Syre mitten zwischen Torennas Brüste.

»Ihr seid tot«, teilte Sarene ihr mit. »Fechten hat nichts mit Stärke zu tun. Man benötigt Geschick und Präzision. Nehmt nur eine Hand, auf diese Weise führt Ihr den Degen kontrollierter und verfügt über eine größere Reichweite. Dreht den Körper ein wenig zur Seite. So könnt Ihr besser einen Ausfall machen und bietet dem Gegner weniger Angriffsfläche.« Während Sarene sprach, holte sie ein Bündel dünner Stöcke hervor, die sie für die Übungsstunde vorbereitet hatte. Natürlich war ein solcher Stock nur ein kläglicher Ersatz für einen richtigen Degen, aber sie würden genügen, bis der Waffenschmied die Übungssyren angefertigt hatte. Nachdem jede Frau eine Waffe erhalten hatte, fing Sarene an ihnen zu zeigen, wie man einen Ausfall machte.

Es war nicht einfach; ja viel schwieriger, als Sarene es sich vorgestellt hatte. Sie hielt sich selbst für eine passable Fechterin, aber es war ihr nie in den Sinn gekommen, dass es etwas völlig anderes war, ob man über Wissen verfügte oder ob man versuchte, anderen dieses Wissen zu vermitteln. Die Frauen schienen Wege zu finden, ihre Waffen zu halten, die Sarene zuvor als anatomisch unmöglich abgetan hätte. Sie stießen wild zu, hatten Angst vor Waffen, die auf sie selbst gerichtet waren, und

stolperten über ihre Kleider.

Letzten Endes ließ Sarene jede für sich ihre Hiebe üben. Die Frauen sollten lieber nicht gegeneinander antreten, bevor sie nicht über die angemessenen Gesichtsmasken und Kleidungsstücke verfügten. Mit einem Seufzen setzte Sarene sich neben Lukel.

»Erschöpfende Arbeit, Cousine?«, fragte er. Offensichtlich bereitete es ihm Vergnügen, seiner Mutter dabei zuzusehen, wie sie in einem Kleid versuchte, einen Degen zu schwingen.

»Du hast ja keine Ahnung!« Sarene wischte sich über die Stirn.

»Möchtest du es nicht vielleicht versuchen?«

Lukel hob die Hände. »Ich mag ab und an ein wenig aus der Reihe tanzen, Cousine, aber ich bin kein Dummkopf. König Iadon würde jeden Mann, der sich an einer solchen angeblich erniedrigenden Betätigung beteiligt, auf die schwarze Liste setzen. In der Missgunst des Königs zu stehen ist schön und gut, wenn man zufälligerweise Eondel heißt, aber ich bin bloß ein einfacher Kaufmann. Ich kann mir keinen königlichen Ärger leisten.«

»Sicher«, sagte Sarene, während sie den Frauen zusah, die sich mit ihren Ausfällen abmühten. »Ich glaube nicht, dass ich es ihnen gut erklärt habe.«

»Besser als ich es gekonnt hätte«, sagte Lukel mit einem Achselzucken.

»Ich hätte es besser hingekriegt«, teilte Kaise ihnen von ihrem Sessel aus mit. Das kleine Mädchen verlor anscheinend allmählich das Interesse an den sich ständig wiederholenden Kampfbewegungen.

»Ach, tatsächlich?«, erkundigte sich Lukel trocken.

»Na klar! Sie hat ihnen nichts von Riposten oder Liga den erzählt, ja sie hat ihnen noch nicht einmal die Turnierregeln erklärt.«

Sarene hob eine Braue. »Du kennst dich im Fechten aus?«

»Ich habe ein Buch darüber gelesen«, sagte Kaise wichtigtuerisch. Dann wehrte sie Daorn ab, der sie mit einem Stock stieß, den er von Sarenes Haufen genommen hatte.

»Das Traurige ist, dass sie es wahrscheinlich tatsächlich getan hat«, seufzte Lukel. »Bloß, um dich vielleicht damit beeindrucken zu können.«

»Kaise ist bestimmt das intelligenteste Mädchen, dem ich je begegnet bin«, räumte Sarene ein.

Lukel zuckte mit den Schultern. »Sie ist gescheit, aber lass dich nicht zu

sehr von ihr beeindruckten:

Kaise ist ein Kind. Sie mag Zusammenhänge wie eine Frau begreifen, aber sie reagiert immer noch wie ein kleines Mädchen.«

»Ich finde sie dennoch verblüffend«, sagte Sarene, die den beiden Kindern beim Spielen zusah.

»Oh, das ist sie«, pflichtete Lukel ihr bei. »Kaise braucht nur ein paar Stunden, um ein Buch zu verschlingen, und ihr Talent für das Sprachenlernen ist unglaublich. Manchmal tut mir Daorn leid. Er gibt sich redlich Mühe, aber im Grunde hat er, glaube ich, das Gefühl, unzulänglich zu sein. Kaise kann recht dominant sein, falls du es noch nicht bemerkt haben solltest. Aber egal, wie gescheit sie sind, letzten Endes sind es immer noch Kinder, und es ist alles andere als entspannend, auf sie aufpassen zu müssen.«

Sarene sah wieder zu den spielenden Kindern. Kaise hatte ihrem Bruder mittlerweile den Stock abgenommen und jagte ihn durch den Saal, wobei sie mit ihrer Waffe durch die Luft hieb und stach und die Kampfmethoden parodierte, die Sarene den Frauen beigebracht hatte. Da fiel Sarenes Blick auf den Saaleingang. Die Tür stand offen, und zwei Gestalten beobachteten die Frauen bei deren Fechtübungen. Lord Eondel und Lord Shuden schlüpfen in den Saal, sobald sie feststellten, dass ihre Anwesenheit bemerkt worden war. Augenblicklich erstarrten die Damen. Es hieß, dass die beiden Männer sich trotz des Altersunterschieds miteinander angefreundet hatten. Beide waren auf gewisse Weise Außenseiter in Arelon: Shuden ein Ausländer mit dunkler Haut und Eondel ein ehemaliger Soldat, dessen Gegenwart allein schon Anstoß zu erregen schien.

Doch selbst wenn Eondels Anwesenheit den Frauen missfiel, so machte Shudens Erscheinen dies mehr als wieder wett. Sämtliche Fechterinnen erröteten heftig, als ihnen klar wurde, dass der gut aussehende jindoesische Lord ihnen zugesehen hatte. Einige jüngere Mädchen stützten sich an den Armen ihrer Freundinnen ab und tuschelten aufgeregt miteinander. Angesichts all der Aufmerksamkeit stieg Shuden selbst die Röte ins Gesicht.

Eondel hingegen achtete nicht auf die Reaktionen der Frauen. Er ging mit nachdenklichem Blick zwischen den Mächtgernfechterinnen hin und her. Nach einer Weile hob er einen herumliegenden Stock auf, nahm

Fechtstellung ein und vollführte eine Reihe von Stößen und Ausfällen. Nach dem Waffentest nickte er vor sich hin, legte den Stock beiseite und trat dann auf eine der Frauen zu.

»Haltet den Stock so«, wies er sie an und ordnete ihre Finger an. »Ihr hattet ihn so fest umklammert, dass Ihr an Beweglichkeit einbüßt. Also, legt den Daumen oben an den Griff, damit der Degen die ganze Zeit über in die richtige Richtung zeigt, tretet zurück und stoßt zu!«

Die Frau, Atara, kam der Aufforderung nach. Allerdings war sie ein wenig durcheinander, weil Eondel es gewagt hatte, sie am Handgelenk zu berühren. Erstaunlicherweise stieß sie gerade und zielgerichtet zu - ein Umstand, der niemanden mehr überraschte als Atara selbst.

Eondel bewegte sich durch die Gruppe, wobei er gewissenhaft falsche Körperhaltungen, Griffe und Stellungen verbesserte. Er gesellte sich zu einer Frau nach der anderen und beriet sie bei ihren jeweiligen Problemen - von denen jede Dame etliche hatte. Schon nach wenigen Minuten seines Unterrichts, waren ihre Angriffe konzentrierter und genauer, als Sarene es je für möglich gehalten hätte. Zufrieden zog Eondel sich von den Frauen zurück. »Hoffentlich hat meine Einmischung Euch nicht gekränkt, Eure Hoheit.«

»Überhaupt nicht, Mylord«, versicherte Sarene ihm, obgleich ein gewisser Neid in ihr hochgestiegen war. Sie musste Frau genug sein, um anzuerkennen, wenn jemand etwas besser konnte, sagte sie sich.

»Ihr seid offensichtlich talentiert«, sagte der ältere Mann. »Aber Ihr habt wohl noch nicht viel Erfahrung im Unterrichten anderer sammeln können.«

Sarene nickte. Eondel war ein militärischer Befehlshaber.

Wahrscheinlich hatte er jahrzehntelang Neulinge in die Grundlagen des Kämpfens eingeführt. »Ihr kennt Euch ziemlich gut im Fechten aus, Mylord.«

»Ich finde es interessant«, sagte Eondel, »und ich bin schon etliche Male in Duladel gewesen. Bei den Dulas gilt man als Kämpfer nur dann etwas, wenn man auch fechten kann, egal wie viele Schlachten man schon gewonnen haben mag.«

Sarene erhob sich und zog ihre Übungssyren aus der Tasche. »Habt Ihr dann Lust, ein wenig zu fechten, Mylord?«, fragte sie spontan und prüfte eine der Klingen in ihrer Hand.

Eondel sah verblüfft aus. »Ich ... ich habe noch nie gegen eine Frau gefochten, Eure Hoheit. Ich glaube nicht, dass sich das ziemen würde.«  
»Unsinn!« Sie warf ihm den Degen zu. »Verteidigt Euch!«

Dann ging sie zum Angriff über, ohne ihm eine weitere Gelegenheit zum Widerspruch zu geben.

Anfangs geriet Eondel etwas ins Taumeln, da ihr plötzlicher Ausfall ihn überrascht hatte. Doch schon bald gewann seine Kriegerausbildung die Oberhand, und er begann Sarenes Angriff mit unglaublichem Geschick zu parieren. Seine Worte hatten Sarene glauben gemacht, dass er sich im Fechten nur oberflächlich auskannte. Da hatte sie sich getäuscht.

Eondel stürzte sich mit wilder Entschlossenheit in das Gefecht. Seine Klinge schwirrte so schnell durch die Luft, dass man ihr kaum mit den Augen folgen konnte, und nur Sarenes jahrelange Ausbildung und all die Übungsstunden sagten ihr, wo sie zu parieren hatte. Metall klirrte gegen Metall, und das Geräusch hallte in dem Saal wider. Die Frauen hielten inne und starrten ihre beiden Lehrer an, die in ein heftiges Gefecht verstrickt über den Boden tänzelten.

Sarene war es nicht gewohnt, mit jemandem von Eondels Kaliber zu fechten. Er war nicht nur genauso groß wie sie - was ihren Vorteil einer größeren Reichweite zunichte machte -, sondern verfügte obendrein über die Reflexe und Routine eines Mannes, der sein ganzes Leben lang gekämpft hatte. Die beiden schoben sich gewaltsam durch die Menge und benutzten wahllos Frauen, Sessel und andere Dinge, um die Angriffe des anderen zu vereiteln. Ihre Degen führen geräuschvoll durch die Luft, stießen vorwärts und wurden dann rasch zurückgezogen, um einen Angriff abzublocken.

Eondel war zu gut. Sie konnte ihn auf Abstand halten, war aber so sehr mit der Verteidigung beschäftigt, dass ihr keine Zeit zum Angreifen blieb. Schon bald war Sarene schweißüberströmt und konnte die Blicke sämtlicher Anwesenden auf sich ruhen spüren.

Da änderte sich Eondels Haltung und wies kurzzeitig eine leichte Schwachstelle auf. Sarene stieß reflexartig zu. Ihre Klinge mit dem runden Stöpsel am Ende glitt an Eondels zur Verteidigung erhobenem Degen vorbei und traf ihn am Hals. Eondel lächelte kaum merklich.  
»Mir bleibt keine andere Wahl, als mich zu ergeben«, sagte Eondel.  
Auf einmal stieg heftiges Schamgefühl in Sarene empor. Sie hatte

Eondel in eine Situation gebracht, in der er sie offensichtlich hatte gewinnen lassen, damit sie vor den anderen keine schlechte Figur machte. Eondel verbeugte sich, und Sarene kam sich sehr töricht vor. Sie gingen zur Seitenwand des Saales zurück und nahmen Becher von Lukel entgegen, der ihre Vorstellung lobte. Beim Trinken kam Sarene ein Gedanke: Sie war ihren Aufenthalt hier in Arelon wie einen Wettkampf angegangen, ganz so, wie sie es bei den meisten politischen Unternehmungen tat - für sie war das Ganze ein kompliziertes, gleichzeitig aber auch vergnügliches Spiel.

Es ging jedoch um etwas anderes. Eondel hatte sie gewinnen lassen, damit ihr Ansehen keinen Schaden erlitt. Für ihn war dies kein Spiel. Arelon war sein Land, die Menschen sein Volk, und er war zu jedem Opfer bereit, um beides zu schützen.

Das hier ist etwas anderes, Sarene. Wenn du versagst, geht dir nicht ein Handelsvertrag oder eine Baugenehmigung durch die Lappen. Es geht um Menschenleben! Richtige Menschenleben! Dieser Gedanke war ernüchternd.

Eondel betrachtete seinen Becher mit skeptisch hochgezogenen Augenbrauen. »Bloß Wasser?«, fragte er Sarene.

»Wasser ist gut für Euch, Mylord.«

»Da bin ich mir nicht so sicher«, sagte Eondel. »Wo habt Ihr es her?«

»Ich habe es abkochen und dann zwischen zwei Eimern durchgießen lassen, um den Geschmack zu erhalten«, antwortete Sarene. »Schließlich wollte ich nicht, dass die Frauen bei den Übungen im Vollrausch übereinander stolpern.«

»Arelischer Wein ist nicht so stark, Cousine«, bemerkte Lukel.

»Er ist stark genug«, entgegnete Sarene. »Trinkt aus, Lord Eondel. Wir wollen schließlich nicht, dass Ihr uns vertrocknet.«

Eondel fügte sich, blickte jedoch auch weiterhin mürrisch drein.

Sarene wandte sich wieder ihren Schülerinnen zu, um ihnen zu befehlen weiterzuüben, doch die Aufmerksamkeit der Frauen war von etwas anderem gefesselt. Lord Shuden stand in der Nähe der Rückwand des Saales. Mit geschlossenen Augen absolvierte er langsam eine komplizierte Bewegungsabfolge. Seine angespannten Muskeln spielten, während seine Hände kontrollierte Kreisbewegungen vollführten und sein Körper sich fließend im selben Rhythmus bewegte. Obwohl seine

Bewegungen langsam und präzise waren, glänzte seine Haut vor Schweiß.

Es war wie ein Tanz. Shuden machte ausholende Schritte, wobei er die Beine hoch in die Luft hob und zuerst die Zehenspitzen auf dem Boden aufsetzte, bevor er den ganzen Fuß abrollte. Seine Arme waren ständig in Bewegung, die Muskeln fest angespannt, als kämpfe er gegen eine unsichtbare Kraft an. Allmählich steigerte Shuden sein Tempo. Seine Bewegungen wurden schneller und schneller, als nähme die Anspannung immer weiter zu; seine Schritte wurden zu Sprüngen, und seine Arme peitschten durch die Luft.

Schweigend sahen die Frauen ihm mit großen Augen zu. Mehr als ein Mund stand sprachlos offen.

Die einzigen Geräusche stammten von dem zischenden Wind, den Shudens Bewegungen verursachten, und dem dumpfen Auftreten seiner Füße.

Er kam jäh zum Stehen, indem er nach einem letzten Sprung mit beiden Füßen gleichzeitig landete, die Arme ausgestreckt, die Handflächen gerade. Dann faltete er die Arme nach innen, als seien es zwei schwere Torflügel, die sich schlossen. Er ließ den Kopf sinken und atmete tief aus.

Sarene ließ den Augenblick noch ein wenig auf sich wirken, bevor sie murmelte: »Gütiger Domi, jetzt werde ich sie *nie* dazu bringen, sich zu konzentrieren!«

Eondel lachte leise in sich hinein. »Shuden ist ein faszinierendes Kerlchen. Ständig beschwert er sich darüber, von den Frauen verfolgt zu werden, andererseits kann er aber auch nicht der Versuchung widerstehen, sich vorteilhaft zur Geltung zu bringen. Letzten Endes ist er eben doch ein Mann und ein ziemlich junger noch dazu.«

Sarene nickte und sah Shuden zu, wie er sein Ritual beendete und sich dann verlegen abwandte, als er bemerkte, wie viel Aufmerksamkeit er auf sich gezogen hatte. Rasch schlängelte er sich mit gesenktem Blick an den Frauen vorbei und gesellte sich zu Sarene und Eondel.

»Das kam ... unerwartet«, meinte Sarene, während Shuden sich von Lukel einen Becher mit Wasser reichen ließ.

»Ich muss mich entschuldigen, Lady Sarene«, erwiderte er zwischen zwei Schlucken. »Eure Übungen haben in mir das Verlangen aufsteigen

lassen, mich ebenfalls körperlich zu betätigen. Ich dachte, alle sind so beschäftigt, dass mir niemand Beachtung schenken würde.«

»Frauen schenken Euch immer Beachtung, mein Freund«, sagte Eondel und schüttelte den Kopf. »Das nächste Mal, wenn Ihr Euch darüber beklagt, von Verehrerinnen traktiert zu werden, erinnere ich Euch an dieses kleine Fiasko hier.«

Ergeben neigte Shuden das Haupt und errötete erneut.

»Was war das für eine Übung?«, erkundigte sich Sarene neugierig. »So etwas habe ich noch nie gesehen.«

»Wir nennen es ChayShan«, erklärte Shuden. »Es ist eine Art Aufwärmübung, eine Methode, um Geist und Körper in Einklang zu bringen, wenn man sich auf eine Schlacht vorbereitet.«

»Es ist beeindruckend«, sagte Lukel.

»Ich bin bloß Anfänger«, erwiderte Shuden mit bescheiden gesenktem Kopf. »Mir fehlt es an Geschwindigkeit und Konzentration. In Jindo gibt es Männer, die sich so schnell bewegen, dass einem schon vom Zusehen schwindelig wird.«

»Also gut, Ladys«, wandte Sarene sich erneut an die Frauen, von denen die meisten immer noch Shuden anstarrten. »Lord Shuden könnt Ihr später für seine Vorstellung danken. Jetzt werden erst mal ein paar Ausfallschritte geübt. Glaubt ja nicht, ich ließe Euch nach nur ein paar Minuten Arbeit von dannen ziehen!«

Etliche Frauen stöhnten widerwillig auf, als Sarene nach ihrer Syre griff und die Übungsstunde fortsetzte.

»Morgen werden sie einen teuflischen Muskelkater haben«, sagte Sarene mit einem Lächeln.

»Ihr sagt das derart leidenschaftlich, Mylady, dass man fast meinen könnte, die Aussicht würde Euch Vergnügen bereiten.« Ashe pulsierte leicht beim Sprechen.

»Es wird ihnen gut tun«, sagte Sarene. »Die meisten der Frauen sind so verzärtelt, dass sie sich höchstens einmal an einer Nähnadel gestochen haben.«

»Ich bedauere, die Übungsstunde verpasst zu haben«, meinte Ashe. »Ich habe schon seit Jahrzehnten niemandem mehr beim ChayShan zugesehen.«

»Du hast das schon einmal gesehen?«



»Ich habe viele Dinge gesehen, Mylady«, erwiderte Ashe. »Das Leben eines Seons ist lang.«

Sarene nickte. Sie gingen eine der Straßen Kaes entlang. Im Hintergrund erhob sich die gewaltige Mauer von Elantris. Dutzende Straßenverkäufer boten eifrig ihre Waren feil, als Sarene vorüberging, da sie anhand ihrer Kleidung als Mitglied der Hofgesellschaft zu erkennen war. Kae existierte im Grunde nur zur Versorgung des arelischen Adels, und der hatte einen ausgesprochen exquisiten Geschmack.

Vergoldete Becher, exotische Gewürze und extravagante Kleider wetteiferten alle um Sarenes Aufmerksamkeit - obgleich ihr der Großteil lediglich Unbehagen bereitete.

Soviel sie wusste, handelte es sich bei diesen Kaufleuten um die letzten Überreste eines echten Mittelstandes in Arelon. Sie konkurrierten in Kae um die Gunst König Iadons und hofften auf einen Titel - gewöhnlich auf Kosten ihrer Rivalen, etlicher Bauern und ihrer eigenen Würde. Arelon entwickelte sich auf dem schnellsten Wege zu einer Nation des fieberhaften, ja verängstigten reinen Kommerzes. Erfolg brachte nicht mehr nur Wohlstand, Misserfolg nicht mehr nur Armut - das eigene Einkommen setzte fest, wie knapp man davor stand, als so etwas wie ein Sklave zu enden.

Sarene winkte die Kaufleute fort, auch wenn ihre Geste wirkungslos blieb. Erleichtert bog sie um eine Ecke und erblickte die korathische Kapelle. Sie widerstand der Versuchung, den restlichen Weg im Laufschrift zurückzulegen, und behielt ihr normales Tempo bei, bis sie die Eingangstür des breiten Gebäudes erreicht hatte und hineinschlüpfen konnte.

Sie ließ ein paar Münzen - beinahe das letzte Geld, das sie aus Teod mitgebracht hatte - in den Spendenkasten fallen und begab sich anschließend auf die Suche nach dem Priester. In der Kapelle fühlte Sarene sich auf Anhieb wohl. Im Vergleich zu derethischen Kapellen, die nüchtern und formell waren und in denen nur Schilde, Speere und ein paar wenige Gobelins hingen, war die Atmosphäre in korathischen Kapellen um einiges entspannter. An den Wänden hingen ein paar Steppdecken - wahrscheinlich von älteren Gönnern gespendet -, und darunter standen in einer Reihe Blumen und Pflanzen, deren erste Knospen in dem Frühlingswetter hervorlugten. Die Decke war niedrig

und nicht gewölbt, doch die Fenster waren so tief und breit, dass man sich in dem Bauwerk trotzdem nicht beengt fühlte.

»Guten Tag, mein Kind«, erklang eine Stimme von der Seite des Saales. Omin, der Priester, stand an einem der gegenüberliegenden Fenster und sah auf die Stadt hinaus.

»Guten Tag, Pater Omin.« Sarene machte einen Knicks. »Störe ich?«

»Selbstverständlich nicht, mein Kind«, sagte Omin und winkte sie zu sich. »Kommt her. Wie geht es Euch? Ich habe Euch gestern Abend bei der Predigt vermisst.«

»Es tut mir leid, Pater Omin«, sagte Sarene und errötete leicht. »Ich musste auf einen Ball.«

»Ach so. Habt kein schlechtes Gewissen, Kind. Es ist wichtig, Bekanntschaften zu schließen, besonders wenn man neu in der Stadt ist.«

Sarene lächelte. Sie ging zwischen zwei Kirchenbänken hindurch und gesellte sich zu dem kleinen Priester am Fenster. Normalerweise fiel seine geringe Körpergröße nicht derart auf, denn Omin hatte sich vorn in der Kapelle ein Podium erbaut, das diesem Umstand Rechnung trug, und während er predigte war es schwer, seine tatsächliche Größe

abzuschätzen. Doch nun, neben dem Mann, wurde Sarene das Gefühl nicht los, dass sie ihn haushoch überragte. Er war selbst für einen Arelenen schrecklich klein und reichte ihr gerade einmal bis zur Brust.

»Etwas bereitet Euch Sorgen, mein Kind?«, erkundigte sich Omin.

Er hatte kaum noch Haare auf dem Kopf und trug ein weites Gewand, das an der Taille von einer weißen Schärpe zusammengehalten wurde.

Abgesehen von seinen auffallend blauen Augen war die einzige Farbe an seinem Körper ein jadegrüner korathischer Anhänger in Form des Aons Omi an seinem Hals.

Er war ein guter Mensch - was Sarene nicht über jeden sagen konnte, nicht einmal bei Priestern. In Teod gab es etliche Geistliche, die sie geradezu zur Weißglut brachten. Omin hingegen war aufmerksam und väterlich, auch wenn er die ärgerliche Angewohnheit hatte, seinen Gedanken freien Lauf zu lassen. Manchmal war er so zerstreut, dass er erst Minuten später auf eine Frage antwortete.

»Ich wusste nicht, an wen ich mich sonst wenden sollte, Pater«, sagte Sarene. »Ich muss mich einer Witwenprüfung unterziehen, aber niemand erklärt mir, was genau das ist.«

»Aha.« Omin nickte, wobei sich die Sonnenstrahlen auf seiner Glatze widerspiegelten. »Das ist natürlich verwirrend für einen Neuankömmling.«

»Warum erklärt es mir niemand?«

»Es ist eine Zeremonie mit religiösen Untertönen, die noch aus der Zeit stammt, als die Elantrier hier herrschten«, erläuterte Omin. »Alles, was mit der Stadt zu tun hat, ist in Arelon ein Tabuthema, besonders für die Gläubigen.«

»Und wie soll ich dann herausfinden, was man von mir erwartet?«, wollte Sarene entnervt wissen.

»Ärgert Euch nicht, mein Kind«, sagte Omin besänftigend. »Das Thema ist tabu, aber bloß aus Gewohnheit, nicht laut religiöser Lehre. Ich glaube nicht, dass Domi etwas dagegen einzuwenden hätte, wenn ich Eure Neugier stille.«

»Danke, Pater«, sagte Sarene mit einem erleichterten Seufzen.

»Da Euer Ehemann verstorben ist«, erklärte Omin, »wird von Euch erwartet, dass Ihr Eure Trauer öffentlich zur Schau tragt. Ansonsten glauben die Leute nicht, dass Ihr ihn geliebt habt.«

»Aber ich habe ihn nicht geliebt, jedenfalls nicht wirklich. Ich habe ihn ja noch nicht einmal gekannt!«

»Trotzdem würde es sich ziemen, wenn Ihr eine Prüfung ablegt. An der Strenge einer Witwenprüfung lässt sich ablesen, wie wichtig der Frau die Verbindung gewesen ist und wie sehr sie ihren Mann respektiert hat. Darauf zu verzichten könnte, selbst im Falle einer Fremden, als schlechtes Zeichen gedeutet werden.«

»Ist es denn kein heidnisches Ritual gewesen?«

»Nicht wirklich.« Omin schüttelte den Kopf. »Die Elantrier haben es ins Leben gerufen, aber es hatte nichts mit ihrer Religion zu tun. Es war einfach ein Akt des guten Willens, der sich zu einer mildtätigen und allgemein geschätzten Tradition entwickelt hat.«

Sarene zog eine Augenbraue empor. »Ehrlich gesagt überrascht es mich, Euch derart über die Elantrier reden zu hören, Pater.«

Omins Augen funkelten. »Bloß weil die derethischen Artethen die Elantrier gehasst haben, heißt das noch lange nicht, dass Domi es auch getan hat, mein Kind. Ich glaube nicht, dass es Götter waren, und viele Elantrier hatten eine völlig übertriebene Meinung von ihrer eigenen

majestätischen Hoheit, aber ich war mit einigen von ihnen befreundet. Die Shaod hat gute und schlechte Menschen ereilt, selbstsüchtige und selbstlose. In der Stadt haben ein paar der edelsten Männer und Frauen gelebt, die ich je gekannt habe. Es hat mir sehr leid getan, mit anzusehen, was ihnen zugestoßen ist.«

Sarene zögerte. »War es Domi, Pater? Hat er sie verflucht, wie es überall heißt?«

»Alles geschieht nach Domis Willen, mein Kind«, antwortete Omin.

»Allerdings glaube ich nicht, dass ›verflucht‹ das richtige Wort ist. Von Zeit zu Zeit lässt Domi Katastrophen über die Welt hereinbrechen, oder das unschuldigste Kind wird von einer tödlichen Krankheit befallen. Das sind keine anderen Flüche als das, was Elantris zugestoßen ist - so funktioniert die Welt nun einmal. Alles muss seiner Vollendung entgegengehen, aber der Fortschritt folgt nicht immer einer stetigen Aufwärtskurve. Manchmal müssen wir stürzen, manchmal geht es bergauf; manche erleiden Schaden, während andere Glück haben, denn nur so können wir lernen, aufeinander zu zählen. Ist jemand gesegnet, dann besitzt er gleichzeitig das Privileg, denjenigen zu helfen, deren Leben nicht so einfach ist. Einheit entsteht aus dem Zwist, mein Kind.« Sarene hielt inne. »Dann glaubt Ihr also nicht, dass die Elantrier, oder was noch von ihnen übrig ist, Teufel sind?«

»Svrakiss, wie die Fjordeller sie nennen?«, fragte Omin belustigt. »Nein, auch wenn mir zu Ohren gekommen ist, dass der neue Gyorn genau das lehrt. Ich fürchte, seine Predigten werden nur Hass heraufbeschwören.« Nachdenklich tippte Sarene sich an die Wange. »Vielleicht will er das ja.«

»Welchen Zweck sollte das haben?«

»Ich weiß es nicht«, räumte Sarene ein.

Erneut schüttelte Omin den Kopf. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Gläubiger so etwas tun würde, noch nicht einmal ein Gyorn!« Seine Miene wirkte zerstreut, während er sich die Vorstellung durch den Kopf gehen ließ. Die Stirn hatte er leicht in Falten gelegt.

»Pater?«, fragte Sarene. »Pater?«

Auf ihre zweite Nachfrage hin schüttelte Omin den Kopf, als überrasche es ihn, dass sie immer noch da war. »Es tut mir leid, mein Kind.

Worüber haben wir gleich noch einmal gesprochen?«

»Ihr habt mir noch nicht zu Ende erklärt, was eine Witwenprüfung ist«, rief sie ihm in Erinnerung. Es kam nicht gerade selten vor, dass der kleinwüchsige Priester während einer Unterhaltung vom Thema abschweifte.

»Ach ja! Die Witwenprüfung. Einfach ausgedrückt, mein Kind, sollt Ihr dem Land etwas Gutes tun. Je mehr eine Frau ihren Ehemann geliebt hat und je höher ihr sozialer Rang ist, desto extravaganter sollte die Prüfung ausfallen. Die meisten Frauen schenken Kleinbauern Nahrungsmittel oder Kleidung. Je persönlicher man sich engagiert, desto besser ist der allgemeine Eindruck. Die Prüfung ist eine Art Dienst, eine Praktik, die der Oberschicht Demut beibringen soll.«

»Aber woher soll ich das Geld nehmen?« Sie hatte sich noch nicht entschieden, wie sie ihren Vater am besten um ein Einkommen bitten könnte.

»Geld?«, fragte Omin überrascht. »Aber Ihr seid doch einer der reichsten Menschen in ganz Arelon!

Habt Ihr das nicht gewusst?« »Was?«

»Ihr habt Prinz Raodens Besitz geerbt, mein Kind«, erklärte Omin. »Er war ein ausgesprochen wohlhabender Mann, dafür hat sein Vater schon gesorgt. Unter König Iadons Herrschaft wäre es nicht gut für den Kronprinzen gewesen, weniger reich als ein Herzog zu sein. Nach derselben Logik wäre es extrem peinlich für den König, wenn seine Schwiegertochter nicht auch sagenhaft reich wäre. Ihr müsst nur mit dem Hofschatzmeister sprechen, und ich bin mir sicher, er wird Euch weiterhelfen.«

»Danke, Pater«, sagte Sarene und umarmte den kleinen Mann herzlich.

»Ich habe einiges zu erledigen.«

»Euer Besuch war mir willkommen, mein Kind.« Omin blickte erneut nachdenklich auf die Stadt hinaus. »Dafür bin ich da.« Doch ihm war anzusehen, dass er ihre Anwesenheit schon kurz nach dieser Bemerkung wieder vergessen hatte. Stattdessen wanderte er wie so oft auf den langen Pfaden im Innern seines Geistes.

Ashe wartete draußen auf sie. Geduldig wie immer schwebte er neben der Eingangstür.

»Ich begreife nicht, weshalb du dir solche Sorgen machst«, sagte Sarene.

»Omin hat die Elantrier *gemocht*. Er hätte nichts dagegen, wenn du seine

Kapelle besuchtest.«

Ashe pulsierte leicht. In einer korathischen Kapelle war er nicht mehr gewesen, seit ihn Seinalan, der Patriarch des Shu-Korath, vor vielen Jahren aus seinem Gotteshaus geworfen hatte.

»Es ist schon gut, Mylady«, meinte Ashe. »Ich habe das Gefühl, dass es besser für beide Parteien ist, wenn wir einander aus dem Weg gehen, egal was die Priester sagen mögen.«

»Da bin ich anderer Meinung«, sagte Sarene, »aber ich will nicht streiten. Hast du etwas von unserem Gespräch mitbekommen?«

»Seonen haben sehr gute Ohren, Mylady.«

»Ihr habt überhaupt keine Ohren«, bemerkte sie. »Was hältst du von der Sache?«

»Es klingt nach einer guten Gelegenheit für Mylady, in der Stadt allgemein bekannt zu werden.«

»Ganz meine Meinung.«

»Noch eins, Mylady: Ihr beiden habt Euch über den derethischen Gyorn und Elantris unterhalten. Als ich mich neulich Abend in der Stadt umgesehen habe, habe ich Gyorn Hrathen auf der Stadtmauer von Elantris bemerkt. Ich bin seitdem etliche Nächte dort gewesen und habe ihn gelegentlich angetroffen. Er scheint auf gutem Fuß mit dem Hauptmann der elantrischen Stadtwache zu stehen.«

»Was hat er bloß mit dieser Stadt vor?«, fragte Sarene niedergeschlagen.

»Ich kann es mir auch nicht erklären, Mylady.«

Mit gerunzelter Stirn versuchte Sarene, sich einen Reim auf das Verhalten des Gyorns gegenüber Elantris zu machen. Es gelang ihr nicht, irgendeine Verbindung herzustellen. Doch im Laufe ihres Grübelns fiel ihr etwas anderes ein. Vielleicht konnte sie eines ihrer anderen Probleme lösen und gleichzeitig dem Gyorn Unannehmlichkeiten bereiten.

»Eventuell muss ich gar nicht wissen, was er treibt, um ihm in die Quere zu kommen«, sagte sie.

»Schaden würde es aber auch nicht, Mylady.«

»Den Luxus habe ich nicht. Aber wir wissen zumindest Folgendes: Wenn der Gyorn möchte, dass die Leute die Elantrier hassen, dann besteht meine Aufgabe darin, für das Gegenteil zu sorgen.«

Ashe zögerte. »Was habt Ihr vor, Mylady?«

»Das wirst du schon sehen«, sagte sie mit einem Lächeln. »Kehren wir

zuerst in meine Gemächer zurück. Ich habe mich schon seit geraumer Zeit mit Vater unterhalten wollen.«

»Ene? Ich bin froh, dass du mich gerufen hast. Ich habe mir Sorgen um dich gemacht.« Eventeos leuchtender Kopf schwebte vor ihr.

»Du hättest jederzeit nach mir rufen lassen können, Vater«, sagte Sarene.

»Ich wollte mich nicht einmischen, Süße. Schließlich weiß ich, wie wichtig dir deine Unabhängigkeit ist.«

»Meine Unabhängigkeit ist im Moment nicht so wichtig wie meine Pflicht, Vater«, sagte Sarene. »Nationen sind im Niedergang begriffen - wir haben keine Zeit, uns Gedanken um die Gefühle des anderen zu machen.«

»Ich nehme alles zurück«, meinte ihr Vater mit einem glucksenden Lachen.

»Was ist in Teod los, Vater?«

»Keine guten Nachrichten«, warnte Eventeo, dessen Stimme einen ungewöhnlich düsteren Klang annahm. »Die Zeiten sind gefährlich. Kürzlich musste ich erst wieder einen jeskerischen Mysterienkult niederschlagen. Die scheinen immer dann emporzuschließen, wenn eine Katastrophe unmittelbar bevorsteht.«

Sarene erzitterte. Die Anhänger der Mysterienkulte waren seltsame Leute, mit denen ihr Vater nur ungern zu tun hatte. Seiner Stimme war jedoch anzuhören, dass ihn noch etwas anderes beschäftigte. »Das ist aber nicht alles, oder?«

»Leider nicht, Ene«, gab ihr Vater zu. »Es ist noch etwas Schlimmeres geschehen.«

»Was?«

»Du kennst Ashgress, den fjordellischen Botschafter?«

»Ja«, sagte Sarene mit einem Stirnrunzeln. »Was hat er angestellt? Dich in aller Öffentlichkeit angeprangert?«

»Nein, schlimmer.« Das Gesicht ihres Vaters wirkte sorgenvoll. »Er ist fort.«

»Fort? Außer Landes? Nach all den Anstrengungen, die Fjorden unternommen hat, um wieder Repräsentanten in Teod zu haben?«

»Richtig, Ene«, sagte Eventeo. »Er hat sich sein gesamtes Gefolge geschnappt und ist nach einer letzten Rede in den Hafenanlagen abgehauen. Das Ganze hatte etwas beunruhigend Endgültiges.«

»Das ist nicht gut«, stimmte Sarene ihm zu. Fjorden hatte immer hartnäckig darauf bestanden, in Teod präsent zu sein. Wenn Ashgress nun fort war, war dies auf einen persönlichen Befehl vom Wyrn hin geschehen. Es roch förmlich danach, dass Teod endgültig aufgegeben worden war.

»Ich habe Angst, Ene.« Diese Worte liefen Sarene wie ein eiskalter Schauer über den Rücken. Ihr Vater war der stärkste Mann, den sie kannte.

»So etwas darfst du nicht sagen.«

»Nur dir gegenüber, Ene«, meinte Eventeo. »Ich möchte, dass du begreifst, wie ernst die Lage ist.«

»Ich weiß«, sagte Sarene. »Ich habe es begriffen. In Kae ist ein Gyorn eingetroffen.«

Ihr Vater stieß ein paar Flüche aus, die sie noch nie zuvor aus seinem Munde vernommen hatte.

»Ich denke, mit dem werde ich schon fertig, Vater«, fügte Sarene rasch hinzu. »Wir behalten einander gegenseitig im Auge.«

»Welcher ist es?«

»Er heißt Hrathen.«

Ihr Vater fluchte erneut, diesmal sogar noch heftiger. »Idos Domi, Sarene! Weißt du, wer das ist?

Hrathen ist der Gyorn, der Duladel ein halbes Jahr vor dessen Zusammenbruch zugeteilt wurde.« »Das habe ich mir fast gedacht.«

»Ich will, dass du von dort verschwindest, Sarene«, sagte Eventeo.

»Dieser Mann ist gefährlich. Hast du eine Ahnung, wie viele Menschen im Laufe der duladenischen Revolution umgekommen sind? Es hat Zehntausende Todesopfer gegeben.«

»Ich weiß, Vater.«

»Ich schicke dir ein Schiff. Wir werden hier Front gegen sie machen, wo kein Gyorn willkommen ist.«

»Ich werde nicht abreisen, Vater«, sagte Sarene entschlossen.

»Sarene, denk doch einmal logisch!« Eventeos Stimme nahm einen sanften, nachdrücklichen Ton an, wie jedes Mal, wenn er sie von etwas zu überzeugen versuchte. Gewöhnlich erreichte er, was er wollte, da er zu den wenigen Menschen gehörte, die wussten, wie man sie beeinflusste. »Jedes Kind weiß, dass die arelische Regierung alles andere



als geordnet ist. Wenn dieser Gyorn Duladen zu Fall gebracht hat, wird es ihm keinerlei Probleme bereiten, das Gleiche in Arelon anzustellen. Du kannst nicht darauf hoffen, ihn aufzuhalten, wenn du das ganze Land gegen dich hast.«

»Ich muss bleiben, Vater, egal wie die Lage sein mag.«

»Inwiefern bist du den Leuten dort denn zu Treue verpflichtet, Sarene?«, fragte Eventeo in flehendem Tonfall. »Einem Ehemann, den du nie kennengelernt hast? Einem Volk, das nicht dein eigenes ist?«

»Ich bin die Tochter des Königs.«

»Hier bist du ebenfalls die Tochter eines Königs. Worin besteht der Unterschied? Hier kennen und respektieren die Leute dich.«

»Sie kennen mich Vater, aber was den Respekt betrifft ...« Sarene setzte sich zurück. Leichte Übelkeit stieg in ihr empor. Die alten Gefühle kehrten wieder zurück - diejenigen Gefühle, die überhaupt erst dazu geführt hatten, dass sie ihre Heimat verlassen und das ihr vertraute Land gegen ein fremdes hatte eintauschen wollen.

»Ich verstehe dich nicht, Ene.« Die Stimme ihres Vaters klang gequält. Sarene seufzte und schloss die Augen. »Ach, Vater, dir ist es bloß nie aufgefallen. Was dich betraf, bin ich reizend gewesen - deine schöne, intelligente Tochter. Niemand hat es gewagt, dir zu sagen, was man wirklich über mich dachte.«

»Wovon redest du?«, wollte er wissen. Er sprach jetzt mit der Stimme eines Königs.

»Vater«, sagte Sarene. »Ich bin fünfundzwanzig, außerdem bin ich direkt, tückisch und häufig beleidigend. Dir muss doch auch aufgefallen sein, dass bisher noch kein Mann um meine Hand angehalten hat.«

Einen Augenblick lang reagierte ihr Vater nicht. »Das ist mir durchaus schon durch den Kopf gegangen«, gab er schließlich zu.

»Ich war die altjüngferliche Tochter des Königs, eine zänkische Frau, der niemand zu nahe kommen wollte«, sagte Sarene, die versuchte, die Bitterkeit aus ihrer Stimme zu halten, was ihr jedoch nicht gelang.

»Hinter meinem Rücken haben die Männer über mich gelacht. Niemand hätte es gewagt, sich mir auf romantische Weise zu nähern, weil weithin bekannt war, dass er nichts als den Spott der anderen ernten würde.«

»Ich habe geglaubt, dass du eben unabhängig bist, dass du deine Zeit mit keinem von ihnen verschwenden wolltest.«

Sarene gab ein trockenes Lachen von sich. »Du liebst mich, Vater; und niemand möchte sich eingestehen, dass seine Tochter unattraktiv ist. In Wirklichkeit ist es aber so, dass kein Mann eine intelligente Ehefrau haben möchte.«

»Das stimmt nicht«, widersprach ihr Vater auf der Stelle. »Deine Mutter ist geradezu genial.«

»Du bist eine Ausnahme, Vater. Und das ist auch genau der Grund, weswegen du es nicht nachvollziehen kannst. Eine starke Frau zu haben ist in dieser Welt nicht gerade von Vorteil; noch nicht einmal in Teod, von dem ich immer behaupte, es sei so viel fortschrittlicher als der Kontinent. Im Grunde ist es aber gar nicht so anders, Vater. Den Frauen werden angeblich mehr Freiheiten gewährt, aber es herrscht immer noch der Glaube, es sei Sache der Männer, diese Freiheiten zu gewähren! In Teod bin ich eine unverheiratete Tochter. Hier in Arelon bin ich eine verwitwete Ehefrau. Da besteht ein gewaltiger Unterschied. So sehr ich Teod auch liebe, müsste ich dort doch permanent in dem Wissen leben, dass niemand mich haben will. Hier kann ich zumindest versuchen mir einzureden, dass jemand mich haben wollte - selbst wenn es dafür politisch motivierte Gründe gegeben hat.«

»Wir können dir einen anderen Mann suchen.«

»Das glaube ich nicht, Vater«, sagte Sarene mit einem Kopfschütteln. Sie lehnte sich in ihrem Sessel zurück. »Da Teorn mittlerweile Kinder hat, würde mein Gatte niemals auf dem Thron landen - was der einzige Grund wäre, weswegen irgendein Mann in Teod mit dem Gedanken spielen würde, mich zu heiraten. Niemand, der sich unter derethischer Herrschaft befindet, würde eine Heirat mit einer Teonin in Erwägung ziehen. Bleibt nur Arelon übrig, wo es mir laut Ehevertrag verboten ist, je wieder zu heiraten. Nein, für mich gibt es niemanden, Vater. Es ist am besten, wenn ich Nutzen aus meiner Situation hier ziehe. Wenigstens kann ich in Arelon auf einem gewissen Maß an Respekt bestehen, ohne mir Sorgen machen zu müssen, wie sich meine Handlungsweise auf meine zukünftigen Heiratschancen auswirken könnte.«

»Ich verstehe«, sagte ihr Vater. Das Missfallen in seiner Stimme war nicht zu überhören.

»Vater, muss ich dich daran erinnern, dass du dir keine Sorgen um mich machen sollst?«, fragte sie. »Wir haben es mit weitaus größeren

Problemen zu tun.«

»Ich kann nicht anders, als mir Sorgen um dich zu machen, Lekystange. Du bist meine einzige Tochter.«

Sarene schüttelte den Kopf. Sie war fest entschlossen, das Thema zu wechseln, bevor sie noch zu weinen anfing. Auf einmal schämte sie sich heftig dafür, das idyllische Bild zerstört zu haben, das ihr Vater sich bisher von ihr gemacht hatte. Fieberhaft suchte sie nach einer Möglichkeit, das Gespräch in andere Bahnen zu lenken. »Onkel Kiin ist hier in Kae.«

Mit diesen Worten erreichte sie ihr Ziel. Vom anderen Ende der Seonenverbindung erklang scharfes Einatmen. »Erwähne diesen Namen nicht in meiner Gegenwart, Ene.«

»Aber ...«

»Nein.«

Sarene seufzte. »Na gut, dann erzähl mir stattdessen von Fjorden. Was führt der Wyrn deiner Meinung nach im Schilde?«

»Diesmal habe ich wirklich nicht die leiseste Ahnung«, sagte Eventeo, der sich auf das Thema gern einließ. »Es muss etwas Großes sein. Im Norden und Süden werden immer mehr Grenzen dicht gemacht, sodass die teoischen Kaufleute nicht durchkommen, und unsere Botschafter verschwinden einer nach dem anderen. Ich stehe knapp davor, sie alle zurückzurufen.«

»Und deine Spione?«

»Verschwinden beinahe genauso schnell«, sagte ihr Vater. »Ich habe schon seit über einem Monat niemanden mehr nach Velding einschmuggeln können, und nur Domi weiß, was der Wyrn und die Gyorne dort für Ränke schmieden. Spione nach Fjorden zu senden ist derzeit beinahe das Gleiche, als würde man sie in den sicheren Tod schicken.«

»Aber du machst es trotzdem«, sagte Sarene leise, da sie nachvollziehen konnte, woher der traurige Unterton in der Stimme ihres Vaters rührte.

»Ich muss. Was wir herausfinden, könnte Tausenden das Leben retten, auch wenn es die Sache für mich nicht leichter macht. Ich wünschte nur, ich könnte jemanden nach Dakhor einschleusen.«

»In das Kloster?«

»Ja«, sagte Eventeo. »Wir wissen, wofür die anderen Klöster zuständig

sind: In Rathbore werden Attentäter ausgebildet, in Fjeldor Spione, und in den meisten anderen einfache Krieger. Dakhor hingegen bereitet mir Kopfzerbrechen. Mir sind ein paar schreckliche Geschichten über dieses Kloster zu Ohren gekommen, und ich begreife einfach nicht, weshalb jemand - selbst ein Anhänger des derethischen Glaubens - so etwas tun würde.«

»Hat es den Anschein, als träfe Fjorden Kriegsvorbereitungen?«

»Schwer zu sagen. Es sieht nicht so aus, aber wer weiß das schon? Der Wyrn könnte quasi von heute auf morgen ein Heer aus mehreren Ländern zu uns schicken. Ein kleiner Trost ist, dass er meiner Meinung nach nicht weiß, dass uns das klar ist. Unglücklicherweise bringt mich dieses Wissen jedoch in eine schwierige Lage.«

»Was meinst du?«

Die Stimme ihres Vaters klang unschlüssig. »Sollte der Wyrn uns den heiligen Krieg erklären, bedeutet das das Ende Teods. Wir können dem vereinten Ansturm der Länder des Ostens unmöglich standhalten, Ene. Ich werde nicht mit ansehen, wie mein Volk abgeschlachtet wird.«

»Du würdest in Betracht ziehen zu kapitulieren?«, wollte Sarene empört wissen.

»Es ist die Pflicht eines Königs, sein Volk zu beschützen. Vor die Wahl gestellt, ob ich meine Untertanen lieber zu einem anderen Glauben übertreten oder sie umkommen lasse, würde ich mich wohl oder übel für die Konversion entscheiden müssen.«

»Dann hättest du genauso wenig Rückgrat wie die Jindos«, sagte Sarene.

»Das jindoesische Volk ist nicht dumm, Sarene.« Die Stimme ihres Vaters nahm eine nachdrückliche Note an. »Sie haben getan, was sie tun mussten, um zu überleben.«

»Aber das würde bedeuten, dass wir aufgeben!«

»Es würde bedeuten, dass wir tun, was wir tun müssen«, sagte ihr Vater.

»Vorerst werde ich gar nichts tun. Solange noch zwei Länder übrig sind, besteht Hoffnung. Doch wenn Arelon fällt, werde ich kapitulieren müssen. Wir können nicht gegen die ganze Welt antreten, Ene, genauso wenig, wie ein einzelnes Sandkorn gegen den gesamten Ozean ankommt.«

»Aber ...« Sarenes Stimme verlor sich. Sie konnte nachvollziehen, in welcher Zwangslage sich ihr Vater befand. Fjorden auf dem Schlachtfeld

gegenüberzutreten wäre völlig aussichtslos. Sich bekehren zu lassen oder zu sterben - beide Möglichkeiten waren schrecklich, aber der Glaubensübertritt war offensichtlich die logischere Wahl. Eine leise Stimme in ihrem Innern flüsterte ihr jedoch ein, dass es das wert war zu sterben, wenn man auf diese Weise bewies, dass die Wahrheit mächtiger war als militärische Gewalt.

Sie musste dafür sorgen, dass ihr Vater niemals vor diese Wahl gestellt würde. Wenn es ihr gelänge, Hrathen aufzuhalten, könnte sie vielleicht auch den Wyrn aufhalten. Zumindest eine Zeit lang.

»Ich bleibe auf jeden Fall hier, Vater«, erklärte sie.

»Ich weiß, Ene. Es wird gefährlich sein.«

»Das ist mir klar. Wenn Arelon allerdings tatsächlich fallen sollte, dann wäre ich wahrscheinlich ohnehin lieber tot, als mit ansehen zu müssen, was in Teod passiert.«

»Sei vorsichtig und behalte diesen Gyorn im Auge. Ach, und übrigens: Wenn du herausfinden solltest, warum der Wyrn Iadons Schiffe versenkt, lass es mich wissen.«

»Was?«, fragte Sarene bestürzt.

»Das wusstest du gar nicht?«

»Was wusste ich nicht?«

»König Iadon hat beinahe seine gesamte Handelsflotte eingebüßt. Offiziell heißt es, die Angriffe gingen auf Piraten zurück, Überbleibsel der Flotte Dreoks des Eisernen. Doch laut meinen Quellen stehen die Versenkungen mit Fjorden in Verbindung.«

»Darum ging es also!«, meinte Sarene.

»Worum?«

»Vor vier Tagen bin ich auf einem Fest gewesen«, erklärte Sarene. »Ein Bediensteter hat eine Nachricht überbracht, die den König zutiefst erschüttert hat.«

»Das müsste zeitlich hinkommen«, erwiderte ihr Vater. »Ich selbst habe es vor zwei Tagen erfahren.«

»Warum sollte der Wyrn unschuldige Handelsschiffe versenken?«, fragte sich Sarene. »Außer ... *Idos Domi!* Wenn der König sein Einkommen verlieren sollte, läuft er Gefahr, den Thron zu verlieren!«

»Ist dieser ganze Unsinn von wegen sozialer Rang und dessen Abhängigkeit vom Geld etwa wahr?«

»Verrückt, aber wahr«, bestätigte Sarene. »Iadon beraubt eine Familie ihres Titels, wenn sie ihr Einkommen nicht aufrechterhalten kann. Sollte er seine eigene Vermögensquelle einbüßen, würde das seine Herrschaftsbasis zerstören. Hrathen könnte ihn mit jemand anderem ersetzen - einem Mann, der dem Shu-Dereth gegenüber offener wäre ohne sich auch nur die Mühe zu machen, eine Revolution anzuzetteln.«

»Das klingt plausibel. Im Grunde hat Iadon solch eine Situation herausgefordert, indem er seine Herrschaft auf ein derart instabiles Fundament gegründet hat.«

»Wahrscheinlich ist es Telrii«, sagte Sarene. »Deshalb hat er so viel Geld für den Ball ausgegeben.

Der Herzog will zeigen, dass es gut um seine Finanzen steht. Es würde mich sehr überraschen, wenn hinter seinen Ausgaben nicht ein Haufen fjordellischen Goldes steckte.«

»Was wirst du unternehmen?«

»Ihn aufhalten«, sagte Sarene. »Auch wenn es wehtut. Ich mag Iadon nämlich überhaupt nicht, Vater.«

»Leider sieht es so aus, als hätte Hrathen unsere Verbündeten für uns ausgewählt.«

Sarene nickte. »Mich hat er auf die Seite der Stadt Elantris und König Iadons verfrachtet. Keine sonderlich beneidenswerte Position.«

»Wir alle tun unser Bestes mit dem Los, das Domi uns zugeteilt hat.«

»Du klingst wie ein Priester.«

»In letzter Zeit hatte ich ja wohl allen Grund, sehr religiös zu werden.«

Sarene dachte einen Moment lang über seine Worte nach, während sie sich mit dem Finger gegen die Wange tippte. Dann antwortete sie: »Eine kluge Wahl, Vater. Wenn Domi uns jemals helfen sollte, dann jetzt. Das Ende Teods würde gleichzeitig auch das Ende des Shu-Korath bedeuten.«

»Vielleicht eine Zeit lang«, sagte ihr Vater. »Die Wahrheit lässt sich niemals besiegen, Sarene. Selbst wenn die Menschen sie gelegentlich vergessen.«

Sarene war im Bett. Die Lichter waren gelöscht. Am anderen Ende des Zimmers schwebte Ashe, dessen Licht so gedämpft war, dass man kaum die Umrisse des Aons Ashe vor dem Hintergrund der Wand ausmachen konnte.

Das Gespräch mit ihrem Vater hatte bis vor einer Stunde gedauert, aber die daraus resultierenden Folgerungen würden Sarene wahrscheinlich noch monatelang quälen. Niemals hatte sie die Möglichkeit einer Kapitulation in Betracht gezogen, doch nun sah diese Lösung beinahe unvermeidlich aus. Diese Aussicht bereitete ihr Sorgen. Es war unwahrscheinlich, dass der Wyrn ihren Vater weiter herrschen lassen würde, selbst wenn er sich bekehren ließ. Außerdem war ihr klar, dass Eventeο freiwillig sein Leben hingeben würde, wenn dies die Rettung seines Volkes bedeuten sollte.

Abgesehen davon machte sie sich Gedanken über ihr eigenes Leben und ihre gemischten Gefühle, was Teod betraf. In dem Königreich befanden sich die Menschen, die sie auf der Welt am meisten liebte - ihr Vater, ihr Bruder und ihre Mutter. Die Wälder um die Hafenstadt Teoin, die gleichzeitig auch die Hauptstadt war, stellten eine weitere liebe Erinnerung dar. Sie konnte sich gut daran erinnern, wie der Schnee die Landschaft in seine weiße Pracht einhüllte. Eines Morgens hatte sie nach dem Erwachen festgestellt, dass alles draußen mit einer wunderschönen Eisschicht bedeckt war. Die Bäume hatten wie Juwelen ausgesehen, die im Licht des Wintertages glitzerten.

Andererseits erinnerte Teod sie auch an quälerische Einsamkeit. Es stand für ihr Ausgeschlossensein von der Gesellschaft und ihre Demütigung durch die Männerwelt. Schon in jungen Jahren hatte Sarene kein Hehl daraus gemacht, dass sie einen scharfen Verstand und eine noch schärfere Zunge besaß.

Beides hatte sie von den anderen Frauen unterschieden - zwar war sie bei Weitem nicht die einzige intelligente Frau; die anderen waren aber klug genug, diesen Umstand bis nach ihrer Hochzeit zu verheimlichen.

Nicht alle Männer wollten eine dumme Frau. Allerdings gab es aber auch nicht viele Männer, die sich in Gegenwart einer Frau wohl fühlten, von der sie annehmen mussten, dass sie ihnen intellektuell überlegen war.

Als Sarene klar geworden war, was sie sich selbst antat, waren die wenigen Männer, die in ihren Augen eventuell infrage gekommen wären, längst verheiratet gewesen. Verzweifelt hatte sie versucht herauszufinden, was die Männer bei Hofe wirklich von ihr hielten. Als sie erkannte, mit wie viel Spott man sie bedachte, war sie zutiefst verletzt gewesen. Danach war ihr Verhältnis zu den Männern nur noch

schlimmer geworden - und sie selbst immer älter. In einem Land, in dem eine Frau im Alter von achtzehn Jahren mindestens verlobt zu sein hatte, war sie mit ihren fünfundzwanzig Jahren eine alte Jungfer. Eine sehr große, schlaksige, streitsüchtige alte Jungfer.

Da unterbrach ein Geräusch ihre Selbstvorwürfe. Allerdings kam es nicht aus dem Gang oder vom Fenster her, sondern direkt aus ihrem Zimmer. Erschrocken setzte sie sich auf. Ihr stockte der Atem, während sie sich bereit machte, zur Seite zu springen. Im nächsten Augenblick erkannte sie, dass das Geräusch gar nicht aus ihrem Zimmer kam, sondern aus dem Mauerwerk. Verwirrt runzelte sie die Stirn. Auf der anderen Seite jener Wand befanden sich keine weiteren Gemächer. Ihr Zimmer lag an der Außenmauer des Palastes. Sie hatte ein Fenster, das auf die Stadt hinausging.

Das Geräusch erklang kein weiteres Mal, und da Sarene trotz ihrer Sorgen zumindest ein wenig schlafen wollte, sagte sie sich, dass sich lediglich die Grundmauern senkten.



## Kapitel 18

Dilaf kam durch die Tür. Er wirkte ein wenig zerstreut. Dann fiel sein Blick auf den Elantrier, der in einem Sessel vor Hrathens Schreibtisch saß.

Der Schreck hätte ihn beinahe umgebracht.

Lächelnd beobachtete Hrathen, wie Dilaf sichtlich der Atem stockte, wie seine Augen tellergroß wurden und sein Gesicht eine Farbe annahm, die derjenigen von Hrathens Rüstung ähnelte. »Hruggath Ja!«, jaulte Dilaf überrascht auf. Der fjordellische Fluch kam ihm rasch über die Lippen. Angesichts des Kraftausdrucks zog Hrathen die Augenbrauen in die Höhe - nicht so sehr, weil Hrathen ihn anstößig fand, sondern weil es ihn wunderte, dass er Dilaf so spontan auf der Zunge lag. Der Arteth hatte sich zweifelsohne sehr intensiv mit der fjordellischen Kultur auseinandergesetzt.

»Begrüße Diren, Arteth«, sagte Hrathen und wies auf den Elantrier mit dem schwarz-grauen Gesicht. »Und unterlasse es bitte, Lord Jaddeths Namen in Form eines Fluches zu gebrauchen. Das ist einmal eine fjordellische Angewohnheit, von der ich mir wünschte, du hättest sie dir nicht zugelegt.«

»Ein Elantrier!«

»Ja«, sagte Hrathen. »Sehr gut, Arteth. Und nein, du darfst ihn nicht in Brand stecken.«

Hrathen lehnte sich ein wenig in seinem Sessel zurück und lächelte, während Dilaf den Elantrier mit zornigen Blicken bedachte. Als Hrathen Dilaf in sein Zimmer gerufen hatte, hatte er ganz genau gewusst, wie dieser reagieren würde, und er kam sich ein wenig niederträchtig vor. Das hielt ihn jedoch nicht davon ab, den Moment in vollen Zügen auszukosten.

Schließlich warf Dilaf Hrathen einen hasserfüllten Blick zu, den er jedoch hastig durch mühsam erzwungene Unterwürfigkeit zu kaschieren versuchte. »Was hat er hier verloren, mein Hroden?«

»Ich dachte, es wäre gut, wenn wir das Gesicht unseres Feindes kennen, Arteth.« Hrathen erhob sich und ging zu dem verängstigten Elantrier hinüber. Die beiden Priester unterhielten sich natürlich auf Fjordellisch,

und in den Augen des Mannes spiegelte sich Verwirrung wider, zusätzlich zu einer primitiven Angst.

Hrathen ging neben dem Mann in die Hocke und musterte seinen Teufel.

»Haben sie alle eine Glatze, Dilaf?«, fragte er neugierig.

»Anfangs nicht«, antwortete der Arteth widerwillig. »Normalerweise haben sie noch all ihre Haare, wenn die korathischen Hunde sie für die Stadt vorbereiten. Ihre Haut ist auch noch heller.«

Hrathen streckte die Hand aus und berührte die Wange des Mannes. Die Haut war zäh und ledern.

Der Elantrier beobachtete ihn ängstlichen Blickes. »Diese schwarzen Flecke - daran erkennt man einen Elantrier?«

»Es ist das erste Anzeichen, mein Hroden«, meinte Dilaf gedämpft. Entweder gewöhnte er sich allmählich an den Elantrier, oder er hatte bloß seinen ersten Hassausbruch überwunden und war nun zu einer geduldigeren, schwelenden Form des Abscheus übergegangen.

»Gewöhnlich passiert es über Nacht. Beim Erwachen ist der ganze Körper des Verfluchten mit dunklen Flecken übersät. Der Rest der Haut nimmt mit der Zeit eine gräulich braune Farbe an, wie bei diesem hier.«

»Wie die Haut eines einbalsamierten Leichnams«, stellte Hrathen fest. Ab und an hatte er der Universität in Svorden einen Besuch abgestattet und wusste von den Leichen, die man dort zu Studienzwecken aufbewahrte.

»Sehr ähnlich«, pflichtete Dilaf ihm leise bei. »Die Haut ist nicht das einzige Symptom, mein Hroden. Ihre Eingeweide sind ebenfalls verfault.«

»Woher willst du das wissen?«

»Ihr Herz schlägt nicht mehr«, sagte Dilaf. »Und ihr Verstand funktioniert nicht mehr. Man erzählt sich Geschichten von der Anfangszeit vor zehn Jahren, bevor man sie alle in diese Stadt gesperrt hat. Binnen weniger Monate werden sie vollkommen träge und sind kaum mehr in der Lage, sich zu bewegen. Sie stöhnen dann nur noch über ihre Schmerzen.«

»Schmerzen?«

»Die Schmerzen, weil ihre Seele in Lord Jaddeths Feuer verbrennt«, erklärte Dilaf. »Es lodert in ihnen, bis es ihr Bewusstsein verzehrt hat. Das ist ihre Strafe.«

Hrathen nickte und wandte sich von dem Elantrier ab.

»Ihr hättet ihn nicht berühren sollen, mein Hroden«, sagte Dilaf.

»Ich dachte, du seist der Auffassung, Lord Jaddeth würde seine Gläubigen beschützen«, sagte Hrathen. »Warum sollte ich mir also Sorgen machen?«

»Ihr habt das Böse in die Kapelle eingeladen, mein Hroden.«

Hrathen schnaubte verächtlich. »Dieses Gebäude hat nichts Heiliges an sich, Dilaf, das weißt du ganz genau. In einem Land, das sich nicht mit dem Shu-Dereth verbündet hat, kann es keinen heiligen Boden geben.«

»Natürlich«, sagte Dilaf. Aus irgendeinem Grund war ein begieriges Leuchten in seine Augen getreten.

Dilafs Blick bereitete Hrathen Unbehagen. Vielleicht sollte er den Artethen so wenig Zeit wie möglich im gleichen Zimmer mit dem Elantrier verbringen lassen.

»Ich habe dich gerufen, weil du die Vorbereitungen für die Abendpredigt treffen musst«, sagte Hrathen. »Ich selbst kann es nicht tun, denn ich möchte ein wenig Zeit dazu haben, diesen Elantrier zu befragen.«

»Wie Ihr befiehlt, mein Hroden«, sagte Dilaf, der den Elantrier immer noch beäugte.

»Du darfst dich zurückziehen, Arteth«, sagte Hrathen mit Nachdruck.

Dilaf stieß ein leises Knurren aus und huschte dann aus dem Zimmer, um zu tun, was Hrathen von ihm verlangt hatte.

Hrathen drehte sich wieder zu dem Elantrier um. Das Geschöpf wirkte nicht, als würde sein Verstand nicht funktionieren, wie Dilaf es ausgedrückt hatte. Der Hauptmann der Wache, der den Elantrier hergebracht hatte, hatte sogar den Namen des Geschöpfes erwähnt. Das ließ darauf schließen, dass es sprechen konnte.

»Kannst du mich verstehen, Elantrier?«, fragte Hrathen auf Aonisch. Nach kurzem Zögern nickte Dieren.

»Faszinierend«, meinte Hrathen in Gedanken versunken.

»Was habt Ihr mit mir vor?«, wollte der Elantrier wissen.

»Bloß ein paar Fragen.« Hrathen trat an seinen Schreibtisch zurück und setzte sich. Er musterte das Geschöpf weiterhin voller Neugier. Bei all seinen unterschiedlichen Reisen war ihm noch nie eine derartige Krankheit untergekommen.

»Habt Ihr ... etwas zu essen?«, fragte der Elantrier. Bei dem

Wort »essen« trat der Hauch eines wilden Funkeins in seine Augen.  
»Wenn du meine Fragen beantwortest, verspreche ich dir, dich mit einem großen Korb voll Brot und Käse zurück nach Elantris zu schicken.«  
Damit hatte er die volle Aufmerksamkeit des Wesens. Der Elantrier nickte eifrig.

So hungrig, dachte Hrathen fasziniert. Und was hatte Dilaf doch gleich gesagt? Kein Herzschlag?

Vielleicht greift die Krankheit den Stoffwechsel an - lässt das Herz so schnell schlagen, dass es schwer ist, den Puls zu fühlen, und steigert auf irgendeine Weise das Hungergefühl?

»Was bist du gewesen, bevor man dich in die Stadt geworfen hat, Diren?«, fragte Hrathen.

»Bauer, Mylord. Ich habe auf den Feldern der Aorplantage gearbeitet.«

»Und wie lange bist du nun schon Elantrier?«

»Ich bin im Laufe des Herbstes hineingeworfen worden«, sagte Diren.

»Sieben Monate? Acht? Ich habe jegliches Zeitgefühl verloren ...«

Demnach war Dilafs andere Annahme, dass Elantrier nach wenigen Monaten völlig träge wurden und sich kaum mehr bewegen konnten, ebenfalls falsch. Nachdenklich saß Hrathen da und versuchte zu entscheiden, über welche Art von Informationen dieses Geschöpf verfügen mochte, die ihm von Nutzen sein konnten.

»Wie ist es in Elantris?«, fragte Hrathen.

»Es ist... schrecklich, Mylord.« Diren blickte zu Boden. »Da sind die Banden. Wenn man in die falsche Gegend gerät, jagen sie einen oder tun einem weh. Niemand erklärt den Neuankömmlingen die Lage.

Wenn man also nicht vorsichtig ist, spaziert man mitten ins Marktviertel ... Das ist gar nicht gut.

Und jetzt gibt es eine neue Bande, sagen ein paar Elantrier, die ich von der Straße her kenne. Eine vierte Bande, die mächtiger als die anderen ist.«

Banden. Das bedeutete zumindest eine simple Form von Gesellschaft. Hrathen runzelte die Stirn.

Wenn die Banden so grausam waren, wie Diren andeutete, ließen sie sich den Gläubigen vielleicht als Beispiele für »Svrakiss« vorführen. Doch im Laufe seines Gespräches mit dem entgegenkommenden Diren reifte in Hrathen die Überzeugung heran, dass er seine verdammenden Urteile

vielleicht lieber aus der Ferne fällen sollte. Wenn auch nur ein Teil der Elantrier so harmlos wie dieser Mann war, würden die Bewohner Kaes die »dämonischen« Elantrier wahrscheinlich reichlich enttäuschend finden.

Nach etlichen weiteren Fragen kam Hrathen zu dem Schluss, dass Diren nicht über viel mehr nützliche Informationen verfügte. Der Elantrier konnte nicht erklären, wie sich die Shaod anfühlte, denn sie war ihm im Schlaf widerfahren. Er behauptete, »tot« zu sein, was immer das bedeuten sollte, und dass seine Wunden nicht mehr verheilten. Er zeigte Hrathen sogar eine Schnittwunde. Allerdings blutete die Verletzung nicht, und Hrathen hegte den Verdacht, dass die Haut an dieser Stelle lediglich nicht mehr richtig zusammengewachsen war.

Diren wusste nichts vom elantrischen »Zauber«. Er behauptete, gesehen zu haben, wie andere magische Zeichnungen in der Luft machten, aber er selbst wusste nicht, wie das ging. Er wusste jedoch, dass er hungrig war - sehr hungrig. Diesen Gedanken wiederholte er etliche Male, außerdem erwähnte er noch zweimal, dass er Angst vor den Banden hatte.

Als Hrathen das Gefühl hatte, alles Nötige herausgefunden zu haben - dass Elantris ein brutaler Ort war, wenn auch enttäuschend menschlich, was die Methoden dieser Brutalität betraf -, rief Hrathen den Hauptmann der Wache, der Diren hergebracht hatte.

Der Hauptmann der elantrischen Stadtwache trat unterwürfig ein. Er trug dicke Handschuhe und stieß das elantrische Geschöpf mithilfe eines langen Stockes aus dem Sessel. Gierig nahm der Hauptmann einen Beutel voll Münzen von Hrathen entgegen und nickte dann, als Hrathen ihm das Versprechen abnahm, Diren einen Essenskorb zu kaufen. Als der Hauptmann den Gefangenen gewaltsam aus dem Zimmer schaffte, erschien Dilaf an Hrathens Tür. Der Arteth blickte enttäuscht seiner von dannen ziehenden Beute nach.

»Alles fertig?«, fragte Hrathen.

»Ja, mein Hroden«, sagte Dilaf. »Ein paar Leute sind schon zum Gottesdienst eingetroffen.«

»Gut.« Hrathen lehnte sich in seinem Sessel zurück und verschränkte nachdenklich die Finger.

»Bereitet Euch etwas Sorge, mein Hroden?«

Hrathen schüttelte den Kopf. »Ich plane lediglich die Abendpredigt.

Meiner Meinung nach ist es an der Zeit, dass wir die nächste Stufe unseres Planes einläuten.«

»Die nächste Stufe, mein Hroden?«

Hrathen nickte. »Ich denke, unsere ablehnende Haltung gegenüber Elantris haben wir erfolgreich kundgetan. Die Meute ist immer schnell dabei, in anderen Teufel zu erkennen, solange man den Leuten die richtigen Beweggründe gibt.«

»Ja, mein Hroden.«

»Vergiss nicht, Arteth«, sagte Hrathen, »dass wir mit unserem Hass ein bestimmtes Ziel verfolgen.«

»Er vereinigt unsere Gläubigen, indem er ihnen einen gemeinsamen Feind bietet.«

»Richtig.« Hrathen lehnte die Arme auf den Schreibtisch. »Doch da gibt es noch ein Ziel. Eines, das ganz genauso wichtig ist. Da wir den Menschen nun eine Zielscheibe für ihren Hass geliefert haben, müssen wir eine Verbindung zwischen Elantris und unseren Rivalen herstellen.«

»Dem Shu-Korath«, sagte Dilaf mit einem finsternen Lächeln.

»Auch das ist richtig. Schließlich sind es die korathischen Priester, die die neuen Elantrier vorbereiten. Die Priester stecken hinter dem Erbarmen, das dieses Land seinen gefallenen Gottheiten erweist. Wenn wir durchblicken lassen, dass die korathische Toleranz die Priester zu Sympathisanten macht, wird sich der ursprüngliche Hass der Leute auf Elantris stattdessen gegen den Shu-Korath richten. Seine Priester werden vor der Wahl stehen: Entweder nehmen sie unsere Beschuldigung tatenlos hin, oder sie beziehen mit uns gegen Elantris Stellung.

Entscheiden sie sich für Ersteres, wird sich das Volk gegen sie wenden. Sollten sie Letzteres tun, haben wir sie theologisch unter Kontrolle gebracht. Danach werden ein paar peinliche Situationen ausreichen, um sie machtlos und unbedeutend erscheinen zu lassen.«

»Ein perfekter Plan«, sagte Dilaf. »Aber wird es schnell genug funktionieren? Die Zeit ist so knapp.«

Hrathen zuckte zusammen und blickte den immer noch lächelnden Artethen an. Wie konnte der Mann von der Frist wissen? Das war unmöglich. Er musste geraten haben.

»Es wird klappen«, sagte Hrathen. »Angesichts der instabilen Monarchie und wankenden Religion wird sich das Volk nach neuen Führern

umsehen. Der Shu-Dereth wird wie ein Fels mitten im Treibsand sein.«  
»Eine schöner Vergleich, mein Hroden.«

Hrathen war sich nie sicher, ob Dilaf ihn mit derartigen Bemerkungen verspottete oder nicht. »Ich habe eine Aufgabe für dich, Arteth. Ich möchte, dass du die Verbindung in deiner Predigt heute Abend herstellst. Sorge dafür, dass die Menschen sich gegen den Shu-Korath wenden.«

»Wird mein Hroden dies nicht selbst tun?«

»Ich werde als Zweiter sprechen, und meine Rede wird für die nötige Logik sorgen. Du hingegen bist leidenschaftlicher - und die Abscheu gegen den Shu-Korath muss zuerst aus den Herzen der Menschen kommen.«

Dilaf nickte und beugte den Kopf zum Zeichen, dass er sich dem Befehl fügte. Mit einem Wink gab Hrathen ihm zu verstehen, dass das Gespräch beendet sei, woraufhin der Arteth sich zurückzog und die Tür hinter sich schloss.

Dilaf sprach mit der für ihn typischen Inbrunst. Er stand auf einem Podium vor der Kapelle, das Hrathen hatte anfertigen lassen, sobald die Masse der Gläubigen zu groß geworden war, um noch in das Gebäude zu passen. Die warmen Frühlingsnächte waren dieser Art von Veranstaltung dienlich, und das schwächer werdende Licht des Sonnenuntergangs zusammen mit den Fackeln sorgte für die richtige Mischung aus Sichtbarkeit und Schatten.

Die Leute hingen verzückt an Dilafs Lippen, obwohl sich das Meiste, was er sagte, ständig wiederholte. Hrathen verbrachte Stunden mit der Vorbereitung seiner Predigten und achtete sorgsam darauf, dass er manches zur besonderen Betonung wiederholte, dass aber auch immer wieder Neues kam, damit die Predigt interessant blieb. Dilaf sprach einfach nur. Es war gleichgültig, ob er die immer gleiche Verurteilung von Elantris oder sein ständiges Lob auf Jaddeths Reich hervorsprudelte - die Leute hörten ihm sowieso zu. Nachdem Hrathen dem Artethen eine Woche lang beim Predigen zugehört hatte, hatte er gelernt, mit seinem Neid umzugehen; jedenfalls bis zu einem gewissen Punkt. Er ersetzte ihn einfach durch Stolz.

Während Hrathen dem Artethen lauschte, gratulierte er sich selbst zu dessen durchschlagender Wirkung. Dilaf tat, wie Hrathen ihn geheißen hatte: Er fing mit seinen normalen irren Reden über Elantris an und

wechselte dann beherzt zu einer heftigen Anklage gegen den Shu-Korath über. Die Menge folgte ihm und ließ zu, dass er ihre Gefühle in diese neuen Hahnen lenkte. Alles verlief genau nach Hrathens Plan; es bestand also kein Grund, eifersüchtig auf Dilaf zu sein. Der Zorn des Mannes war wie ein Fluss, den Hrathen selbst in Richtung der Menge umgeleitet hatte. Dilaf mochte über das rohe Talent verfügen, aber Hrathen war der Meister, der dahinter stand.

Das sagte er sich bis zu dem Augenblick, in dem Dilaf ihn überraschte. Die Predigt verlief gut, und Dilafs feurige Wut steckte die Menschenmenge mit einem Hass gegenüber allem an, was korathisch war. Doch dann wendete sich das Blatt, als Dilaf seine Aufmerksamkeit erneut auf Elantris richtete. Anfangs dachte Hrathen sich nichts dabei, da Dilaf die unverbesserliche Neigung hatte, im Laufe seiner Predigten abzuschweifen.

»Und nun, sehet!«, befahl Dilaf unvermittelt. »Sehet den Svrakiss! Blickt ihm in die Augen und gebt eurem Hass eine Gestalt! Nährt die Empörung Jaddeths, die in euer aller Brust lodert!«

Hrathen wurde eiskalt. Dilaf deutete auf die eine Seite des Podiums, wo auf einmal zwei Fackeln aufflammten. Dort stand Diren, der Elantrier, den Kopf gesenkt, an einen Pfahl gefesselt. In seinem Gesicht waren Wunden, die er zuvor noch nicht gehabt hatte.

»Sehet den Feind!«, schrie Dilaf. »Sehet! Erkenntet! Er blutet nicht! Durch seine Venen fließt kein Blut, und in seiner Brust schlägt kein Herz. Und hat nicht der Philosoph Grondkest gesagt, die Gleichheit aller Menschen lasse sich darauf zurückführen, dass ihnen allen dasselbe Blut gemeinsam ist? Aber was ist mit einem, der kein Blut hat? Wie sollen wir ihn nennen?«

»Dämon!«, brüllte jemand aus der Menge.

»Teufel!«

»Svrakiss!«, kreischte Dilaf.

Die Meute tobte, und jeder Einzelne rief dem jämmerlichen Opfer seine eigenen Anschuldigungen zu. Der Elantrier selbst schrie ebenfalls, voll wilder, primitiver Leidenschaft. Etwas in dem Mann hatte sich geändert. Als Hrathen mit ihm gesprochen hatte, waren die Antworten des Elantriers lustlos, aber geistig klar gewesen. Jetzt war keinerlei Verstand in seinen Augen - nur Schmerz. Die Stimme des Wesens drang selbst



über das wütende Geschrei der Gemeinde an Hrathens Ohren.

»Vernichtet mich!«, flehte der Elantrier. »Setzt den Schmerzen ein Ende!  
*Vernichtet mich!*«

Die Stimme riss Hrathen aus seiner Benommenheit. Eines war ihm auf der Stelle klar: Er durfte auf keinen Fall zulassen, dass Dilaf diesen Elantrier in aller Öffentlichkeit ermordete. Vor Hrathens geistigem Auge stiegen Bilder auf, wie Dilafs Menge zu einem wütenden Mob wurde und den Elantrier in einem Anfall kollektiver Leidenschaft verbrannte. Das würde alles ruinieren, denn Iadon würde niemals einen derart gewalttätigen Akt wie eine öffentliche Hinrichtung dulden, selbst wenn es sich bei dem Opfer um einen Elantrier handelte. Es roch zu sehr nach dem Chaos vor zehn Jahren, einem Chaos, das zum Sturz der damaligen Regierung geführt hatte.

Hrathen stand inmitten einer Gruppe Priester an der Seite des Podiums. Die Menge drängte gegen die Vorderseite der Tribüne, und Dilaf stand inzwischen am vorderen Rand und sprach mit ausgebreiteten Armen.

»Sie müssen vernichtet werden!«, schrie Dilaf. »Alle! Reingewaschen durch heiliges Feuer!«

Hrathen sprang auf das Podium. »Und so soll es geschehen!«, brüllte er und unterbrach auf diese Weise den Artethen.

Dilaf hielt nur einen Moment lang inne. Er drehte sich seitwärts und nickte einem niederen Priester zu, der eine brennende Fackel hielt. Wahrscheinlich ging Dilaf davon aus, dass Hrathen nichts tun konnte, um die Hinrichtung aufzuhalten - zumindest nichts, was nicht seine Glaubwürdigkeit vor der versammelten Gemeinde untergraben würde.

*Diesmal nicht, Arteth*, dachte Hrathen. *Alles werde ich dir nicht durchgehen lassen.* Er konnte Dilaf nicht widersprechen, jedenfalls nicht, ohne den Eindruck zu erwecken, dass es in den Reihen der derethischen Priester zur Spaltung gekommen war.

Allerdings konnte er Dilaf das Wort im Mund verdrehen. Dieses besondere Verfahren war eine Spezialität Hrathens.

»Aber was würde das nützen?«, schrie Hrathen, dem es schwer fiel, die lautstarke Menge zu übertönen. Die Menschen drängten in Erwartung der Hinrichtung gewaltsam nach vorn und riefen dem Elantrier Flüche zu.

Hrathen biss die Zähne zusammen, schob sich an Dilaf vorbei und riss

dem Priester, der auf die Seite der Tribüne zuing, die Fackel aus den Händen. Dilaf stieß ein verärgertes Zischen aus, doch Hrathen ignorierte den Artethen. Wenn er die Meute nicht unter Kontrolle brachte, würden die Menschen einfach weiter vorwärtsdrängen und den Elantrier selbst angreifen.

Hrathen hielt die Fackel empor und stieß wiederholt damit in die Luft, woraufhin die Menge Freudenrufe ausstieß, die in eine Art rhythmischen Sprechgesang mündeten.

Und zwischen den einzelnen rhythmischen Einheiten herrschte Stille.

»Ich frage euch noch einmal, Leute!«, brüllte Hrathen, als die Menge wieder still wurde und sich auf den nächsten kollektiven Ruf vorbereitete.

Sie zögerten.

»Was würde es nützen, diese Kreatur umzubringen?«, fragte Hrathen.

»Er ist ein Dämon!«, schrie ein Mann.

»Ja!«, meinte Hrathen. »Aber das Wesen erleidet längst Höllenqualen.

Jaddeth persönlich hat es mit einem Fluch belegt. Hört doch, wie es um seinen Tod fleht! Wollen wir das wirklich tun? Ihm geben, was es will?« Angespannt wartete Hrathen ab. Während einige aus Gewohnheit »Ja!« schrien, zögerten andere.

Verwirrung machte sich breit, und ein Teil der Spannung schien von den Leuten abzufallen. »Die Svrakiss sind unsere Feinde«, sagte Hrathen, der mittlerweile beherrscher sprach. Seine

Stimme klang fest, aber nicht mehr leidenschaftlich, und seine Worte schienen die Leute noch etwas weiter zu besänftigen. »Doch es liegt nicht an uns, sie zu bestrafen. Das ist Jaddeths Vergnügen! Wir haben eine andere Aufgabe.

Diese Kreatur, dieser Dämon, das ist das Etwas, mit dem wir Mitleid haben sollen, wenn es nach den korathischen Priestern ginge! Ihr fragt euch, warum Arelon im Vergleich zu den Ländern im Osten arm ist? Weil ihr die korathische Torheit duldet! Deshalb fehlen euch die Reichtümer und der Segen, den man in Ländern wie Jindo und Svorden vorfindet. Die korathischen Priester sind zu milde. Es mag nicht unsere Aufgabe sein, diese Geschöpfe zu vernichten, aber genauso wenig ist es unsere Aufgabe, uns um sie zu kümmern! Ganz gewiss sollten wir sie nicht bemitleiden oder dulden, dass sie in einer so prächtigen, reichen

Stadt wie Elantris leben.«

Hrathen löschte die Fackel und befahl einem Priester mit einem Wink, das Gleiche mit den Fackeln zu tun, die den erbärmlichen Elantrier erhellten. Sobald deren Flammen erloschen waren, war der Elantrier nicht mehr zu sehen, und die Menschenmenge beruhigte sich allmählich. »Vergesst nicht«, sagte Hrathen. »Es sind die korathischen Priester, die sich um die Elantrier kümmern. Selbst jetzt wollen sie sich nicht festlegen, wenn man sie fragt, ob die Elantrier Dämonen sind. Die korathischen Priester haben Angst, dass die Stadt ihre einstige Pracht wiedererlangt, aber wir wissen es besser. Wir wissen, dass Jaddeth seinen Fluch endgültig verhängt hat. Für die Verdammten gibt es kein Erbarmen!

Der Shu-Korath ist der Quell all eurer Leiden. *Er* ist es, der Elantris unterstützt und beschützt. Den elantrischen Fluch werdet ihr nie los sein, solange die korathischen Priester in Arelon herrschen. Ich sage euch also, gehet hin! Erzählt euren Freunden, was ihr erfahren habt, und bringt sie dazu, den korathischen Ketzereien den Rücken zu kehren!«

Es herrschte Schweigen. Dann erklangen die ersten zustimmenden Rufe. Die allgemeine Unzufriedenheit war erfolgreich umgeleitet. Hrathen beobachtete die Leute sorgsam, als sie in beifälligen Jubel ausbrachen und sich schließlich zerstreuten. Ihr rachsüchtiger Hass war größtenteils verflogen. Erleichtert seufzte Hrathen auf - es würde keine mitternächtlichen Überfälle auf korathische Priester oder Tempel geben. Dilafs Rede war zu flüchtig gewesen, zu schnell vorbei, um bleibenden Schaden anzurichten. Die Katastrophe war noch einmal abgewendet. Hrathen drehte sich um und betrachtete Dilaf. Der Arteth hatte die Tribüne verlassen, als Hrathen die Kontrolle an sich gerissen hatte, und stand nun da und sah bockig zu, wie seine Gemeinde verschwand.

*Am liebsten würde er sie alle ebenfalls in fanatische Eiferer verwandeln*, dachte Hrathen. Allerdings würde die Leidenschaft dieser Menschen sich nach der Hitze des Gefechts rasch wieder legen. Sie brauchten mehr. Sie brauchten Wissen, nicht bloß Hysterie.

»Arteth«, sagte Hrathen streng, was Dilafs Aufmerksamkeit erregte.

»Wir müssen uns unterhalten.«

Der Arteth kämpfte einen wütenden Blick nieder und nickte dann. Der Elantrier schrie immer noch den Tod herbei. Hrathen wandte sich an

zwei andere Artethen und wies auf den Elantrier. »Holt das Geschöpf und trifft mich im Garten.«

Hrathen drehte sich zu Dilaf um und nickte kurz in Richtung des Tores an der Rückwand der derethischen Kapelle. Dilaf tat, wie ihm geheißen, und ging auf den Garten zu. Hrathen folgte ihm, wobei er an dem verwirrten Hauptmann der elantrischen Stadtwache vorbeikam.

»Mylord?«, fragte der Mann. »Der junge Priester hat mich abgefangen, bevor ich in die Stadt zurückkehren konnte. Er sagte, Ihr wolltet das Geschöpf zurückhaben. Habe ich etwas falsch gemacht?«

»Alles bestens«, erwiderte Hrathen kurz angebunden. »Kehrt auf Euren Posten zurück. Wir kümmern uns um den Elantrier.«

Der Elantrier schien die Flammen trotz der schrecklichen Schmerzen, die sie ihm bereiten mussten, zu begrüßen.

Dilaf kauerte an der Seite und folgte dem Spektakel mit gierigen Blicken, obgleich es Hrathen - nicht Dilaf - gewesen war, der die Fackel auf den mit Öl übergossenen Elantrier geworfen hatte. Hrathen sah zu, wie die arme Kreatur verbrannte, bis die Geräusche des Feuers endlich ihre Schmerzensschreie zum Verstummen brachten. Der Körper des Geschöpfes schien in den emporzüngelnden Flammen gut - zu gut - zu brennen.

Hrathen hatte Gewissensbisse, weil er Diren verraten hatte, obwohl es töricht war, so zu empfinden - der Elantrier mochte vielleicht kein echter Teufel gewesen sein, aber er war ganz gewiss ein Geschöpf, das Jaddeth verflucht hatte. Hrathen schuldete dem Elantrier nichts.

Dennoch bereute er es, das Geschöpf verbrennen zu müssen. Leider hatten Dilafs Verletzungen den Elantrier jedoch offensichtlich in den Wahnsinn getrieben, und man konnte ihn unmöglich in diesem Zustand in die Stadt zurückschicken. Es hatte keine andere Wahl als die Flammen gegeben.

Hrathen beobachtete die Augen des bemitleidenswerten Mannes, bis die Flammen ihn vollständig aufgezehrt hatten.

»Und das lodernde Feuer von Jaddeths Missfallen möge sie reinigen«, flüsterte Dilaf, eine Stelle aus dem *Do-Dereth* zitierend.

»Jaddeth allein steht es zu, ein Urteil zu fällen, und vollstreckt wird es von seinem einzigen Diener, dem Wyrn«, zitierte Hrathen eine andere Passage aus demselben Buch. »Du hättest mich nicht zwingen sollen,

dieses Geschöpf umzubringen.«

»Es war unvermeidlich«, sagte Dilaf. »Letzten Endes muss sich alles Jaddeths Willen beugen - und es ist sein Wille, dass Elantris brennen soll. Ich bin lediglich dem Schicksal gefolgt.«

»Mit deinem irren Gerede hättest du beinahe die Kontrolle über die Menge verloren, Arteth«, fuhr Hrathen ihn an. »Ein Aufstand muss äußerst sorgfältig geplant und ausgeführt werden, ansonsten wird er sich genauso wahrscheinlich gegen seine Anstifter richten wie gegen deren Feinde.«

»Ich ... habe mich mitreißen lassen«, sagte Dilaf. »Aber einen Elantrier umzubringen hätte nicht zu einem Aufstand geführt.«

»Das weißt du nicht. Was ist außerdem mit Iadon?«

»Wie könnte er Einwände erheben?«, fragte Dilaf. »Er selbst hat angeordnet, dass entflohene Elantrier verbrannt werden können. Er würde niemals Partei für Elantris ergreifen.«

»Aber er könnte Partei gegen uns ergreifen!«, sagte Hrathen. »Du hast unrecht daran getan, dieses Geschöpf vor die Versammlung zu bringen.«

»Die Menschen hatten ein Recht zu sehen, was sie hassen sollen.«

»Die Menschen sind noch nicht so weit«, versetzte Hrathen barsch. »Ihr Hass soll keine konkreten Formen annehmen. Wenn sie anfangen, die Stadt in Stücke zu reißen, wird Iadon unserem Predigen ein Ende setzen.«

Dilafs Augen verengten sich. »Ihr klingt, als versuchtet Ihr, das Unvermeidliche zu umgehen, mein Hroden. Ihr habt diesen Hass geschürt. Seid Ihr nun nicht willens, die Verantwortung für die Tode zu tragen, die er nach sich ziehen wird? Hass und Abscheu können nicht lange ohne ›konkrete Form‹ bleiben - sie werden einen Weg finden, um sich Luft zu machen.«

»Aber wann das geschieht, bestimme *ich*«, sagte Hrathen kalt. »Ich bin mir meiner Verantwortung durchaus bewusst, Arteth, wenngleich ich auch bezweifeln möchte, dass du Verständnis dafür hast. Du hast mir eben weismachen wollen, dass es von Jaddeth vorherbestimmt gewesen sei, diesen Elantrier umzubringen - dass du nur dem von Jaddeth vorgegebenen Schicksal gefolgt bist, als du mich zum Handeln zwangst. Wie verhält es sich nun also? Wären die Toten, die ein von mir angezettelter Aufstand fordert, meine Schuld oder einfach nur der Wille

Gottes? Wie kannst du ein unschuldiger Diener sein, während ich die volle Verantwortung für die Bewohner dieser Stadt übernehmen muss?« Dilaf stieß scharf die Luft aus. Doch er wusste, wann er eine Niederlage einstecken musste. Nach einer knappen Verbeugung drehte er sich um und betrat die Kapelle.

Hrathen blickte dem Artethen nach, der innerlich vor Wut kochte. An diesem Abend hatte Dilaf töricht und impulsiv gehandelt. Versuchte er, Hrathens Autorität zu untergraben, oder handelte er nur aufgrund seines leidenschaftlichen Eifers? Traf Letzteres zu, war es Hrathens eigene Schuld, dass es beinahe zum Aufstand gekommen wäre. Schließlich war er so stolz auf seinen Einfall gewesen, Dilaf als wirksames Werkzeug einzusetzen. Hrathen schüttelte den Kopf und atmete nervös aus. An diesem Abend hatte er Dilaf besiegt, doch die Spannung zwischen ihnen wuchs ständig. Sie konnten es sich nicht leisten, dass man sie streiten sah. Gerüchte über Uneinigkeiten in den Rängen der derethischen Priesterschaft würden ihre Glaubwürdigkeit zunichte machen.

*Ich werde etwas bezüglich des Artethen unternehmen müssen*, entschied Hrathen resigniert. Dilaf wurde immer mehr zu einer Belastung.

Nachdem Hrathen diese Entscheidung getroffen hatte, wandte er sich zum Gehen. Dabei fiel sein Blick jedoch erneut auf die verkohlten Überreste des Elantriers, und er erschauerte wider Willen. Dass der Mann seine Opferung derart willkommen geheißen hatte, rief Erinnerungen in Hrathen wach -

Erinnerungen, die er lange zu bannen gesucht hatte. Bilder von Schmerzen, von Opfern und vom Tod. Erinnerungen an Dakhor.

Er kehrte den verkohlten Knochen den Rücken zu und ging auf die Kapelle zu. An diesem Abend hatte er noch eine weitere Aufgabe zu bewältigen.

Das Seon schwebte aus seiner Kiste hervor, da es auf Hrathens Befehl reagierte. Im Geiste schalt Hrathen sich selbst, denn dies war bereits das zweite Mal binnen einer Woche, dass er sich des Geschöpfes bediente. Man durfte auf keinen Fall von seinem Seon abhängig werden. Dennoch fiel Hrathen kein anderer Weg ein, um sein Ziel zu erreichen. Dilaf hatte recht: Ihnen blieb nicht viel Zeit. Seit seiner Ankunft in Arelon waren bereits vierzehn Tage verstrichen, und davor hatte er eine Woche für die Anreise gebraucht. Von der Zeitspanne, die ihm ursprünglich gewährt

worden war, waren nur noch siebzig Tage übrig, und obgleich die Gemeinde an diesem Abend zahlreich gewesen war, hatte Hrathen bisher doch nur einen winzigen Bruchteil von Arelon bekehrt.

Nur eines gab ihm Hoffnung: Arelons Adel war vorwiegend in Kae anzutreffen. Es war politischer Selbstmord, Iadons Hof fernzubleiben. Der König vergab Titel so leichtfertig, wie er sie wieder wegnahm, und man musste sich ständig sehen lassen, wenn man sich seinen Platz in Adelskreisen sichern wollte. Dem Wyrn war es gleichgültig, ob Hrathen die Volksmassen bekehrte oder nicht. Solange sich ihm die Aristokratie beugte, galt das Land als derethisch.

Hrathen hatte also eine reelle Chance, auch wenn noch viel Arbeit vor ihm lag. Ein wichtiger Teil davon betraf den Mann, den Hrathen nun kontaktieren würde. Es handelte sich nicht um einen Gyorn, was die Verwendung eines Seons ein wenig unüblich machte. Allerdings hatte der Wyrn ihm niemals ausdrücklich *verboten*, andere Leute mithilfe des Seons zu kontaktieren. Deshalb konnte Hrathen seine Vorgehensweise vor sich selbst rechtfertigen.

Das Seon reagierte sofort, und schon bald erschien Fortons Mausgesicht mit den großen Ohren im Licht der schwebenden Kugel.

»Wer ist da?«, fragte er in dem harten fjordellischen Dialekt, den man in dem Land Hrovell sprach.

»Ich bin es, Forton.«

»Mylord Hrathen?«, fragte Forton überrascht. »Mylord, es ist lange her.«

»Ich weiß, Forton. Ich hoffe, dass es Euch gut geht.«

Der Mann lachte fröhlich, wobei aus dem Lachen schnell ein pfeifendes Keuchen wurde. Forton litt an chronischem Husten, was Hrathens Ansicht nach zweifellos an den diversen Substanzen lag, die der Mann so gern rauchte.

»Selbstverständlich, Mylord«, sagte Forton hustend. »Wann geht es mir schon einmal nicht gut?« Forton war ein Mann, der mit seinem Leben absolut zufrieden war - was ebenfalls an den diversen Substanzen lag, die er so gern rauchte. »Was kann ich für Euch tun?«

»Ich benötige einen Eurer Tränke, Forton«, sagte Hrathen.

»Gewiss, gewiss. Was soll er bewirken?«

Hrathen lächelte. Forton war ein Genie, an das niemand sonst herankam. Aus diesem Grund duldete Hrathen seine Verschrobenheiten. Der Mann

besaß nicht nur ein Seon, sondern war auch ein gläubiger Anhänger der Mysterien, einer entarteten Form des jeskerischen Glaubens, die man hauptsächlich in ländlichen Gegenden antraf. Obgleich Hrovell offiziell eine derethische Nation war, bestand es größtenteils aus primitiven, kaum bevölkerten ländlichen Regionen, die sich nur sehr schwer überwachen ließen. Viele Bauern besuchten andächtig die derethischen Gottesdienste und nahmen anschließend mit der gleichen Inbrunst an ihren mitternächtlichen Mysterienzeremonien teil. Forton selbst galt in seiner Stadt als eine Art Mystiker, auch wenn er sich in seinen Gesprächen mit Hrathen immer überaus derethisch orthodox gab. Hrathen erklärte, was er wollte, und Forton wiederholte es.

Obwohl Forton häufig unter Drogen stand, war er vortrefflich im Mischen von Zaubetränken, Giften und Elixieren. Hrathen war in ganz Sycla keinem einzigen Mann begegnet, der in dieser Hinsicht an Forton heranreichte. Einer der selbstgemischten Tränke des verschrobene Mannes hatte Hrathen einst genesen lassen, nachdem ein politischer Feind ihn vergiftet hatte. Es hatte geheißen, gegen die langsam wirkende Substanz gäbe es kein Gegenmittel.

»Kein Problem, Mylord«, versprach Forton nun in seinem starken Dialekt. Obwohl Hrathen schon seit Jahren mit den Hrovenen zu tun hatte, hatte er immer noch Schwierigkeiten, sie zu verstehen. Es hätte ihn nicht gewundert, wenn die meisten noch nicht einmal ahnten, dass es in Fjorden eine reine, korrekte Form ihrer Sprache gab.

»Gut«, sagte Hrathen.

»Ja, ich muss bloß zwei Mischungen miteinander kombinieren, die ich bereits besitze«, sagte Forton. »Wie viel braucht Ihr?«

»Mindestens zwei Gaben. Ich werde Euch den Einheitspreis zahlen.«

»Mein wahrer Lohn ist das Wissen, Lord Jaddeth gedient zu haben«, erwiderte der Mann fromm.

Hrathen musste ein Lachen unterdrücken. Er wusste, wie tief die Mysterien in den Bewohnern von Hrovell verwurzelt waren. Es war eine ekelerregende Form religiöser Verehrung, eine synkretistische Mischung aus einem Dutzend unterschiedlicher Glaubensrichtungen mit etlichen Abweichungen - wie rituellen Opfern und Fruchtbarkeitsriten, die dem Ganzen beigefügt wurden, um es anziehender zu machen. Um Hrovell würde er sich jedoch später kümmern müssen. Das Volk leistete dem



Befehl des Wyrns Folge, und das Land war politisch zu unbedeutend, um Fjorden Ärger zu bereiten. Natürlich befanden sich die Seelen der Menschen in ernster Gefahr. Jaddeth war nicht gerade für seine Nachsicht gegenüber Toren bekannt.

*Später*, sagte Hrathen sich. *Später*.

»Wann benötigen Mylord diesen Trank?«, fragte der Mann.

»Da liegt das Problem, Forton. Ich brauche ihn sofort.«

»Wo seid Ihr?«

»In Arelon«, sagte Hrathen.

»Ach, gut«, antwortete Forton. »Mylord haben sich endlich dazu entschlossen, diese Heiden zu bekehren.«

»Ja«, sagte Hrathen mit dem Anflug eines Lächelns. »Wir Derethiker haben schon zu lange Geduld mit den Arelenen gehabt.«

»Tja, Eure Lordschaft hätten sich keinen weiter entfernten Ort aussuchen können«, sagte Forton. »Selbst wenn ich den Trank noch heute Nacht fertig stelle und morgen früh losschicke, wird er frühestens in zwei Wochen ankommen.«

Die Verzögerung ärgerte Hrathen, doch er hatte keine andere Wahl.

»Dann tut es, Forton. Ich werde Euch dafür entschädigen, dass Ihr gezwungen seid, derart kurzfristig zu arbeiten.«

»Ein echter Gefolgsmann Jaddeths tut alles, um sein Reich herbeizuführen, Mylord.«

Nun ja, zumindest ist ihm die derethische Lehre vertraut, dachte Hrathen resigniert.

»Gibt es sonst noch etwas, Mylord?«, erkundigte Forton sich unter leichtem Husten.

»Nein. Macht Euch ans Werk und schickt mir diesen Trank so schnell wie möglich.«

»Sehr wohl, Mylord. Ich fange auf der Stelle damit an. Schickt mir jederzeit ein Gebet, wenn Ihr mich brauchen solltet.«

Hrathen runzelte die Stirn. Diesen kleinen Irrtum hatte er ganz vergessen. Vielleicht kannte Forton sich doch nicht so gut in der derethischen Lehre aus. Forton wusste nicht, dass Hrathen ein Seon besaß. Er ging einfach davon aus, dass ein Gyom zu Jaddeth beten konnte und dass Gott seine Worte durch die Seonen senden würde. Als sei Lord Jaddeth bei der Post angestellt.

»Gute Nacht, Forton«, sagte Hrathen, der sich sein Missfallen nicht anhören ließ. Forton war ein Drogenabhängiger, ein Ketzer und ein Heuchler - aber er war immer noch eine unschätzbare Hilfsquelle. Wenn Jaddeth es zuließ, dass sich seine Gyorne mithilfe von Seonen verständigten, hatte Hrathen vor langer Zeit entschieden, dass er gewiss nichts dagegen hätte, wenn Hrathen Männer wie Forton benutzte.

## Kapitel 19

Schließlich hatte Jaddeth alle Menschen erschaffen. Selbst die Ketzer. Die Stadt Elantris erstrahlte hell. Selbst die Steine glänzten, als berge jeder einzelne ein Feuer in seinem Innern. Man hatte die zerfallenen Kuppeln wieder errichtet, und sie erblühten überall mit ihrer glatten, eierschalenähnlichen Oberfläche. Schmale Türme ragten wie Lichtsäulen in die Luft. Die Mauer war keine Barriere mehr, denn das Tor war ständig geöffnet - sie war nicht länger zum Schutz da, sondern diente dem Zusammenhalt. Auf gewisse Weise war die Mauer ein Teil der Stadt, ein wichtiges Element des Ganzen, ohne das Elantris unvollständig wäre.

Und inmitten der glorreichen Pracht befanden sich die Elantrier. Ihre Körper schienen in dem gleichen inneren Licht zu erstrahlen wie die Stadt, und ihre Haut war von einem leuchtenden, blassen Silber. Nicht metallisch, einfach nur ... rein. Ihr Haar war weiß, doch nicht von dem erschöpften, stumpfen Grau oder Gelb alter Menschen. Es war das glühende Weiß von Stahl, den man extrem erhitzt hatte - eine Farbe, die makellos war, ein starkes, loderndes Weiß.

Das Auftreten der Elantrier war ebenfalls beeindruckend. Sie strahlten absolute Selbstsicherheit aus, da sie sich durch ihre Stadt bewegten. Die Männer sahen gut aus und waren hochgewachsen - selbst die Kleineren unter ihnen, und die Frauen waren wunderschön - selbst die Unscheinbaren. Sie hatten es nicht eilig; sie schlenderten mehr, als dass sie gingen, und sie grüßten gern alle, denen sie begegneten. Doch in ihnen ruhte eine Macht. Sie schien aus ihren Augen und schwang in ihren Bewegungen mit. Es war leicht nachzuvollziehen, weshalb diese Wesen als Gottheiten verehrt wurden.

Ebenso unübersehbar waren die Aonen. Die uralten Zeichen bedeckten die ganze Stadt. Sie waren in Mauern gemeißelt, an Türen gemalt und standen auf Schildern zu lesen. Bei den meisten handelte es sich um unveränderliche Zeichen - bloße Markierungen und keine Runen mit verborgenem magischem Zweck. Andere waren jedoch ganz offensichtlich von Energie erfüllt. In der ganzen Stadt standen gewaltige Metallschilder, in die das Aon Tia geritzt war, und gelegentlich trat ein

Elantrier an ein solches Schild und legte die Hand auf die Mitte des Zeichens. Dann blitzte der Körper des Elantriers auf und verschwand inmitten einer kreisförmigen Lichtexplosion, um rasch in einen anderen Stadtteil transportiert zu werden.

Inmitten der Pracht befand sich eine kleine Familie aus Kae. Sie waren reich und erlesen gekleidet, drückten sich gebildet aus, doch ihre Haut schimmerte nicht. Es gab noch andere Normalsterbliche in der Stadt; nicht so viele wie Elantrier, aber dennoch eine ganze Menge. Dieser gewohnte Anblick spendete dem Jungen Trost.

Der Vater trug seinen kleinen Sohn eng an sich gedrückt und blickte sich immer wieder argwöhnisch um. Nicht alle Menschen verehrten die Elantrier. Manche hegten ihnen gegenüber Misstrauen. Die Mutter des Jungen klammerte sich am Arm ihres Mannes fest. Sie war noch nie zuvor in Elantris gewesen, obwohl sie seit über zehn Jahren in Kae lebte. Im Gegensatz zum Vater des Jungen war sie eher nervös als argwöhnisch. Sie machte sich wegen der Verletzung ihres Sohnes Sorgen und war so voller Angst wie jede Mutter es wäre, deren Kind in Todesgefahr schwebte.

Auf einmal spürte der Junge den Schmerz in seinem Bein. Er rührte von der eiternden Wunde und dem zersplitterten Knochen in seinem Oberschenkel her und war so heftig, dass ihm schier die Sinne vergingen. Er war tief gestürzt, und sein Bein war so schlimm gebrochen, dass der kaputte Knochen die Haut zerfetzt hatte und in die Luft ragte.

Sein Vater hatte die besten Chirurgen und Ärzte angeheuert, doch es war ihnen nicht gelungen, die Entzündung einzudämmen. Man hatte den Knochen so gut es ging gerichtet, doch er war an mindestens einem Dutzend Stellen gebrochen. Selbst ohne die Entzündung hätte der Junge den Rest seines Lebens hinken müssen. Mit der Entzündung ... schien eine Amputation der einzige Ausweg zu sein. Insgeheim fürchteten die Ärzte, es sei selbst für diese Lösung zu spät. Die Verletzung befand sich weit oben am Bein, und die Infektion hatte sich wahrscheinlich längst auf den Rumpf ausgebreitet. Der Vater hatte sich der Wahrheit gestellt. Er wusste, dass sein Sohn sterben würde. Deshalb war er nach Elantris gekommen, trotz des Misstrauens, das er den dortigen Göttern sein ganzes Leben lang entgegengebracht hatte.

Sie brachten den Jungen zu einem Gebäude mit einer Kuppel. Beinahe hätte er seine Schmerzen vergessen, als sich die Eingangstür von allein öffnete und geräuschlos nach innen glitt. Wie angewurzelt blieb sein Vater vor der Tür stehen, als habe er es sich wieder anders überlegt, aber seine Mutter zog ihn drängend am Arm. Sein Vater nickte, senkte den Kopf und betrat das Gebäude.

Leuchtende Aonen an den Wänden verströmten Licht. Eine Frau mit langem, vollem weißem Haar näherte sich ihnen. In ihrem silbrigen Gesicht prangte ein aufmunterndes Lächeln. Sie ignorierte den Argwohn seines Vaters, der ihr seinen Sohn nur widerwillig überreichte, und musterte den Jungen mitleidsvoll. Sie legte ihn behutsam auf eine weiche Matte und hielt dann ihre Hand über ihn, wobei ihr Zeigefinger ins Leere wies.

Die Elantrierin bewegte langsam die Hand, und die Luft begann zu leuchten. Ihr Finger hinterließ eine Lichtspur. Es war wie ein Riss in der Luft, eine Linie, die hell erstrahlte. Es war, als versuche ein Fluss aus purem Licht, sich einen Weg durch den schmalen Riss zu bahnen. Der Junge konnte die Macht spüren, konnte fühlen, wie sie sich aufbäumte und frei sein wollte. Doch nur dieser winzige Bruchteil durfte entweichen. Selbst dieses kleine bisschen war so hell, dass er vor Licht kaum etwas sehen konnte.

Sorgfältig schrieb die Frau das Aon Ien in die Luft - doch es war nicht nur das Aon Ien, es war komplizierter. Den Kern bildete das vertraute Aon für Heilung, doch an den Seiten befanden sich Dutzende Linien und Schnörkel. Der Junge runzelte die Stirn. Seine Lehrer hatten ihm die Aonen beigebracht, und es kam ihm eigenartig vor, dass diese Frau das Zeichen derart stark veränderte.

Die schöne Elantrierin machte einen letzten Strich an der Seite ihres komplexen Zeichens, und das Aon fing an noch intensiver zu leuchten. Der Junge konnte ein Brennen in seinem Bein spüren, das alsbald seinen Rumpf emporwanderte. Er schrie, aber auf einmal erlosch das Licht. Überrascht schlug der Junge die Augen auf. Das Nachbild des Aons Ien glomm immer noch in seinem Blickfeld. Er blinzelte und sah nach unten. Die Verletzung war verschwunden. Noch nicht einmal eine Narbe war übrig geblieben.

Doch die Schmerzen konnte er immer noch spüren. Sie brannten in

seinem Innern, schnitten durch ihn hindurch und ließen seine Seele erzittern. Sie hätten fort sein sollen, doch dem war nicht so.

»Ruh dich jetzt aus, mein Kleiner«, sagte die Elantrierin zärtlich und stieß ihn von sich.

Seine Mutter weinte vor Freude, und selbst sein Vater wirkte zufrieden. Der Junge wollte sie anbrüllen, ihnen zuschneien, dass etwas nicht stimmte. Sein Bein war nicht geheilt. Die Schmerzen waren immer noch da.

*Nein! Etwas stimmt nicht!* Er versuchte es zu sagen, aber es gelang ihm nicht. Er konnte nicht sprechen ...

»*Nein!*«, schrie Raoden und setzte sich ruckartig auf. Er blinzelte ein paarmal, ohne sich in der Dunkelheit zurechtzufinden. Schließlich holte er mehrmals tief Luft und griff sich mit der Hand an den Kopf. Die Schmerzen waren tatsächlich immer noch da, und sie waren mittlerweile so stark, dass sie bis in seine Träume gelangten. Inzwischen hatte er Dutzende winziger Wunden und Blutergüsse, obwohl er erst seit ein paar Wochen in Elantris war. Er konnte jede einzelne Verletzung deutlich spüren, und zusammen bildeten sie eine Schmerzwelle, die ihm den Verstand zu rauben drohte.

Stöhnend beugte Raoden sich vor und umklammerte seine Beine, während er gegen die Schmerzen ankämpfte. Schwitzen konnte sein Körper nicht mehr, aber Raoden zitterte am ganzen Leib. Er biss die Zähne zusammen, um die Schmerzen abzuwehren. Langsam und unter großen Mühen gewann er seine Selbstbeherrschung wieder. Er wies die Schmerzen von sich und besänftigte seinen geschundenen Leib. Dann ließ er endlich die Beine los und erhob sich.

Es wurde immer schlimmer. Er wusste, dass es eigentlich nicht so schlimm sein dürfte; schließlich war er noch nicht einmal einen Monat in Elantris. Außerdem war ihm klar, dass die Schmerzen eigentlich gleich bleibend sein sollten, jedenfalls sagten das alle. Doch bei ihm schienen sie in Wellen zu kommen. Die Schmerzen waren immer da - immer bereit, ihn in einem schwachen Moment anzufallen.

Mit einem Seufzen stieß Raoden die Tür zu seinen Gemächern auf. Er fand es immer noch merkwürdig, dass Elantrier schliefen. Ihre Herzen hatten zu schlagen aufgehört, sie mussten nicht mehr atmen. Weshalb benötigten sie Schlaf? Die anderen konnten ihm jedoch keine Antworten

geben. Die einzigen echten Experten waren vor zehn Jahren verstorben. Folglich schlief Raoden, und mit dem Schlaf kamen die Träume. Er war acht Jahre alt gewesen, als er sich das Bein gebrochen hatte. Sein Vater hatte ihn nur sehr ungern in die Stadt gebracht. Schon vor der Reod hatte Iadon Elantris misstraut. Raodens Mutter, die seit nun mehr zwölf Jahren tot war, hatte darauf bestanden.

Als Kind hatte Raoden nicht begriffen, wie knapp er dem Tod entronnen war. Doch er hatte den Schmerz gespürt und das wunderbar friedliche Gefühl, als der Schmerz aufgehört hatte. Er konnte sich noch an die Schönheit der Stadt wie auch ihrer Bewohner erinnern. Iadon hatte auf dem Rückweg verächtlich über Elantris geredet, und Raoden hatte ihm heftig widersprochen. Es war die erste Gelegenheit, an die sich Raoden erinnern konnte, bei der er Stellung gegen seinen Vater bezogen hatte. Später war dies häufig geschehen.

Als Raoden die Hauptkapelle betrat, verließ Saolin seinen Posten an der Tür zu Raodens Gemach und hielt Schritt mit ihm. Im Laufe der Woche hatte der Soldat eine Gruppe Freiwilliger um sich geschart und einen Wachtrupp gebildet.

»Ihr wisst, dass mir Eure Aufmerksamkeit schmeichelt, Saolin«, meinte Raoden. »Aber ist es wirklich notwendig?«

»Ein Lord benötigt eine Ehrenwache, Lord Lebensgeist«, erklärte Saolin.

»Es würde sich nicht ziemen, wenn Ihr allein unterwegs wärt.«

»Ich bin kein Lord, Saolin«, sagte Raoden. »Ich bin nichts weiter als ein Anführer. In Elantris soll es keinen Adel geben.«

»Ich verstehe, Mylord«, sagte Saolin mit einem Nicken. Offensichtlich entging ihm der Widerspruch in seinen eigenen Worten. »Aber die Stadt ist und bleibt ein gefährlicher Ort.«

»Wie Ihr wünscht, Saolin«, sagte Raoden. »Wie geht das Pflanzen voran?«

»Galladon ist mit dem Pflügen fertig«, gab Saolin Auskunft. »Er hat schon die Leute zur Aussaat in Gruppen eingeteilt.«

»Ich hätte nicht so lange schlafen dürfen«, sagte Raoden, der aus einem Kapellenfenster blickte und bemerkte, wie hoch die Sonne bereits stand. Er trat, dicht gefolgt von Saolin, aus dem Gebäude und ging auf einem sauberen Weg aus Kopfsteinpflaster auf den Garten zu. Kahar und seine Leute hatten die Steine gesäubert, und dann hatte Dahad, einer von

Taans Gefolgsleuten, sein Können als Steinmetz zum Einsatz gebracht und sie erneut verlegt.

Die Aussaat war bereits voll im Gange. Galladon beaufsichtigte die Arbeit mit Adleraugen und nahm kein Blatt vor den Mund, wenn er jemanden auf einen Fehler aufmerksam machen wollte. Insgesamt strahlte der Dula jedoch eine gewisse innere Ruhe aus. Manche Männer waren Bauern, weil ihnen nichts anderes übrig blieb, aber Galladon schien die Arbeit echte Freude zu bereiten.

Raoden konnte sich noch gut an jenen ersten Tag erinnern, an dem er Galladon mit dem Stück Trockenfleisch in Versuchung geführt hatte. Damals hatte sein Freund die Schmerzen kaum unter Kontrolle gehabt - in den Anfangstagen hatte Raoden etliche Male Angst vor dem Dula ausgestanden. Mittlerweile war davon nichts mehr übrig geblieben. Raoden sah es in Galladons Augen und an der Haltung des Freundes: Er hatte das »Geheimnis« entdeckt, wie Kahar es ausgedrückt hatte. Galladon hatte sich wieder unter Kontrolle. Jetzt hatte Raoden nur noch einen einzigen Menschen zu fürchten: sich selbst.

Seine Theorien ließen sich besser in die Praxis umsetzen, als selbst er erwartet hatte; aber sie zeigten nur bei allen anderen Wirkung. Er hatte den Dutzenden, die ihm folgten, innere Ruhe geschenkt und eine Lebensaufgabe, aber bei sich selbst war er dazu nicht in der Lage. Der Schmerz versengte ihn immer noch. Er bedrohte ihn jeden Morgen beim Aufwachen und blieb ununterbrochen bei ihm, solange er bei Bewusstsein war. Er war zielbewusster als alle anderen und war am entschlossensten, dass Elantris erfolgreich sein sollte. Er füllte seine Tage aus und gewährte sich keine freie Minute, in der er über sein Leiden nachdenken konnte. Nichts half. Der Schmerz wurde immer stärker.

»Mylord, aufpassen!«, schrie Saolin.

Raoden zuckte zusammen und wandte sich in Richtung eines knurrenden Elantriers mit nackter Brust, der aus einem dunklen Gang hervorstürzte und auf ihn zugelaufen kam. Es blieb Raoden kaum Zeit zurückzuweichen, als der Wahnsinnige eine verrostete Eisenstange hob und damit direkt nach Raodens Gesicht schlug.

Blanker Stahl blitzte aus dem Nichts hervor, und Saolin wehrte den Schlag mit seiner Klinge ab. Der brutale Fremdling blieb stehen und



wandte sich dem neuen Feind zu. Er bewegte sich nicht schnell genug. Mit geübter Hand stieß Saolin dem Wahnsinnigen seine Klinge direkt in den Magen. Da Saolin wusste, dass ein solcher Hieb einen Elantrier nicht außer Gefecht setzen würde, schwang er das Schwert mit einer kraftvollen Rückhand und hieb dem Wahnsinnigen den Kopf ab. Blut floss keines.

Der Leichnam taumelte zu Boden, und Saolin salutierte vor Raoden mit dem Schwert, wobei er Raoden ein beruhigendes Lächeln schenkte, das etliche Zahnlücken entblößte. Dann wirbelte er herum und wollte sich einer Gruppe Wilder in den Weg stellen, die durch eine benachbarte Straße auf sie zugestürmt kamen.

Überrascht stolperte Raoden rückwärts. »Saolin, nein! Es sind zu viele!« Glücklicherweise hatten Saolins Männer den Tumult mitbekommen. Binnen Sekunden waren sie zu fünft - Saolin, Dashe und drei andere Soldaten - und stellten sich den Angreifern in den Weg. Sie kämpften mit der Präzision geübter Soldaten und bildeten eine wirksame Front, an der vorbei die Feinde nicht zu den übrigen Gärten vordringen konnten. Bei den Angreifern handelte es sich um Shaors Männer, die in Elantris auch als die Barbaren bekannt waren. Sie waren in der Überzahl, doch ihre Wut kam nicht gegen die kämpferische Überlegenheit der gegnerischen Seite an. Sie griffen einzeln an, und ihre blinde Wut benebelte ihnen den Verstand. Die Schlacht währte nur kurz, und schon nach wenigen Augenblicken zogen sich die restlichen Angreifer eilig zurück.

Saolin säuberte seine Klinge gründlich und wandte sich anschließend an die anderen. Sie salutierten gemeinsam vor Raoden.

Die gesamte Schlacht war so schnell vorüber gewesen, dass Raoden ihr kaum hatte folgen können. »Gute Arbeit«, brachte er schließlich hervor. Neben ihm erklang ein Ächzen. Galladon kniete vor dem enthaupteten Leichnam des ersten Angreifers. »Ihnen muss zu Ohren gekommen sein, dass wir hier Getreidekörner haben«, murmelte der Dula. »Arme Rulos.« Raoden nickte ernst, während er die gefallenen Barbaren betrachtete. Vier lagen auf dem Boden und hielten die Hände auf verschiedene Verletzungen gepresst. Sämtliche der Verletzungen wären tödlich gewesen, hätte es sich nicht um Elantrier gehandelt. Doch so stöhnten sie nur gequält. Raoden konnte sich gut in sie hineinversetzen. Er wusste,

wie sich dieser Schmerz anfühlte.

»So kann es nicht weitergehen«, sagte er leise.

»Ich wüsste nicht, wie du dem Einhalt gebieten willst, Sule«, erwiderte Galladon neben ihm. »Es sind Shaors Männer, und noch nicht einmal der hat sie sonderlich gut unter Kontrolle.«

Raoden schüttelte den Kopf. »Ich werde die Bewohner von Elantris bestimmt nicht retten und dann zulassen, dass sie ihr ganzes Leben lang kämpfen müssen. Ich werde keine Gesellschaft auf dem Tod anderer errichten. Shaors Gefolgsleute, seine Barbaren, mögen vergessen haben, dass sie Menschen sind, aber ich habe es nicht vergessen.«

Galladon runzelte die Stirn. »Karata und Aanden, da bestand eine Chance, wenn auch eine kleine.

Bei Shaor ist das etwas ganz anderes, Sule. Diese Männer haben nichts Menschliches mehr an sich. Mit denen kannst du nicht vernünftig reden, sie sind nicht bei Verstand.«

»Dann werde ich ihnen wohl ihren Verstand zurückgeben müssen«, sagte Raoden.

»Und wie willst du das anstellen, Sule?«

»Ich werde einen Weg finden.«

Raoden kniete neben dem gefallenem Barbaren nieder. Ihn beschlich die leise Ahnung, dass er diesem Mann erst kürzlich begegnet war. Sicher konnte Raoden sich nicht sein, aber er hatte das Gefühl, dass der Mann zu Taans Gefolgsleuten gehört hatte. Er war einer der Männer gewesen, denen Raoden im Zuge von Dashes Überfallversuch gegenübergetreten war.

Es ist also wahr, dachte Raoden mit einem Stechen in der Magengegend. Einige Gefolgsleute Taans hatten sich Raoden angeschlossen, doch die Mehrzahl nicht. Es ging das Gerücht um, dass viele im Marktviertel gelandet waren und sich Shaors Barbaren angeschlossen hatten. Das war gar nicht so unwahrscheinlich, kam es Raoden in den Sinn; schließlich waren diese Männer bereit gewesen, dem offensichtlich geistesgestörten Aanden zu folgen. Bis zu Shaors barbarischer Horde war es da nur noch ein kleiner Schritt.

»Lord Lebensgeist?«, fragte Saolin zögernd. »Was sollen wir mit ihnen tun?«

Raoden bedachte die Gefallenen mit einem mitleidigen Blick. »Sie

stellen jetzt keine Gefahr mehr für uns dar, Saolin. Bringen wir sie zu den anderen.«

Kurz nach seinem Erfolg mit Aandens Bande und dem anschließenden Zuwachs bei seinen eigenen Gefolgsleuten, hatte Raoden etwas getan, was er von Anfang an vorgehabt hatte. Er hatte angefangen, sich der Gefallenen von Elantris anzunehmen.

Er holte sie von der Straße und aus der Gosse, durchsuchte sowohl zerstörte als auch noch stehende Gebäude und versuchte jeden Mann, jede Frau und jedes Kind in Elantris zu finden, die sich ihren Schmerzen ergeben hatten. Die Stadt war groß, und die Zahl der Helfer, die Raoden zur Verfügung standen, war begrenzt, doch sie hatten bereits Hunderte Menschen aufgesammelt. Er hatte befohlen, sie in das zweite Gebäude zu bringen, das Kahar gesäubert hatte, ein gewaltiges, aus einem Saal bestehendes Bauwerk, das er ursprünglich als Versammlungsort hatte nutzen wollen. Die Hoed würden zwar immer noch leiden, doch zumindest konnten sie dies nun mit einer gewissen Würde tun.

Und sie mussten nicht allein leiden. Raoden hatte die Mitglieder seiner Bande gebeten, die Hoed zu besuchen. Gewöhnlich spazierten zwei Elantrier durch die Menge der Hoed, redeten besänftigend auf sie ein und versuchten, es ihnen trotz der Umstände so gemütlich wie möglich zu machen. Es war nicht viel - und niemand hielt es aus, viel Zeit bei den Hoed zu verbringen -, aber Raoden war überzeugt, dass es half.

Dementsprechend stattete er dem Saal der Gefallenen mindestens einmal am Tag einen Besuch ab. Er hatte den Eindruck, dass sich der Zustand der Hoed besserte. Die Hoed stöhnten immer noch, murmelten und starrten ins Leere, aber die Lauteren unter ihnen schienen inzwischen ein wenig leiser zu sein. Der Saal war nicht länger ein Ort angstvoller Schreie und Echos, sondern ein Reich leisen Gemurmels und gedämpfter Verzweiflung.

Raoden bewegte sich feierlich inmitten der Hoed und half, einen der gefallenen Barbaren zu tragen.

Es galt nur vier von ihnen unterzubringen, da er angeordnet hatte, den fünften Mann, den Saolin geköpft hatte, zu beerdigen. Soweit sich dies sagen ließ, starb ein Elantrier, wenn man ihm den Kopf vollständig abschlug - zumindest bewegten sich die Augen nicht mehr, und auch die Lippen formten keine Worte mehr, sobald man den Kopf ganz vom

Körper abgetrennt hatte.

Während Raoden durch die Reihen der Hoed schritt, lauschte er auf ihr leises Gemurmel.

»Schön, einst so wunderschön ...«

»Leben, Leben, Leben, Leben, Leben ...«

»Oh Domi, wo bist du? Wann ist es endlich zu Ende? Oh Domi ...«

Normalerweise durfte Raoden nach einer Weile nicht mehr auf die Worte achten, wenn er nicht den Verstand verlieren wollte - oder noch schlimmer, wenn er nicht wollte, dass sie die Schmerzen in seinem eigenen Körper wachriefen. Ien war auch dort und schwebte zwischen blinden Köpfen umher und schlängelte sich zwischen gefallen Körpern hindurch. Das Seon verbrachte viel Zeit in dem Raum. Auf merkwürdige Weise passte es gut dorthin.

Gedrückt verließ die Gruppe den Saal. Jeder hing schweigsam seinen eigenen Gedanken nach.

Raoden sagte erst etwas, als er den Riss in Saolins Kleidung bemerkte.

»Ihr seid verletzt!«, rief Raoden überrascht.

»Es ist nichts, Mylord«, erwiderte Saolin abwehrend.

»Solche Bescheidenheit ist draußen angebracht, Saolin, aber nicht hier. Ihr müsst meine Entschuldigung annehmen.«

»Mylord«, sagte Saolin ernst. »Als Elantrier bin ich nur *noch* stolzer, diese Verletzung davongetragen zu haben. Ich habe sie mir bei der Verteidigung unserer Leute zugezogen.«

Raoden warf einen gequälten Blick zurück in Richtung des Saales. »Sie bringt Euch bloß einen Schritt näher an ...«

»Nein, Mylord, das glaube ich nicht. Diese Menschen haben sich ihren Schmerzen ergeben, weil sie keinen Sinn sahen. Ihre Qualen waren bedeutungslos. Und wenn man keinen Sinn im Leben sieht, neigt man dazu aufzugeben. Diese Verletzung wird wehtun, aber jeder Stich wird mir ins Gedächtnis rufen, dass ich sie mir ehrenvoll zugezogen habe. Meiner Meinung nach ist das nicht so schlecht.«

Raoden blickte den alten Soldaten respektvoll an. Draußen hätte der Mann wahrscheinlich kurz davor gestanden, aus dem Dienst auszuscheiden. In Elantris, wo die Shaod alle ungefähr gleich alt aussehen ließ, unterschied er sich nicht von den anderen. Das Alter eines Mannes ließ sich nicht am Aussehen ablesen, aber vielleicht an der

Weisheit.

»Aus Euren Worten spricht Scharfsicht, mein Freund«, sagte Raoden.

»Ich nehme Euer Opfer demütig an.«

Ihr Gespräch wurde unterbrochen, als auf dem Kopfsteinpflaster Schritte erklangen. Einen Augenblick später stürzte Karata in ihr Blickfeld. Ihre Füße waren voller Dreck von außerhalb des Bereiches um die Kapelle. Kahar würde wütend sein, denn sie hatte vergessen, ihre Füße abzuwischen, und verteilte nun schleimigen Schmutz auf seinem sauberen Kopfsteinpflaster.

Doch im Moment schien der Schmutz Karata nicht im Geringsten zu kümmern. Sie ließ rasch den Blick über die Gruppe schweifen, um sicherzugehen, dass niemand fehlte. »Ich habe gehört, dass Shaor angegriffen hat. Hat es Opfer gegeben?«

»Fünf. Alle auf ihrer Seite«, sagte Raoden.

»Ich hätte hier sein sollen«, meinte sie und stieß einen Fluch aus. Im Laufe der letzten Tage hatte die entschlossene Frau den Umzug ihrer Leute in das Kapellenviertel beaufsichtigt. Sie hatte eingesehen, dass eine zentrale, vereinte Gruppe mehr bewirken konnte und dass das Kapellenviertel sauberer war.

Merkwürdigerweise war ihr selbst nie der Gedanke gekommen, den Palast zu reinigen. Die meisten Elantrier sahen den Schmutz als unumstößliche Realität an.

»Ihr habt wichtige Dinge zu tun«, sagte Raoden. »Außerdem konntet Ihr nicht ahnen, dass Shaor angreifen würde.«

Die Antwort gefiel Karata nicht, doch sie ging neben Raoden her, ohne ein weiteres Wort über die Angelegenheit zu verlieren.

»Sieh ihn dir an, Sule«, meinte Galladon neben ihm mit einem leichten Lächeln. »Ich hätte es niemals für möglich gehalten.«

Raoden sah auf und folgte dem Blick des Dulas. Taan kniete am Straßenrand und betrachtete mit kindlicher Freude die Meißelarbeiten an einer kleinen Mauer. Der untersetzte ehemalige Baron hatte die gesamte Woche damit verbracht, ein Verzeichnis jeder einzelnen Skulptur und Reliefarbeit im Kapellenviertel zu erstellen. Laut eigenen Worten hatte er bereits »mindestens ein Dutzend neuer Techniken« entdeckt. Zu den bemerkenswerten Veränderungen, die an Taan zu beobachten waren, gehörte sein plötzliches Desinteresse am Herrschen. Karata übte immer

noch einen gewissen Einfluss auf die Gruppe aus. Zwar akzeptierte sie, dass letztendlich Raoden das Sagen hatte, doch sie war weiterhin eine wichtige Autorität. Taan hingegen gab überhaupt keine Befehle mehr. Er war viel zu sehr mit seinen Studien beschäftigt.

Taans Leuten - denjenigen, die sich Raoden angeschlossen hatten - schien dies nichts auszumachen. Laut Taans Schätzung hatte etwa ein Drittel seines »Hofes« in kleinen Grüppchen den Weg zu Raodens Bande gefunden. Raoden hoffte, dass die meisten anderen sich entschieden hatten, für sich zu bleiben. Der Gedanke, dass sich vielleicht siebzig Prozent von Taans großer Anhängerschaft Shaor angeschlossen haben könnten, wollte ihm gar nicht gefallen. Raoden hatte alle Leute aus Karatas Reihen, doch ihre Truppe war immer die kleinste - wenn auch die effizienteste - der drei Banden gewesen. Shaors Bande war immer am größten gewesen. Seinen Anhängern hatte es nur an Zusammenhalt und Motivation gefehlt, um die anderen Banden anzugreifen. Stattdessen hatten Shaors Männer ihre Blutgier immer wieder einmal an einem der Neuankömmlinge gestillt.

Doch das war jetzt vorbei. Raoden würde den Barbaren nicht ihr Viertel der Neuankömmlinge gewähren, würde nicht erlauben, dass sie unschuldige Menschen quälten. Karata und Saolin holten nun alle, die in die Stadt geworfen wurden, und brachten sie sicher zu Raodens Bande. Bisher hatten Shaors Männer nicht sonderlich begeistert reagiert - und Raoden fürchtete, dass es nur noch schlimmer werden würde.

*Ich werde etwas unternehmen müssen*, dachte er. Doch um dieses Problem würde er sich zu einem anderen Zeitpunkt kümmern. Im Moment musste er sich seinen Studien widmen.

Als sie die Kapelle erreichten, machte Galladon sich wieder ans Pflanzen, Saolins Männer bezogen ihre Wachtposten, und Karata entschied - trotz ihres Protestes von vorhin -, dass sie in den Palast zurückkehren sollte. Bald waren nur noch Raoden und Saolin übrig. Dank des Kampfes und weil Raoden so lange ausgeschlafen hatte, war bereits mehr als die Hälfte des Tages vergeudet. Folglich stürzte er sich voller Eifer in seine Studien. Während Galladon säte und Karata den Palast evakuierte, war es Raodens selbst auferlegte Pflicht, so viel wie möglich über AonDor zu entziffern. Er war immer mehr der Überzeugung, dass die uralte Magie der Zeichen das Geheimnis des Falls

von Elantris in sich barg.

Er griff durch eines der Kapellenfenster und zog den dicken AonDor-Band hervor, der drinnen auf einem Tisch lag. Bisher war der Wälzer nicht so hilfreich gewesen, wie Raoden es sich erhofft hatte. Es war kein Anleitungshandbuch, sondern eine Reihe von Fallstudien, die merkwürdige oder interessante Ereignisse erklärten, die mit AonDor zu tun hatten. Unglücklicherweise war das Ganze auf äußerst fortgeschrittenem Niveau gehalten. Im Großteil des Buches fanden sich Beispiele dessen, was *nicht* passieren sollte, sodass Raoden nur indirekt auf die Logik hinter AonDor schließen konnte.

Bisher hatte er nur sehr wenig in Erfahrung bringen können. Langsam schälte sich die Erkenntnis heraus, dass die Aonen nur den Anfangspunkt darstellten, die grundlegendsten Zeichen, die man malen konnte, um eine bestimmte Wirkung zu erzielen. Genau wie das erweiterte Heilungs-Aon aus seinem Traum, bestand fortgeschrittenes AonDor daraus, dass man in der Mitte ein Basis-Aon zeichnete und anschließend andere Zeichen - manchmal bloß Punkte und Linien - außen herum hinzufügte. Die Punkte und Linien waren Klauseln, die die Zielrichtung der Macht erweiterten oder verengten. Durch sorgfältiges Zeichnen konnte ein Heiler zum Beispiel bestimmen, welches Körperteil geheilt werden, was genau mit ihm geschehen und wie eine Entzündung gereinigt werden sollte.

Je mehr Raoden las, umso weniger kamen ihm Aonen wie mystische Symbole vor. Sie wirkten mehr wie mathematische Berechnungen. Während fast alle Elantrier in der Lage waren, Aonen zu zeichnen - dazu benötigte man lediglich eine ruhige Hand und das grundlegende Wissen, wie sich die Zeichen schrieben -, waren die Meister des AonDor diejenigen, die rasch und fehlerfrei Dutzende kleinerer Modifikationen um das zentrale Aon skizzieren konnten. Leider ging das Buch davon aus, dass der Leser umfangreiches Wissen über AonDor besaß, und übergang die meisten grundlegenden Regeln. Die wenigen Illustrationen, die es gab, waren so unglaublich kompliziert, dass Raoden normalerweise noch nicht einmal zu sagen vermochte, welches Zeichen das Basis-Aon war, ohne es im Text nachzulesen.

»Wenn er bloß erklären würde, was es bedeutet, ›das Dor zu lenken!«, rief Raoden, als er aufs Neue einen besonders ärgerlichen Abschnitt las, in dem diese Wendung wiederholt vorkam.

»Dor, Sule?«, wollte Galladon wissen, der seine Arbeit unterbrach. »Das klingt nach einem duladenischen Ausdruck.«

Raoden setzte sich kerzengerade auf. Das Zeichen, das in dem Buch für »Dor« verwandt wurde, war ungewöhnlich - im Grunde gar nicht wirklich ein Aon, sondern bloß eine phonetische Darstellung. Als habe man das Wort aus einer anderen Sprache übernommen.

»Galladon, du hast recht!«, meinte Raoden. »Es ist gar nicht aonisch.«

»Natürlich nicht. Es kann kein Aon sein, denn es weist nur einen einzigen Vokal auf.«

»Das ist eine sehr simplistische Erklärung, mein Freund.«

»Aber es stimmt. Kolo?«

»Ja, wohl schon«, räumte Raoden ein. »Aber das ist jetzt egal. Im Moment geht es bloß um dieses Dor. Weißt du, was es bedeutet?«

»Nun, wenn es sich tatsächlich um das gleiche Wort handelt, bezieht es sich auf etwas im Jeskerischen.«

»Was haben die Mysterien damit zu tun?«, fragte Raoden argwöhnisch.

»Doloken, Sule!«, fluchte Galladon. »Ich habe dir doch gesagt, dass das Jeskerische und die Mysterien nicht ein und dieselbe Sache sind! Was man in Opelon als die ›jeskerischen Mysterien‹ bezeichnet, hat kein bisschen mehr mit der duladenischen Religion zu tun als mit dem Shu-Keseg.«

»Schon gut.« Raoden hob die Hände. »Aber jetzt erzähl mir von diesem Dor.«

»Es ist schwer zu erklären, Sule«, sagte Galladon und lehnte sich auf eine Hacke, die er sich behelfsmäßig aus einer Stange und ein paar Steinen gebastelt hatte. »Das Dor ist die unsichtbare Macht, sie ist überall, aber man kann sie nicht fassen. Sie beeinflusst nichts und kontrolliert doch alles. Warum fließen Flüsse?«

»Weil das Wasser abwärts gezogen wird, genau wie alles andere auch. Das Eis schmilzt in den Bergen, und es muss eben irgendwohin.«

»Richtig«, sagte Galladon. »Und nun eine andere Frage. Was bringt das Wasser dazu, fließen zu *wollen*?«

»Mir nicht bewusst gewesen, dass es dessen bedarf.«

»Oh doch, und das Dor ist seine Motivation«, sagte Galladon. »Der jeskerische Glaube lehrt, dass nur den Menschen die Fähigkeit - oder der Fluch - zu eigen ist, das Dor nicht wahrzunehmen. Hast du gewusst, dass



ein Vogel, den man seinen Eltern wegnimmt und bei sich zu Hause aufzieht, immer noch fliegen lernt?«

Raoden zuckte mit den Achseln.

»Wie kann er es lernen, Sule? Wer bringt ihm das Fliegen bei?«

»Das Dor?«, fragte Raoden zögernd.

»Genau.«

Raoden lächelte. Die Erklärung klang zu geheimnisvoll religiös, um von Nutzen zu sein. Doch dann musste er an seinen Traum denken, seine Erinnerungen an die Geschehnisse vor so langer Zeit. Als die elantrische Heilerin ihr Aon gezeichnet hatte, hatte es ausgesehen, als erscheine in der Luft hinter ihrem Finger eine Träne. Noch immer konnte Raoden die chaotische Macht spüren, die hinter jener Träne gewütet hatte, die gewaltige Kraft, die versucht hatte, sich durch das Aon zu zwängen und zu ihm zu gelangen. Sie hatte ihn überwältigen, ihn in kleine Stücke reißen wollen, bis er ein Teil von ihr würde. Doch das Aon, das die Heilerin so sorgfältig erschaffen hatte, hatte wie ein Trichter gewirkt und die Kraft nutzbar werden lassen, sodass sie Raodens Bein geheilt hatte, anstatt ihn zu zerstören.

Jene Kraft, was immer es gewesen sein mochte, gab es wirklich. Sie steckte hinter den Aonen, die er zeichnete, auch wenn sie nur schwach waren. »Das muss es sein ... Galladon, deshalb sind wir immer noch am Leben!«

»Was faselst du da, Sule?«, fragte Galladon, der nachsichtig von seiner Arbeit aufblickte.

»Deshalb leben wir weiter, auch wenn unsere Körper nicht mehr richtig funktionieren!«, meinte Raoden aufgeregt. »Begreifst du es denn nicht? Wir essen nicht, erhalten aber dennoch die nötige Energie, um uns zu bewegen. Es muss eine Verbindung zwischen den Elantriern und dem Dor geben - es nährt unsere Körper und versorgt uns mit der Energie, die wir zum Überleben benötigen.«

»Warum gibt es uns dann nicht so viel, dass unsere Herzen weiter schlagen und unsere Haut nicht grau wird?«, wollte Galladon wenig überzeugt wissen.

»Weil kaum genug da ist«, erklärte Raoden. »AonDor funktioniert nicht mehr. Die Kraft, die einst die ganze Stadt genährt hat, ist nur noch tröpfchenweise vorhanden. Wichtig ist jedoch, *dass sie nicht*

*verschwunden ist.* Wir können immer noch Aonen zeichnen, selbst wenn sie schwach sind und nichts bewirken, und unser Geist lebt fort, auch wenn unsere Körper aufgegeben haben. Wir müssen lediglich einen Weg finden, wieder die ganze Kraft herzustellen.«

»Ach, nichts weiter?«, meinte Galladon. »Du meinst, wir müssen reparieren, was kaputt gegangen ist?«

»Ich schätze mal«, erwiderte Raoden. »Wichtig ist, sich darüber klar zu werden, dass es eine Verbindung zwischen uns und dem Dor gibt, Galladon. Nicht nur das: Es muss außerdem so etwas wie eine Verbindung zwischen diesem Land und dem Dor geben.«

Galladon runzelte die Stirn. »Warum sagst du das?«

»Weil AonDor in Arelon entwickelt worden ist und nirgendwo sonst«, sagte Raoden. »Die Schrift besagt, dass die Aon- Dor-Kräfte umso schwächer wurden, je weiter man sich von Elantris entfernte. Abgesehen davon werden nur Menschen aus Arelon von der Shoad heimgesucht. Sie kann teoische Menschen ereilen, aber nur, wenn sie zu dem Zeitpunkt in Arelon leben. Ach, und ab und an trifft es auch einen Dula.«

»Ist mir noch gar nicht aufgefallen.«

»Es gibt eine Verbindung zwischen diesem Land, den Bewohnern Arelons und dem Dor, Galladon«, sagte Raoden. »Ich habe noch nie gehört, dass ein Fjordeller von der Shoad heimgesucht worden wäre, egal wie lange er in Arelon gelebt hat. Dulas sind ein Mischlingsvolk, halb jindoesisch, halb aonisch. Wo war dein Bauernhof in Duladel?«

Galladon legte die Stirn in Falten. »Im Norden, Sule.«

»Der Teil grenzt an Arelon«, meinte Raoden triumphierend. »Es hat etwas mit dem Land zu tun und mit unseren aonischen Blutlinien.«

Galladon zuckte die Schultern. »Klingt, als würde es Sinn ergeben, Sule, aber ich bin bloß ein einfacher Bauer. Was weiß ich schon von solchen Dingen?«

Itaoden stieß ein Schnauben aus und ging gar nicht erst auf die Bemerkung ein. »Aber warum? Worin besteht die Verbindung? Vielleicht haben die Fjordeller recht: Vielleicht ist Are- Ion verflucht.«

»Stell nur fleißig deine Hypothesen auf, Sule«, sagte Galladon und wandte sich wieder seiner Arbeit zu. »Ich für meinen Teil kann allerdings keinen empirischen Nutzen daran erkennen.«

»Na gut. Ich höre mit meinen Hypothesen auf, wenn du mir erklärst, wo

ein *einfacher Bauer* das Wort ›empirisch‹ gelernt haben will!«  
Galladon blieb eine Antwort schuldig, doch Raoden hatte den Eindruck,  
dass der Dula leise in sich hineinlachte.

## Kapitel 20

Sehen wir einmal, ob ich Euch recht verstehe, meine liebe Prinzessin«, sagte Ahan, der seinen dicken Zeigefinger emporhielt. »Ihr wollt, dass wir Iadon *helfen*? Wie töricht ich doch bin! Ich dachte doch tatsächlich, wir alle können den Kerl nicht ausstehen.«

»Das können wir auch nicht«, pflichtete Sarene ihm bei. »Dem König finanziell zu helfen hat nichts mit unseren persönlichen Gefühlen zu tun.«

»Ich fürchte, ich muss Ahan zustimmen, Prinzessin«, meinte Roial mit ausgestreckten Händen. »Warum der plötzliche Sinneswandel? Was soll es bringen, dem König jetzt unter die Arme zu greifen?«

Verärgert knirschte Sarene mit den Zähnen. Dann erhaschte sie jedoch ein Funkeln in den Augen des betagten Herzogs. Er wusste Bescheid! Angeblich besaß der Herzog ein Netzwerk aus Spionen, das dem der meisten Könige in nichts nachstand - er hatte durchschaut, was Hrathen versuchte. Die Frage hatte er nicht gestellt, um Sarene zu provozieren, sondern um ihr Gelegenheit zu geben, die Angelegenheit zu erklären. Sarene atmete langsam aus. Sie war dem Herzog dankbar für sein Taktgefühl.

»Jemand versenkt die Schiffe des Königs«, erklärte Sarene. »Der gesunde Menschenverstand bestätigt uns, was die Spione meines Vaters sagen: Die Flotte Dreoks des Eisernen kann die Boote nicht versenkt haben; die meisten von Dreoks Schiffen sind vor fünfzehn Jahren bei seinem Versuch, den Thron von Teod zu erobern, zerstört worden, und auch die Übriggebliebenen sind längst verschwunden. Hinter den Angriffen muss der Wyrn stecken.«

»Na gut, so weit können wir Euch folgen«, sagte Ahan.

»Außerdem unterstützt Fjorden Herzog Telrii finanziell«, fuhr Sarene fort.

»Das könnt Ihr nicht beweisen, Eure Hoheit«, stellte Eondel fest.

»Nein, das kann ich nicht«, gab Sarene zu. Sie ging zwischen den Stühlen der Männer auf und ab.

Der Boden war ganz weich von dem frischen Frühlingsgras. Letzten Endes hatten sie beschlossen, dieses Treffen im Garten von Kaes

korathischer Kapelle abzuhalten. Deshalb gab es keinen Tisch, den Sarene hätte umrunden können. Es war ihr gelungen, während des ersten Teils des Treffens sitzen zu bleiben, doch schließlich war sie aufgestanden. Es fiel ihr leichter, das Wort an andere zu richten, wenn sie sich bewegen konnte. Ihr war klar, dass es sich dabei um eine nervöse Angewohnheit handelte. Allerdings verlieh ihr ihre Körpergröße gleichzeitig auch eine gewisse Autorität.

»Ich kann jedoch Mutmaßungen anstellen, die auf Logik beruhen«, sagte sie. Eondel reagierte auf alles positiv, was mit dem Wort ›Logik‹ eingeleitet wurde. »Wir alle haben Telriis Fest vor einer Woche besucht. Er muss mehr für diesen Ball ausgegeben haben, als die meisten Männer in einem Jahr verdienen.«

»Verschwendungssucht ist nicht immer ein Zeichen von Reichtum«, gab Shuden zu bedenken. »Ich habe schon arme Schlucker gesehen, die atemberaubende Feste gegeben haben, um sich selbst noch kurz vor dem Zusammenbruch in Sicherheit zu wiegen.« Shudens Worte klangen überzeugend.

Schließlich tat ein Mann, der an ihrem Treffen teilnahm, genau das, was Shuden beschrieben hatte:

Baron Edan.

Sarene runzelte die Stirn. »Ich habe Nachforschungen angestellt. Letzte Woche hatte ich reichlich Freizeit, da keiner von Euch in der Lage war, dieses Treffen zu arrangieren, obwohl es so dringend nötig gewesen wäre.« Nach dieser Bemerkung scheute jeder der Adligen den Blickkontakt mit ihr. Es war ihr endlich gelungen, die Männer zu versammeln. Unglücklicherweise hatten jedoch Kiin und Lukel wegen eines vorher vereinbarten Termins nicht erscheinen können. »Wie dem auch sei, jedenfalls gehen Gerüchte um, dass Telriis Konten in den letzten zwei Wochen dramatisch angeschwollen sind. Und dank seiner Seetransporte nach Fjorden streicht er fantastische Gewinne ein, ganz egal, was er verschifft: erlesene Gewürze oder Kuhfladen.«

»Es bleibt jedoch die Tatsache bestehen, dass der Herzog sich nicht dem Shu-Dereth angeschlossen hat«, stellte Eondel fest. »Er besucht immer noch fromm seine korathischen Gottesdienste.«

Sarene verschränkte die Arme und tippte sich nachdenklich mit dem Finger an die Wange. »Wenn Telrii sich offen zu Fjorden bekennen

würde, würden seine Einkünfte schnell Verdacht erregen. Hrathen ist viel zu schlau, um derart durchschaubar vorzugehen. Aus Fjordens Sicht ist es viel klüger, wenn sich keine Verbindung zu dem Herzog herstellen lässt, sodass Telrii als frommer Konservativer auftreten kann. Trotz Hrathens Fortschritten in letzter Zeit wäre es viel leichter für einen Anhänger des korathischen Glaubens, den Thron an sich zu reißen, als für einen Derethiker.«

»Er wird sich des Throns bemächtigen und *anschließend* seinen Teil des Pakts mit dem Wyrn erfüllen«, pflichtete Roial ihr bei.

»Und genau deshalb müssen wir dafür sorgen, dass Iadon sehr bald wieder Geld einnimmt«, sagte Sarene. »Das Land ist erschöpft, und es ist gut möglich, dass Telrii in der kommenden Steuerperiode mehr verdient als Iadon, selbst wenn man die Steuereinnahmen mitrechnet. Ich möchte bezweifeln, dass der König abdanken würde. Wenn Telrii dann einen Staatsstreich anzetteln sollte, könnte es durchaus sein, dass die anderen Adeligen mitziehen.«

»Was sagt Ihr dazu, Edan?«, fragte Ahan, woraufhin eine Runde herzlichen Gelächters angesichts des besorgten Barons erscholl.

»Vielleicht seid Ihr nicht der Einzige, der in ein paar Monaten den Titel verliert. Es ist gut möglich, dass der alte Iadon Euch Gesellschaft leistet!«

»Bitte, Graf Ahan«, sagte Sarene, »es ist unsere Pflicht, dafür zu sorgen, dass das nicht passiert.«

»Was sollen wir Eurer Meinung nach tun?«, wollte Edan nervös wissen.

»Dem König Geschenke schicken? Ich habe kein Geld umsonst zu vergeben.«

»Das hat keiner von uns, Edan«, erwiderte Ahan, die Hände auf seinem ausladenden Bauch. »Wenn es umsonst wäre, wäre es schließlich nichts wert, oder?«

»Ihr wisst, was er meint, Ahan«, rügte Roial. »Und ich bezweifle, dass die Prinzessin Geschenke im Sinn hat.«

»Ehrlich gesagt sind mir jegliche Vorschläge willkommen, meine Herren«, sagte Sarene mit ausgestreckten Händen. »Ich bin Politikerin, keine Kauffrau. Was das Geldmachen betrifft, gebe ich gern zu, Amateurin zu sein.«

»Geschenke würden nicht funktionieren«, sagte Shuden, der die Hände

in nachdenklicher Pose unter dem Kinn gefaltet hatte. »Der König ist ein stolzer Mann, der sein Vermögen im Schweiß seines Angesichts durch harte Arbeit und Intrigen verdient hat. Milde Gaben würde er niemals annehmen, nicht einmal, um seinen Thron zu retten. Außerdem sind Kaufleute für ihren Argwohn gegenüber Geschenken berüchtigt.«

»Wir könnten ihm die Wahrheit sagen«, schlug Sarene vor. »Vielleicht würde er dann unsere Hilfe annehmen.«

»Er würde uns keinen Glauben schenken.« Roial schüttelte das betagte Haupt. »Der König ist ein sehr phantasieloser Mann, Sarene - sogar noch phantasieloser als unser lieber Lord Eondel. Generäle müssen wenigstens ab und an abstrakt denken, um die Absichten ihrer Gegner zu durchschauen, aber Iadon ... Ich bezweifle stark, dass er jemals in seinem Leben auch nur einen abstrakten Gedanken gehegt hat. Der König akzeptiert die Dinge so, wie sie an der Oberfläche erscheinen, vor allem wenn sie so sind, wie sie seiner Meinung nach sein sollten.«

»Aus diesem Grund konnte Lady Sarene Seiner Majestät auch vortäuschen, keinen Funken Verstand zu besitzen«, pflichtete Shuden ihm bei. »Er hat nichts anderes erwartet, als dass sie töricht ist. Und als sie seine Erwartungen zu erfüllen schien, betrachtete er das Thema als erledigt - auch wenn sie ziemlich dick aufgetragen hat.«

Sarene entschied sich, dem besser nicht zu widersprechen.

»Seeräuber sind etwas, was Iadon begreift«, sagte Roial. »Sie ergeben in der Welt der Seefahrt Sinn. Letzten Endes betrachtet jeder Kaufmann sich als eine Art Pirat. Regierungen hingegen sind etwas anderes. In den Augen des Königs würde es keinen Sinn ergeben, dass ein Königreich einfach Schiffe mit wertvollen Waren versenkt. Der König würde niemals Kaufleute angreifen, nicht einmal mitten in einem erbitterten Krieg. Und soweit er weiß, sind Arelon und Fjorden gut miteinander befreundet. Er war der Erste, der derethische Priester nach Kae hat einreisen lassen, und er hat diesem Gyorn Hrathen sämtliche Freiheiten eines hohen Adligen gewährt, der zu Besuch ist. Ihn davon überzeugen zu wollen, dass der Wyrn versucht, ihn zu entthronen, erscheint mir relativ aussichtslos.«

»Wir könnten versuchen, Fjorden hereinzulegen«, schlug Eondel vor.

»Es beim nächsten Angriff offensichtlich machen, dass die versenkten Schiffe auf das Konto des Wyrns gehen.«

»Das würde zu lange dauern, Eondel«, sagte Ahan und schüttelte seine Hängebacken. »Außerdem hat Iadon nicht viele Schiffe übrig. Ich glaube nicht, dass er sie noch einmal in den gleichen Gewässern aufs Spiel setzt.«

Sarene nickte. »Es wäre auch sehr schwierig für uns, eine Verbindung zum Wyrn herzustellen.

Wahrscheinlich bedient er sich svordischer Kriegsschiffe, denn Fjroden selbst besitzt keine große Flotte.« »War Dreok der Eiserne svordisch?«, fragte Eondel mit gerunzelter Stirn.

»Ich habe mir sagen lassen, er sei fjordellisch gewesen«, sagte Ahan.

»Nein«, meinte Roial. »Ich glaube, er soll aonisch gewesen sein, oder?«

»Wie dem auch sei.« Sarene versuchte, die Anwesenden daran zu hindern, allzu sehr vom Thema abzuschweifen, während sie ungeduldig auf dem lehmigen Gartenboden auf und ab ging. »Lord Ahan hat gesagt, der König würde es nicht riskieren, seine Schiffe nochmals in jenen Gewässern aufs Spiel zu setzen. Aber offensichtlich müssen sie irgendwo zum Einsatz kommen.«

Ahan nickte zustimmend. »Er kann es sich nicht leisten, seine Schiffe jetzt nicht mehr auslaufen zu lassen, denn im Frühjahr lassen sich die besten Geschäfte machen. Die Leute sind den ganzen Winter über mit den gleichen tristen Farben und noch tristeren Verwandten eingepfercht gewesen. Sobald der Schnee schmilzt, sind sie bereit, mit dem Geld um sich zu schmeißen. Dann lassen sich teure gefärbte Seidenstoffe zu Höchstpreisen verkaufen, und das ist eines von Iadons Hauptprodukten. Die versenkten Schiffe sind eine Katastrophe: Iadon hat nicht nur die Schiffe selbst verloren, sondern auch die Gewinne, die er dank der Seidenstoffe eingestrichen hätte, ganz zu schweigen von der übrigen Ladung. Viele Kaufleute richten sich zu dieser Jahreszeit finanziell schier zugrunde, indem sie Güter horten, von denen sie ganz genau wissen, dass sie sie letzten Endes verkaufen können.«

»Seine Majestät ist gierig geworden«, sagte Shuden. »Er hat immer mehr Schiffe gekauft und sie mit so viel Seide vollgeladen, wie er sich leisten konnte.«

»Wir sind alle gierig, Shuden«, sagte Ahan. »Vergesst nicht, dass Eure Familie reich geworden ist, indem sie die Gewürzstraße Jindos organisiert hat. Ihr habt noch nicht einmal etwas verschifft, sondern



lediglich Straßen gebaut und den Kaufleuten, die sie benutzen, Geld abverlangt.«

»Dann lasst es mich anders formulieren, Lord Ahan«, meinte Shuden.

»Der König hat zugelassen, dass seine Habgier ihm den Verstand benebelt. Jeder gute Kaufmann sollte Katastrophen einkalkulieren. Man darf niemals etwas verschiffen, dessen Verlust man nicht verkraften könnte.«

»Schön gesagt«, stimmte Ahan ihm zu.

»Wie dem auch sei«, sagte Sarene. »Wenn der König nur noch wenige Schiffe übrig hat, werden sie einen satten Gewinn abwerfen müssen.«

»Satt« ist nicht das richtige Wort, meine Liebe«, sagte Ahan. »Eher »außergewöhnlich«. Iadon bedarf eines Wunders, wenn er sich von dieser kleinen Katastrophe erholen möchte - und das, bevor Telrii ihn irreparabel erniedrigt.«

»Und wenn er eine Abmachung mit Teod hätte?«, fragte Sarene. »Einen äußerst lukrativen Auftrag über Seidenstoffe?«

»Vielleicht«, sagte Ahan mit einem Achselzucken. »Das ist schlau.«

»Aber unmöglich«, sagte Herzog Roial.

»Warum?«, wollte Sarene wissen. »Teod kann es sich leisten.«

»Weil Iadon niemals einen solchen Vertrag unterschreiben würde«, erklärte der Herzog. »Er ist ein zu erfahrener Kaufmann, um ein Geschäft einzugehen, das zu schön ist, um wahr zu sein.«

»Stimmt.« Shuden nickte. »Der König hätte nichts dagegen, Teod um schrecklich viel Geld zu bringen, aber nur, wenn er überzeugt wäre, seinen Geschäftspartner übers Ohr zu hauen.«

Die anderen quittierten Shudens Aussage mit einem Nicken. Obwohl der jindoesische Mann der Jüngste in der Runde war, ließ Shuden keinen Zweifel daran, dass er genauso scharfsinnig wie Roial war - wenn nicht noch scharfsichtiger. Diese Fähigkeit, zusammen mit seinem zurecht verdienten Ruf, ehrlich zu sein, bescherte ihm Respekt, den ein Mann seines Alters ansonsten nicht genossen hätte. Er war wirklich ein sehr mächtiger Mann, dass er Integrität derart mit Schläue verbinden konnte.

»Darüber werden wir noch ein wenig nachdenken müssen«, sagte Roial.

»Aber nicht zu lange. Wir müssen das Problem bis zum Stichtag für die Steuerperiode gelöst haben, ansonsten haben wir es anstatt mit Iadon mit Telrii zu tun. So schlecht mein alter Freund auch sein mag, weiß ich

doch, dass wir mit Telrii noch schlechter bedient wären - besonders wenn Fjorden hinter ihm steht.«

»Läuft die Aussaat so ab, wie ich es erbeten hatte?«, fragte Sarene, während die Adeligen sich zum Aufbruch bereit machten.

»Einfach war es nicht«, räumte Ahan ein. »Meine Aufseher und der niedere Adel haben allesamt Einwände gegen die Idee erhoben.«

»Aber Ihr habt es durchgesetzt.«

»Ja«, sagte Ahan.

»Ich ebenfalls«, sagte Roial.

»Mir blieb keine andere Wahl«, murmelte Edan.

Shuden und Eondel nickten ihr stumm zu.

»Wir haben letzte Woche mit der Aussaat begonnen«, sagte Edan.

»Wann werden sich die ersten Erfolge zeigen?«

»Voraussichtlich im Laufe der nächsten drei Monate, das hoffe ich um Eure Willen, Mylord«, antwortete Sarene.

»In der Regel ist dieser Zeitraum ausreichend, um abschätzen zu können, wie gut eine Ernte ausfallen wird«, sagte Shuden.

»Ich begreife immer noch nicht, inwiefern es einen Unterschied machen soll, ob die Leute sich für frei halten oder nicht«, sagte Ahan. »Sie säen die gleichen Samen, von daher sollte die Ernte gleich ausfallen.«

»Ihr werdet Euch noch wundern, Mylord«, versprach Sarene.

»Dürfen wir jetzt gehen?«, fragte Edan spitz. Er störte sich immer noch an dem Gedanken, dass Sarene die Treffen leitete.

»Eine Frage noch, Mylords. Ich habe mir Gedanken über meine Witwenprüfung gemacht und würde gern hören, was Ihr davon haltet.« Bei diesen Worten rutschten die Männer unruhig hin und her und warfen einander unbehagliche Blicke zu.

»Ach, kommt schon«, sagte Sarene mit unwillig zusammengezogenen Brauen, »Ihr seid erwachsene Männer. Vergesst endlich Eure kindischen Ängste, was Elantris betrifft!«

»In Arelon ist das ein sehr heikles Thema, Sarene«, sagte Shuden.

»Nun, anscheinend bereitet es Hrathen kein Kopfzerbrechen«, stellte sie fest. »Ihr wisst alle, womit er angefangen hat.«

»Er stellt eine Verbindung her zwischen dem Shu-Korath und Elantris«, sagte Roial mit einem Nicken. »Er versucht die Menschen gegen die korathischen Priester aufzubringen.«

»Und er wird erfolgreich sein, wenn wir ihn nicht aufhalten«, sagte Sarene. »Und dazu müsst Ihr alle aufhören, so zimperlich zu sein und so zu tun, als existiere Elantris nicht. Die Stadt spielt eine wichtige Rolle in den Plänen des Gyorns.«

Die Männer warfen einander inmitten des dicht bepflanzten korathischen Gartens wissende Blicke zu. Ihrer Meinung nach schenkte Sarene dem Gyorn übertrieben viel Aufmerksamkeit. In den Augen der Männer war Iadons Regierung das

Hauptproblem, wohingegen Religion keine greifbare Bedrohung darstellte. Sie begriffen nicht, dass zumindest in Fjorden Religion und Krieg so gut wie ein und dasselbe waren.

»Ihr werdet mir einfach vertrauen müssen, Mylords«, sagte Sarene.

»Hrathens Intrigen sind wichtig.

Ihr meintet, der König betrachte die Dinge auf phantasielose Weise; tja, und dieser Hrathen ist das genaue Gegenteil. Er sieht das Potenzial der Dinge, und sein Ziel ist es, Arelon zu einem weiteren fjordellischen Protektorat zu machen. Wenn er Elantris gegen uns verwendet, müssen wir darauf reagieren.«

»Sorgt einfach dafür, dass dieser kleine korathische Priester mit ihm übereinstimmt«, schlug Ahan vor. »Lasst sie auf derselben Seite stehen, dann kann niemand mehr die Stadt gegen den anderen einsetzen.«

»Das wird Omin niemals tun, Mylord.« Sarene schüttelte den Kopf. »Er hat nichts gegen die Elantrier und würde nie einwilligen, sie als Teufel abzustempeln.«

»Könnte er nicht einfach nur ...«, setzte Ahan an.

»Gütiger Domi, Ahan«, sagte Roial. »Besucht ihr denn nie seine Predigten? Der Mann würde das niemals tun.«

»Ich besuche sie durchaus«, erwiderte Ahan empört. »Ich dachte bloß, er könnte gewillt sein, seinem Königreich einen Dienst zu erweisen. Wir könnten ihn entschädigen.«

»Nein, Mylord«, meinte Sarene nachdrücklich. »Omin ist ein Mann der Kirche, und zwar ein guter und aufrichtiger. In seinen Augen steht die Wahrheit nicht zur Disposition - oder zum Verkauf. Ich fürchte, uns bleibt keine andere Wahl. Wir müssen Partei für Elantris ergreifen.«

Bei diesen Worten erbleichten einige der Männer, unter anderem Eondel und Edan.

»Dieser Vorschlag lässt sich vielleicht nicht ohne Weiteres in die Tat umsetzen, Sarene«, warnte Roial. »Ihr werdet uns wahrscheinlich für kindisch halten, aber diese vier Männer gehören zu den intelligentesten und aufgeschlossensten Menschen in ganz Arelon. Wenn sie schon nervös sind, was Elantris betrifft, wird der Rest des Landes noch viel unruhiger reagieren.«

»Diese Einstellung müssen wir ändern, Mylord«, sagte Sarene. »Und meine Witwenprüfung ist die beste Gelegenheit. Ich werde den Elantriern Nahrungsmittel bringen.«

Diesmal erlebten sogar Shuden und Roial.

»Habe ich Euch richtig verstanden, meine Liebe?«, erkundigte sich Ahan mit zitternder Stimme. »Ihr wollt nach Elantris?«

»Ja«, sagte Sarene.

»Ich brauche etwas zu trinken«, entschied Ahan und entstöpselte eine Taschenflasche mit Wein.

»Das wird der König niemals zulassen«, sagte Edan. »Noch nicht einmal die elantrische Stadtwache hat Zutritt zu der Stadt.«

»Er hat recht«, pflichtete Shuden ihm bei. »Ihr werdet niemals durch das Tor gelangen, Eure Hoheit.«

»Lasst den König nur meine Sorge sein«, meinte Sarene.

»Diesmal wird Eure List nicht funktionieren, Sarene«, warnte Roial.

»Egal, wie dumm Ihr auftrittet, Ihr werdet den König nicht dazu bringen, Euch in die Stadt zu lassen.«

»Ich werde mir schon etwas einfallen lassen.« Sarene versuchte zuversichtlicher zu klingen, als ihr zumute war. »Das soll nicht Eure Sorge sein, Mylord. Ich möchte nur Euer aller Wort, dass Ihr mir helfen werdet.«

»Euch helfen?«, fragte Ahan zögernd.

»Mir helfen, Essen in Elantris zu verteilen«, sagte Sarene.

Ahans Augen quollen über. »Euch helfen?«, wiederholte er. »Dort drinnen?«

»Mein Ziel ist es, der Stadt ihre unheilvolle Aura zu nehmen«, erläuterte Sarene. »Zu diesem Zweck muss ich den Adel überreden, Elantris zu betreten und sich davon zu überzeugen, dass die Elantrier nichts Grauerregendes an sich haben.«

»Ich möchte ja nicht ablehnend wirken«, setzte Eondel an, »aber was ist,

wenn dem tatsächlich so sein sollte, Lady Sarene? Was ist, wenn all das, was man sich über Elantris erzählt, der Wahrheit entspricht?«

Sarene zögerte. »Ich glaube nicht, dass die Elantrier gefährlich sind, Lord Eondel. Ich habe mir die Stadt und ihre Bewohner von oben angesehen. Elantris hat nichts Furchterregendes an sich ... jedenfalls nichts außer der Art und Weise, wie man ihre Einwohner behandelt. Ich glaube die Märchen von Ungeheuern und elantrischem Kannibalismus nicht. Alles, was ich sehe, ist eine Ansammlung von Männern und Frauen, die schlecht behandelt und falsch eingeschätzt werden.«

Eondel sah nicht überzeugt aus, die Übrigen ebenfalls nicht.

»Nun kommt schon, ich werde die Stadt als Erste betreten und die Sache ausprobieren«, sagte Sarene. »Von Euch Lords möchte ich, dass Ihr Euch mir nach ein paar Tagen anschließt.«

»Warum wir?«, stöhnte Edan.

»Weil ich irgendwo anfangen muss«, erklärte Sarene. »Wenn Ihr Lords Euch in die Stadt wagt, dann werden sich die anderen töricht vorkommen, es nicht auch zu tun. Unter Aristokraten herrscht ein gewisser Herdenzwang. Wenn es mir gelingen sollte, die Sache erst einmal in Schwung zu bringen, kann ich wahrscheinlich die meisten dazu bewegen, mich wenigstens einmal in die Stadt zu begleiten. Dann werden sie mit eigenen Augen sehen, dass Elantris nichts Schreckliches an sich hat, dass die Bewohner lediglich arme Geschöpfe sind, die etwas essen wollen. Wir können Hrathen mit der schlichten Wahrheit besiegen. Es ist nicht einfach, einen Menschen zu verteufeln, nachdem er einem mit Tränen in den Augen für seine Nahrung gedankt hat.«

»Diese Unterhaltung ist sowieso völlig sinnlos«, sagte Edan, dessen Hand nervös zuckte, seit die Sprache auf das Betreten von Elantris gekommen war. »Der König wird Euch nie in die Stadt lassen.«

»Und wenn doch?«, fragte Sarene rasch. »Werdet Ihr dann mitkommen, Edan?«

Der Baron blinzelte überrascht, als ihm bewusst wurde, dass sie ihn am Haken hatte. Sie wartete auf eine Antwort, doch er weigerte sich stur, ihr eine zu geben.

»Ich schon«, erklärte Shuden.

Sarene lächelte den Jindo an. Zum zweiten Mal war er der Erste, der ihr seine Unterstützung zusagte.

»Wenn Shuden mit von der Partie ist, wird wohl niemand von uns bescheiden genug sein, Nein zu sagen«, meinte Roial. »Holt Euch Eure Genehmigung, Sarene, dann sprechen wir weiter über die Angelegenheit.«

»Vielleicht bin ich ein wenig zu optimistisch gewesen«, gab Sarene zu. Sie stand vor der Tür zu Iadons Arbeitszimmer. In der Nähe waren zwei Wächter postiert, die sie argwöhnisch beobachteten.

»Wisst Ihr schon, was Ihr tun werdet, Mylady?«, fragte Ashe. Das Seon war während des Treffens an der Außenwand der Kapelle entlanggeschwebt - immer in Hörweite - und hatte sichergestellt, dass niemand sonst das Treffen belauschte.

Sarene schüttelte den Kopf. Vor Ahan und den Übrigen hatte sie sich zuversichtlich gegeben, doch nun wurde ihr bewusst, wie fehl am Platz diese Einstellung gewesen war. Sie hatte keine Ahnung, wie sie Iadon dazu bewegen sollte, sie nach Elantris zu lassen - oder zumindest ihre vereinte Hilfe anzunehmen.

»Hast du mit meinem Vater gesprochen?«, fragte sie.

»Ja, Mylady«, antwortete Ashe. »Er hat gesagt, er würde Euch jegliche finanzielle Unterstützung gewähren, die Ihr benötigt.«

»Also gut«, meinte Sarene. »Gehen wir.« Sie holte tief Luft und schritt auf die Soldaten zu. »Ich wünsche mit meinem Vater zu sprechen«, verkündete sie.

Die Wachen warfen einander Blicke zu. »Ähm, uns ist aufgetragen worden, nicht...«

»Das gilt nicht für Familienmitglieder, Soldat«, meinte Sarene beharrlich. »Würdet Ihr die Königin fortschicken, wenn sie käme, um ihren Gatten zu sprechen?«

Die Wächter legten verwirrt die Stirn in Falten. Wahrscheinlich stattete Eshen ihrem Gatten keine Besuche ab. Sarene war nicht entgangen, dass die temperamentvolle Königin Iadon gewöhnlich aus dem Weg ging. Selbst dumme Frauen hören es nicht gern, wenn man sie als solche bezeichnet.

»Macht einfach die Tür auf, Soldat«, sagte Sarene. »Wenn der König nicht mit mir sprechen möchte, wird er mich hinauswerfen, und Ihr wisst für das nächste Mal, dass Ihr mich besser nicht hineinlasst.«

Als die Wächter zögerten, schob Sarene sich einfach zwischen ihnen

hindurch und öffnete eigenhändig die Tür. Offensichtlich waren die Wachen nicht an energische Frauen gewöhnt, zumal nicht in der Königsfamilie, denn sie ließen Sarene einfach an sich vorbei.

Iadon blickte von seinem Schreibtisch auf. Auf seiner Nasenspitze saß eine Brille, die Sarene noch nie zuvor an ihm gesehen hatte. Rasch nahm er die Brille ab und erhob sich, wobei er ärgerlich mit den Händen auf die Tischplatte schlug und auf diese Weise mehrere Rechnungsstapel durcheinander brachte.

»Es reicht dir nicht, mir in aller Öffentlichkeit auf die Nerven zu gehen, also musst du mir auch noch bis in mein Arbeitszimmer folgen?«, wollte er wissen. »Wenn ich gewusst hätte, was für eine törichte Bohnenstange du bist, hätte ich niemals diesen Vertrag unterzeichnet. Fort mit dir, Weib, damit ich in Ruhe arbeiten kann!«

»Ich sag Euch was, Vater«, erklärte Sarene freimütig. »Ich tue so, als sei ich ein intelligenter Mensch, der zu einer halbwegs geistreichen Unterhaltung fähig ist, und Ihr versucht das Gleiche.«

Auf diese Bemerkung hin riss Iadon die Augen weit auf und lief im Gesicht dunkelrot an. »Domi noch mal!«, rief er und stieß einen Fluch aus, der so derb war, dass Sarene ihn in ihrem ganzen Leben erst zweimal gehört hatte. »Du hast mich hereingelegt, Weib! Ich könnte dich einen Kopf kürzer machen lassen, weil du mich zum Narren gehalten hast.«

»Fangt ruhig an, Eure Kinder zu enthaupten, Vater, und die Leute werden anfangen, Fragen zu stellen.« Sie achtete sorgsam auf seine Reaktion, weil sie hoffte, auf diese Weise etwas über Raodens Verschwinden in Erfahrung bringen zu können. Doch sie wurde enttäuscht. Iadon schenkte ihrer Bemerkung kaum Beachtung.

»Ich sollte dich auf der Stelle Eventeo zurückschicken«, sagte er.

»Wunderbar, ich würde nur zu gern abreisen«, log sie. »Aber wisst, dass Ihr Eures Handelsabkommens mit Teod verlustig geht, sobald ich nicht mehr da bin. Das könnte problematisch sein, wenn man an das Glück denkt, das Ihr in letzter Zeit damit hattet, Eure Seidenstoffe in Fjorden an den Mann zu bringen.«

Iadon knirschte mit den Zähnen.

»Vorsicht, Mylady«, flüsterte Ashe. »Bringt ihn nicht zu sehr in Rage. Männer stellen oft Stolz über Vernunft.«

Sarene nickte. »Ich weiß einen Ausweg für Euch, Vater. Ich bin hier, um Euch ein Geschäft vorzuschlagen.«

»Warum sollte ich irgendein Angebot von dir annehmen, Weib?«, fuhr er sie an. »Du bist beinahe einen Monat hier, und nun muss ich feststellen, dass du mich die ganze Zeit über hinters Licht geführt hast.«

»Ihr werdet mir vertrauen, Vater, weil Ihr fünfundsiebzig Prozent Eurer Handelsflotte an Seeräuber verloren habt. In ein paar Monaten könntet Ihr Euren Thron einbüßen, wenn Ihr mir nicht gut zuhört.«

Iadon zeigte sich überrascht, wie gut sie unterrichtet war. »Woher weißt du das?«

»Jeder weiß es, Vater«, sagte Sarene leichthin. »Überall bei Hofe spricht man davon. Sie gehen davon aus, dass du zu Beginn der nächsten Steuerperiode fallen wirst.«

»Ich hab's gewusst!«, rief Iadon, die Augen vor Zorn weit aufgerissen. Er fing zu schwitzen an und schimpfte über die Höflinge und deren feste Absichten, ihn zu entthronen.

Sarene blinzelte überrascht. Sie hatte die Bemerkung beiläufig gemacht, um Iadon ein wenig aus dem Gleichgewicht zu bringen, doch sie hatte nicht erwartet, dass er derart heftig reagieren würde. *Er ist paranoid!*, stellte sie fest. *Wieso ist das bisher noch niemandem aufgefallen?*

Allerdings erklärte die Geschwindigkeit, mit der er sich wieder erholte, einiges: Zwar war er paranoid, doch er verbarg diesen Umstand geschickt. Er hatte wohl lediglich aufgrund seiner Verärgerung über sie die Beherrschung verloren.

»Du schlägst ein Geschäft vor?«, erkundigte sich der König.

»Ja«, sagte Sarene. »Seide erzielt derzeit in Teod Höchstpreise, Vater. Man könnte einen satten Gewinn erzielen, wenn man dem König welche verkaufte. Und angesichts gewisser Familienbande könnte es Euch vielleicht sogar gelingen, Eventeod dazu zu bewegen, Euch das Handelsmonopol in seinem Land zu gewähren.«

Iadon wurde aufmerksam. Sein Zorn nahm ab, sobald er ein Geschäft witterte. Doch der Kaufmann in ihm ahnte auf der Stelle Probleme.

Frustriert biss Sarene die Zähne zusammen: Es war genau so, wie die anderen ihr prophezeit hatten. Iadon würde ihr Angebot niemals annehmen. Es roch zu sehr nach Betrug.

»Ein interessanter Vorschlag«, räumte er ein. »Aber leider muss ich ...«



»Ich würde selbstverständlich auf einer Gegenleistung bestehen«, unterbrach Sarene ihn. Ihre Gedanken überschlugen sich. »Nennen wir es eine Art Provision dafür, dass ich den Handel zwischen Eventeo und Euch vermittele.«

Iadon hielt inne. »Von welcher Art Provision sprechen wir hier?«, fragte er argwöhnisch. Ein Handel war etwas anderes als ein Geschenk. Er ließ sich abwägen, messen, und bis zu einem gewissen Grade konnte man darauf vertrauen.

»Ich möchte nach Elantris«, erklärte Sarene.

»Was?«

»Ich muss mich einer Witwenprüfung unterziehen«, sagte Sarene. »Also werde ich den Elantriern Nahrungsmittel bringen.«

»Warum um Himmels willen solltest du das tun wollen, Weib?«

»Religiöse Gründe, Vater«, erklärte Sarene. »Der Shu-Korath lehrt uns, dass wir den Niedrigsten unter uns helfen sollen, und ich bezweifle, dass Ihr mir jemanden nennen könnt, der sozial noch niedriger steht als die Elantrier.«

»Das kommt überhaupt nicht in Frage«, sagte Iadon. »Elantris zu betreten ist gesetzlich verboten.«

»Es ist ein Gesetz, das Ihr gemacht habt, Vater«, stellte Sarene spitz fest.

»Und deshalb könnt Ihr auch Ausnahmen machen. Überlegt es Euch gut. Euer Vermögen und Euer Thron könnten von Eurer Antwort abhängen.« Iadon knirschte hörbar mit den Zähnen, während er über den Handel nachdachte. »Du möchtest mit Nahrungsmitteln nach Elantris? Für wie lange?«

»Bis ich der Meinung bin, meine Pflicht als Prinz Raodens Ehefrau erfüllt zu haben«, sagte Sarene.

»Du würdest allein gehen?«

»Ich würde jeden mitnehmen, der mich begleiten möchte.«

Iadon schnaubte. »Es dürfte dir Schwierigkeiten bereiten, auch nur einen Menschen zu finden, auf den diese Beschreibung passt.«

»Mein Problem, nicht Eures.«

»Zuerst fängt dieser fjordellische Teufel an, mein Volk zu einem wild gewordenen Mob aufzupeitschen, und nun möchtest du dasselbe tun«, murmelte der König.

»Nein, Vater«, verbesserte Sarene ihn. »Ich möchte genau das Gegenteil,

denn Chaos würde nur dem Wyrn etwas nutzen. Glaubt, was Ihr wollt, aber es geht mir einzig und allein darum, in Arelon für stabile Verhältnisse zu sorgen.«

Iadon dachte einen weiteren Moment lang nach. »Nicht mehr als jeweils zehn Leute, Wachen nicht mitgerechnet«, sagte er nach einer Weile. »Ich möchte keine Massenzugfahrten nach Elantris. Du wirst die Stadt eine Stunde vor Mittag betreten und eine Stunde nach Mittag wieder von dort verschwunden sein. Keine Ausnahmen.«

»Abgemacht«, willigte Sarene ein. »Ihr könnt mein Seon benutzen, um Euch mit König Eventeo über die Einzelheiten des Abkommens zu unterhalten.«

»Ich muss zugeben, Mylady, dass das ziemlich gerissen war.« Ashe schwebte neben ihr in dem Gang auf dem Weg zu ihrem Zimmer auf und ab.

Sarene war während Iadons Verhandlung mit Eventeo geblieben und hatte zwischen den beiden vermittelt. In der Stimme ihres Vaters hatte ein Unterton mitgeschwungen, der deutlich nach »Ich hoffe, du weißt, was du da tust, Ene« geklungen hatte. Eventeo war ein gütiger und guter König, aber er war ein absolut grauenvoller Geschäftsmann. Er unterhielt ein Heer an Beratern für die königlichen Finanzen. Sobald Iadon sich der Unfähigkeit ihres Vaters bewusst geworden war, schlug er mit dem Eifer eines wild gewordenen Raubtieres zu, und nur Sarenes Gegenwart war es zu verdanken, dass Iadon sich nicht in der Hitze des Gefechts Teods gesamtes Steuereinkommen unter den Nagel riss. Dennoch war es Iadon gelungen, seine Seidenstoffe für das Vierfache ihres Wertes zu verkaufen. Als Sarene sich zurückzog, hatte der König so breit gegrinst, dass es fast den Anschein hatte, als hätte er ihr ihre kleine Scharade verziehen.

»Gerissen?«, erwiderte Sarene unschuldig auf Ashes Bemerkung. »Ich?« Das Seon schwebte leise kichernd auf und nieder. »Gibt es irgend jemanden, den Ihr nicht manipulieren könnt, Mylady?«

»Vater«, sagte Sarene. »Du weißt ganz genau, dass er drei von fünf Malen die Oberhand über mich gewinnt.«

»Das Gleiche sagt er über Euch, Mylady«, stellte Ashe fest.

Lächelnd stieß Sarene die Tür zu ihrem Zimmer auf. Sie wollte sich bettfertig machen. »Es war wirklich gar nicht so gerissen, Ashe. Im

Grunde haben sich unsere Probleme perfekt ergänzt: Er hat ein Angebot ohne Haken gebraucht und ich einen Köder, um mein Gesuch durchsetzen zu können.«

»Ts, ts, ts.« Ashe schwebte durch das Zimmer und stieß missbilligende Geräusche angesichts der Unordnung aus, die dort herrschte.

»Was denn?«, wollte Sarene wissen, während sie sich das schwarze Band abnahm, das sie am Oberarm trug - das einzig verbliebene Zeichen ihrer Trauer.

»Das Zimmer ist schon wieder nicht geputzt worden, Mylady«, erläuterte Ashe.

»Nun, ganz so unordentlich habe ich es ohnehin nicht zurückgelassen«, meinte Sarene verstimmt.

»Nein, Eure Hoheit ist eine sehr ordentliche Frau«, stimmte Ashe ihr zu.

»Allerdings sind die Dienstmädchen des Palastes bei der Verrichtung ihrer Arbeit sehr fahrlässig gewesen. Einer Prinzessin gebührt wahre Achtung. Wenn Ihr ihnen erlaubt, ihre Arbeit zu vernachlässigen, werden sie bald keinen Respekt mehr vor Euch haben.«

»Ich glaube, du liest da zu viel hinein, Ashe«, sagte Sarene kopfschüttelnd. Sie zog sich das Kleid aus und legte sich ihr Nachthemd zurecht. »Schließlich bin ich die Misstrauische von uns beiden. Schon vergessen?«

»Das hier ist eine Angelegenheit unter Dienstboten, nicht Herren, Mylady«, sagte Ashe. »Ihr seid eine geniale Frau und eine wunderbare Politikerin, aber Ihr teilt die allgemeine Schwäche Eurer Klasse: Ihr ignoriert die Meinung der Dienstboten.«

»Ashe!«, widersprach Sarene. »Ich habe die Dienstboten meines Vaters immer gut und respektvoll behandelt.«

»Vielleicht sollte ich es anders ausdrücken, Mylady«, sagte Ashe. »Ihr seid den Dienern gegenüber nicht voreingenommen. Doch ihr achtet nicht darauf, was die Dienstboten von Euch denken; jedenfalls nicht so, wie Ihr immer ein Auge darauf habt, was die Adligen denken.«

Sarene zog sich das Nachthemd über den Kopf, fest entschlossen, sich nicht den geringsten Hauch von Eingeschnapptsein anmerken zu lassen.

»Ich habe immer versucht, gerecht zu sein.«

»Ja, Mylady, aber Ihr seid ein Kind des Adels und dazu erzogen, den

Menschen, die um Euch herum arbeiten, keinerlei Beachtung zu schenken. Ich möchte Euch lediglich bitten, eines zu bedenken: Wenn die Dienstmädchen Euch nicht respektieren, könnte sich das genauso schädlich auswirken, als wenn die Lords es täten.«

»Na schön«, sagte Sarene mit einem Seufzen. »Du hast ja recht. Hol Meala. Ich werde sie fragen, ob sie weiß, was vorgefallen ist.«

»Sehr wohl, Mylady«

Ashe flog auf das Fenster zu. Doch bevor er verschwinden konnte, meinte Sarene: »Ashe? Die Menschen haben Raoden geliebt, nicht wahr?«

»Den Berichten nach zu schließen, ja, Mylady. Er war bekannt dafür, dass er die Meinungen und Bedürfnisse der Menschen sehr ernst nahm.«

»Er ist ein besserer Prinz gewesen, als ich eine Prinzessin bin, nicht wahr?«, fragte sie leise.

»Das würde ich nicht sagen, Mylady«, sagte Ashe. »Ihr seid eine sehr rechtschaffene Frau, und Ihr behandelt Eure Dienstmädchen stets gut. Vergleicht Euch nicht mit Raoden. Man darf schließlich nicht vergessen, dass Ihr Euch nicht darauf vorbereitet habt, ein Land zu regieren, und es von daher nicht wichtig war, ob Ihr beim Volk beliebt seid. Prinz Raoden war der Thronfolger, und es war überaus wichtig, dass er die Gefühle seiner Untertanen verstand.«

»Man sagt, er habe den Menschen Hoffnung gegeben«, meinte Sarene nachdenklich. »Dass die Bauern Iadons unerhörte Lasten ertrugen, weil sie wussten, dass eines Tages Raoden den Thron besteigen würde. Das Land wäre vor Jahren zusammengebrochen, wenn es nicht den Prinzen gegeben hätte, der die Menschen unterstützte und ihnen Mut machte.«

»Und nun gibt es ihn nicht mehr«, sagte Ashe leise.

»Ja, nun gibt es ihn nicht mehr.« Sarenes Stimme klang unbeteiligt. »Wir müssen uns sputen, Ashe. Ich habe das Gefühl, dass ich nichts bewirke; dass das Land sowieso auf die Katastrophe zusteuert, egal, was ich mache. Es ist, als stünde ich am Fuß eines Hügels und sähe einen gewaltigen Felsbrocken auf mich zustürzen, und ich werfe mit Kieselsteinen danach, um zu versuchen ihn umzulenken.«

»Seid stark, Mylady«, sagte Ashe mit seiner tiefen, würdevollen Stimme.

»Euer Gott wird nicht tatenlos zusehen, wie Arelon und Teod unter des Wyrns Ferse zermalmt werden.«

»Ich hoffe, dass der Prinz ebenfalls ein Auge auf uns hat«, sagte Sarene.

»Wäre er stolz auf mich, Ashe?«

»Sehr stolz, Mylady.«

»Ich möchte bloß, dass sie mich akzeptieren«, erklärte sie, wobei ihr klar war, wie töricht sie klingen musste. Beinahe drei Jahrzehnte lang hatte sie ein Land geliebt, ohne je das Gefühl zu haben, dass diese Liebe erwidert wurde. In Teod hatte man sie respektiert, aber sie war es leid, respektiert zu werden. Von Arelon wollte sie etwas anderes.

»Das werden sie, Sarene«, versprach Ashe. »Gebt ihnen Zeit. Sie werden es.«

»Danke, Ashe«, sagte Sarene mit einem leisen Seufzen. »Danke, dass du die Klagen eines törichten Mädchens erduldest.«

»Vor Königen und Priestern können wir stark sein, Mylady«, erwiderte Ashe, »aber zu leben heißt, Sorgen zu haben und unter Unsicherheit zu leiden. Wenn man sie für sich behält, werden sie einen ganz bestimmt zerstören - und einen verhärmten Menschen zurücklassen, in dessen Herz kein Gefühl mehr Wurzel schlagen kann.«

Mit diesen Worten schwebte das Seon aus dem Fenster und machte sich auf die Suche nach Meala.

Als Meala eintraf, hatte Sarene sich wieder gefangen. Geweint hatte sie nicht, nur eine Zeit lang nachgegrübelt. Manchmal war ihr alles einfach zu viel, und ihre Unsicherheit gewann die Oberhand. In solchen Zeiten waren Ashe und ihr Vater immer für sie da gewesen und hatten sie unterstützt.

»Oh je«, sagte Meala mit einem Blick auf das Zimmer. Sie war dünn und recht jung - ganz gewiss nicht, was Sarene erwartet hatte, als sie in den Palast gezogen war. Meala erinnerte sie eher an eine der Beraterinnen ihres Vaters als an eine Wirtschafterin.

»Es tut mir leid, Mylady«, entschuldigte Meala sich mit einem matten Lächeln. »Daran hatte ich gar nicht gedacht. Wir haben heute Nachmittag ein weiteres Mädchen verloren, und ich habe ganz vergessen, dass sie unter anderem auch für Euer Zimmer zuständig gewesen ist.«

»Verloren«, Meala?«, erkundigte Sarene sich besorgt.

»Weggelaufen, Mylady«, erklärte Meala. »Sie dürfen eigentlich nicht gehen, denn wir sind vertraglich gebunden, genau wie all die

Kleinbauern. Aus irgendeinem Grund fällt es uns jedoch schwer, Dienstmädchen im Palast zu halten. Domi weiß warum! Kein Dienstmädchen im ganzen Land wird besser behandelt als die Diener hier.«

»Wie viele habt ihr verloren?«, fragte Sarene neugierig.

»Sie war dieses Jahr die vierte«, sagte Meala. »Ich werde auf der Stelle jemanden heraufschicken.«

»Nein, lass es für heute Abend gut sein. Sorge nur dafür, dass es nicht noch einmal vorkommt.«

»Selbstverständlich, Mylady.« Meala machte einen Knicks.

»Danke.«

»Da ist es wieder!«, rief Sarene aufgeregt und sprang aus dem Bett. Sofort erstrahlte Ashe in seinem vollen Glanz. Unsicher schwebte er in der Nähe der Wand. »Mylady?«

»Still!«, befahl Sarene. Sie presste das Ohr unter ihrem Fenster an die Steinmauer und lauschte dem kratzenden Geräusch. »Was meinst du?«

»Ich meine, dass Mylady wohl ihr Abendessen nicht bekommen ist«, bemerkte Ashe kurz angebunden.

»Da war ganz sicher ein Geräusch«, sagte Sarene, ohne auf die spöttische Bemerkung zu achten.

Obwohl Ashe morgens immer schon wach war, wenn sie aufstand, mochte er es gar nicht, nach dem Einschlafen gestört zu werden.

Sie griff nach einem Fetzen Pergament, der auf ihrem Nachttisch lag. Darauf markierte sie etwas mit einem dünnen Stück Kohle, da sie sich nicht die Mühe machen wollte, Federhalter und Tinte zu benutzen.

»Sieh nur«, erklärte sie und hielt Ashe das Blatt Papier entgegen. »Die Geräusche treten immer an den gleichen Wochentagen auf: MaeDal und OpeDal.«

Ashe kam herbeigeschwebt und warf einen Blick auf das Papier.

Abgesehen vom Sternenlicht war sein leuchtendes Aon die einzige Lichtquelle in dem Zimmer. »Ihr habt es zweimal am MaeDal und zweimal am OpeDal gehört, insgesamt viermal«, sagte er skeptisch.

»Das ist wohl kaum aussagekräftig genug, um zu verkünden, dass sie immer an den gleichen Tagen auftreten«, Mylady.«

»Ach, du glaubst ja sowieso, dass ich Gespenster höre«, sagte Sarene und legte das Pergament zurück auf ihren Nachttisch. »Ich dachte, Seonen sollen über ein ausgezeichnetes Gehör verfügen.«

»Nicht wenn wir schlafen, Mylady«, erwiderte Ashe, dessen Unterton besagte, dass das genau das war, was er in diesem Augenblick tun sollte.

»Es muss hier einen Geheimgang geben«, entschied Sarene und klopfte erfolglos die steinerne Wand ab.

»Wenn Ihr es sagt, Mylady«

»Ja, das tue ich.« Sie erhob sich und betrachtete das Fenster. »Sieh dir nur an, wie dick der Stein um das Fenster herum ist, Ashe.« Sie lehnte sich gegen die Mauer und streckte den Arm aus dem Fenster. Es gelang ihr kaum, mit den Fingerspitzen den Rand des Außensimses zu erreichen. »Muss die Mauer wirklich so dick sein?«

»Sie bietet viel Schutz, Mylady«

»Außerdem bietet sie Platz für einen Geheimgang.«

»Einen sehr schmalen«, entgegnete Ashe.

»Stimmt.« Sarene kniete sich hin, um den unteren Rand des Fensters auf Augenhöhe betrachten zu können. »Das Fenster verläuft schräg nach oben. Der Gang wurde so angelegt, dass er von hier unten schräg in den ersten Stock hinaufführt.«

»Aber in dieser Richtung befindet sich nur ...«

»Das Gemach des Königs«, beendete Sarene den Satz. »Wohin sonst würde ein Geheimgang führen?«

»Wollt Ihr damit andeuten, dass der König zweimal die Woche mitten in der Nacht geheime Ausflüge macht, Mylady?«

»Um Punkt elf Uhr«, sagte Sarene mit einem Blick auf die Standuhr in der Zimmerecke. »Es ist jedes Mal zur gleichen Stunde.«

»Warum um Himmels willen sollte er das tun?«

»Ich weiß es nicht.« Nachdenklich tippte Sarene sich mit dem Finger an die Wange.

»Oh je«, murmelte Ashe. »Mylady heckt etwas aus, nicht wahr?«

## Kapitel 21

»Aber immer doch«, sagte Sarene süßlich und kletterte wieder ins Bett.  
»Mach gefälligst dein Licht dunkler. Schließlich wollen nicht alle hier die Nacht zum Tag machen!«

Hrathen ließ sich in seinem Sessel nieder. Statt seiner Rüstung trug er ein rotes derethisches Gewand, wie so oft, wenn er sich in seinen Gemächern aufhielt.

Das Klopfen an der Tür kam nicht unerwartet. »Herein«, sagte er. Arteth Thered betrat das Zimmer. Als Mann von guter fjordellischer Herkunft war er kräftig und groß, hatte dunkles Haar und ein kantiges Gesicht. Er war immer noch sehr muskulös infolge der Tage seiner Ausbildung im Kloster.

»Euer Gnaden«, sagte der Mann, verbeugte sich und fiel dann auf die Knie, wie es sich zum Zeichen des Respekts gehörte.

»Arteth«, sagte Hrathen und verschränkte die Finger. »Während meines Aufenthalts hier habe ich die örtlichen Priester beobachtet. Euer Dienst in Jaddeths Reich hat mich beeindruckt, und ich habe mich entschieden, Euch die Stelle als Oberarteth dieser Kapelle anzubieten.«

Thered blickte überrascht auf. »Euer Gnaden?«

»Ursprünglich dachte ich, dass ich mit der Ernennung eines neuen Oberartethen warten müsste, bis ein frischer Schub Priester aus Fjorden eingetroffen ist«, sagte Hrathen. »Doch wie gesagt: Ihr habt mich beeindruckt. Ich habe mich entschieden, Euch die Stelle anzubieten.« Und abgesehen davon, fügte er in Gedanken hinzu, habe ich natürlich keine Zeit zu warten. Ich brauche jetzt jemanden, der die Kapelle leitet, damit ich mich auf meine anderen Aufgaben konzentrieren kann.

»Mylord ...«, sagte der Arteth sichtlich überwältigt. »Ich kann diese Stelle nicht annehmen.«

Hrathen erstarrte. »Was?« Kein derethischer Priester würde eine solche Machtposition ablehnen.

»Es tut mir leid, Mylord«, erwiderte der Mann mit gesenktem Blick.

»Welchen Grund habt Ihr für diese Entscheidung, Arteth?«, wollte Hrathen wissen.

»Ich kann Euch keinen nennen, Euer Gnaden. Ich würde nur ... Es wäre



einfach nicht richtig, die Stelle anzunehmen. Darf ich mich zurückziehen?«

Verwirrt gab Hrathen ihm einen Wink. Ehrgeiz war solch ein grundlegender fjordellischer Wesenszug. Wie war es möglich, dass ein Mann wie Thered seinen Stolz so schnell verloren hatte? Hatte Fjon die Priester in Kae tatsächlich derart nachhaltig geschwächt?

Oder ... steckte etwas anderes hinter der Weigerung des Mannes? Eine nagende Stimme in Hrathens Innerem flüsterte ihm zu, dass den verbannten Fjon keine Schuld traf. Dilaf! Dilaf hatte etwas mit Thereds Weigerung zu tun.

Wahrscheinlich handelte es sich bei dem Gedanken um reine Paranoia, doch er brachte Hrathen geradewegs zum nächsten Punkt auf der Tagesordnung: Er musste sich mit Dilaf auseinandersetzen. Trotz der unglücklichen Vorstellung mit dem Elantrier gewann der Arteth immer mehr an Einfluss bei den anderen Priestern. Hrathen griff in eine Schreibtischschublade und zog einen kleinen Umschlag hervor. Dilaf war ein Fehler gewesen. Zwar war es durchaus möglich, den Eifer eines Fanatikers in die richtigen Bahnen zu lenken, doch derzeit hatte Hrathen weder die Zeit noch die Energie, dies zu tun. Die Zukunft eines ganzen Königreiches hing davon ab, dass Hrathen sich konzentrieren konnte, und ihm war nicht klar gewesen, wie viel Aufmerksamkeit Dilaf ihn kosten würde.

So konnte es nicht weitergehen. Hrathens Welt bestand aus Kontrolle und Vorhersehbarkeit, seine Religion war eine Übung in Logik. Dilaf war wie ein Topf kochenden Wassers, das man über Hrathens Eis gegossen hatte. Letzten Endes würden sie beide bloß geschwächt sein und ihre Kräfte vergeudet haben wie Dampf Wolken im Wind. Und sobald sie fort waren, würde Arelon zugrunde gehen.

Hrathen legte seine Rüstung an und verließ das Zimmer. Er betrat die Kapelle. Etliche Bittsteller knieten in schweigendem Gebet, und Priester eilten geschäftig umher. Die Gewölbedecke und die kühne Architektur der Kapelle waren ihm vertraut, hier sollte er sich am wohlsten fühlen. Doch zu oft entflohr Hrathen auf die Mauern von Elantris. Obgleich er sich sagte, dass er bloß auf die Mauern stieg, weil er von dort oben Kae überblicken konnte, wusste er doch, dass es einen anderen Grund gab. Zum Teil zog es ihn nach Elantris, weil er wusste, dass Dilaf diesen Ort

niemals freiwillig besuchen würde.

Dilafs Kammer war ein kleiner Nebenraum, ganz wie derjenige, den Hrathen selbst vor Jahren als Arteth bewohnt hatte. Dilaf blickte von seinem Schreibtisch auf, als Hrathen die einfache Holztür aufstieß.

»Mein Hroden?«, fragte der Arteth und erhob sich überrascht. Hrathen kam fast nie in seine Kammer.

»Ich habe eine wichtige Aufgabe für dich, Arteth«, sagte Hrathen. »Eine, mit der ich niemand anderen betrauen kann.«

»Natürlich, mein Hroden«, sagte Dilaf ergeben und neigte den Kopf. Allerdings verengten sich seine Augen misstrauisch zu Schlitzeln. »Ich diene voll Hingabe, da ich weiß, dass ich ein Teil der Kette bin, die zu Lord Jaddeth höchstpersönlich führt.«

»Ja«, meinte Hrathen abweisend. »Arteth, du musst einen Brief für mich überbringen.«

»Einen Brief?« Dilaf blickte verwirrt auf.

»Ja«, antwortete Hrathen entschlossen. »Es ist überaus wichtig, dass der Wyrn von unseren Fortschritten hier erfährt. Ich habe ihm einen Bericht geschrieben, doch die darin besprochenen Punkte sind äußerst heikel. Sollte das Schreiben verloren gehen, könnte nicht wiedergutzumachender Schaden entstehen. Ich habe dich dazu erwählt, mein Odiv, den Brief persönlich zu überbringen.«

»Das wird Wochen dauern, mein Hroden!«

»Ich weiß. Ich werde eine Zeit lang ohne deine Dienste auskommen müssen, aber zu wissen, dass du auf wichtiger Mission bist, wird mir ein Trost sein.«

Dilaf senkte den Blick. Die Hände legte er auf dem Schreibtisch ab. »Ich tue, was mir mein Hroden befiehlt.«

Hrathen zögerte, die Stirn leicht in Falten gelegt. Dilaf konnte auf keinen Fall entkommen. Die Hroden Odiv-Beziehung war unwiderruflich bindend. Wenn der Herr etwas befahl, hatte man zu gehorchen.

Trotzdem hatte Hrathen mehr von Dilaf erwartet. Irgendeinen Trick. Den Versuch, sich vor dem Auftrag zu drücken.

Dilaf nahm den Brief mit sichtbarer Unterwürfigkeit entgegen. *Vielleicht hat er das hier die ganze Zeit über erreichen wollen*, erkannte Hrathen. *Einen Weg nach Fjorden*. Seine Stellung als Odiv eines Gyorns würde ihm Macht und Respekt im Osten einbringen. Vielleicht hatte Dilaf

Hrathen die ganze Zeit über nur gegen sich aufgebracht, um aus Arelon wegzukommen.

Hrathen drehte sich um und kehrte in den leeren Predigtsaal zurück. Die Sache war schmerzloser verlaufen, als er es sich erhofft hatte. Er unterdrückte einen Seufzer der Erleichterung und ging mit etwas mehr Zuversicht in Richtung seiner Gemächer.

Hinter ihm erklang eine Stimme. Dilafs Stimme. Er sprach leise, doch seine Stimme trug so weit, dass Hrathen ihn deutlich hören konnte.

»Sende Boten aus«, befahl der Arteth einem der Dorven. »Wir brechen morgen früh nach Fjorden auf.«

Beinahe wäre Hrathen weitergegangen. Es war ihm fast gleichgültig, was Dilaf plante oder was er tat, so lange er nur abreiste. Doch Hrathen hatte zu lange Führungspositionen innegehabt - war zu lange politisch aktiv gewesen -, um solch eine Bemerkung einfach zu übergehen. Besonders, wenn sie von Dilaf kam.

Hrathen wirbelte herum. »Wir? Ich habe nur dir den Befehl erteilt, Arteth.«

»Sehr wohl, Mylord«, sagte Dilaf. »Allerdings werdet Ihr doch gewiss nicht von mir erwarten, dass ich meine Odiv zurücklasse.«

»Odiv?«, fragte Hrathen. Als offizieller Angehöriger der derethischen Priesterschaft konnte Dilaf Odiv auf sich einschwören, genau wie Hrathen es getan hatte. Auf diese Weise wurde die Kette verlängert, die alle Menschen mit Jaddeth verband. Hrathen wäre jedoch niemals darauf gekommen, dass der Mann seine eigenen Odiv berufen könnte. Wann hatte er die Zeit dazu gefunden?

»Wen, Dilaf?«, fragte Hrathen scharf. »Wen hast du zu deinem Odiv gemacht?«

»Ein paar Leute, mein Hroden«, erwiderte Dilaf ausweichend.

»Namen, Arteth.«

Und er begann sie aufzuzählen. Die meisten Priester beriefen ein oder zwei Odiv, etliche Gyorne hatten sogar zehn. Dilaf hatte über dreißig. Hrathens Verblüffung wuchs, während er lauschte. Seine Verblüffung und seine Wut. Irgendwie hatte Dilaf es fertiggebracht, Hrathens nützlichste Anhänger zu seinen Odiven zu machen - einschließlich Waren und vielen anderen Adeligen.

Nachdem Dilaf sämtliche Namen aufgezählt hatte, senkte er den Blick

verräterisch demütig zu Boden.

»Eine interessante Liste«, sagte Hrathen langsam. »Und wen gedenkst du mitzunehmen, Arteth?«

»Na, alle, Mylord«, sagte Dilaf gedehnt. »Wenn dieser Brief so wichtig ist, wie Mylord sagen, muss ich dafür sorgen, dass er ausreichend geschützt wird.«

Hrathen schloss die Augen. Wenn Dilaf all die Leute mitnahm, die er erwähnt hatte, würden Hrathen keine Anhänger mehr bleiben - gesetzt den Fall, dass sie tatsächlich alle mit Dilaf reisten. Odiv zu sein war eine sehr anspruchsvolle Aufgabe. Die meisten normalen derethischen Gläubigen, sogar viele Priester, wurden auf die weniger freiheitsbeschränkende

Stellung des Kron deten eingeschworen. Ein Kron det hörte auf den Rat seines Hrodens, war jedoch nicht moralisch verpflichtet zu tun, wie ihm geheißen wurde.

Es lag durchaus in Dilafs Macht, von seinen Odiven zu verlangen, ihn nach Fjorden zu begleiten.

Hrathen hatte keinerlei Mitspracherecht dabei, was der Arteth mit seinen eingeschworenen Anhängern tat. Es wäre eine grobe Verletzung des Protokolls, wenn er Dilaf befehlen würde, sie zurückzulassen. Doch wenn Dilaf sie tatsächlich mitzunehmen versuchte, würde es ohne Zweifel zur Katastrophe kommen: Diese Männer waren erst kürzlich zum Shu-Dereth gestoßen und ahnten nicht, wie viel Macht sie Dilaf übertragen hatten. Wenn der Arteth versuchen sollte, sie nach Fjorden zu schleppen, wäre es nicht sehr wahrscheinlich, dass sie ihm folgen würden. Und damit wäre Hrathen gezwungen, jeden einzelnen von ihnen zu exkommunizieren, und der Shu-Dereth in Are- Ion wäre am Ende. Dilaf fuhr mit seinen Vorbereitungen fort, als habe er Hrathens inneren Kampf nicht bemerkt.

Allerdings war es kein allzu heftiger Konflikt, denn im Grunde wusste Hrathen, was er zu tun hatte. Dilaf war unberechenbar. Möglicherweise würde er seine Drohung nicht wahr machen, aber es war genauso wahrscheinlich, dass er Hrathens Anstrengungen aus gehässigem Vergeltungswillen zunichte machen würde.

Hrathen biss die Zähne zusammen, bis ihm der Kiefer schmerzte. Zwar war es ihm gelungen, Dilafs Versuch aufzuhalten, den Elantrier zu

verbrennen, doch der Arteth hatte offensichtlich vorhergesehen, was Hrathens nächster Schritt sein würde. Nein, Dilaf wollte nicht nach Fjorden. Er mochte unberechenbar sein, aber er war auch viel besser vorbereitet, als Hrathen angenommen hatte.

»Warte«, befahl Hrathen, als Dilafs Bote sich zum Gehen wandte. Wenn der Mann die Kapelle verließ, wäre alles ruiniert. »Arteth, ich habe meine Meinung geändert.«

»Mein Hroden?«, fragte Dilaf, der den Kopf aus seiner Kammer steckte.

»Du wirst nicht nach Fjorden reisen, Dilaf.«

»Aber Mylord ...«

»Nein, ich komme nicht ohne dich aus.« Die Lüge drehte Hrathen den Magen um. »Finde jemand anderen, der die Nachricht überbringen soll.« Mit diesen Worten wirbelte Hrathen herum und schritt steifbeinig auf seine Gemächer zu.

»Ich bin wie immer der ergebene Diener meines Hrodens«, flüsterte Dilaf. Die Akustik in dem Saal trug die Worte direkt an Hrathens Ohren. Wieder einmal floh Hrathen.

Er musste nachdenken, musste seinen Kopf frei bekommen. Er hatte mehrere Stunden in seinem Arbeitszimmer geschmort, wütend sowohl auf Dilaf als auch auf sich selbst. Letzten Endes hatte er es nicht länger ausgehalten und hatte sich deshalb in die nächtlichen Straßen von Kae geflüchtet.

Wie gewöhnlich lenkte er seine Schritte auf die Mauer von Elantris zu. Er sehnte sich nach Höhe, als würde es die Dinge in die richtige Perspektive rücken, wenn er hoch über den menschlichen Behausungen thronte.

»Ein paar Münzen übrig, Herr?«, flehte eine Stimme.

Überrascht blieb Hrathen stehen. Er war so zerstreut gewesen, dass er den in Lumpen gekleideten Bettler zu seinen Füßen gar nicht bemerkt hatte. Der Mann war alt und sah wohl nicht mehr gut, denn er blickte im Dunkeln mit zusammengekniffenen Augen zu Hrathen empor. Hrathen runzelte die

Stirn. Zum ersten Mal wurde ihm bewusst, dass er noch nie zuvor einen Bettler in Kae zu Gesicht bekommen hatte.

Ein Jüngling, dessen Kleidung keinen Deut besser als die des Alten war, kam um die Ecke gehumpelt. Der Junge erstarrte lind wurde ganz blass.

»Nicht den da, du alter Narr!«, zischte er. Dann sagte er rasch zu Hrathen: »Es tut mir leid, Mylord. Manchmal verliert mein Vater den Verstand und glaubt, ein Kettler zu sein. Bitte vergebts uns.« Er wollte den alten Mann am Arm packen.

Hrathen hob gebieterisch die Hand, und der Jüngling hielt inne, wobei er noch bleicher wurde.

Hrathen kniete sich neben den alten Mann nieder, der halb senil vor sich hin grinste. »Sagt mal, Alter«, fragte Hrathen, »warum sehe ich so wenige Bettler hier in der Stadt?«

»Der König verbietet das Betteln in seiner Stadt, werter Herr«, krächzte der Mann. »Es wäre ein schlechtes Zeichen für den Wohlstand, wenn wir uns auf den Straßen herumtrieben. Wenn er uns findet, schickt er uns zurück auf die Güter.«

»Du plapperst zu viel«, warnte der Jüngling, dessen ängstlicher Miene anzusehen war, dass er kurz davor stand, den alten Mann zurückzulassen und das Weite zu suchen.

Doch der ältere Bettler war noch nicht fertig. »Ja, werter Herr, wir dürfen uns nicht von ihm erwischen lassen. Außerhalb der Stadt, da verstecken wir uns.«

»Außerhalb der Stadt?«, bohrte Hrathen.

»Kae ist nicht die einzige Stadt hier, müsst Ihr wissen. Früher gab es vier, alle um Elantris herum, aber die anderen sind ausgestorben. Nicht genug Nahrungsmittel für so viele Menschen auf so engem Raum, haben sie gesagt. Wir verstecken uns in den Ruinen.«

»Gibt es viele von Euch?«, erkundigte sich Hrathen.

»Nein, viele nicht. Bloß die, die es gewagt haben, von den Gütern wegzulaufen.« In die Augen des alten Mannes trat ein träumerischer Blick. »Ich bin nicht immer ein Bettler gewesen, werter Herr. Hab früher in Elantris gearbeitet. Ich war Schreiner, einer der besten. Ich habe aber keinen allzu guten Bauern abgegeben. Da hatte der König unrecht, werter Herr: Er hat mich auf die Felder geschickt, dabei war ich zu alt für die Arbeit dort. Also bin ich weggelaufen. Bin hierher gekommen. Die Kaufleute in der Stadt, die geben uns manchmal etwas Geld. Aber wir können nur nach Einbruch der Nacht mit dem Betteln anfangen und niemals die hohen Adligen anbetteln. Nein, Sir, die würden es dem König verraten.«

Der alte Mann blinzelte zu Hrathen empor - als ahnte er zum ersten Mal, warum der Junge so verängstigt war. »Ihr seht mir nicht nach einem Kaufmann aus, werter Herr«, meinte er stockend.

»Ich bin auch keiner«, erwiderte Hrathen und ließ einen Beutel mit Münzen in die Hand des Mannes fallen. »Das ist für Euch.« Dann ließ er einen zweiten Beutel neben den ersten gleiten. »Das ist für die anderen. Gute Nacht, Alter.«

»Vielen Dank, werter Herr!«, rief der Mann.

»Dankt Jaddeth«, sagte Hrathen.

»Wer ist Jaddeth, werter Herr?«

Hrathen beugte den Kopf. »Das werdet Ihr noch früh genug erfahren, Alter. So oder so werdet Ihr es noch erfahren.«

Auf der Mauer von Elantris ging ein böiger, starker Wind, der übermütig an Hrathens Umhang riss. Es war eine kühle Meeresbrise, die den salzigen Geruch nach Ozeanwasser und Meerestieren mit sich brachte. Hrathen lehnte zwischen zwei brennenden Fackeln an der niedrigen Brüstung und blickte auf Kae hinab.

Die Stadt war nicht sehr groß, jedenfalls nicht verglichen mit dem schier überwältigenden Elantris, aber sie ließe sich viel besser befestigen. Seine alte Unzufriedenheit kehrte zurück. Er hasste es, an einem Ort zu sein, der sich nicht selbst schützen konnte. Vielleicht trug das zu der nervlichen Anspannung bei, die ihm bei diesem Auftrag zu schaffen machte.

Lichter glitzerten über ganz Kae verteilt, hauptsächlich Straßenlampen. Eine Reihe davon leuchtete an der Mauer entlang, die die offizielle Stadtgrenze markierte. Die Mauer beschrieb einen vollkommenen Kreis - ja, so vollkommen, dass Hrathen es in jeder anderen Stadt bemerkenswert gefunden hätte. Hier war es lediglich ein weiteres Überbleibsel der Pracht des gefallen Elantris. Kae hatte sich über jene innere Mauer hinaus ausgebreitet, doch die alte Grenze war geblieben: ein Flammenring, der das Stadtzentrum umgab.

»Es war so viel schöner. Früher«, erklang eine Stimme hinter ihm.

Überrascht wandte Hrathen sich um. Er hatte die Schritte vernommen, die sich ihm genähert hatten, hatte jedoch angenommen, dass es sich einfach um einen Wächter handelte, der seine Runden machte.

Stattdessen sah er einen kleinen, glatzköpfigen Arelenen in einem

schlichten grauen Gewand vor sich. Omin, das Oberhaupt des korathischen Glaubens in Kae.

Omin trat auf den Mauerrand zu, blieb neben Hrathen stehen und betrachtete die Stadt. »Aber natürlich war das damals, als noch die Elantrier herrschten. Der Fall der Stadt war wahrscheinlich gut für unsere Seelen. Trotzdem kann ich nicht anders, als mir diese Zeiten voll Ehrfurcht ins Gedächtnis zu rufen. Ist Euch klar, dass niemand in ganz Arelon Hunger litt? Die Elantrier konnten aus Steinen Getreide machen und aus Dreck Bratenfleisch. Angesichts dieser Erinnerungen frage ich mich: Konnten Teufel so viel Gutes auf der Welt bewirken? Hätten sie es überhaupt gewollt?«

Hrathen erwiderte nichts. Er stand einfach nur mit verschränkten Armen gegen die Brüstung gelehnt, das Haar vom Wind zerzaust. Omin verfiel in Schweigen.

»Wie habt Ihr mich gefunden?«, wollte Hrathen schließlich wissen.

»Es ist allgemein bekannt, dass Ihr Eure Nächte hier oben verbringt«, erklärte der untersetzte Priester. Er war kaum groß genug, sich mit den Armen auf der Brüstung aufzustützen. In Hrathens Augen war Dilaf klein, aber im Vergleich zu diesem Mann wirkte der Arteth wie ein Riese. »Eure Anhänger sagen, Ihr kämt hierher und würdet Pläne schmieden, wie die schändlichen Elantrier zu besiegen seien«, fuhr Omin fort, »und Eure Gegner sagen, Ihr kämt aufgrund Eures schlechten Gewissens hierher, weil Ihr ein Volk verdammt, das bereits verflucht ist.«

Hrathen wandte sich dem kleinen Mann zu und blickte in dessen Augen hinab. »Und was sagt Ihr?«

»Ich sage nichts«, sagte Omin. »Es ist mir egal, warum Ihr diese Treppenstufen erklimmt, Hrathen.

Doch ich frage mich, warum Ihr predigt, man solle die Elantrier hassen, wenn Ihr selbst bloß Mitleid für sie empfindet.«

Hrathen antwortete nicht sofort, sondern tippte mit einem panzerbehandschuhten Finger gegen die steinerne Brüstung, was jedes Mal ein metallisches Klicken verursachte. »Es ist gar nicht so schwierig, sobald man sich einmal daran gewöhnt hat«, sagte er endlich. »Ein Mann kann sich zum Hass zwingen, wenn er möchte, besonders, wenn er sich davon überzeugt, dass es zu einem höheren Zweck geschieht.«



»Man unterdrückt die Minderheit, um die Mehrheit zu erlösen?«, fragte Omin mit dem Anflug eines Lächelns, als sei die Vorstellung in seinen Augen lächerlich.

»Ihr solltet am besten nicht spotten, Arelene«, warnte Hrathen. »Euch stehen nur wenige Möglichkeiten offen, und wir beide wissen, dass die schmerzloseste darin bestünde, es mir gleichzutun.«

»Hass zu bekunden, den ich nicht empfinde? Das werde ich niemals tun, Hrathen.«

»Dann werdet Ihr belanglos werden«, sagte Hrathen einfach.

»Muss es so sein?«

»Der Shu-Korath ist fügsam und anspruchslos, Priester«, sagte Hrathen.

»Der Shu-Dereth ist kraftvoll und dynamisch. Er wird Euch hinfortspülen wie eine tosende Flutwelle, die durch einen stehenden Tümpel fließt.«

Wieder lächelte Omin. »Ihr tut so, als sei die Wahrheit etwas, was sich durch Hartnäckigkeit beeinflussen ließe, Hrathen.«

»Ich rede nicht von Wahrheit oder Lüge. Ich beziehe mich lediglich auf eine physikalische Gesetzmäßigkeit. Gegen Fjorden werdet Ihr nicht bestehen können - und wo Fjorden herrscht, lehrt der Shu-Dereth.«

»Man kann die Wahrheit nicht von Taten loslösen, Hrathen.« Omin schüttelte das haarlose Haupt. »Physikalische Gesetzmäßigkeit hin oder her, die Wahrheit steht über allem. Sie ist unabhängig davon, wer über das beste Heer verfügt, wer die längsten Predigten halten kann oder gar wer die meisten Priester aufweist. Sie kann unterdrückt werden, aber sie wird immer wieder zutage treten. Die Wahrheit ist die einzige Sache auf der ganzen Welt, die sich niemals einschüchtern lässt.«

»Und wenn der Shu-Dereth die Wahrheit ist?«, wollte Hrathen wissen.

»Dann wird er die Oberhand gewinnen«, sagte Omin. »Aber ich bin nicht gekommen, um mit Euch zu streiten.«

»Ach nein?« Hrathen zog die Brauen empor.

»Nein«, meinte Omin. »Ich bin gekommen, um Euch etwas zu fragen.«

»Dann fragt, Priester, und lasst mich endlich in Ruhe.«

»Ich möchte wissen, was geschehen ist«, setzte Omin nachdenklich an.

»Was ist geschehen, Hrathen? Was ist mit Eurem Glauben geschehen?«

»Mit meinem Glauben?«, fragte Hrathen bestürzt.

»Ja«, sagte Omin. Seine Worte kamen sanft, beinahe plätschernd hervor.

»Irgendwann einmal müsst Ihr geglaubt haben, ansonsten wärt Ihr nicht lange genug Priester geblieben, um es bis zum Gyorn zu bringen. Doch irgendwann ist er Euch abhanden gekommen. Ich habe mir Eure Predigten angehört. Ich höre Logik und überdurchschnittlichen Verstand heraus, ganz zu schweigen von absoluter Entschlossenheit. Bloß Glauben höre ich keinen, und ich frage mich, was damit geschehen ist.«

Innerlich zischte Hrathen erbost. Langsam atmete er durch die Zähne hindurch ein. »Geht«, befahl er schließlich, ohne noch einmal auf den Priester hinabzusehen.

Als Omin ihm nicht antwortete, drehte Hrathen sich um. Der Arelene war bereits fort. Er spazierte gemächlich die Mauer entlang, als habe er Hrathens Anwesenheit vergessen.

In dieser Nacht stand Hrathen lange auf der Mauer.

## Kapitel 22

Raoden schob sich ein Stückchen vorwärts und lugte langsam um die Ecke.

Eigentlich hätte er schwitzen sollen; ja, er hob immer wieder die Hand, um sich über die Stirn zu wischen, obwohl er nichts weiter erreichte, als schwarzen elantrischen Schmutz in seinem Gesicht zu verteilen. Seine Knie zitterten leicht, während er sich an den morschen Holzzaun kauerte und besorgt die Seitenstraße nach möglichen Gefahren absuchte.

»Sule, hinter dir!«

Überrascht drehte sich Raoden auf Galladons Warnung hin um, wobei er auf dem glitschigen Kopfsteinpflaster ausrutschte und zu Boden glitt.

Der Sturz war seine Rettung. Noch während Raoden versuchte, Halt zu finden, spürte er etwas über sich durch die Luft sausen. Der Barbar heulte mitten im Sprung enttäuscht auf, als er ins Leere traf und durch den Zaun stürzte, woraufhin verrottete Holzsplitter in die Luft stoben.

Raoden stand unbeholfen auf. Der Barbar bewegte sich um einiges schneller. Der Mann, der eine Glatze hatte und so gut wie nackt war, heulte erneut auf, riss am Rest des Zaunes und bahnte sich einen Weg, indem er wie ein tollwütiger Hund jaulte und das Holz zerfetzte.

Galladon traf den Mann mit einer Planke direkt ins Gesicht. Während der Mann noch benommen war, packte Galladon einen Pflasterstein und hieb seinem Gegner damit seitlich gegen den Kopf. Der Barbar brach zusammen und blieb reglos am Boden liegen.

Galladon richtete sich wieder auf. »Irgendwie werden sie stärker, Sule«, sagte er und ließ den Pflasterstein fallen. »Sie scheinen kaum mehr schmerzempfindlich zu sein.

Kolo?« Raoden nickte und beruhigte sich langsam wieder. »Es ist ihnen seit Wochen schon

nicht mehr gelungen, einen Neuankömmling einzufangen. Ihre Verzweiflung wächst, und sie werden immer mehr zu Tieren. Ich habe von Kriegern gehört, die im Laufe eines Kampfes so wütend werden, dass sie nicht einmal auf tödliche Wunden achten.« Raoden hielt inne, während Galladon den Angreifer mit einem Stock anstieß, um sicherzugehen, dass er sich nicht nur tot stellte.

»Vielleicht haben sie das große Geheimnis gelöst, wie man die Schmerzen abstellt«, sagte Raoden leise.

»Dazu müssen sie lediglich ihr Menschsein preisgeben«, sagte Galladon kopfschüttelnd, während sie weiter durch das Gebiet schlichen, das einst der Markt von Elantris gewesen war. Sie gingen an Haufen rostigen Metalls und zerbrochener Keramikwaren vorbei, in die Aonen eingeritzt waren. Früher einmal hatten diese eingeritzten Zeichen wunderbare Wirkungen gehabt, und ihre Zauberkräfte hatten beispiellose Preise erzielt. Jetzt stellten die Scherben nur mehr Hindernisse dar, denen Raoden aus dem Weg gehen musste, damit sie nicht geräuschvoll unter seinen Füßen zerbrachen.

»Wir hätten Saolin mitnehmen sollen«, flüsterte Galladon.

Raoden schüttelte den Kopf. »Saolin ist ein wunderbarer Soldat und ein wackerer Mann, aber er hat überhaupt kein Talent dafür, sich leise anzuschleichen. Selbst ich kann ihn hören, wenn er im Anmarsch ist. Abgesehen davon hätte er darauf bestanden, einen Wachtrupp mitzunehmen. Er will einfach nicht glauben, dass ich auch allein auf mich aufpassen kann.«

Galladon warf einen Blick auf den gefallenen Barbaren und sah Raoden dann hämisch an. »Wie du meinst, Sule.«

Raoden lächelte leicht. »Na gut«, räumte er ein, »vielleicht wäre er nützlich gewesen. Aber seine Männer hätten es sich nicht nehmen lassen, mich zu verhätscheln. Ehrlich, ich habe gedacht, all das sei vorbei, seit ich nicht mehr im Palast meines Vaters lebe.«

»Menschen beschützen Dinge, die ihnen wichtig sind«, sagte Galladon mit einem Achselzucken. »Wenn du etwas dagegen hast, hättest du dich nicht so unersetzlich machen sollen. Kolo?«

»Du hast ja recht«, sagte Raoden mit einem Seufzen. »Komm schon.« Sie verfielen in Schweigen, als sie sich weiter voranpirschten. Galladon hatte stundenlang protestiert, als Raoden ihm sein Vorhaben eröffnet hatte, zu Shaor zu schleichen und ihm gegenüberzutreten. Der Dula hatte den Plan als tollkühn, unsinnig und einfach nur dumm bezeichnet. Er war jedoch nicht bereit gewesen, Raoden allein losziehen zu lassen. Raoden wusste, dass der Plan wahrscheinlich tollkühn, unsinnig und all die anderen Dinge war, die Galladon erwähnt hatte. Shaors Männer würden sie ohne viel nachzudenken in Stücke reißen - wahrscheinlich

würden sie gar nicht erst nachdenken, wenn man ihre geistige Verfassung bedachte. Doch im Laufe der vergangenen Woche hatten Shaors Männer drei weitere Male versucht, den Garten zu erobern. Saolins Wächter hatten noch mehr Wunden einstecken müssen, während Shaors Leute barbarischer und wilder zu werden schienen.

Raoden schüttelte den Kopf. Zwar stießen immer mehr Mitglieder zu seiner Truppe, doch die meisten seiner Anhänger waren körperlich schwach. Shaors Männer hingegen waren beängstigend stark, und jeder Einzelne war ein Krieger. Ihre Wut gab ihnen Kraft, und Raodens Anhänger würden nicht viel länger gegen sie bestehen können.

Raoden musste Shaor finden. Wenn er nur mit dem Mann reden konnte, würden sie sich gewiss auf einen Kompromiss einigen können. Es hieß, Shaor selbst würde sich nie an den Raubzügen beteiligen. Alle bezeichneten die Bande als »Shaors Barbaren«, aber niemand konnte sich entsinnen, jemals Shaor persönlich gesehen zu haben. Es war gut möglich, dass er bloß ein weiterer Wahnsinniger war, der sich nicht von den anderen unterscheiden ließ. Ebenso möglich war es, dass Shaor sich längst den Hoed angeschlossen hatte und die Truppe ohne Anführer weitermachte.

Doch irgendwie ahnte Raoden, dass Shaor am Leben war. Oder vielleicht wollte Raoden dies einfach glauben. Er brauchte einen Gegner, dem er gegenübertreten konnte. Die Barbaren waren zu verstreut, als dass sie sich wirkungsvoll besiegen lassen würden, und sie waren Raodens Soldaten zahlenmäßig bei Weitem überlegen. Raodens Truppe würde nur dann nicht in eine ausweglose Zwangslage geraten, wenn Shaor tatsächlich existierte, wenn er sich überzeugen ließe und wenn er seine Männer unter Kontrolle hatte.

»Wir sind jetzt nahe dran«, flüsterte Galladon, als sie sich einer letzten Straße näherten. Nicht weit von ihnen entfernt bewegte sich jemand, und sie warteten ängstlich, bis die Geräusche verklungen waren.

»Die Bank.« Galladon nickte in Richtung eines gewaltigen Gebäudes auf der anderen Straßenseite. Es war groß und rechteckig, und die Mauern wirkten selbst im Vergleich zu dem allgegenwärtigen Schmutz dunkel.

»Die Elantrier haben die Bank für die ansässigen Kaufleute betrieben, die dort ihren

Reichtum lagerten. Eine Bank in Elantris galt als viel sicherer als eine in

Kae.«

Raoden nickte. Manche Kaufleute wie sein Vater hatten den Elantriern nicht vertraut. Letzten Endes hatte sich ihr Starrsinn als klug erwiesen.

»Und du glaubst, dass Shaor dort drinnen ist?«

Galladon zuckte die Achseln. »Wenn ich mir ein Hauptquartier aussuchen würde, dann das dort. Riesengroß, gut zu verteidigen, imposant. Ideal für einen Kriegsherrn.«

Raoden nickte. »Dann los!«

Die Bank war zweifellos besetzt. Die schleimige Schmutzschicht vor der Eingangstür war von unzähligen Füßen aufgewühlt, und sie vernahmen Stimmen aus dem hinteren Teil des Gebäudes. Galladon sah Raoden forschend an. Auf dessen Nicken hin betraten sie die Bank.

Das Innere des Gebäudes war genauso trist wie die Fassade: düster und muffig, selbst für die Verhältnisse im gefallenen Elantris. Die Tür zur Schatzkammer - ein großer Kreis, in den dick das Aon Edo eingeritzt war - stand offen, und die Stimmen kamen aus dem Inneren. Raoden holte tief Luft. Er war bereit, dem letzten Bandenanführer gegenüberzutreten.

»Bringt mir etwas zu essen!«, jammerte eine hohe Stimme.

Raoden erstarrte. Er reckte den Hals und lugte in die Schatzkammer.

Dann fuhr er überrascht zurück. Am hinteren Ende des Raumes saß ein junges Mädchen in einem unverdorbenen, sauberen rosafarbenen Kleid auf einem Haufen, der aus Goldbarren zu bestehen schien. Sie hatte langes blondes Haar, doch ihre Haut war schwarz und grau wie die eines jeden anderen Elantriers. Acht in Lumpen gekleidete Männer knieten vor ihr, die Arme ehrfürchtig ausgestreckt.

»Bringt mir etwas zu essen!«, wiederholte das Mädchen im Befehlstone.

»Also da soll mich doch einer köpfen und in die Doloken schicken«, fluchte Galladon hinter Raoden. »Was ist das?«

»Shaor«, sagte Raoden verblüfft. Dann blickte er wieder in die Schatzkammer und musste feststellen, dass das Mädchen ihn anstarrte.

»Bringt sie um!«, schrie Shaor.

»Idos Domi!«, jaulte Raoden auf. Dann wirbelte er herum und stürzte auf die Tür zu.

»Wenn du nicht schon längst tot wärest, Sule, würde ich dich umbringen«, sagte Galladon.

Raoden nickte und lehnte sich müde gegen eine Mauer. Allmählich ließen seine Kräfte nach. Galladon hatte ihn gewarnt, dass das passieren würde; der Muskelschwund war bei Elantriern gegen Ende des ersten Monats am stärksten ausgeprägt. Mit körperlicher Betätigung ließ sich nichts dagegen ausrichten. Obwohl der Verstand noch wach war und das Fleisch nicht verwesete, war der Körper davon überzeugt, tot zu sein. Die alten Tricks funktionierten immer noch am besten: Letzten Endes waren sie Shaors Männern entkommen, indem sie eine eingestürzte Mauer emporgeklettert waren und sich auf einem Dach versteckt hatten. Die Barbaren benahmen sich vielleicht wie Hunde, aber sie hatten bestimmt nicht den Spürsinn eines Hundes entwickelt. Sie waren ein halbes Dutzend Mal an Raodens und Galladons Versteck vorbeigelaufen, ohne dass es ihnen je in den Sinn gekommen wäre, nach oben zu schauen. Die Männer waren wild entschlossen, aber sie waren nicht sehr intelligent.

»Shaor ist ein kleines Mädchen«, sagte Raoden verblüfft.

Galladon zuckte mit den Schultern. »Ich begreife es auch nicht, Sule.«

»Oh, ich begreife es schon; ich kann es bloß nicht glauben.

Hast du nicht gesehen, wie sie vor ihr gekniet haben? Dieses Mädchen, Shaor, ist ihre Göttin - ein lebender Götze. Sie sind in ein primitiveres Leben zurückverfallen und haben auch eine primitive Religion angenommen.«

»Vorsicht, Sule«, warnte Galladon ihn. »Viele Leute haben den jeskerischen Glauben eine ›primitive‹ Religion genannt.«

»Na gut.« Raoden gab Galladon mit einem Wink zu verstehen, dass sie aufbrechen sollten. »Vielleicht hätte ich ›einfach‹ sagen sollen. Sie haben etwas Außergewöhnliches gefunden - ein Kind mit langem goldenem Haar - und haben beschlossen, dass es verehrt werden sollte. Sie haben es auf einen Altar gesetzt, und es stellt Forderungen. Das Mädchen will Essen, also besorgen sie ihm etwas zu essen. Dann segnet es sie scheinbar.«

»Was ist mit dem Haar?«

»Es ist eine Perücke«, antwortete Raoden. »Ich habe sie wiedererkannt. Sie war die Tochter eines der wohlhabendsten Herzöge in ganz Arelon. Ihr sind nie Haare gewachsen. Deshalb hat ihr Vater eine Perücke für sie anfertigen lassen.

Wahrscheinlich haben die Priester nicht daran gedacht, sie ihr abzunehmen, bevor sie sie in die Stadt warfen.«

»Wann ist sie von der Shaod ereilt worden?«

»Vor über zwei Jahren«, sagte Raoden. »Ihr Vater, Herzog Telrii, hat versucht, die Sache zu verschweigen. Er hat immer behauptet, sie sei an Dionie gestorben, aber es kursierten immer wieder Gerüchte.«

»Anscheinend völlig zu Recht.«

»Anscheinend.« Raoden schüttelte den Kopf. »Ich bin ihr nur ein paarmal begegnet. Ich kann mich nicht einmal mehr an ihren Namen erinnern. Er beruhte auf dem Aon Soi - Soine oder so ähnlich. Ich weiß nur noch, dass sie das verwöhnteste, unerträglichste Kind war, dem ich je begegnet bin.«

»Gibt wahrscheinlich die ideale Göttin ab«, sagte Galladon mit einem sarkastischen Grinsen.

»Nun, jedenfalls hattest du in einem Punkt recht«, sagte Raoden. »Mit Shaor zu reden wird nicht funktionieren. Draußen ist sie schon unvernünftig gewesen, hier drinnen ist sie wahrscheinlich noch zehnmal schlimmer. Sie begreift nur, dass sie großen Hunger hat und ihr diese Männer Nahrung bringen.«

»Guten Abend, Mylord«, sagte ein Wachtposten, als sie um eine Ecke bogen und sich ihrem Viertel von Elantris näherten - oder Neu-Elantris, wie die Leute es zu nennen begannen. Die Wache, ein kräftiger junger Mann namens Dion, stand stramm, als Raoden sich näherte. Den behelfsmäßigen Speer hielt er fest an seiner Seite. »Hauptmann Saolin war recht besorgt über Euer Verschwinden.«

Raoden nickte. »Ich werde mich ganz bestimmt entschuldigen, Dion.« Raoden und Galladon zogen sich die Schuhe aus und stellten sie an der Wand neben etlichen anderen schmutzigen Paaren ab. Dann zogen sie die sauberen Schuhe an, die sie zurückgelassen hatten. Außerdem war ein Eimer mit Wasser vorhanden, mit dem sie so viel wie möglich von dem Dreck abwuschen. Ihre Kleidung war zwar immer noch schmutzig aber umziehen konnten sie sich nicht. Stoff war Mangelware, trotz der zahlreichen Suchtrupps, die Raoden zusammengestellt hatte.

Es war erstaunlich, wie viel sie fanden. Sicher, das meiste war verrostet oder verfault, aber Elantris war riesengroß. Mit ein wenig System - und viel Motivation - hatten sie sehr viele nützliche Gegenstände



aufgetrieben; von metallenen Speerspitzen bis hin zu Möbelstücken, die noch immer Gewicht aushielten.

Dank Saolins Hilfe hatte Raoden einen Teil der Stadt abtrennen lassen, der sich bis zu einem gewissen Grade verteidigen ließ. Dies war Neu-Elantris. Nur elf Straßen führten in das Gebiet, und es gab sogar eine kleine Mauer - deren ursprünglicher Zweck sie vor ein Rätsel stellte die etwa die Hälfte des Gebietes umschloss. Raoden hatte am Ende jeder Straße Wachen postiert, die nach herankommenden Plünderern Ausschau halten sollten.

Dieses System bewahrte sie vor einem Überraschungsangriff.

Glücklicherweise neigten Shaors Männer dazu, in kleinen Gruppen anzugreifen. Solange Raodens Wächter rechtzeitig genug gewarnt wurden, konnten sie sich zusammenrotten und jedes einzelne Grüppchen besiegen. Sollte Shaor allerdings jemals einen größeren Angriff aus verschiedenen Richtungen organisieren, wäre das Ergebnis katastrophal. Raodens Bande aus Frauen, Kindern und geschwächten Männern würde den wilden Geschöpfen auf keinen Fall die Stirn bieten können. Saolin hatte angefangen, den dazu tauglichen Leuten einfache Kampftechniken beizubringen. Doch er konnte sich nur der sichersten und grundlegendsten Übungsmethoden bedienen, damit die Verletzungen, die sich die Kämpfer im Laufe der Kampfstunden zuzogen, nicht gefährlicher waren als Shaors Angriffe.

Allerdings glaubten die Leute nicht, dass es jemals zu einer Schlacht kommen würde. Raoden hörte, was über ihn gesagt wurde. Man ging davon aus, dass »Lord Lebensgeist« einen Weg finden würde, Shaor auf ihre Seite zu holen, genauso wie er es schon mit Aanden und Karata getan hatte.

Raoden wurde übel, während sie auf die Kapelle zgingen. Auf einmal lasteten die Schmerzen von den vielen Blutergüssen und Kratzern mit solcher Wucht auf ihm, dass er kaum mehr Luft bekam. Es war, als sei sein Körper von lodernden Flammen umschlossen, und sein Fleisch, seine Knochen und seine Seele wurden von der Hitze verzehrt.

»Ich habe sie im Stich gelassen«, sagte er leise.

Galladon schüttelte den Kopf. »Wir bekommen das, was wir wollen, nicht immer gleich beim ersten Versuch. Kolo? Du wirst schon einen Weg finden. Ich hätte niemals gedacht, dass du es auch nur so weit

bringen würdest.«

Ich habe Glück gehabt. Ich bin ein Tor, dem das Glück hold gewesen ist, dachte Raoden, während die Schmerzen hämmernd auf ihn eindringen.

»Sule?«, fragte Galladon, der Raoden auf einmal besorgt ansah. »Alles in Ordnung?«

*Muss stark sein. Sie brauchen mich stark.* Innerlich trotzig stöhnend, drang Raoden durch den Nebel aus Todesqualen und brachte ein mattes Lächeln zustande. »Mir geht es gut.«

»So habe ich dich noch nie gesehen, Sule.«

Raoden schüttelte den Kopf und lehnte sich gegen die steinerne Mauer eines nahe gelegenen Gebäudes. »Das wird schon wieder. Ich habe mich nur eben gefragt, was bezüglich Shaor zu unternehmen ist. Wir können nicht vernünftig mit ihr reden, und wir können ihre Männer nicht mit Gewalt besiegen ...«

»Dir wird schon etwas einfallen«, sagte Galladon, dessen sonstiger Pessimismus offensichtlich von dem Wunsch verdrängt worden war, seinem Freund Mut zuzusprechen.

*Oder wir sterben alle,* dachte Raoden. Seine Hände klammerten sich an die Kante der steinernen Mauer. *Diesmal richtig.*

Mit einem Seufzen stieß Raoden sich von der Mauer ab. Der Stein zerrieselte unter seinen Fingern. Überrascht drehte er sich um und betrachtete die Mauer. Kahar hatte sie erst neulich geputzt, und der weiße Marmor glänzte in der Sonne - abgesehen von der Stelle, an der Raodens Finger ihn zerbröckelt hatten.

»Bist du stärker, als du gedacht hast?«, fragte Galladon mit einem verschmitzten Grinsen.

Raoden hob die Augenbrauen und strich mit der Hand über den kaputten Stein. Er zerbröckelte. »Dieser Stein ist so weich wie Bimsstein!«

»Elantris«, sagte Galladon. »Hier zerfällt alles schnell.«

»Ja, aber Marmor?«

»Alles. Menschen ebenso.«

Raoden hieb mit einem anderen Stein auf die kaputte Mauer ein. Bei dem Schlag fielen unzählige kleine Teilchen und Splitter zu Boden.

»Irgendwie hängt das alles zusammen, Galladon. Das Dor ist mit Elantris verbunden, ganz genauso, wie es mit Arelon selbst verbunden ist.«

»Aber warum würde das Dor dies tun, Sule?«, wollte Galladon

kopfschüttelnd wissen. »Warum die Stadt zerstören?«

»Vielleicht ist es nicht das Dor«, sagte Raoden. »Vielleicht ist es die plötzliche Abwesenheit des Dors. Die Magie - das Dor - ist Teil der Stadt gewesen. Jeder Stein erglänzte in seinem eigenen Licht. Als diese Kraft verschwand, war die Stadt auf einmal hohl. Wie die liegen gelassene Schale eines Meerestieres, das zu groß für sie geworden ist. Die Steine sind leer.«

»Wie kann ein Stein leer sein?«, meinte Galladon skeptisch.

Raoden brach ein weiteres Stück von dem Marmor ab und zerbröselte es zwischen den Fingern. »So, mein Freund. Der Stein war so lange Zeit von dem Dor durchdrungen, dass die Reod ihn hoffnungslos geschwächt hat. Diese Stadt ist im Grunde ein Leichnam - sein Geist ist fort.«

Mareshe kam erschöpft herbeigeeilt und unterbrach das Gespräch.

»Mylord Lebensgeist!«, rief er eindringlich.

»Was gibt es?«, wollte Raoden besorgt wissen. »Wieder ein Angriff?«

Mareshe schüttelte den Kopf, blickte verwirrt drein. »Nein.

Etwas anderes, Mylord. Wir können uns keinen Reim darauf machen. Eine Invasion.«

»Wer steckt dahinter?«

Mareshe lächelte fast, dann zuckte er die Schultern. »Wir glauben, sie ist eine Prinzessin.«

Raoden kauerte auf dem Dach, Galladon neben ihm. Man hatte das Gebäude in einen Aussichtsturm verwandelt, um beim Stadttor nach Neuankömmlingen Ausschau zu halten. Von diesem guten Aussichtspunkt aus konnte er fabelhaft überblicken, was auf dem Platz vor sich ging.

Oben auf der Stadtmauer von Elantris hatte sich eine Menschenmenge versammelt. Das Tor stand offen. Dieser Umstand allein war schon unglaublich. Normalerweise wurde das Tor sofort wieder zugezogen, nachdem man Neuankömmlinge in die Stadt geworfen hatte; als hätten die Wachen Angst, es auch nur einen einzigen Augenblick offen stehen zu lassen.

Doch vor dem Tor war etwas zu sehen, was sogar noch verblüffender war. Mitten auf dem Platz stand ein großer, von Pferden gezogener Karren, an dessen Seite sich etliche gut angezogene Männer drängten. Nur ein einziger Mensch schien sich von dem Anblick, den Elantris bot,

nicht im Geringsten einschüchtern zu lassen: eine große Frau mit langen blonden Haaren. Sie trug ein gerade geschnittenes, langes braunes Kleid und eine schwarze Binde um den rechten Arm. Einen Arm hatte sie erhoben und tätschelte den Hals eines der Pferde, das unruhig war. Aus ihrem scharf geschnittenen Gesicht blickten kluge Augen, und sie betrachtete abschätzend den schmutzigen, mit schleimigem Dreck bespritzten Platz.

Raoden atmete aus. »Ich habe sie nur per Seon gesehen«, murmelte er.

»Ich wusste nicht, dass sie so wunderschön ist.«

»Du kennst sie, Sule?«, fragte Galladon überrascht.

»Ich .. • glaube, ich bin mit ihr verheiratet. Das kann nur Sa rene sein, die Tochter König Eventeos von Teod.«

»Was macht sie hier?«, wollte Galladon wissen.

»Noch viel wichtiger«, erwiderte Raoden, »was macht sie hier mit einem Dutzend der einflussreichsten arelischen Adligen? Der ältere Herr recht weit hinten ist Herzog Roial. Manche behaupten, er sei der zweitmächtigste Mann im ganzen Königreich.«

Galladon nickte. »Und gehe ich recht in der Annahme, dass es sich bei dem jungen Jindo um Shuden, den Baron der Kaaplantage handelt?«

Raoden lächelte. »Ich dachte, du seist ein einfacher Bauer.«

»Shudens Karawanenstraße führt mitten durch Duladel, Sule. Es gibt keinen einzigen Dula auf der ganzen Welt, der nicht seinen Namen kennt.«

»Ach so«, sagte Raoden. »Die Grafen Ahan und Eondel sind ebenfalls da. Was in Domis Namen führt diese Frau im Schilde?«

Als antwortete sie auf Raodens Frage, beendete Sarene ihre Begutachtung von Elantris. Sie drehte sich um und trat an die Rückseite des Karrens, wobei sie ungeduldig die sorgenvollen Adligen verscheuchte. Dann hob sie die Hand und schlug die Plane zurück, sodass die Wagenladung sichtbar wurde.

Der Karren war voll mit Lebensmitteln.

»Idos Domi!«, fluchte Raoden. »Galladon, wir stecken in Schwierigkeiten.«

Galladon betrachtete ihn stirnrunzelnd. Sein Blick war hungrig. »Was im Namen der Doloken faselst du da, Sule? Das sind Lebensmittel. Und meine Intuition verrät mir, dass sie das Zeug an uns verteilen wird. Was

könnte daran verkehrt sein?«

»Das muss ihre Witwenprüfung sein«, sagte Raoden. »Nur eine Fremde könnte auf den Gedanken kommen, Elantris zu betreten.«

»Sule«, meinte Galladon rasch. »Erklär mir, was du meinst.«

»Es ist nicht der richtige Zeitpunkt«, erklärte Raoden. »Unsere Leute fangen gerade an, sich ein Stückchen unabhängig zu fühlen. Sie beginnen, sich auf die Zukunft zu konzentrieren und nicht mehr an ihre Schmerzen zu denken. Wenn ihnen jetzt jemand Essen austeilte, werden sie alles andere vergessen. Kurze Zeit werden sie satt sein, aber Witwenprüfungen dauern nur ein paar Wochen. Danach ist wieder alles beim Alten: die Schmerzen, der Hunger und das Selbstmitleid. Meine Prinzessin da draußen könnte alles ruinieren, was wir uns erarbeitet haben.«

»Du hast recht«, stimmte Galladon ihm zu. »Ich hatte beinahe vergessen, wie hungrig ich war, bis ich die Lebensmittel gesehen habe.«

Raoden stöhnte.

»Was?«

»Was geschieht, wenn Shaor hiervon Wind bekommt? Ihre Männer werden wie ein Wolfsrudel über den Karren herfallen. Es ist nicht abzusehen, wie viel Schaden es anrichten könnte, wenn einer von ihnen einen Grafen oder einen Baron umbringt. Mein Vater duldet Elantris nur, weil er sich keine Gedanken darum zu machen braucht. Wenn jedoch ein Elantrier einen seiner Adligen umbringt, könnte er ohne Weiteres auf den Gedanken verfallen, uns allesamt auszulöschen.«

In den Gassen um den Platz erschienen Menschen. Von Shaors Barbaren schien keiner dabei zu sein. Es waren die müden, erbärmlichen Gestalten der Elantrier, die immer noch allein lebten und wie Schatten durch die Stadt geisterten. Immer mehr von ihnen hatten sich Raoden angeschlossen; doch nun, da es Essen umsonst gab, würde er den Rest niemals für sich gewinnen. Sie würden ohne Sinn und Zweck weiter vor sich hin vegetieren, verloren in ihren Schmerzen und ihrer Verdammnis.

»Ach, meine wunderbare Prinzessin«, flüsterte Raoden. »Wahrscheinlich meinst du es gut, aber diesen Menschen Nahrung zu geben ist das Schlimmste, was du ihnen antun kannst.«

Mareshe wartete am Fuß der Treppe. »Habt Ihr sie gesehen?«, fragte er begierig.

»Ja«, sagte Raoden.

»Was will sie?«

Bevor Raoden antworten konnte, schallte eine weibliche Stimme von dem Platz herüber. »Ich möchte mit den Tyrannen dieser Stadt sprechen, die sich Aanden, Karata und Shaor nennen. Stellt Euch bei mir ein.«

»Woher ... ?«, entfuhr es Raoden überrascht.

»Bemerkenswert gut informiert, nicht wahr?«, stellte Mareshe fest.

»Wenn auch nicht ganz auf dem neuesten Stand«, fügte Galladon hinzu. Raoden knirschte mit den Zähnen und dachte blitzschnell nach.

»Mareshe, schickt einen Boten zu Karata. Sie soll uns in der Universität treffen.«

»Ja, Mylord«, sagte der Mann und winkte einen Botenjungen herbei.

»Ach«, meinte Raoden, »und Saolin soll die Hälfte seiner Soldaten mitnehmen und uns ebenfalls dort treffen. Er wird Shaors Männer im Auge behalten müssen.«

»Ich könnte sie persönlich holen, wenn Mylord wünschen«, schlug Mareshe vor, der jede Gelegenheit nutzte, einen guten Eindruck zu machen.

»Nein«, sagte Raoden. »Ihr müsst Euch darauf einstellen, Aanden zu sein.«

## Kapitel 23

Shuden und Eondel hatten beide darauf bestanden, sie zu begleiten. Eondel hatte eine Hand am Schwert, das er wie gewöhnlich bei sich trug, egal, was die arelischen Anstandsregeln dazu sagten. Er betrachtete ihren Führer mit dem gleichen Misstrauen wie den Begleittrupp der elantrischen Stadtwache. Nach außen hin wirkten die Wächter relativ unbekümmert, als sei das Betreten der Stadt Elantris ein alltägliches Ereignis. Sarene konnte ihre Besorgnis jedoch spüren.

Anfangs waren alle dagegen gewesen. Es war undenkbar, dass Sarene sich in die Tiefen von Elantris locken lassen würde, um Despoten zu treffen. Doch sie war fest entschlossen, den Beweis anzutreten, dass die Stadt harmlos war. Sie konnte schlecht vor einem kurzen Marsch ins Stadttinnere zurückschrecken, wenn sie die übrigen Adligen davon überzeugen wollte, sich durch das Tor zu wagen.

»Wir sind gleich da«, sagte der Führer. Es war ein großer Mann, etwa so groß wie Sarene, wenn sie Schuhe mit hohen Absätzen trug. Die grauen Hautpartien waren ein wenig heller als die der anderen Elantrier, die sie bisher zu Gesicht bekommen hatte. Allerdings wusste sie nicht, ob das bedeutete, dass er früher hellhäutig gewesen war, oder ob es einfach darauf schließen ließ, dass er kürzere Zeit als die Übrigen in Elantris verbracht hatte. Sein ovales Gesicht war vielleicht einmal schön gewesen, bevor die Shaod es zerstört hatte. Er war kein Diener; dazu war sein Gang zu stolz. Sarene nahm an, dass er zwar den einfachen Boten mimte, in Wirklichkeit jedoch ein getreuer Gefolgsmann eines der elantrischen Bandenanführer war.

»Wie heißt Ihr?«, fragte sie in bewusst nichts sagendem Tonfall. Er gehörte einer der drei Gruppen an, die laut Ashes Quellen wie Kriegsherren über die Stadt herrschten und die Menschen versklavten, die neu in die Stadt geworfen wurden.

Der Mann antwortete nicht sofort. »Man nennt mich Lebensgeist«, sagte er schließlich.

Ein seltsamer Name, dachte Sarene, für einen Mann, der nur mehr ein Schatten dessen ist, was er einmal gewesen sein muss.

Sie näherten sich einem gewaltigen Bauwerk, das dem Mann namens

Lebensgeist zufolge früher einmal die Universität von Elantris gewesen war. Sarene betrachtete das Gebäude mit kritischem Blick. Es war von der gleichen eigenartigen, bräunlich grünen Schmutzschicht überzogen, die auch die restliche Stadt bedeckte, und selbst wenn das Bauwerk früher einmal prachtvoll gewesen sein mochte, war es nun nichts weiter als eine Ruine unter vielen. Sarene zögerte, als ihr Führer das Gebäude betrat. Ihrer Einschätzung nach würde das obere Stockwerk in nicht allzu ferner Zukunft einstürzen.

Sie warf Eondel einen Blick zu. Der ältere Mann war besorgt und rieb sich nachdenklich das Kinn. Dann zuckte er mit den Schultern und nickte Sarene zu. *Wenn wir schon einmal so weit gekommen sind ...*, schien er ihr bedeuten zu wollen.

Daraufhin führte Sarene die Gruppe aus Freunden und Soldaten in das Gebäude, wobei sie sich redlich Mühe gab, nicht an die durchhängende Decke zu denken.

Glücklicherweise mussten sie sich nicht weit vorwagen. An der Rückwand des ersten Raumes stand eine Gruppe Elantrier, deren dunkelhäutige Gesichter in dem trüben Licht kaum zu erkennen waren. Zwei standen auf etwas, was wie die Trümmer eines umgestürzten Tisches aussah, sodass sie die anderen um einen guten Kopf überragten. »Aanden?«, fragte Sarene.

»Und Karata«, erwiderte die zweite Gestalt, bei der es sich anscheinend um eine Frau handelte, obwohl sie sich aufgrund des kahlen Schädels und der runzeligen Haut kaum von einem Mann unterscheiden ließ.

»Was wollt Ihr?«

»Soviel ich weiß, seid Ihr verfeindet«, argwöhnte Sarene.

»Uns sind kürzlich die Vorteile eines Bündnisses klar geworden«, sagte Aanden. Er war ein kleiner Mann mit wachsamen Augen. Sein schmales, verschrumpeltes Gesicht erinnerte an ein Nagetier. Das wichtigtuertische Gehabe des Mannes überraschte Sarene nicht weiter.

»Und der Mann namens Shaor?«, erkundigte sich Sarene.

Karata lächelte. »Einer der eben erwähnten Vorteile.«

»Tot?«

Aanden nickte. »Wir herrschen jetzt über Elantris, Prinzessin. Was wollt Ihr?«

Sarene antwortete nicht sofort. Sie hatte vorgehabt, die drei



verschiedenen Bandenanführer gegeneinander auszuspielen. Einem vereinten Feind würde sie anders gegenüberreten müssen. »Ich möchte Euch bestechen«, sagte sie freimütig.

Die Frau hob interessiert eine Augenbraue, doch der kleine Mann schnaubte nur verächtlich. »Wozu brauchen wir schon Eure Bestechungsgelder, Weib?«

Sarene hatte dieses Spielchen schon viel zu oft gespielt. Aanden wirkte desinteressiert, offensichtlich ein Mann, der nicht an ernsthafte politische Verhandlungen gewöhnt war. Im Laufe ihrer Arbeit beim diplomatischen Korps ihres Vaters war sie Dutzende Male Männern wie ihm begegnet - und sie war sie gründlich leid.

»Seht mal«, sagte Sarene, »reden wir doch einfach offen miteinander. Offensichtlich seid Ihr nicht sehr gut im Verhandeln, also wäre es reine Zeitverschwendung, lange herumzudiskutieren. Ich möchte den Einwohnern von Elantris Nahrungsmittel bringen, und Ihr werdet Euch mir widersetzen, weil Ihr denkt, das würde Eure Machtposition schwächen. In diesem Augenblick überlegt Ihr Euch wahrscheinlich gerade, wie Ihr es anstellen könnt, zu kontrollieren, wer von meinen Gaben profitiert und wer nicht.«

Der Mann wand sich unbehaglich, und Sarene lächelte. »Deshalb werde ich Euch bestechen. Was wollt Ihr dafür, dass Ihr die Leute ungehindert herkommen und Essen holen lasst?«

Aanden stockte. Offensichtlich war er sich nicht sicher, wie er fortfahren sollte. Doch die Frau sprach bestimmt: »Ihr habt einen Schreiber, der unsere Forderungen notieren kann?«

»Ja.« Sarene bedeutete Shuden, Papier und Kohlestift zu zücken. Die Liste war äußerst umfangreich, sogar noch länger, als Sarene erwartet hatte.

Lind sie beinhaltete etliche merkwürdige Posten. Sarene hatte angenommen, sie würden Waffen fordern, vielleicht sogar Gold. Karatas Forderungen fingen jedoch mit Tuch an, umfassten außerdem verschiedene Getreidesorten, Stahlbleche, Holzlatten, Stroh und schließlich Öl. Die Botschaft war deutlich: Die Herrschaft über Elantris hing nicht von Gewalt oder Reichtum ab, sondern davon, dass man die lebensnotwendigen Bedürfnisse stillen konnte.

Kurz angebunden stimmte Sarene den Forderungen zu. Hätte sie es nur

mit Aanden zu tun gehabt, hätte sie ihn heruntergehandelt, aber diese Karata war eine direkte, unbeirrbar Frau - die Art, die ungeduldig wurde, wenn man das Schachern anfing.

»Ist das alles?«, fragte Sarene, während Shuden die letzte Forderung notierte.

»Das sollte für die ersten paar Tage genügen«, sagte Karata.

Sarene verengte die Augen zu Schlitzern. »Gut. Aber es gibt da eine Regel, an die Ihr Euch halten müsst. Ihr dürft niemandem verbieten, den Platz zu betreten. Herrscht von mir aus als Despoten, aber lasst die Menschen wenigstens mit vollem Magen leiden.«

»Ihr habt mein Wort«, sagte Karata. »Ich werde niemanden zurückhalten.«

Sarene nickte und gab mit einem Wink zu verstehen, dass das Treffen beendet sei. Karata bestimmte einen Führer, der sie zurück zum Stadttor bringen sollte. Diesmal war es nicht Lebensgeist. Er blieb zurück und trat auf die beiden Stadttyrannen zu, als Sarene das Gebäude verließ.

»War das gut genug, Mylord?«, wollte Mareshe eifrig wissen.

»Mareshe, das war perfekt«, erwiderte Raoden, der zufrieden der Prinzessin nachblickte.

Mareshe lächelte bescheiden. »Nun, Mylord, ich tue mein Bestes. Ich habe nicht viel Erfahrung im Schauspielern, aber ich denke, ich habe einen absolut entschlossenen und Furcht einflößenden Anführer abgegeben.«

Raoden erhaschte einen Blick von Karata. Die bärbeißige Frau musste sich große Mühe geben, um nicht in Gelächter auszubrechen. Der wichtigsterische Kunsthandwerker war tatsächlich perfekt gewesen - weder entschlossen noch Furcht einflößend. Die Menschen außerhalb von Elantris hielten die Stadt für ein gesetzloses Reich, das von rauen, diebischen Despoten beherrscht wurde. Gemeinsam hatten Mareshe und Karata genau das vorgestellt, was die Prinzessin und ihre Begleiter zu sehen erwartet hatten.

»Sie hat etwas gergewöhnt, Sule«, stellte Galladon fest, der aus den Schatten an der Seite des Zimmers heraustrat.

»Ja, aber sie weiß nicht, was«, erwiderte Raoden. »Lass sie nur den Verdacht hegen, dass ›Aanden‹ und Karata sie an der Nase herumführen. Das wird nichts schaden.«

Galladon schüttelte leicht den Kopf. Sein kahler Schädel glänzte in dem dämmerigen Licht. »Warum das alles? Warum bringen wir sie nicht in die Kapelle und zeigen ihr, wer wir wirklich sind?«

»Das würde ich gern, Galladon«, sagte Raoden. »Aber wir können es uns nicht leisten, unser Geheimnis zu verraten. Die Menschen in Arelon dulden Elantris, weil die Elantrier so bedauernswert sind. Sollten sie entdecken, dass wir dabei sind, eine zivilisierte Gesellschaft aufzubauen, werden ihre Ängste zutage treten. Eine Menge stöhnender Kreaturen ist das eine, ein Heer von Ungeheuern, die sich nicht töten lassen, ist etwas ganz anderes.«

Karata nickte schweigend. Galladon, der ewige Skeptiker, schüttelte nur den Kopf, als sei er sich nicht sicher, was er von der Sache halten sollte. »Tja, auf jeden Fall ist diese Sarene sehr entschlossen. Kolo?«, fragte er schließlich.

»Allerdings«, pflichtete Raoden ihm bei. Dann fügte er belustigt hinzu:

»Und ich glaube nicht, dass sie mich sonderlich mag.«

»Sie denkt, du seist der Lakai eines Tyrannen«, bemerkte Karata.

»Erwartest du da, dass sie dich mag?«

»Stimmt«, sagte Raoden. »Trotzdem bin ich der Ansicht, dass wir unserer Abmachung eine Klausel hinzufügen sollten: Ich darf immer anwesend sein, wenn sie das Essen verteilt. Ich möchte unsere wohltätige Prinzessin im Auge behalten. Sie scheint mir die Art Frau zu sein, die bei all ihren Unternehmungen immer mehrere Motive verfolgt. Und ich frage mich, was sie dazu bewegt hat, ihre Witwenprüfung hier in Elantris abzulegen.«

»Das ist gut gelaufen«, sagte Eondel, den Blick auf ihren Führer gerichtet, der wieder in Elantris verschwand.

»Ihr seid gut dabei weggekommen«, stimmte Shuden ihm zu. »Die Dinge, die sie verlangt haben, lassen sich ohne größere Ausgaben aufreiben.«

Sarene nickte kaum merklich. Sie strich mit den Fingern an der Seite des Holzkarrens entlang. »Ich hasse es nur, mit solchen Leuten zu verhandeln.«

»Vielleicht urteilt Ihr zu streng«, sagte Shuden. »Sie haben gar nicht so sehr wie Tyrannen gewirkt, sondern vielmehr wie Leute, die das Beste aus einem sehr schwierigen Leben zu machen versuchen.«

Sarene schüttelte den Kopf. »Ihr solltet ein paar der Geschichten hören, die Ashe mir erzählt hat, Shuden. Die Wachen sagen, wenn neue Elantrier in die Stadt geworfen werden, stürzen sich die Banden wie Haifische auf sie. Die wenigen Nahrungsmittel, die in die Stadt gelangen, enden bei den Bandenführern, die die übrigen Menschen einfach hungern lassen.«

Shuden zog eine Augenbraue empor und blickte zu den elantrischen Stadtwächtern hinüber, die Sarenes Hauptinformationsquelle darstellten. Die Männer lehnten träge auf ihre Speere gestützt und sahen desinteressiert zu, wie die Adligen anfangen, den Karren zu entladen. »Na gut«, räumte Sarene ein. Sie kletterte auf den Karren und reichte Shuden eine Kiste mit Gemüse. »Vielleicht ist das nicht die zuverlässigste Quelle, aber wir haben den Beweis vor Augen.« Sie machte eine ausholende Geste in Richtung der ausgemergelten Gestalten, die sich in den Seitenstraßen drängten. »Seht Euch ihre tief liegenden Augen an und die ängstliche Art, wie sie sich bewegen. Das sind Menschen, die in Angst leben, Shuden. Ich habe das bereits in Fjorden, Hrovell und einem halben Dutzend anderer Länder mit angesehen. Ich weiß, wie ein unterdrücktes Volk aussieht.«

»Stimmt«, gab Shuden zu und nahm Sarene die Kiste ab, »aber die sogenannten Anführer sahen mir nicht viel besser aus. Vielleicht sind sie keine Unterdrücker, sondern gehören selbst zu den Unterdrückten.«

»Vielleicht«, sagte Sarene.

»Mylady«, protestierte Eondel, als Sarene eine weitere Kiste emporhob und an Shuden weiterreichte. »Ich wünschte, Ihr würdet beiseite treten und uns die Kisten tragen lassen. Es ziemt sich einfach nicht.«

»Das schaffe ich schon, Eondel«, sagte Sarene und reichte ihm eine Kiste. »Es gibt einen guten Grund, weswegen ich keine Dienstboten mitgebracht habe: Ich wollte, dass wir alle Hand anlegen. Euch eingeschlossen, Mylord«, fügte Sarene hinzu und nickte Ahan zu, der einen schattigen Ruheplatz in der Nähe des Tores gefunden hatte. Ahan erhob sich seufzend und watschelte in den Sonnenschein. Für einen Tag so nahe am Frühlingsanfang war es außergewöhnlich heiß geworden, und die Sonne brannte auf sie herab. Allerdings hatte nicht einmal diese Hitze es vermocht, den allgegenwärtigen elantrischen Schmutz zu trocknen.

»Ich hoffe, Ihr wisst mein Opfer zu schätzen, Sarene«, rief Ahan.

»Dieser Schleim ruiniert mir völlig den Umhang!«

»Geschieht Euch recht.« Sarene reichte dem Grafen eine Kiste mit gekochten Kartoffeln. »Ich habe Euch doch gesagt, Ihr sollt keine teuren Sachen anziehen.«

»Ich besitze nur teure Sachen, meine Liebe«, sagte Ahan und nahm die Kiste mit verdrossener Miene entgegen.

»Wollt Ihr damit etwa sagen, dass Ihr tatsächlich Geld für das Gewand gezahlt habt, das Ihr zu Neodens Hochzeit getragen habt?«, fragte Roial, der lachend zu ihnen trat. »Bis dahin war mir nicht klar gewesen, dass es so einen Orangeton überhaupt gibt, Ahan.«

Die Miene des Grafen verdüsterte sich, und er schleppte seine Kiste zur Vorderseite des Karrens. Sarene reichte Roial keine Kiste, und er machte auch keine Anstalten, eine entgegenzunehmen. Als jemand vor ein paar Tagen bemerkt hatte, dass der Herzog humpelte, hatte der ganze Hof von nichts anderem gesprochen. Es gingen Gerüchte um, er sei eines Morgens beim Aufstehen gestürzt. Bei Roials lebhafter Art vergaß man allzu leicht, dass er in Wirklichkeit ein sehr alter Mann war.

Sarene verfiel in einen gewissen Rhythmus und reichte eine Kiste nach der anderen an Hände weiter, die sich ihr entgegenstreckten. Deshalb merkte sie zuerst auch nicht, dass sich eine neue Gestalt zu ihnen gesellt hatte. Bei einer der letzten Kisten sah sie zufälligerweise zu dem Mann auf, der die Last entgegennahm. Beinahe hätte sie erschrocken die Kiste fallen lassen, als sie sein Gesicht erkannte.

»Ihr!«, sagte sie verblüfft.

Der Elantrier namens Lebensgeist lächelte und nahm ihr die Kiste aus den erstarrten Fingern. »Ich habe mich schon gefragt, wie lange es dauern würde, bis Ihr meine Anwesenheit bemerkt.«

»Wie lange ...«

»Ach, vor etwa zehn Minuten«, erwiderte er. »Ich bin kurz, nachdem Ihr mit dem Entladen angefangen habt, hergekommen.«

Lebensgeist trug die Kiste zu dem Stapel mit den übrigen Kisten. Sarene stand vor Verblüffung stumm auf dem hinteren Ende des Karrens. Sie musste seine dunklen elantrischen Hände mit Shudens braunen Händen verwechselt haben!

Als Eondel sich vor ihr räusperte, merkte Sarene entgeistert, dass er auf

eine Kiste wartete. Rasch gab sie ihm eine.

»Warum ist *der* hier?«, rätselte sie, als sie die Kiste in Eondels Arme fallen ließ.

»Er behauptet, sein Herr habe ihm befohlen, die Verteilung im Auge zu behalten.

Anscheinend traut Aanden Euch ungefähr genauso weit über den Weg wie Ihr ihm.« Sarene reichte die letzten beiden Kisten weiter und sprang dann von dem Karren.

Doch sie kam ungünstig auf dem Kopfsteinpflaster auf und rutschte auf der Schmutzschicht aus. Mit einem Aufschrei fiel sie nach hinten, wobei sie mit den Armen durch die Luft ruderte.

Glücklicherweise packten sie zwei Hände und zogen sie wieder nach oben. »Vorsicht«, warnte Lebensgeist. »Das Gehen in Elantris ist ein wenig gewöhnungsbedürftig.«

Sarene entzog sich seinem hilfreichen Griff. »Danke«, murmelte sie mit höchst unprinzessinnenhafter Stimme.

Lebensgeist zog eine Augenbraue empor, dann trat er neben die arelischen Lords.

Mit einem Seufzen rieb Sarene sich die Stelle an ihrem Ellbogen, an der er sie gehalten hatte. Seine Berührung hatte etwas merkwürdig Zärtliches an sich gehabt. Sie schüttelte den Kopf, um derartige Phantasien zu verjagen. Im Moment verlangte Wichtigeres nach ihrer Aufmerksamkeit: Die Elantrier kamen nicht näher.

Mittlerweile waren es mehr, vielleicht fünfzig, die sich zaudernd wie eine Schar Vögel in den Schatten zusammendrängten. Bei manchen handelte es sich offensichtlich um Kinder, doch bei den meisten ließ sich das Alter nicht bestimmen. Die elantrische runzelige Haut ließ sie alle so alt wie Roial aussehen. Keiner näherte sich den Lebensmitteln.

»Warum kommen sie nicht her?«, wollte Sarene verwirrt wissen.

»Sie haben Angst«, sagte Lebensgeist. »Und sie können es nicht glauben. So viel Essen muss wie Einbildung wirken - ein teuflischer Streich, den ihr Verstand ihnen bestimmt schon Hunderte Male gespielt hat.« Er sprach leise, ja sogar mitleidsvoll.

Seine Worte klangen nicht nach einem despotischen Kriegsherrn.

Lebensgeist bückte sich und wählte eine Rübe aus einer der Kisten aus. Er hielt sie sanft und starrte sie an, als könne er selbst kaum glauben,

dass sie tatsächlich da war. In seinem Blick lauerte Gier - der Hunger eines Mannes, der schon seit Wochen nichts Richtiges zu essen bekommen hatte. Verdutzt stellte Sarene fest, dass dieser Mann genauso ausgehungert war wie die anderen, trotz seiner Vorzugsstellung. Und er hatte geduldig geholfen, etliche Kisten voll Nahrungsmitteln von dem Karren zu laden.

Endlich hob Lebensgeist die Rübe an den Mund und biss hinein. Es gab ein Knacken, und Sarene konnte sich gut vorstellen, wie sie schmecken musste: roh und bitter. Doch wenn man nach seinem Blick ging, handelte es sich um eine Köstlichkeit.

Dass Lebensgeist die Nahrung annahm, schien Eindruck auf die anderen zu machen, denn die Menschenmenge drängte auf einmal vorwärts. Da wurden die elantrischen Wachsoldaten aufmerksam. Sie umzingelten Sarene und die anderen hastig, die langen Speere drohend von sich gestreckt.

»Lasst ein wenig Platz, hier vor den Kisten«, befahl Sarene.

Die Wachen traten beiseite, sodass jeweils ein paar Elantrier auf einmal herantreten konnten. Sarene und die Lords standen hinter den Kisten und verteilten Nahrungsmittel an die erschöpften Bittsteller. Selbst Ahan hörte mit seinem Genörgele auf, als er sich ans Werk machte und unter feierlichem Schweigen Essen ausgab. Sarene sah, wie er einen Beutel an ein Wesen reichte, bei dem es sich um ein kleines Mädchen handeln musste, obgleich es einen kahlen Schädel und von Falten zerfurchte Lippen hatte. Das Mädchen lächelte mit einer Unschuld, die nicht zu seinem Aussehen passen wollte.

Dann huschte es davon. Ahan hielt einen Augenblick inne, bevor er in seiner Tätigkeit fortfuhr.

*Es funktioniert*, dachte Sarene erleichtert. Wenn sie Ahan rühren konnte, würde es ihr vielleicht beim restlichen Hof ebenfalls gelingen.

Während Sarene weiterarbeitete, bemerkte sie, dass der Mann namens Lebensgeist im Rücken der Menschenmenge stand. Nachdenklich fasste er sich ans Kinn und betrachtete sie. Er wirkte ... besorgt. Aber warum? Worum musste er sich Sorgen machen? In diesem Moment, als Sarene ihm in die Augen starrte, erkannte sie die Wahrheit. Er war kein Gefolgsmann. Er war der Anführer, und aus irgendeinem Grund hatte er das Gefühl, diesen Umstand vor ihr verbergen zu müssen.

Also tat Sarene genau das, was sie immer tat, wenn sie erfuhr, dass jemand ein Geheimnis vor ihr verbarg. Sie versuchte herauszufinden, um was es sich bei diesem Geheimnis handelte.

»Etwas stimmt nicht mit ihm, Ashe«, sagte Sarene, die vor dem Palast stand und zusah, wie der leere Karren fortgezogen wurde. Es war kaum zu glauben, dass sie einen Mittag lang geschuftet hatten und dabei doch nicht viel herausgekommen war. Bis morgen Mittag würde das Essen spätestens vertilgt sein - wenn es nicht jetzt schon verspeist war.

»Mit wem, Mylady?«, fragte Ashe. Er hatte die Essensausgabe oben von der Mauer aus beobachtet, nicht weit entfernt von der Stelle, von der aus Iadon dem Geschehen zusah. Selbstverständlich hatte Ashe sie begleiten wollen, aber sie hatte es verboten. Das Seon war ihre Hauptinformationsquelle, was Elantris und dessen Anführer betraf, und sie wollte nicht, dass man sie allzu leicht miteinander in Verbindung brachte.

»Unserem ursprünglichen Führer«, erklärte Sarene. Sie drehte sich um und schlenderte durch den gobelinbehangenen Eingangsbereich des königlichen Palasts. Sie konnte Iadons ausgesprochene Vorliebe für Gobelins nicht teilen.

»Dem Mann namens Lebensgeist?«

Sarene nickte. »Er hat so getan, als würde er die Befehle der anderen befolgen, aber er ist kein Diener. Aanden hat ihm im Laufe der Verhandlungen immer wieder Blicke zugeworfen, als wolle er sich bei ihm versichern. Meinst du, wir haben uns bei den Namen der Anführer geirrt?«

»Das ist möglich, Mylady«, gab Ashe zu. »Doch die Elantrier, mit denen ich gesprochen habe, schienen sich sehr sicher zu sein. Karata, Aanden und Shaor lauteten die Namen, die ich mindestens ein Dutzend Mal gehört habe. Einen Mann namens Lebensgeist hat niemand erwähnt.«

»Hast du in letzter Zeit mit diesen Leuten gesprochen?«, fragte Sarene.

»Ich habe meine Bemühungen auf die Wachleute konzentriert«, sagte Ashe und schwebte zur Seite, als ein Bote an ihm vorbeieilte. Die Leute neigten dazu, Seonen im Gegensatz zu menschlichen Dienern keinerlei Beachtung zu schenken. Ashe nahm dieses unhöfliche Verhalten ohne die geringste Klage hin und fuhr seelenruhig mit ihrem Gespräch fort.

»Die Elantrier wollten nicht mehr als Namen herausrücken, Mylady. Die



Wachmänner hingegen haben ihre Meinungen nur allzu gern zum Besten gegeben. Sie haben den ganzen Tag über nicht viel zu tun, außer die Stadt zu bewachen. Ihre Beobachtungen und die Namen habe ich kombiniert und an Euch weitergegeben.«

Sarene schwieg einen Augenblick und lehnte sich an eine Marmorsäule.

»Er hat etwas zu verbergen.«

»O je«, murmelte Ashe. »Mylady, meint Ihr nicht, dass Ihr Euch vielleicht ein wenig übernehmt? Ihr habt beschlossen, dem Gyorn die Stirn zu bieten, die Hofdamen von der patriarchalischen Unterdrückung zu befreien, die arelische Wirtschaft zu retten und Elantris mit Nahrung zu versorgen. Vielleicht solltet Ihr die List dieses einen Mannes auf sich beruhen lassen.«

»Du hast recht«, sagte Sarene. »Ich bin zu beschäftigt, um mich auch noch um ihn zu kümmern. Deshalb wirst *du* herausfinden, was er im Schilde führt.«

Ashe seufzte.

»Kehre in die Stadt zurück«, sagte Sarene. »Du musst dich bestimmt nicht sehr weit hineinwagen. Viele Elantrier hungern in der Nähe des Tores herum. Frage sie nach Lebensgeist und versuche, etwas über das Abkommen zwischen Karata und Aanden herauszubekommen.«

»Sehr wohl, Mylady.«

»Ich frage mich, ob wir Elantris eventuell falsch eingeschätzt haben«, sagte Sarene.

»Ich weiß nicht recht, Mylady«, meinte Ashe. »Es ist ein äußerst barbarischer Ort. Ich habe selbst etliche grauenhafte Taten mit angesehen, und mir sind die Auswirkungen anderer brutaler Akte aufgefallen. Jeder in der Stadt ist auf die eine oder andere Art verwundet; und dem allgemeinen Stöhnen nach zu schließen, handelt es sich um schwere Verletzungen. Kämpfen muss dort an der Tagesordnung sein.«

Sarene nickte geistesabwesend. Doch sie musste wieder an Lebensgeist denken und wie auffallend unbarbarisch er sich verhalten hatte. Er hatte die Lords beruhigt, indem er sich leutselig mit ihnen unterhalten hatte, als sei er nicht verdammt und als seien nicht sie es, die ihn weggesperrt hatten. Im Laufe des Nachmittags hatte sie regelrecht Sympathien für ihn entwickelt, obwohl sie die Sorge plagte, er könnte dabei sein, sie hinters Licht zu führen.

Deshalb hatte sie sich gegenüber Lebensgeist gleichgültig, ja beinahe kalt gegeben und hatte sich immer wieder ins Gedächtnis gerufen, dass viele Mörder und Tyrannen, wenn sie wollten, freundlich wirken konnten. Doch ihr Herz verriet ihr, dass dieser Mann aufrichtig war. Er verbarg etwas, wie alle Menschen, doch er wollte Elantris wirklich helfen. Aus irgendeinem Grund schien es ihm überdies besonders am Herzen zu liegen, was Sarene von ihm hielt.

Und auf dem Weg in Richtung ihrer Gemächer kostete es Sarene einige Überredungskunst, sich selbst davon zu überzeugen, dass es ihr gleichgültig war, was er von *ihr* hielt.

## Kapitel 24

Hrathen war heiß in seiner blutroten Rüstung mitten im grellen Sonnenschein. Ihn tröstete lediglich der Gedanke, wie beeindruckend er aussehen musste, während er auf der Mauer stand und seine Rüstung in der Sonne glänzte. Natürlich sah niemand zu ihm, denn alle waren damit beschäftigt, der hochgewachsenen teoischen Prinzessin dabei zuzusehen, wie sie ihr Essen verteilte.

Ihre Entscheidung, Elantris zu betreten, hatte in der Stadt Entsetzen ausgelöst, und die Genehmigung, die der König ihr schließlich erteilt hatte, ebenfalls. Schon früh hatte sich die elantrische Mauer gefüllt, und Adelige wie auch Kaufleute drängten sich auf dem offenen Laufgang oben auf der Mauer. Sie waren mit Mienen gekommen, als würden sie sich einen svordischen Haifischkampf ansehen. Die Leute lehnten sich über die Mauer, um die beste Sicht auf ein Spektakel zu haben, das ihrer Meinung nach in einer schrecklichen Katastrophe enden würde. Die Allgemeinheit ging davon aus, dass die elantrischen Wilden die Prinzessin kurz nach Betreten der Stadt in Stücke reißen würden, um sie anschließend zu verschlingen.

Resigniert beobachtete Hrathen, wie die Ungeheuer von Elantris ruhig herankamen und nicht die geringsten Anstalten machten, auch nur einen einzigen Wachmann zu verspeisen - geschweige denn die Prinzessin. Seine Dämonen weigerten sich, ihre Rolle zu erfüllen, und er konnte die Enttäuschung in den Gesichtern der Menge lesen. Der Schachzug der Prinzessin war ein Meisterstreich, und sie hatte Hrathens Teufel mit einem Schlag niedergemäht - mit einer tödlichen Waffe namens Wahrheit. Da nun Sarenes persönliche Adelsfreunde ihren Mut unter Beweis gestellt hatten, indem sie Elantris betreten hatten, würde der Stolz die Übrigen zwingen, es ihnen gleichzutun.

Der Hass auf Elantris würde sich verflüchtigen, denn die Menschen konnten nichts fürchten, was ihr Mitleid erregte.

Sobald klar wurde, dass an diesem Tag keine Prinzessin verspeist werden würde, begannen die Leute das Interesse zu verlieren, und einer nach dem anderen schlenderte unzufrieden die vielen Treppenstufen hinunter. Hrathen schloss sich den Leuten an und kletterte die Treppe

hinab. Dann richtete er seine Schritte auf die derethische Kapelle in der Stadtmitte von Kae. Da bremste eine Kutsche neben ihm. Hrathen erkannte das Aon an der Seite der Kutsche: Aon Rii.

Die Kutsche kam zum Stehen, und die Tür ging auf. Hrathen zögerte einen Augenblick, dann stieg er ein und ließ sich gegenüber von Herzog Telrii nieder.

Der Herzog war offensichtlich alles andere als erfreut. »Ich habe Euch wegen dieser Frau gewarnt. Jetzt werden die Leute Elantris niemals hassen. Und wenn sie Elantris nicht hassen, werden sie den Shu-Korath auch nicht hassen.«

Hrathen winkte ab. »Die Bemühungen dieses Mädchens sind belanglos.«  
»Das begreife ich nicht.«

»Wie lange kann sie damit fortfahren?«, fragte Hrathen. »Ein paar Wochen, höchstens einen Monat lang? Im Moment sind ihre Ausflüge etwas Neues, aber das wird sich schon bald wieder legen. Ich bezweifle, dass sich in Zukunft viele Adelige bereit erklären werden, sie zu begleiten, selbst wenn sie versuchen sollte, diese Fütterungen beizubehalten.«

»Der Schaden ist geschehen«, meinte Telrii beharrlich.

»Wohl kaum«, sagte Hrathen. »Lord Telrii, ich bin gerade einmal seit ein paar Wochen in Arelon. )a, die Frau hat uns eine Schlappe erteilt, aber das ist nichts weiter als eine kleine Unannehmlichkeit. Ihr wisst so gut wie ich, dass der Adel ein wankelmütiges Trüppchen ist. Was meint Ihr, wie lange es dauern wird, bis die Adelige ihre Besuche in Elantris vergessen haben werden?«

Telrii sah nicht überzeugt aus.

»Außerdem«, versuchte Hrathen es mit einer anderen Taktik, »ist meine Arbeit in Sachen Elantris bloß ein kleiner Teil unseres Planes gewesen. Wir sollten unser Augenmerk darauf richten, wie unsicher Iadon auf seinem Thron sitzt angesichts der peinlichen Situation, in die er zu Beginn der nächsten Steuerperiode geraten wird.«

»Der König hat letztens neue Verträge mit Teod geschlossen«, sagte Telrii.

»Sie werden nicht ausreichen, um seine Verluste auszugleichen«, sagte Hrathen wegwerfend. »Seine Finanzen sind lahm gelegt. Die Adelige werden niemals zu einem König halten, der darauf besteht, dass ihr

Vermögen nicht absinkt, der bei sich selbst aber mit einem anderen Maß misst.

Bald können wir anfangen, Gerüchte über die prekäre finanzielle Lage des Königs in Umlauf zu setzen. Die meisten hochrangigen Adligen sind selbst Kaufleute und können in Erfahrung bringen, wie es ihrer Konkurrenz ergeht. Sie werden herausfinden, wie schlecht es Iadon geht, und sie werden anfangen, sich zu beschweren.«

»Beschwerden werden mich nicht auf den Thron bringen«, sagte Telrii.

»Ihr werdet Euch noch umsehen«, meinte Hrathen. »Abgesehen davon, werden wir zur selben Zeit in Umlauf bringen, dass Ihr Arelon ein lukratives Handelsabkommen mit dem Osten bescheren würdet, solltet Ihr je den Thron besteigen. Ich kann Euch mit den nötigen Dokumenten versorgen. Es wird Geld genug für alle geben - und das ist etwas, was Iadon nicht zustande gebracht hat. Euer Volk weiß, dass das Land am Rande des finanziellen Ruins steht. Fjorden kann Euch davor bewahren.«  
Telrii nickte langsam.

Ja, Telrii, dachte Hrathen innerlich seufzend, das versteht Ihr, nicht wahr? Wenn wir den Adel nicht bekehren können, können wir ihn immer noch kaufen.

Die Taktik war nicht so sicher, wie Hrathen vorgab, aber die Erklärung würde Telrii zufrieden stellen, während Hrathen andere Pläne ersann. Sobald bekannt würde, dass der König bankrott war und Telrii reich, würden gewisse andere ... Schwierigkeiten, in die die Regierung geriet, für einen komplikationslosen - wenn auch etwas plötzlichen - Machtwechsel sorgen.

Die Prinzessin hatte den falschen Plan durchkreuzt. Iadons Thron würde unter ihm zusammenbrechen, noch während sie Nahrungsmittel an die Elantrier verteilte und sich gescheit vorkam, weil sie Hrathens Plan vereitelte.

»Ich warne Euch, Hrathen«, meinte Telrii jäh. »Haltet mich nicht für eine bloße Schachfigur des derethischen Glaubens. Ich mache bei Euren Plänen mit, weil Ihr mir das Vermögen verschafft habt, das Ihr mir versprochen hattet. Aber ich werde mich nicht einfach zurücklehnen und in die Richtung schieben lassen, in der Ihr mich wünscht.«

»Das würde mir nicht einmal im Traum einfallen, Eure Lordschaft«, sagte Hrathen gefällig.

Telrii nickte und rief dem Kutscher zu anzuhalten. Sie hatten noch nicht einmal die Hälfte des Weges zur derethischen Kapelle zurückgelegt. »Meine Villa liegt in der Richtung dort«, sagte Telrii vornehmuerisch und deutete in eine Seitenstraße. »Ihr könnt den Rest des Weges zu Eurer Kapelle laufen.«

Hrathen biss die Zähne zusammen. Eines Tages würde dieser Mann lernen müssen, derethischen Würdenträgern den gebührenden Respekt entgegenzubringen. Diesmal jedoch kletterte Hrathen noch wortlos aus der Kutsche.

Angesichts der Gesellschaft zog er es ohnehin vor, zu Fuß zu gehen. »Solch ein starkes Echo habe ich in Arelon noch nie erlebt«, stellte der eine Priester fest.

»Stimmt«, meinte sein Begleiter. »Ich diene dem Reich schon seit über zehn Jahren in Kae, und wir hatten nie mehr als ein paar Übertritte pro Jahr.«

Hrathen ging beim Betreten der derethischen Kapelle an den Priestern vorbei. Es waren niedere Unterpriester, mit denen er nichts zu tun hatte. Sie fielen ihm nur Dilafs wegen auf.

»Es ist eine Weile her«, stimmte Dilaf zu. »Aber ich kann mich an eine Zeit erinnern, kurz nach den Angriffen des Seeräubers Dreok des Eisernen auf Teod, als es in Arelon eine Welle von Konversionen gegeben hat.«

Hrathen runzelte die Stirn. Etwas an Dilafs Bemerkung störte ihn. Er zwang sich weiterzugehen, doch er schoss dem Artethen einen Blick über die Schulter zu. Dreok der Eisernen hatte Teod vor fünfzehn Jahren angegriffen. Es war möglich, dass Dilaf sich noch aus seiner Kindheit daran erinnern konnte, aber wie hätte er etwas über die Anzahl der Glaubensübertritte wissen sollen?

Der Arteth musste älter sein, als Hrathen angenommen hatte. Viel älter. Hrathen blickte starr vor sich hin, als er Dilafs Gesicht vor seinem geistigen Auge betrachtete. Er hatte Dilaf auf höchstens fünfundzwanzig geschätzt, doch jetzt entdeckte er im Gesicht des Artethen Spuren des Alterns. Allerdings lediglich Spuren. Wahrscheinlich gehörte er zu den wenigen Menschen, die viel jünger aussahen, als sie eigentlich waren. Der »junge« arelische Priester gab sich unerfahren, aber seine Ränke und Intrigen offenbarten eine Reife, die ansonsten verborgen lag. Dilaf war

viel abgeklärter und erfahrener, als er sich nach außen hin den Anschein gab.

Aber was hatte das zu bedeuten? Kopfschüttelnd stieß Hrathen die Tür auf und betrat seine Gemächer. Während es Hrathen nicht gelingen wollte, einen angemessenen und dienstgewillten neuen Oberartethen zu finden, wuchs Dilafs Macht über die Kapelle stetig. Drei weitere Männer hatten sich geweigert, den Posten anzutreten. Das war mehr als auffällig. Hrathen war sich sicher, dass Dilaf seine Finger im Spiel hatte.

Er ist älter, als du angenommen hast, dachte Hrathen. Außerdem hat er schon lange Einfluss auf die Priester von Kae gehabt.

Dilaf hatte behauptet, viele der ersten derethischen Gläubigen in Kae stammten ursprünglich aus seiner eigenen Kapelle in Südarelon. Wie lange war es her, dass er nach Kae gekommen war? Fjon war bei Dilafs Ankunft Oberarteth gewesen, doch Fjon hatte schon lange den Vorsitz in der Stadt geführt.

Dilaf war wahrscheinlich schon seit Jahren in der Stadt. Wahrscheinlich hatte er sich den anderen Priestern angeschlossen, hatte die ganze Zeit über gelernt, sie zu beeinflussen und in ihren Augen an Autorität zu gewinnen. Und Dilafs inbrünstiger Begeisterung für den Shu-Dereth nach zu schließen, hatte er es zweifellos vorgezogen, sich die konservativsten und erfolgreichsten Artethen in Kae zu Freunden zu machen.

Und das waren genau die Männer, die Hrathen nach seiner Ankunft nicht fortgeschickt hatte. Die weniger hingebungsvollen Männer hatte er nicht in der Stadt gelassen. Dabei hatte es sich bei diesen Leuten gewiss um diejenigen Priester gehandelt, die Dilaf in seinem extremen religiösen Eifer beleidigt oder verletzt hatten. Ohne es zu wissen, hatte Hrathen Dilafs Fraktion in der Kapelle in die Hände gespielt.

Hrathen setzte sich an seinen Schreibtisch. Diese neue Erkenntnis beunruhigte ihn. Kein Wunder, dass es ihm schwer fiel, einen neuen Oberartethen zu finden. Diejenigen Priester, die übrig geblieben waren, kannten Dilaf gut. Wahrscheinlich hatten sie entweder Angst, einen Posten über ihm anzunehmen, oder sie waren von ihm bestochen worden zurückzutreten.

Er kann nicht bei allen über solchen Einfluss verfügen, dachte Hrathen entschlossen. Ich muss eben weitersuchen. Letzten Endes wird einer der

Priester den Posten annehmen.

Dennoch bereitete ihm Dilafs verblüffende Effektivität Sorgen. Der Arteth hatte Hrathen zwei Dinge voraus. Erstens hatte Dilaf immer noch viele von Hrathens wichtigsten Bekehrten durch die Odivschwüre in seiner Macht. Zweitens wurde die inoffizielle Herrschaft des Artethen über die Kapelle immer ausgeprägter. Da es keinen Oberartethen gab und Hrathen viel Zeit damit verbrachte, Predigten zu halten oder sich mit Adeligen zu treffen, hatte Dilaf nach und nach immer mehr Einfluss auf die Alltagsgeschäfte in der derethischen Kirche Are-Ions gewonnen. Und abgesehen von all dem stand Hrathen vor einem noch beängstigenderen Problem, dem er sich nicht stellen wollte, das noch schwächer war als Sarenes Witwenprüfung oder Dilafs Kabale. Solchen äußerlichen Kräften konnte Hrathen die Stirn bieten, und er konnte als Sieger aus der Auseinandersetzung hervorgehen.

Doch sein innerliches Wanken war etwas ganz anderes.

Hrathen suchte in seinem Schreibtisch nach einem kleinen Büchlein. Er erinnerte sich noch daran, wie er es ausgepackt und in dem Schreibtisch verstaut hatte - wie schon bei unzähligen anderen Umzügen zuvor. Zwar hatte er seit Jahren keinen Blick mehr hineingeworfen, doch verfügte er über sehr wenige Besitztümer, sodass er nie Veranlassung gehabt hatte, sich des Buches zu entledigen.

Schließlich fand er es. Er blätterte durch die vergilbten Seiten, bis er diejenige gefunden hatte, nach der er suchte.

Ich habe einen Sinn im Leben gefunden, stand in dem Buch geschrieben. Zuvor habe ich gelebt, aber ich wusste nicht, weshalb. Jetzt habe ich eine Bestimmung. Sie gereicht allem, was ich tue, zu Ruhm. Ich diene in Lord Jaddeths Reich, und durch meinen Dienst bin ich direkt mit ihm verbunden. Ich bin wichtig.

Priester des derethischen Glaubens wurden dazu angehalten, spirituelle Erweckungserlebnisse aufzuzeichnen, doch Hrathen war in dieser Hinsicht nie sehr gewissenhaft gewesen. Sein Tagebuch enthielt nur wenige Einträge - wie diesen, den er ein paar Wochen nach seinem Entschluss, Priester zu werden, verfasst hatte. Kurz bevor er in das Kloster Dakhor aufgenommen worden war.

Was ist mit Eurem Glauben geschehen, Hrathen?

Omins Fragen ließen Hrathen nicht los. In seinem Kopf hörte er den



korathischen Priester flüstern und ihn fragen, was mit seinem Glauben geschehen, was der Sinn seines Predigens sei. War Hrathen zu einem Zyniker geworden, der nur noch seine Pflichten erfüllte, weil er es so gewohnt war? Waren seine Predigten nur mehr logische Herausforderung und keine spirituelle Suche mehr?

Er wusste, dass dem teilweise so war. Das Planen, die Konfrontationen und die intellektuelle Herausforderung, die dazu gehörten, ein ganzes Land voll Ketzern zu bekehren, bereiteten ihm Vergnügen. Selbst mit Dilaf, der ihn schier zur Raserei trieb, stellte Arelon nichts weiter als eine belebende Herausforderung für ihn dar.

Aber was war aus dem jungen Hrathen geworden? Was war mit dem Glauben, der beinahe gedankenlosen Leidenschaft, die er einst verspürt hatte? Er konnte sich kaum noch daran erinnern. Jener Teil seines Lebens war schnell vergangen, und sein Glaube hatte sich von einer lodernen Flamme in einen Quell behaglicher Wärme verwandelt. Warum wollte Hrathen in Arelon siegen? War es um des Ruhmes willen? Die Analen der derethischen Kirche würden lange an den Mann erinnern, der Arelon bekehrt hatte. Oder geschah es aus dem Verlangen heraus, gehorsam zu sein? Schließlich hatte er einen direkten Befehl vom Wyrn erhalten. War es, weil er ernsthaft glaubte, dass die Konversion den Menschen helfen würde? Er hatte beschlossen, in Arelon ohne das Blutbad zu siegen, das er in Duladel in Gang gebracht hatte. Doch war das wirklich, weil er Leben retten wollte? Oder war es, weil er wusste, dass eine gewaltlose Eroberung schwieriger sein würde und deshalb eine größere Herausforderung darstellte?

Sein eigenes Herz war ihm so schleierhaft wie ein Zimmer voller Rauch. Dilaf war dabei, langsam die Macht an sich zu ziehen. Dieser Umstand war bei Weitem nicht so beängstigend wie Hrathens eigene Vorahnung. Was, wenn Dilaf recht hatte, wenn er versuchte, Hrathen zu verdrängen? Was, wenn Arelon besser dran wäre, wenn Dilaf die Herrschaft übernahm? Dilaf hätte sich keine Sorgen um die Toten gemacht, die eine blutige Revolution mit sich gebracht hätte. Er hätte gewusst, dass die Leute es eines Tages besser hätten mit dem Shu-Dereth, auch wenn ihre Bekehrung am Anfang ein Massaker erforderte.

Dilaf hatte seinen Glauben. Er glaubte an das, was er tat. Was hatte Hrathen?

Da war er sich nicht mehr so sicher.

## Kapitel 25

Ich glaube fast, dass sie dieses Essen genauso dringend braucht wie wir«, sagte Raoden und betrachtete die schwächling gebaute Torena skeptisch. Ahans Tochter hatte ihr rötlich goldenes Haar unter einem schützenden Kopftuch verborgen und trug ein einfaches blaues Kleid - das sie sich wahrscheinlich von einem ihrer Dienstmädchen hatte ausleihen müssen, wenn man an die aufwändige Garderobe der durchschnittlichen arelischen Adligen dachte.

»Seid nett zu ihr«, befahl Sarene, die Raoden eine Kiste von dem Karren herunterreichte. »Sie ist die einzige Frau, die mutig genug ist herzukommen. Auch wenn sie nur zugestimmt hat, weil ich Shuden dazu veranlasst habe, sie zu bitten. Wenn Ihr das Mädchen verschreckt, wird sich keines von den anderen je hier blicken lassen.«

»Sehr wohl, Eure Hoheit«, sagte Raoden mit einer leichten Verbeugung. Anscheinend hatte ihre Abscheu ihm gegenüber im Laufe der einen Woche, die sie nun zusammen mit ihm Nahrungsmittel verteilte, ein wenig abgenommen, aber sie verhielt sich ihm gegenüber immer noch kalt. Sie reagierte auf seine Kommentare, ja, sie unterhielt sich gar mit ihm, doch sie ließ es nicht zu, dass sie sich anfreundeten.

Die Woche war unendlich zermürend gewesen. Die ganze Zeit in Elantris hatte er damit verbracht, sich an das Fremde und Neuartige zu gewöhnen. Doch diese Woche hatte er sich wieder an das Gewohnte gewöhnen müssen. Auf gewisse Weise war das schlimmer. Dass Elantris ihm Schmerzen bereitete, konnte er akzeptieren. Doch dass seine Freunde es ebenfalls taten, war etwas ganz anderes.

In diesem Augenblick stand Shuden neben dem Mädchen Torena, die Hand an ihrem Ellbogen, und ermunterte sie, sich der Warteschlange bei den Nahrungsmitteln zu nähern. Shuden war einer von Raodens besten Freunden gewesen. Der ernsthafte Jindo und er hatten Stunden damit verbracht, über die politischen Probleme Arelons zu diskutieren. Nun schenkte Shuden ihm kaum Beachtung. Mit Eondel, Kiin, Roial und selbst Lukel war es das Gleiche gewesen. Sie waren einst Weggefährten des gut aussehenden Prinzen Raoden gewesen, aber niemals einer verfluchten Kreatur namens Lebensgeist.

Dennoch konnte Raoden nicht verbittert sein. Sie traf keine Schuld, nur weil sie ihn nicht erkannten. Schließlich erkannte er sich selbst kaum wieder dank seiner runzeligen Haut und des spindeldürren Körpers.

Selbst seine Stimme hatte sich verändert. In gewisser Hinsicht schmerzte ihn sein eigenes Versteckspiel mehr als die Unwissenheit seiner Freunde. Er konnte ihnen nicht verraten, wer er war, denn sollte sein Überleben bekannt werden, könnte dies das Ende von Arelon bedeuten.

Raoden wusste nur allzu gut, dass er viel beliebter als sein Vater war. Einige Menschen würden ihm folgen, ob er nun Elantrier war oder nicht. Ein Bürgerkrieg würde niemandem etwas bringen, und am Ende würde Raoden wahrscheinlich einen Kopf kürzer sein.

Nein, er musste auf jeden Fall weiter verborgen bleiben. Das Wissen um sein Schicksal würde seine Freunde ohnehin nur schmerzen und in Verwirrung stürzen. Allerdings war Wachsamkeit vonnöten, wenn er seine Identität geheim halten wollte. Sein Gesicht und seine Stimme hatten sich verändert, seine Gestik jedoch nicht. Er hielt sich von jedem fern, der ihn zu gut gekannt hatte, und versuchte vergnügt und freundlich, aber nicht freimütig zu sein.

Dies war ein Grund, weswegen es ihn immer wieder zu Sarene zog. Sie hatte ihn früher nicht gekannt, sodass er sich in ihrer Gegenwart keine Mühe geben musste, sich zu verstellen. Auf gewisse Weise war es eine Art Probe. Es interessierte ihn, wie sie ohne die herrschenden politischen Zwänge als Mann und Frau miteinander ausgekommen wären.

Seine ursprünglichen Gefühle schienen ihn nicht getrogen zu haben. Er mochte sie. Sarene erfüllte all das, was die Briefe angedeutet hatten. Sie war anders als die Frauen, an die er vom arelischen Hof gewöhnt war. Sie war stark und entschlossen. Sie senkte nicht jedes Mal den Blick, wenn ein Mann das Wort an sie richtete, egal wie hoch er in der adeligen Hierarchie angesiedelt war. Es fiel ihr leicht, Befehle zu erteilen, und sie gab sich nie schwach, um die Aufmerksamkeit eines Mannes auf sich zu ziehen.

Dennoch folgten die Lords ihr. Eondel, Shuden, ja sogar Herzog Roial; sie beugten sich ihrem Urteil und reagierten auf ihre Befehle, als sei sie der König. Und in den Augen der Männer flackerte niemals Bitterkeit auf. Sarene erteilte ihre Befehle höflich, und die Adligen reagierten ganz natürlich. Raoden konnte nur verblüfft lächeln. Es hatte Jahre

gedauert, bis er das Vertrauen dieser Männer gewonnen hatte. Sarene war es binnen weniger Wochen gelungen.

Sie war in jeder Hinsicht beeindruckend: intelligent, schön und stark. Wenn er sie nur dazu bringen könnte, ihn nicht zu hassen!

Raoden seufzte und wandte sich wieder seiner Arbeit zu. Abgesehen von Shuden waren sämtliche Adelige an diesem Tag das erste Mal hier. Bei den meisten handelte es sich um niedere Adelige von geringfügiger Bedeutung, doch es gab auch wichtigen Zuwachs: Zum Beispiel stand Herzog Telrii abseits und beobachtete das Entladen mit schläfrigen Augen. Er selbst beteiligte sich nicht daran, hatte jedoch einen Diener mitgebracht, der seine Stelle einnahm. Offensichtlich zog Telrii es vor, jegliche körperliche Anstrengung zu vermeiden.

Raoden schüttelte den Kopf. Der Herzog war ihm nie sonderlich sympathisch gewesen. Einmal war er in der Hoffnung an den Mann herangetreten, Telrii könnte sich überreden lassen, sich seinem Widerstand gegen den König anzuschließen. Telrii hatte lediglich gegähnt und gefragt, wie viel Raoden für seine Unterstützung zu zahlen gewillt sei, und hatte dann gelacht, als Raoden von dannen marschiert war. Raoden hatte nie für sich klären können, ob Telrii die Frage tatsächlich aus Habgier gestellt hatte oder einfach nur, weil er gewusst hatte, wie Raoden auf die Forderung reagieren würde.

Raoden drehte sich zu den anderen Adelligen um. Wie gewöhnlich standen die Neuankömmlinge in einem kleinen, ängstlichen Grüppchen um den Karren, den sie entladen hatten. Nun war Raoden an der Reihe. Er ging mit einem Lächeln auf sie zu, stellte sich vor und schüttelte ihnen die Hände - größtenteils gegen den Willen der Leute. Doch ihre Anspannung begann sich schon nach wenigen Minuten in seiner Gegenwart zu lösen. Ihnen wurde klar, dass es wenigstens einen Elantrier gab, der sie nicht auffressen würde, und keiner der anderen Essensverteiler war der Shaod anheim gefallen. Folglich brauchten sie sich keine Sorgen wegen einer Ansteckung zu machen.

Der Menschenpulk entspannte sich und ergab sich Raodens leutseligem Wesen. Er hatte es sich zu seiner persönlichen Aufgabe gemacht, die Adelligen einzugewöhnen. Am zweiten Tag war klar geworden, dass Sarene bei Weitem nicht so viel Einfluss auf die meisten Adelligen hatte wie auf Shuden und die anderen aus Raodens ehemaligem Kreis. Wenn

Raoden nicht eingesprungen wäre, würde diese zweite Gruppe wahrscheinlich immer noch starr vor Schreck neben dem Karren stehen. Sarene hatte sich bei ihm nicht für seine Anstrengungen bedankt, doch sie hatte ihm kaum merklich anerkennend zugenickt. Danach war es automatisch Raoden zugefallen, sämtlichen adeligen Neuankömmlingen so zu helfen, wie er es am zweiten Tag getan hatte.

Es kam ihm merkwürdig vor, dass ausgerechnet er bei dem Ereignis mithalf, das all seine Anstrengungen zunichte machte, etwas in Elantris aufzubauen. Doch es gab nicht viel, was er tun konnte, um Sarene aufzuhalten, wenn er keine gewaltige Auseinandersetzung riskieren wollte. Außerdem erhielten Mareshe und Karata lebenswichtige Waren für ihre »Mitarbeit«. Nach Sarenes Witwenprüfung würde Raoden einiges neu aufbauen müssen, aber es würde es wert sein, die Rückschläge wieder auszugleichen. Natürlich nur gesetzt den Fall, dass er lange genug überlebte.

Der beiläufige Gedanke rief ihm jäh seine Schmerzen ins Bewusstsein. Sie waren immer da, versengten sein Fleisch und nagten an seiner Entschlossenheit. Er zählte sie nicht länger, o b w o h l sich jeder einzelne Schmerz anders anfühlte - begrifflich schwer zu fassen, ein Gefühl individueller Qualen. Soweit er es beurteilen konnte, nahmen seine Schmerzen viel schneller zu als die aller anderen. Ein Kratzer an seinem Arm fühlte sich wie eine tiefe Wunde von der Schulter bis zu den Fingern an, und der Zeh, den er sich einst angehauen hatte, brannte mit einem Feuer, das bis zu seinem Knie hinaufloderte. Es war, als sei er seit einem ganzen Jahr in Elantris und nicht erst seit einem einzigen einsamen Monat.

Vielleicht waren seine Schmerzen aber auch gar nicht stärker. Vielleicht war er bloß schwächer als die anderen. So oder so würde er es nicht mehr viel länger aushalten. Der Tag würde bald kommen, in ein oder vielleicht zwei Monaten, an dem er nicht aus seinen Schmerzen erwachen würde und man ihn in den Saal der Gefallenen legen müsste. Dort würde er sich endlich ganz seinen eifersüchtigen Qualen hingeben können.

Diese Gedanken stieß er nun von sich und zwang sich stattdessen, mit der Essensvergabe anzufangen. Er versuchte, sich von der Arbeit ablenken zu lassen, und es half tatsächlich ein wenig. Doch die

Schmerzen lauerten immer noch in seinem Innern, wie ein Untier, das sich im Schatten versteckte und dessen rote Augen entsetzlich hungrig auf seinem Opfer ruhten.

Jeder Elantrier erhielt einen kleinen Beutel mit verschiedenen Nahrungsmitteln, die fertig zubereitet und sofort genießbar waren. Die Rationen an diesem Tag unterschieden sich kaum von den sonstigen. Überraschenderweise war es Sarene jedoch gelungen, jindoesische Sauermelonen aufzutreiben. Die faustgroßen roten Früchte glänzten in der Kiste neben Raoden, obwohl eigentlich gar keine Melonenzeit war. Er ließ eine Frucht in jeden Beutel fallen. Außerdem folgten gedünsteter Mais, verschiedene Gemüsesorten und ein kleiner Brotlaib.

Die Elantrier nahmen die Gaben dankbar, aber gierig entgegen. Die meisten huschten nach Erhalt der Mahlzeit davon, um sie ungestört verspeisen zu können. Sie konnten es noch immer nicht fassen, dass niemand ihnen das Essen wieder wegnehmen würde.

Während Raoden arbeitete, tauchte ein bekanntes Gesicht vor ihm auf. Galladon trug seine elantrische Lumpenkleidung sowie einen zerfetzten Umhang, den sie aus schmutzigen Stoffen angefertigt hatten, die sie in Elantris gefunden hatten. Der Dula hielt ihm seinen Beutel entgegen, und Raoden tauschte ihn sorgsam gegen einen aus, in dem sich fünfmal so viel wie in den übrigen befand. Der Beutel war so voll, dass es schwer war, ihn mit einer geschwächten Elantrierhand hochzuheben. Galladon nahm den Beutel mit ausgestrecktem Arm entgegen, sodass der Umhang ihn vor zufälligen Blicken verbarg. Dann war er fort und verschwand durch die Menschenmenge.

Saolin, Mareshe und Karata würden ebenfalls kommen und jeweils einen solchen Beutel in Empfang nehmen. Sie würden so viele Lebensmittel wie möglich aufbewahren und den Rest an die Hoed verteilen. Manche der Gefallenen waren in der Lage, Essen zu erkennen, und Raoden hoffte, regelmäßige Nahrungsaufnahme würde ihren Verstand wiederherstellen.

Nur bisher hatte es nicht funktioniert.

Das Tor fiel mit einem lauten Krachen zu. Das Geräusch erinnerte Raoden an seinen ersten Tag in Elantris. Damals war sein Schmerz rein emotionaler Natur gewesen und ohnehin vergleichsweise geringfügig. Hätte er wirklich begriffen, was auf ihn zukam, hätte er sich

wahrscheinlich zusammengerollt und sich auf der Stelle den Hoed angeschlossen.

Er drehte sich um und kehrte dem Tor den Rücken zu. Mareshe und Galladon standen in der Mitte des Platzes und blickten auf mehrere Kisten hinab, die Sarene zurückgelassen hatte, in Erfüllung Karatas letzter Forderungen.

»Bitte sagt mir, dass Ihr ein Mittel gefunden habt, die Dinger zu transportieren«, sagte Raoden, als er sich zu seinen Freunden gesellte. Die letzten paar Male hatten sie eine Kiste nach der anderen bis nach Neu-Elantris schleppen müssen, und ihre schwächlichen elantrischen Muskeln hatten aufgrund der Anstrengung geschmerzt.

»Natürlich«, sagte Mareshe mit gerümpfter Nase. »Zumindest *sollte* es funktionieren.«

Der kleine Mann zog ein dünnes Blech hinter einem Trümmerhaufen hervor. Alle vier Seiten waren leicht nach oben gewölbt, und an der Vorderseite waren drei Seile befestigt.

»Ein Schlitten?«, fragte Galladon.

»An der Unterseite eingefettet«, erklärte Mareshe. »Ich habe in ganz Elantris keine Räder auftreiben können, die nicht entweder rostig oder morsch waren. Aber das hier müsste funktionieren. Die Schleimschicht auf den Straßen sollte dafür sorgen, dass der Schlitten darüber hinweggleiten kann.«

Galladon stieß ein Grunzen aus. Offensichtlich verbiss er sich einen sarkastischen Kommentar. Egal, wie schlecht Mareshes Schlitten funktionieren würde, es konnte nicht schlimmer sein, als ein Dutzend Male zwischen dem Tor und der Kapelle hin- und herzulaufen.

Im Grunde funktionierte der Schlitten sogar relativ gut. Nach einer Weile ging jedoch die Fettschicht verloren, und die Straßen wurden zu schmal, als dass sich sämtliche Stellen aufgebrochenen Kopfsteinpflasters hätten umgehen lassen. Und selbstverständlich gestaltete es sich schwieriger, den Schlitten die schleimfreien Straßen von Neu-Elantris entlangzuziehen. Insgesamt musste aber selbst Galladon zugeben, dass der Schlitten ihnen viel Zeit sparte. »Endlich hat er einmal etwas Nützliches gemacht«, knurrte der Dula, nachdem sie vor der Kapelle angekommen waren.

Mareshe schnaubte gleichgültig, doch Raoden blieb die Freude in seinen



Augen nicht verborgen. Galladon weigerte sich stur, die Findigkeit des kleinen Mannes anzuerkennen. Der Dula sagte, er wolle Mareshes Ego nicht noch weiter aufblasen, obwohl Raoden der Meinung war, dass das ohnehin nicht möglich war.

»Sehen wir einmal, was die Prinzessin uns diesmal hat zukommen lassen«, sagte Raoden und stemmte die erste Kiste auf.

»Pass auf, falls da Schlangen drin sind«, warnte Galladon.

Lachend ließ Raoden den Deckel auf das Kopfsteinpflaster fallen. Die Kiste enthielt etliche Stoffballen, die alle von einem ekelhaft grellen Orange waren.

Galladon blickte finster drein. »Sule, das ist bestimmt die hässlichste Farbe, die ich in meinem ganzen Leben zu Gesicht bekommen habe.«

»Stimmt«, meinte Raoden lächelnd.

»Du wirkst nicht sehr enttäuscht.«

»Och, ich bin voller Empörung«, sagte Raoden. »Es macht mir nur Spaß zu sehen, auf welche Weise sie es schafft, uns eins auszuwischen.«

Mit einem Ächzen trat Galladon an die zweite Kiste, während Raoden eine Ecke des Stoffes emporhielt und abwägend betrachtete. Galladon hatte recht, es war eine besonders schreiende Farbe. Die Forderungen und Warenlieferungen zwischen Sarene und den sogenannten Bandenanführern waren zu so etwas wie einem Spiel geworden: Mareshe und Karata verbrachten stundenlang damit, ihre Forderungen zu formulieren, doch Sarene schien es jedes Mal zu schaffen, ihre Bestellungen gegen sie zu wenden.

»Na, dann wird dir das hier gefallen.« Galladon spähte kopfschüttelnd in die zweite Kiste.

»Was denn?«

»Das ist unser Stahl«, erklärte der Dula. Letztes Mal hatten sie zwanzig Stahlbleche bestellt, und Sarene hatte prompt zwanzig Dünobleche geliefert, die so dünn gewalzt waren, dass sie beinahe zu Boden schwebten, wenn man sie fallen ließ. Diesmal hatten sie angegeben, wie viel der Stahl wiegen sollte.

Galladon griff in die Kiste und holte eine Handvoll Nägel hervor.

Verbogene Nägel. »Da drinnen müssen Tausende davon sein.«

Raoden lachte. »Na ja, wir finden bestimmt eine

Verwendungsmöglichkeit.« Glücklicherweise war Eonic der Schmied

einer der wenigen Elantrier, die Raoden treu geblieben waren. Galladon ließ die Nägel mit einem skeptischen Achselzucken in die Kiste zurückfallen. Die restliche Lieferung war nicht ganz so schlecht. Das Essen war alt, aber Karata hatte gefordert, dass es genießbar sein musste. Das Öl gab einen scharfen Geruch von sich, wenn man es verbrannte. Raoden hatte nicht die leiseste Ahnung, wo die Prinzessin es aufgetrieben hatte. Und die Messer waren zwar scharf, hatten aber keine Griffe.

»Wenigstens ist ihr nicht aufgegangen, warum wir auf Holzkisten bestehen«, sagte Raoden und musterte die Kisten. Das Holz war gut und stabil. Sie würden die Kisten auseinanderstemmen und das Holz zu zahlreichen Zwecken verwenden können.

»Es würde mich nicht überraschen, wenn sie die Kisten unbehandelt belassen hätte, damit wir uns Splitter zuziehen«, sagte Galladon und suchte in einem verhedderten Seilhaufen nach einem Ende, um Ordnung in das Chaos bringen zu können. »Wenn diese Frau dein Schicksal hatte sein sollen, Sule, dann hat dir dein Domi einen Segen erwiesen, indem er dich hierher geschickt hat.«

»So schlimm ist sie auch wieder nicht.« Raoden erhob sich, als Mareshe sich daran machte, ihre neuesten Errungenschaften aufzulisten.

»Mir kommt die Sache merkwürdig vor, Mylord«, sagte Mareshe.

»Wieso gibt sie sich solche Mühe, uns die Sache zu erschweren? Hat sie keine Angst, unsere Abmachung zu ruinieren?«

»Ich glaube, ihr ist nicht entgangen, wie machtlos wir in Wirklichkeit sind, Mareshe«, meinte Raoden kopfschüttelnd. »Sie kommt unseren Forderungen nach, weil sie ihr Versprechen nicht brechen möchte, aber sie hat nicht das Gefühl, uns bei Laune halten zu müssen. Sie weiß ganz genau, dass wir die Leute nicht davon abhalten können, ihr Essen anzunehmen.«

Mareshe nickte und wandte sich wieder seiner Liste zu.

»Komm schon, Galladon«, sagte Raoden und griff nach den Beuteln mit dem Essen für die Hoed. »Machen wir uns auf die Suche nach Karata.« Neu-Elantris wirkte mittlerweile wie ausgestorben. Vor Sarenes Ankunft hatten sie insgesamt über hundert Leute um sich geschart gehabt. Nun waren kaum noch zwanzig übrig, Kinder und Hoed nicht mitgezählt. Die meisten, die geblieben waren, waren Neuankömmlinge in Elantris,

Menschen wie Saolin und Mareshe, die Raoden »gerettet« hatte. Sie kannten nur das Leben in Neu-Elantris und zögerten, es hinter sich zu lassen. Die anderen - diejenigen, die von sich aus nach Neu-Elantris gewandert waren - hatten sich Raodens Sache nicht sonderlich verpflichtet gefühlt. Sie waren gegangen, sobald Sa rene ihnen etwas »Besseres« geboten hatte. Der Großteil von ihnen lungerte nun in den Straßen um das Tor herum und wartete auf die nächste Essensausgabe. »Traurig. Kolo?« Galladon betrachtete die nun sauberen, aber leeren Häuser.

»Ja«, sagte Raoden. »Es hatte Potenzial, wenn auch nur für eine Woche.«

»Wir schaffen das schon wieder, Sule«, sagte Galladon.

»Wir haben uns solche Mühe gegeben, ihnen zu helfen, wieder zu Menschen zu werden, und jetzt haben sie alles aufgegeben, was sie gelernt haben. Sie warten mit offenen Müulern. Ich frage mich, ob Sarene klar ist, dass ihre Beutel mit drei Mahlzeiten für gewöhnlich nur ein paar Minuten überleben. Die Prinzessin versucht, den Hunger zu bekämpfen, aber die Menschen verschlingen das Essen so schnell, dass ihnen ein paar Stunden lang schlecht ist, und dann hungern sie den Rest des Tages. Der Körper eines Elantriers funktioniert nicht so wie derjenige eines normalen Menschen.«

»Du hast es selbst gesagt, Sule«, meinte Galladon. »Der Hunger ist psychologisch. Unsere Körper brauchen eigentlich keine Nahrung, denn das Dor gibt uns Kraft.«

Raoden nickte. »Na ja, zumindest platzen sie nicht von dem ganzen Essen.« Er hatte tatsächlich Angst gehabt, dass die Mägen der Elantrier bersten könnten, wenn sie zu viel aßen. Glücklicherweise setzte der Verdauungsapparat ein, sobald der Bauch eines Elantriers voll war. Wie elantrische Muskeln reagierte er immer noch auf Reize.

Sie gingen weiter und kamen schließlich an Kahar vorbei, der zufrieden eine Mauer mit einer Bürste schrubbte, die sie ihm im Zuge der letzten Lieferung besorgt hatten. Sein Antlitz war friedlich und gelassen. Es schien ihm kaum aufgefallen zu sein, dass seine Gehilfen fort waren. Allerdings sah er mit kritischem Blick zu Raoden und Galladon auf.

»Warum haben sich Mylord nicht umgezogen?«, fragte er spitz.

Raoden blickte an seinen elantrischen Lumpen hinab. »Ich habe noch

keine Zeit gehabt, Kahar.«

»Nach all der Arbeit, die Meisterin Maare sich gemacht hat, um Euch richtige Kleidung zu nähen, Mylord?«

»Na gut«, erwiderte Raoden lächelnd. »Habt Ihr Karata gesehen?«

»Sie ist im Saal der Gefallenen, Mylord. Bei den Hoed.«

Raoden und Galladon beherzigten die Worte des alten Straßenkehrers und zogen sich um, bevor sie sich auf die Suche nach Karata machten. Raoden war froh, es getan zu haben. Er hatte beinahe vergessen, wie es sich anfühlte, frische, saubere Kleidung anzuziehen - Kleidung, die nicht nach Schmutz und Abfall roch und nicht von einer braunen Schleimschicht bedeckt war. Natürlich ließen die Farben zu wünschen übrig. Sarene hatte eine geschickte Auswahl getroffen.

Raoden betrachtete sich in einem kleinen Stück poliertem Stahl. Sein Hemd war gelb mit blauen Streifen, die Hose knallrot, und sein Wams von einem ekelerregendem Grün. Alles in allem erinnerte er an einen etwas durcheinander geratenen tropischen Vogel.

Sein einziger Trost bestand darin, dass Galladon noch viel närrischer aussah.

Der große, dunkelhäutige Dula blickte mit resignierter Miene an seiner rosafarbenen und hellgrünen Kleidung hinab.

»Guck nicht so säuerlich, Galladon«, sagte Raoden mit einem Lachen.

»Seid ihr Dulas nicht dafür bekannt, dass ihr gern grelle Farben tragt?«

»Nur der Adel, die Bürger und Herrschenden. Ich bin Bauer, und Rosa halte ich nicht gerade für eine Farbe, die mir steht. Kolo?« Dann bedachte er Raoden mit einem strengen Blick. »Wenn du auch nur eine Bemerkung in die Richtung machst, dass ich einer Katharifrucht ähnele, ziehe ich diese Tunika auf der Stelle aus und erhänge dich damit.«

Raoden lachte glucksend. »Eines Tages werde ich den Gelehrten finden, der mir erzählt hat, alle Dulas hätten ein ausgeglichenes Naturell. Dann zwingen wir ihn, eine Woche zusammen mit dir in einem Zimmer eingesperrt zu verbringen, mein Freund.«

Galladon antwortete nicht, sondern stieß nur ein Gurren aus.

»Komm schon.« Raoden verließ die Kapelle durch das Hinterzimmer.

Karata saß vor dem Saal der Gefallenen, Nadel und Faden in der Hand.

Vor ihr saß Saolin, einen Ärmel hochgekrempt. Seinen ganzen Arm entlang war eine lange, tiefe Wunde zu sehen. Blut floss keines, aber das

Fleisch war dunkel und glänzte feucht. Karata war emsig dabei, die klaffende Wunde wieder zuzunähen.

»Saolin!«, rief Raoden. »Was ist passiert?«

Der Soldat senkte betreten den Blick. Er schien keinen Schmerz zu empfinden, obwohl die Wunde so tief war, dass jeder normale Mensch längst vor Schmerz und Blutverlust das Bewusstsein verloren hätte. »Ich bin ausgerutscht, Mylord, und einer hat mich erwischt.«

Unzufrieden betrachtete Raoden die Wunde. Saolins Soldaten waren nicht derart scharenweise weggelaufen wie die übrigen Elantrier. Es war eine Truppe mit eiserner Moral, die ihre neu gefundene Verantwortung nicht so leicht über Bord warf. Doch es waren trotzdem nicht viele Soldaten, und sie hatten kaum ausreichend Männer zur Bewachung der Straßen, die aus Shaors Gebiet zu dem Platz vor dem Tor führten.

Während sich die übrigen Elantrier jeden Tag an Sarenes Gaben überaßen, kämpften Saolin und seine Männer erbittert, um Shaors Barbaren davon abzuhalten, den Platz zu stürmen. Manchmal ließ sich aus der Entfernung Kampfgeheul vernehmen.

»Es tut mir leid, Saolin«, sagte Raoden, während Karata weiter nähte.

»Nicht der Rede wert, Mylord«, antwortete der Soldat tapfer. Doch diese Wunde war anders als alle vorherigen Verletzungen. Sie befand sich an seinem Schwertarm.

»Mylord ...«, setzte er an, wobei er Raodens Blick auswich.

»Was gibt es?«

»Wir haben heute einen weiteren Mann verloren. Wir haben sie kaum zurückhalten können. Und nun, ohne mich ... tja, es dürfte ziemlich schwierig werden, Mylord. Meine Jungs sind wackere Kämpfer, und sie sind gut ausgerüstet, aber wir werden unsere Stellungen nicht mehr viel länger halten können.«

Raoden nickte. »Ich werde mir etwas einfallen lassen.« Der Mann nickte hoffnungsvoll, und Raoden, der sich schuldig fühlte, fuhr fort: »Saolin, wie habt Ihr Euch eine solche Verwundung zugezogen? Bisher habe ich Shaors Männer immer nur mit Stöcken und Steinen kämpfen sehen.«

»Das ist jetzt anders, Mylord«, sagte Saolin. »Manche von ihnen haben jetzt Schwerter, und immer, wenn sie einen meiner Männer niedermetzeln, schleppen sie seine Waffen von dannen.«

Überrascht zog Raoden eine Braue empor. »Tatsächlich?«

»Ja, Mylord. Ist das von Bedeutung?«

»Allerdings. Es bedeutet, dass Shaors Männer nicht ganz so tierisch sind, wie sie uns weismachen wollen. Sie haben genug Verstand übrig, um sich den Umständen anzupassen. Wenigstens ein Teil ihrer Wildheit muss gespielt sein.«

»Zur Doloken, von wegen gespielt«, sagte Galladon mit einem verächtlichen Schnauben.

»Nun ja, vielleicht nicht gespielt«, räumte Raoden ein. »Sie verhalten sich so, weil es leichter ist, als sich den Schmerzen zu stellen. Aber wenn wir ihnen die Wahl geben, anders zu handeln, werden sie es möglicherweise tun.«

»Wir könnten sie einfach auf den Platz vorlassen, Mylord«, schlug Saolin zögernd vor. Er stieß ein leises Ächzen aus, als Karata ihre Arbeit beendete. Die Frau hatte Erfahrung. Ihren Gatten hatte sie getroffen, während sie bei einer kleinen Söldnertruppe als Krankenschwester gearbeitet hatte.

»Nein«, sagte Raoden. »Selbst wenn sie keinen der Adeligen töten, würden die Männer der elantrischen Stadtwache sie umbringen.«

»Liegt das nicht in unserem Interesse, Sule?«, wollte Galladon mit einem boshaften Glitzern in den Augen wissen.

»Ganz bestimmt nicht«, erwiderte Raoden. »Ich glaube, Prinzessin Sarene hat noch einen anderen Grund für ihre Witwenprüfung. Sie schleppt jeden Tag andere Adelige an, als wolle sie, dass sie sich an Elantris gewöhnen.«

»Was sollte das nützen?«, mischte Karata sich zum ersten Mal in das Gespräch ein, während sie ihr Nähzeug verstaute.

»Ich weiß es nicht«, sagte Raoden. »Aber es ist ihr wichtig. Wenn Shaors Männer die Adelige angriffen, würde das alles zunichte machen, was die Prinzessin erreichen möchte. Ich habe zwar versucht sie zu warnen, dass nicht alle Elantrier so sanftmütig sind wie diejenigen, die sie gesehen hat, aber ich möchte bezweifeln, dass sie mir Glauben geschenkt hat. Wir werden Shaors Männer wohl oder übel im Zaum halten müssen, bis Sarene fertig ist.«

»Und wann ist das?«, fragte Galladon.

»Das weiß Domi allein«, antwortete Raoden kopfschüttelnd.

»Sie will es mir nicht verraten. Jedes Mal, wenn ich etwas aus ihr

herausbekommen möchte, wird sie misstrauisch.«

»Tja, Sule«, meinte Galladon mit einem Blick auf Saolins Arm. »Du solltest besser einen Weg finden, sie bald loszuwerden. Entweder das, oder bereite sie darauf vor, dass sie es mit zahllosen ausgehungerten Wahnsinnigen zu tun bekommen wird.

Kolo?« Raoden nickte. Ein Punkt in der Mitte, eine Linie ein paar Zentimeter darüber und noch eine Linie, die rechts davon verlief: das Aon Aon, der Anfang jedes anderen Aons. Raoden zeichnete weiter. Seine Finger bewegten sich grazil und flink und hinterließen leuchtende Spuren. Er vervollständigte den Kasten um den Mittelpunkt und zog dann zwei größere Kreise darum. Das Aon Tia, Symbol des Reisens.

Doch Raoden hörte immer noch nicht auf. Er zeichnete zwei lange Linien von den Ecken des Kastens aus zum Zeichen, dass das Aon nur ihn betreffen sollte. Dann fügte er vier kleinere Aonen unten seitlich hinzu, die genau beschrieben, wie weit er versetzt werden wollte. Etliche Linien oben bedeuteten dem Aon zu warten, bis er den Mittelpunkt berührte und damit zu verstehen gab, dass er bereit war.

Er zeichnete jede Linie und jeden Punkt präzise. Länge und Größe waren überaus wichtig für die Kalkulationen. Es handelte sich immer noch um ein relativ einfaches Aon, das überhaupt nicht mit den unglaublich komplizierten Heilaonen zu vergleichen war, die in dem Buch beschrieben wurden. Trotzdem war Raoden stolz auf sein wachsendes Können. Es hatte Tage gedauert, bis er die Reihe aus vier Aonen beherrschte, die Tia besagten, dass es ihn genau um zehn Körperlängen versetzen sollte.

Mit einem zufriedenen Lächeln beobachtete er das leuchtende Muster, bis es aufblitzte und wieder verschwand, ohne auch nur das Geringste bewirkt zu haben.

»Du wirst immer besser, Sule«, meinte Galladon, der am Fensterbrett lehnte und in das Kapelleninnere spähte.

Raoden schüttelte den Kopf. »Ich bin noch lange nicht so weit, Galladon.«

Der Dula zuckte mit den Schultern. Galladon hatte es aufgegeben, Raoden davon überzeugen zu wollen, dass es sinnlos war, AonDor zu üben. Egal, was es sonst noch zu tun gab, Raoden verbrachte jeden Tag

ein paar Stunden damit, seine Aonen zu zeichnen. Es beruhigte ihn; die Schmerzen ließen nach, während er Aonen zeichnete, und im Laufe dieser wenigen kurzen Stunden fühlte er sich so ruhig wie schon lange nicht mehr.

»Wie steht es mit dem Getreide?«, erkundigte sich Raoden.

Galladon drehte sich um und ließ seinen Blick über den Garten wandern. Die Getreidehalme waren noch kurz, kaum mehr als Sprösslinge. Es entging Raoden nicht, dass die Stängel zu welken begannen. Im Laufe der vergangenen Woche waren die meisten von Galladons Arbeitskräften verschwunden, und nun war nur noch der Dula übrig, um den winzigen Bauernhof zu bestellen. Jeden Tag ging er mehrfach zu dem Brunnen, um Wasser für seine Pflanzen zu holen, aber er konnte nicht viel tragen, und der Eimer, den Sarene ihnen gegeben hatte, hatte ein Loch.

»Das wird schon«, sagte Galladon. »Vergiss nicht, Karata aufzutragen, dass sie bei der nächsten Bestellung um Dünger bitten soll.«

Raoden schüttelte den Kopf. »Das geht nicht, mein Freund. Der König darf auf keinen Fall dahinter kommen, dass wir unsere eigene Nahrung anbauen.«

Galladons Miene verfinsterte sich. »Na, dann könntet Ihr doch stattdessen Dung bestellen.«

»Zu offensichtlich.«

»Na, dann bittet um Fische«, sagte er. »Sag einfach, du hättest auf einmal Gelüste auf Trikebutt.«

Raoden nickte seufzend. Er hätte es sich genauer überlegen sollen, als er den Garten hinter seinem eigenen Haus anlegen ließ. Auf den Gestank von fauligem Fisch freute er sich nicht gerade.

»Das Aon hast du aus dem Buch gelernt?«, fragte Galladon und lehnte sich lässig durch das Fenster. »Was soll es bewirken?«

»Aon Tia?«, fragte Raoden. »Das ist ein Beförderungsaon. Vor der Reod konnte dieses Aon einen Menschen von Elantris auf die andere Seite der Welt transportieren. In dem Buch findet es Erwähnung, weil es eines der gefährlichsten Aonen war.«

»Gefährlich?«

»Man muss sehr genau sein, was die Richtung betrifft, in die es einen schicken soll. Sagt man ihm, es solle einen genau zehn Meter weit transportieren, wird es das auch tun - ganz egal, was sich zufälligerweise



in zehn Metern Entfernung befindet. Man könnte ohne Weiteres mitten in einer Steinmauer landen.«

»Dann lernst du also viel aus dem Buch?«

Raoden zuckte die Achseln. »Manches. Hauptsächlich Grundlegendes.«

Er blätterte in dem Buch zu einer Seite zurück, die er markiert hatte.

»Wie das hier zum Beispiel: Etwa zehn Jahre vor der Reod brachte ein Mann seine Frau nach Elantris, um dort ihre Lähmung behandeln zu lassen. Doch der elantrische Heiler verzeichnete sich ein wenig bei dem Aon Ien - und anstatt einfach nur zu verschwinden, blitzte das Zeichen auf und übergoss die arme Frau mit einem rötlich e n Licht. Sie bekam schwarze Flecken auf der Haut, und ihr Haar wurde schlaff und fiel ihr bald ganz aus. Kommt dir das irgendwie bekannt vor?«

Interessiert zog Galladon eine Braue empor.

»Kurze Zeit später ist sie verstorben«, sagte Raoden. »Sie sprang von einem Gebäude und schrie, dass die Schmerzen nicht auszuhalten seien.«

Galladon runzelte die Stirn. »Was hat der Heiler falsch gemacht?«

»Im Grunde hat er nur etwas vergessen«, erklärte Raoden. »Er hat eine der drei Grundlinien weggelassen. Ein törichter Fehler, der aber nicht solch eine drastische Wirkung nach sich ziehen sollte.« Raoden hielt inne und betrachtete die Buch seite nachdenklich. »Es ist fast, als ob ...«

»Als ob was, Sule?«

»Na, das Aon war nicht vollständig, stimmt's?«

»Kolo.«

»Also hat der Heilungsprozess vielleicht eingesetzt, konnte aber die Sache nicht vollenden, weil seine Anweisungen unvollständig waren«, sagte Raoden. »Was, wenn trotz des Feh lers immer noch ein lebensfähiges Aon erschaffen wurde, ei nes, das Zugang zum Dor hatte, aber nicht genug Energie zur Verfügung stellen konnte, um das Angefangene zu Ende zu bringen?«

»Was willst du damit andeuten, Sule?«

Raoden riss die Augen weit auf. »Dass wir gar nicht tot sind, mein Freund!«

»Kein Herzschlag. Keine Atmung. Kein Blut. Ich bin vollkommen deiner Meinung.«

»Nein, mal im Ernst«, sagte Raoden, dessen Aufregung wuchs.

»Verstehst du denn nicht? Unsere Körper sind in einer

Art Halbverwandlung gefangen. Der Prozess hat begonnen, aber etwas hat ihn blockiert; genau wie bei der Heilung dieser Frau. Das Dor ist immer noch in uns und harrt der Anweisung und der nötigen Energie, um das zu Ende zu bringen, was es angefangen hat.«

»Ich glaube, ich kann dir nicht ganz folgen, Sule«, meinte Galladon stockend.

Raoden hörte nicht auf ihn. »Deshalb heilen unsere Körper auch nie. Es ist, als seien sie im Augenblick gefangen. Gefroren, wie ein Fisch in einem Eisblock. Die Schmerzen klingen nicht ab, weil unsere Körper denken, es vergehe keine Zeit. Sie stecken fest und warten auf das Ende ihrer Verwandlung. Unsere Haare fallen aus, und an ihrer Stelle wächst nichts Neues. Unsere Haut wird an den Stellen, an denen die Shaod eingesetzt hat, ganz schwarz, weil der Umwandlungsprozess zum Stillstand gekommen ist, als er die nötige Kraft nicht mehr hatte.«

»Das klingt aber ein bisschen weit hergeholt, Sule«, gab Galladon zu bedenken.

»Ist es auch«, pflichtete Raoden ihm bei. »Aber ich bin mir sicher, dass es stimmt.

Etwas blockiert das Dor! Ich kann es mithilfe meiner Aonen erspüren. Die Energie versucht durchzukommen, aber etwas behindert sie, als würden die Aonenmuster nicht zusammenpassen.«

Raoden blickte zu seinem Freund auf. »Wir sind nicht tot, Galladon, und verdammt sind wir auch nicht. Wir sind bloß nicht ganz fertig.«

»Großartig, Sule«, sagte Galladon. »Jetzt musst du bloß noch herausfinden, warum das so ist.«

Raoden nickte. Sie begriffen nun ein wenig mehr, aber das echte Geheimnis - der Grund, warum Elantris gefallen war - blieb unaufgedeckt.

»Aber«, fügte der Dula hinzu und wandte sich wieder der pflege seiner Pflanzen zu, »ich bin froh, dass dir das Buch eine Hilfe gewesen ist.«

Raoden neigte den Kopf zur Seite, als Galladon sich in Bewegung setzte.

»Warte mal eben, Galladon.«

Der Dula drehte sich mit einem fragenden Blick um.

»Meine Nachforschungen sind dir im Grunde egal, nicht wahr?«, wollte Raoden wissen. »Du hast bloß wissen wollen, ob dein Buch von Nutzen ist.«

»Warum sollte mich das kümmern?«, spottete Galladon.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Raoden. »Aber du bist immer so beschützerisch gewesen, was dein Arbeitszimmer betrifft. Du hast es niemandem gezeigt und gehst noch nicht einmal selbst dorthin. Was ist so heilig an dem Ort und den Büchern?«

»Nichts«, sagte der Dula mit einem Achselzucken. »Ich will bloß nicht, dass sie kaputtgehen.«

»Wie bist du überhaupt auf den Ort gestoßen?« Raoden trat an das Fenster und lehnte sich gegen das Fensterbrett. »Du sagst, du seist erst seit ein paar Monaten in Elantris, aber du scheinst dich in jeder Straße und jeder Hintergasse auszukennen. Du hast mich direkt zu Shaors Bank geführt, und das Marktviertel ist nicht unbedingt der Ort, den du so ganz nebenbei hast auskundschaften können.«

Bei Raodens Worten wurde der Dula immer nervöser. Schließlich murmelte er: »Kann ein Mann denn gar nichts für sich behalten, Raoden? Musst du mir alles aus der Nase ziehen?«

Raoden lehnte sich zurück. Es überraschte ihn, dass sein Freund auf einmal so heftig geworden war. »Es tut mir leid«, stammelte er, als ihm klar wurde, wie anklagend seine Worte geklungen haben mussten.

Galladon hatte ihm seit seiner Ankunft immer nur zur Seite gestanden. Betreten wandte Raoden sich zum Gehen, um den Dula allein zu lassen.

»Mein Vater ist Elantrier gewesen«, sagte Galladon leise.

Raoden blieb stehen. Er konnte seinen Freund von der Seite sehen. Der hünenhafte Dula hatte sich auf den frisch bewässerten Boden gesetzt und starrte einen kleinen Getreidehalm vor sich an.

»Ich habe bei ihm gewohnt, bis ich alt genug war wegzuziehen«, sagte Galladon. »Ich war immer schon der Meinung, dass es falsch war, als Dula in Arelon zu leben, weit weg von meinem Volk und meiner Familie. Wahrscheinlich hat das Dor deshalb entschieden, mir den gleichen Fluch anzuhängen.

Sie haben immer behauptet, Elantris sei die segensreichste Stadt gewesen, aber mein Vater ist hier nie glücklich gewesen. Ich schätze mal, selbst im Paradies gibt es Leute, die nicht dazu passen. Er ist Gelehrter geworden. Das Arbeitszimmer, das ich dir gezeigt habe, hat ihm gehört. Aber er hat nie aufhören können, an Duladel zu denken. Er hat Viehzucht und Landwirtschaft studiert, auch wenn beides in Elantris

nutzlos war. Warum etwas anbauen, wenn man Abfall in Nahrung verwandeln kann?«

Galladon seufzte und streckte die Hand aus, um einen Klumpen Erde zwischen den Fingern zu zermalmen. Er rieb einen Augenblick die Finger aneinander und ließ die Erde zu Boden rieseln.

»Er hat sich gewünscht, er hätte die Heilkunst erlernt, als er mit ansehen musste, wie meine Mutter eines Tages neben ihm im Bett starb. Manche Krankheiten überkommen einen so rasch, dass selbst Elantris sie nicht aufhalten kann. Mein Vater ist der einzige deprimierte Elantrier geworden, den ich je kannte. Da habe ich endlich begriffen, dass sie keine Götter waren, denn ein Gott würde niemals solche Qualen durchleiden.

Er konnte nicht nach Hause zurückkehren, denn die Elantrier früher haben genauso in der Verbannung gelebt wie wir heute, ganz egal, wie schön sie gewesen sein mögen. Die Menschen möchten nicht mit jemandem leben, der ihnen derart überlegen ist. Sie ertragen es nicht, ihre eigene Unvollkommenheit derart offensichtlich vor Augen geführt zu bekommen.

Er war froh, als ich nach Duladel zurückkehrte. Er hat mir geraten, Bauer zu werden. Als ich ihn zurückgelassen habe, war er ein armer, einsamer Gott in einer himmlischen Stadt, der sich einzig und allein nach der Freiheit sehnte, wieder ein einfacher Mann sein zu dürfen. Er ist etwa ein Jahr nach meiner Abreise gestorben. Hast du gewusst, dass die Elantrier an einfachen Dingen wie einem Herztod sterben konnten? Sie lebten viel länger als normale Menschen, aber sie konnten dennoch sterben.

Besonders wenn sie es wollten. Mein Vater hat die Anzeichen des Herztodes gekannt. Er hätte sich heilen lassen können, aber er hat es vorgezogen, in seinem Arbeitszimmer zu bleiben und zu verschwinden. Genau wie diese Aonen, die du die ganze Zeit über in die Luft zeichnest.«

»Dann hasst du also Elantris?«, fragte Raoden, der geräuschlos durch das offene Fenster glitt und auf seinen Freund zuing. Er ließ sich ebenfalls auf dem Erdboden nieder und blickte Galladon über die kleine Pflanze hinweg an.

»Ob ich es hasse?«, fragte Galladon. »Nein, ich hasse es nicht. Das ist nicht die Art der Dulas. Natürlich bin ich nur ein armseliger Dula

geworden, weil ich hier in Elantris bei einem verbitterten Vater aufgewachsen bin. Du hast das längst bemerkt, denn ich kann die Dinge nicht so leicht nehmen, wie es ein Angehöriger meines Volkes normalerweise tun würde. Ich sehe überall einen Makel. Wie die Dreckschicht in Elantris. In Duladel bin ich wegen meiner Art gemieden worden, und ich war beinahe froh, als die Shaod mich ereilt hat. Ich habe nicht zu Duladel gepasst, egal wie sehr mir das Bauerndasein gefallen hat. Ich habe diese Stadt verdient, und sie hat mich verdient. Kolo?« Raoden wusste nicht recht, wie er reagieren sollte. »Ich vermute mal, ein optimistischer Spruch würde in diesem Moment nicht viel bringen.« Galladon lächelte matt. »Ganz bestimmt nicht. Ihr Optimisten kapiert einfach nicht, dass ein deprimierter Mensch nicht von euch aufgeheitert werden will. Von euren Versuchen wird uns höchstens übel.« »Dann lass mich bloß etwas Wahres sagen, mein Freund«, meinte Raoden. »Ich schätze dich sehr. Ich habe keine Ahnung, ob du hierher passt. Wahrscheinlich tut das keiner von uns. Aber deine Hilfe ist mir viel wert. Sollte Neu-Elantris ein Erfolg werden, dann weil du da gewesen bist und mich davon abgehalten hast, mich von einem Gebäude zu stürzen.«

Galladon holte tief Luft. Seine Miene war alles andere als erfreut, und dennoch war seine Dankbarkeit nicht zu übersehen. Er nickte kaum merklich, erhob sich und bot Raoden eine Hand an, um ihm aufzuhelfen. Raoden drehte sich unruhig hin und her. Ein richtiges Bett hatte er nicht, lediglich ein paar Decken im Hinterzimmer der Kapelle. Doch es war nicht das unbequeme Lager, das ihn wach hielt. Es gab da noch ein anderes Problem, eine Sorge, die ihn dunkel plagte. Ihm war etwas Wichtiges entgangen. Er war der Sache schon ganz nahe gewesen, und sein Unterbewusstsein drängte ihn beharrlich, die Verbindung zu knüpfen.

Aber was war es? Welcher Hinweis, den er kaum wahrgenommen hatte, verfolgte ihn jetzt? Nach seinem Gespräch mit Galladon hatte Raoden sich wieder seinen Aonenübungen gewidmet. Dann hatte er sich kurz in der Stadt umgesehen. Alles war ruhig gewesen. Shaors Männer hatten aufgehört, Neu-Elantris anzugreifen, und sich stattdessen auf Sarenes Besuche konzentriert, die ein vielversprechenderes Ziel darstellten. Es musste mit seinem Gespräch mit Galladon zusammenhängen,

entschied er.

Etwas, was mit den Aonen oder vielleicht Galladons Vater zu tun hatte.

Wie mochte es wohl gewesen sein, damals als Elantrier zu leben?

Konnte ein Mann wirklich deprimiert sein innerhalb dieser erstaunlichen Mauern? Welcher Mensch, der unglaubliche Wunder vollbringen konnte, würde diese Fähigkeit gegen das einfache Leben eines Bauern eintauschen wollen? Es musste wunderschön gewesen sein damals, so wunderwunderschön ...

»Gnädiger Domi!«, schrie Raoden und fuhr kerzengerade zwischen seinen Decken hoch.

Sekunden später stürzten Saolin und Mareshe, die ihr Nachtlager im Hauptsaal der Kapelle aufgeschlagen hatten, Hals über Kopf durch die Tür. Galladon und Karata folgten ihnen auf dem Fuße. Sie starrten Raoden an, der vor Verblüffung wie gelähmt vor ihnen saß.

»Sule?«, fragte Galladon vorsichtig.

Raoden erhob sich und eilte aus dem Zimmer. Sein überraschtes Gefolge tat es ihm nach. Raoden zündete hastig eine Laterne an, und nicht einmal der beißende Gestank von Sarenes Öl konnte ihn aus der Fassung bringen. Er marschierte in die Nacht hinaus, geradewegs auf den Saal der Gefallenen zu.

Der Mann war da. Er murmelte immer noch vor sich hin, wie es viele der Hoed selbst des Nachts taten. Er war klein und runzelig. Seine Haut wies so viele Falten auf, dass er tausend Jahre alt zu sein schien. Seine Stimme erklang in einem leise geflüsterten Mantra.

»Schön«, krächzte er. »Einst so wunderschön ...«

Der Hinweis war gar nicht während seiner Unterhaltung mit Galladon erfolgt, sondern während seines kurzen Besuches, als er den Hoed Essen gebracht hatte. Raoden hatte das Gemurmel des Mannes schon ein Dutzend Mal gehört und nie die Verbindung geknüpft.

Raoden legte dem Mann die Hände auf die Schultern. »Was war so schön?«

»Schön«, murmelte der Mann.

»Alter«, flehte Raoden. »Wenn in Eurem Körper noch eine Seele haust, ja nur der kleinste Hauch eines rationalen Gedankens, dann sagt es mir bitte. Wovon spricht Ihr?«

»Einst so wunderschön ...«, fuhr der Mann fort, die Augen starr ins Leere

gerichtet.

Raoden hob eine Hand und begann, vor dem Gesicht des Mannes zu zeichnen.

Kaum hatte er das Aon Rao fertig gestellt, da hob der Mann den Arm und griff mit der Hand keuchend durch die Mitte des Zeichens hindurch. »Wir waren einst so schön«, flüsterte der Mann. »Mein Haar war so hell, meine Haut voll Licht. Aonen flatterten von meinen Fingern. Sie waren so schön ...«

Hinter sich konnte Raoden mehrere Überraschungsrufe vernehmen. »Ihr meint«, fragte Karata, die näher herankam, »die ganze Zeit über ... ?« »Zehn Jahre lang«, sagte Raoden, der den ausgemergelten Mann immer noch gestützt hielt. »Dieser Mann ist schon vor der Reod Elantrier gewesen.«

»Unmöglich«, sagte Mareshe. »Das ist zu lange her.«

»Wo sonst hätten sie hingehen sollen?«, fragte Raoden. »Wir wissen, dass ein paar Elantrier den Sturz der Stadt und der Regierung überlebt haben. Man hat sie in Elantris eingesperrt. Manche mögen sich selbst verbrannt haben, ein paar andere sind vielleicht entkommen, aber der Rest muss immer noch hier sein. Sie sind zu Hoed geworden, haben nach ein paar Jahren den Verstand und ihre Kraft verloren ... vergessen in den Straßen von Elantris.«

»Zehn Jahre«, flüsterte Galladon. »Zehn Jahre voller Leiden.«

Raoden sah dem alten Mann in die Augen. Sie waren von Rissen und Falten umgeben und wirkten benommen, wie von einem heftigen Schlag. Die Geheimnisse des AonDor waren irgendwo im Geist dieses Mannes verborgen.

Der Mann packte Raodens Arm eine Spur fester. Die Anstrengung ließ ihn am ganzen Körper erzittern. Seine Lippen brachten zischend drei Wörter hervor, während er seinen gequälten Blick auf Raodens Gesicht richtete.

»Bringt. Mich. Hinaus.«

»Wohin?«, wollte Raoden verwirrt wissen. »Aus der Stadt?«

»Zum. See.«

»Ich weiß nicht, was Ihr meint, Alter«, flüsterte Raoden.

Die Augen des Mannes bewegten sich leicht und wanderten in Richtung Tür.

»Karata, nehmt die Lampe«, befahl Raoden, der den alten Mann aufhob.  
»Galiadon, komm mit uns. Marashe und Saolin, Ihr bleibt hier. Ich möchte nicht, dass die anderen aufwachen und wir alle weg sind.«  
»Aber ...«, setzte Saolin an, doch er stockte. Er wusste, was ein ausdrücklicher Befehl war.

Es war eine helle Nacht. Der Mond hing voll am Himmel, und sie brauchten die Laterne fast nicht. Raoden trug den alten Elantrier behutsam. Offensichtlich hatte der Mann nicht mehr die Kraft, den Arm zu heben und in eine Richtung zu deuten. Deshalb musste Raoden an jeder Abzweigung stehen bleiben und in den Augen des alten Mannes nach einem Zeichen forschen, dass sie abbiegen sollten.

Es ging nur langsam voran, und so war es beinahe schon Morgen, als sie ein zerfallenes Gebäude am äußersten Rand von Elantris erreichten. Das Bauwerk unterschied sich im Grunde nicht von den umstehenden, wies jedoch ein Dach auf, das größtenteils intakt war.

»Hast du eine Ahnung, was das ist?«, fragte Raoden.

Galladon dachte einen Augenblick nach und kramte in seiner Erinnerung. »Ich glaube schon, Sule. Es ist so eine Art Versammlungshaus der Elantrier gewesen. Mein Vater ist gelegentlich hierher gegangen. Allerdings durfte ich ihn nie begleiten.«

Karata bedachte Galladon im Laufe seiner Erklärung mit einem überraschten Blick, doch sie sparte sich ihre Frage für ein anderes Mal auf. Raoden trug den alten Elantrier in das leer stehende Gebäude. Es war kahl und nichtssagend. Raoden betrachtete das Antlitz des Mannes eingehend. Der Alte sah zu Boden.

Galladon ging in die Knie und wischte suchend den Schmutz vom Boden. »Hier ist ein Aon.«

»Welches?«

»Rao, glaube ich.«

Raoden runzelte die Stirn. Die Bedeutung des Aons Rao war einfach: Es bedeutete »Lebensgeist« oder »geistige Kraft«. Doch in dem Buch über AonDor war es nur selten erwähnt, und es wurde nie erläutert, welche magische Wirkung das Aon hervorrufen sollte.

»Drück es«, schlug Raoden vor.

»Versuch ich doch schon, Sule«, sagte Galladon ächzend. »Ich glaube nicht, dass es ...« Der Dula brach ab, sobald sich ein Teil des Bodens



absenkte. Er stieß einen Schrei aus und kroch hastig zurück, als sich der gewaltige steinerne Block knirschend in die Tiefe bewegte. Karata räusperte sich und deutete auf ein Aon an der Wand, das sie gedrückt hatte. Das Aon Tae. Das uralte Zeichen mit der Bedeutung »öffnen«. »Hier sind Treppenstufen, Sule«, sagte Galladon, der den Kopf über das Loch gebeugt hatte. Er kletterte hinab, gefolgt von Karata mit der Laterne. Nachdem Raoden ihnen den alten Hoed hinuntergereicht hatte, folgte er ihnen.

»Raffinierter Mechanismus«, stellte Galladon mit einem Blick auf die Reihe von Zahnrädern fest, die den gewaltigen Steinblock nach unten befördert hatten. »Mareshe wäre spätestens jetzt völlig aus dem Häuschen. Kolo?«

»Ich finde diese Wände viel interessanter.« Raoden starrte die schönen Wandgemälde an. Der Raum war rechteckig und niedrig, nicht einmal zweieinhalb Meter hoch. Doch er war wunderbar verziert mit Wandgemälden und doppelreihigen, mit Skulpturen geschmückten Pfeilern. »Haltet die Laterne hoch.«

Die Wände waren mit weißhaarigen Gestalten mit silberner Haut bedeckt. Die zweidimensionalen Figuren widmeten sich verschiedenen Aktivitäten. Manche knieten vor gewaltigen Aonen. Andere gingen gesenkten Hauptes in Reihen nebeneinander her. Sämtliche Gestalten hatten etwas Förmliches an sich.

»Dies ist ein heiliger Ort«, sagte Raoden. »Eine Art Schrein.«

»Eine elantrische Religion?«, fragte Karata.

»Irgendetwas müssen sie gehabt haben«, meinte Raoden. »Vielleicht waren sie von ihrer eigenen Göttlichkeit nicht so überzeugt wie der Rest von Arelon.« Er warf Galladon einen fragenden Blick zu.

»Mein Vater hat nie über Religion gesprochen«, sagte der Dula. »Aber die Elantrier hatten viele Geheimnisse, selbst vor ihren Familien.«

»Dort drüben!« Karata deutete auf die Rückwand des rechteckigen Raumes, an der nur ein einziges Wandgemälde prangte. Es stellte ein großes ovales Gebilde dar, das wie ein Spiegel aussah. Ein Elantrier stand mit ausgestreckten Armen dem Oval zugewandt da, die Augen geschlossen. Er schien auf die blaue Scheibe zuzufliegen. Der Rest der Wand war schwarz, bis auf eine große weiße Kugel auf der anderen Seite des Ovals.

»See.« Die Stimme des alten Elantriers klang leise, aber bestimmt.  
»Es ist von der Seite gemalt«, erkannte Karata. »Seht doch, er fällt in einen See.«

Raoden nickte. Der Elantrier auf dem Bild flog nicht, sondern fiel. Das Oval war die Oberfläche eines Sees, die Linien am Rand stellten das Ufer dar.

»Es ist, als sei das Wasser eine Art Tor oder so etwas«, sagte Galladon, den Kopf zur Seite geneigt.

»Und er will, dass wir ihn hineinwerfen«, erkannte Raoden. »Galladon, hast du je einem elantrischen Begräbnis beigewohnt?«

»Nie«, antwortete der Dula kopfschüttelnd.

»Kommt«, sagte Raoden, der in die Augen des alten Mannes hinabsah. Sie blickten beharrlich in Richtung eines Seitengangs. Jenseits der Türöffnung lag ein Raum, der noch erstaunlicher war als der erste. Mit zitternder Hand hielt Karata die Laterne empor.

»Bücher«, flüsterte Raoden aufgeregt. Ihr Licht beschien unzählige Reihen von Bücherregalen, die sich in die Dunkelheit erstreckten. Die drei betraten den gewaltigen Raum, der unglaublich alt wirkte. Auf den Regalen lag eine Staubschicht, und ihre Füße hinterließen Spuren.

»Ist dir etwas Merkwürdiges an diesem Ort aufgefallen, Sule?«, fragte Galladon leise.

»Keine Schleimschicht«, stellte Karata fest.

»Keine Schleimschicht«, stimmte Galladon ihr zu.

»Du hast recht«, sagte Raoden verblüfft. Er hatte sich so sehr an die sauberen Straßen von Neu-Elantris gewöhnt, dass er beinahe vergessen hatte, wie viel Arbeit es kostete, sie so sauber zu halten.

»Ich habe keinen einzigen Fleck in dieser Stadt gefunden, der nicht von dieser Schleimschicht bedeckt gewesen wäre, Sule«, sagte Galladon.

»Sogar das Arbeitszimmer meines Vaters war damit bedeckt, bevor ich es geputzt habe.«

»Da ist noch etwas.« Raoden blickte zu der steinernen Wand zurück.

»Seht dort hinauf.«

»Eine Laterne«, sagte Galladon überrascht.

»Sie hängen überall an den Wänden.«

»Aber warum haben sie keine Aonen benutzt?«, wollte der Dula wissen.

»Sonst haben sie das doch auch überall getan.«

»Ich weiß es nicht«, meinte Raoden. »Ich habe mir schon die gleiche Frage am Eingang gestellt. Wenn sie Aonen hervorbringen konnten, die sie augenblicklich durch die ganze Stadt transportierten, dann hätten sie ganz gewiss eines fabrizieren können, das den Stein abgesenkt hätte.«

»Du hast recht«, sagte Galladon.

»Aus irgendeinem Grund muss AonDor hier verboten gewesen sein«, mutmaßte Karata, als sie die Rückwand der Bibliothek erreichten.

»Keine Aonen, kein Schleim. Zufall?«, fragte Galladon.

»Vielleicht«, sagte Raoden, der die Augen des alten Mannes betrachtete. Er blickte unverwandt auf eine kleine Tür in der Wand. Darauf war ein Bild eingemeißelt, das dem Wandgemälde im ersten Raum ähnelte.

Galladon zog die Tür auf. Dahinter lag ein langer, scheinbar endloser Gang, der in den Stein gehauen war. »Wohin, im Namen der Doloken, fuhrt der?«

»Hinaus«, sagte Raoden. »Der Mann hat gebeten, aus Elantris hinausgebracht zu werden.«

Karata betrat den Gang und fuhr mit den Fingern die glatt gemeißelten Wände entlang. Raoden und Galladon folgten ihr. Der Weg stieg bald steil an, und sie mussten immer wieder Pausen einlegen, um ihre schwachen elantrischen Körper auszuruhen. Sie wechselten sich damit ab, den alten Mann zu tragen, als der schräg ansteigende Gang in Treppenstufen mündete. Es dauerte über eine Stunde, bis sie das Ende des Ganges erreicht hatten: eine einfache Holztür, ohne jede Schnitzerei oder sonstige Verzierung.

Galladon stieß sie auf und trat in die schwache Morgendämmerung hinaus. »Wir sind auf dem Berg!«, rief er erstaunt.

Raoden trat neben seinem Freund ins Freie und erreichte ein kleines Plateau, das in den Berg gehauen war. Der Abhang jenseits des Plateaus war steil, doch Raoden konnte Spuren einer hinabführenden Straße erkennen. An den Abhang grenzte Kae an, und jenseits davon erhob sich als gewaltiger Monolith Elantris.

Ihm war nie wirklich klar gewesen, wie groß Elantris war. Daneben sah Kae wie ein Dorf aus. Elantris war von den gespensterhaften Überbleibseln der drei anderen Außenstädte umgeben, den Städten, die einst wie Kae im Schatten der großen Stadt gekauert hatten. Sie alle lagen mittlerweile verlassen da. Ohne die elantrische Magie konnte

Arelon keine solche Menschenansammlung ernähren. Man hatte die Bewohner der Städte mit Gewalt entfernt. Aus ihnen waren Iadons Arbeiter und Bauer geworden.

»Sule, ich habe das Gefühl, unser Freund hier wird ungeduldig.«

Raoden blickte auf den Elantrier hinab. Die Augen des Mannes zuckten unaufhörlich hin und her. Sie wiesen auf einen breiten Pfad, der von dem Plateau aus nach oben führte. »Noch mehr klettern«, seufzte Raoden.

»Nicht viel«, sagte Karata vom Ende des Pfades herab. »Hier oben geht es nicht mehr weiter.«

Raoden nickte und legte das kurze Stück rasch zurück. Auf dem Kamm über dem Plateau stieß er wieder zu Karata.

»See«, flüsterte der Mann erschöpft und zufrieden.

Raoden runzelte die Stirn. Der sogenannte See war kaum drei Meter tief. Eigentlich war es mehr ein Tümpel. Das Wasser war kristallblau, und Raoden konnte keinen Zuoder Abfluss erkennen.

»Was nun?«, wollte Galladon wissen.

»Wir tauchen ihn hinein«, mutmaßte Raoden. Er kniete sich hin und ließ den Elantrier in den Tümpel gleiten. Der Mann trieb kurz in dem saphirnen Wasser und gab dann einen seligen Seufzer von sich. Das Geräusch rief eine tiefe Sehnsucht in Raoden wach, das wilde Verlangen, sowohl seine körperlichen als auch seine geistigen Schmerzen abzuschütteln. Das Gesicht des alten Elantriers schien sich ein wenig zu glätten. Seine Augen wurden wieder lebendig.

Diese Augen blickten Raoden einen Moment lang an, und ihm glänzte Dankbarkeit entgegen. Dann löste sich der Mann auf.

»Zur Doloken!«, fluchte Galladon, als der alte Elantrier wie Zucker in einer Tasse Adolistee dahin schmolz. Kaum eine Sekunde später war der Mann verschwunden. Keine Spur blieb übrig von Fleisch, Knochen oder Blut.

»Seid lieber vorsichtig, mein Prinz«, warnte Karata.

Raoden blickte hinab und sah, wie nahe er dem Rand des Tümpels war. Die Schmerzen schrien in seinem Innern. Er zitterte am ganzen Leib, als wisse sein Körper, wie nahe er der Erlösung war. Er musste sich nur fallen lassen ...

Raoden stand auf. Er stolperte ein wenig, als er sich von dem lockenden Tümpel zurückzog. Er war noch nicht so weit. Er würde so lange nicht

so weit sein, bis die Schmerzen ihn vollständig beherrschten. Solange er noch einen Funken Willenskraft übrig hatte, würde er weiterkämpfen. Er legte Galladon eine Hand auf die Schulter. »Wenn ich zu einem Hoed geworden bin, dann bring mich hierher. Lass mich nicht unter Schmerzen dahinvegetieren.«

»Du bist neu in Elantris, Sule«, meinte Galladon spöttisch. »Du wirst noch jahrelang durchhalten.«

Die Schmerzen wüteten in Raoden und ließen seine Knie zittern.

»Versprich es mir nur, mein Freund. Schwör mir, dass du mich hierher bringen wirst.«

»Ich schwöre es, Raoden«, sagte Galladon feierlich. Sein Blick war besorgt.

Raoden nickte. »Kommt, wir haben einen langen Weg zurück in die Stadt vor uns.«

## Kapitel 26

Das Tor schlug donnernd zu, als Sarenes Karren zurück nach Kae rollte.

»Du bist dir sicher, dass er der Anführer ist?«, fragte sie.

Ashe bewegte sich ein wenig auf und ab. »Ihr hattet recht, Mylady.

Meine Informationen über die Bandenanführer waren längst überholt.

Sie nennen diesen Neuankömmling Lord Lebensgeist. Er ist erst neulich aufgestiegen. Die meisten Leute hatten vor einem guten Monat noch nie etwas von ihm gehört, auch wenn ein Mann behauptet, Lord Lebensgeist und Shaor seien ein und dieselbe Person. Die Berichte stimmen darin überein, dass er sowohl Karata als auch Aanden besiegt hat.

Anscheinend ist es bei der zweiten Auseinandersetzung zu einer gewaltigen Schlacht gekommen.«

»Dann handelt es sich bei den Leuten, mit denen ich mich treffe, um Hochstapler.« Sarene tippte sich mit dem Finger an die Wange. Sie fuhr hinten auf dem Karren mit, auch wenn dies kaum eine angemessene Transportmöglichkeit für eine Prinzessin war. Keiner der Adligen hatte ihr an diesem Tag angeboten, in seiner Kutsche mitzufahren. Eigentlich hatte sie Shuden bitten wollen, sie mitzunehmen, aber der war bereits verschwunden. Die junge Torena war Sarene zuvorgekommen.

»Anscheinend, Mylady. Erzürnt Euch das?« Ashe stellte die Frage vorsichtig. Er hatte es mehr als deutlich gemacht, dass er ihre Sorge um Lebensgeist für eine unnötige Ablenkung hielt.

»Nein, nicht wirklich. Man muss bei allem politischen Handeln mit einem gewissen Maß an List rechnen.« Das sagte sie jedenfalls.

Politische Notwendigkeit hin oder her, sie wollte, dass Lebensgeist ihr gegenüber ehrlich war. Sie hatte sogar begonnen, ihm zu vertrauen, und das bereitete ihr Sorgen.

Aus irgendeinem Grund schien er sie zu seiner Vertrauten machen zu wollen. In Gegenwart der anderen war er heiter und fröhlich, aber kein Mann konnte so einseitig optimistisch sein. Wenn er sich mit Sarene allein unterhielt, war er ehrlicher. Sie konnte den Schmerz in seinen Augen sehen, unausgesprochene Trauer und Sorgen.

Kriegsherr oder nicht, diesem Mann lag Elantris am Herzen.

Wie alle Elantrier war er mehr Leiche als Mann: Seine Haut war trocken

und glanzlos,  
Kopfhaut und Augenbrauen völlig kahl. Ihre Abscheu schwand jedoch von Tag zu Tag, während sie sich an die Stadt gewöhnte. Sie hatte bei Weitem nicht den Punkt erreicht, an dem sie die Elantrier schön fand, aber zumindest wurde ihr bei ihrem Anblick nicht länger mulmig zumute.

Dennoch zwang sie sich, Lebensgeist bei seinen freundschaftlichen Annäherungsversuchen die kalte Schulter zu zeigen. Sie war zu lange in der Politik tätig gewesen, um einem Gegner offen ihre Gefühle zu zeigen. Und er war zweifellos ein Gegner, ganz gleich, wie freundlich er sein mochte. Er spielte mit ihr, stellte ihr falsche Bandenanführer vor, um sie abzulenken, während er selbst die Essensausgabe überwachte. Sie konnte sich noch nicht einmal ganz sicher sein, dass er ihre Abmachung vollständig einhielt. Woher sollte sie wissen, ob es sich bei den Elantriern, die das Essen in Empfang nehmen durften, nicht einzig und allein um seine Gefolgsleute handelte? Vielleicht war er so optimistisch gestimmt, weil sie ihm unbeabsichtigterweise dabei half, die Oberherrschaft über die gesamte Stadt zu erringen.

Der Karren fuhr über eine besonders große Unebenheit, und Sarene wurde auf den hölzernen Boden geschleudert. Zwei leere Kisten fielen von einem Stapel und wären beinahe auf ihr gelandet.

»Wenn wir Shuden das nächste Mal sehen«, murmelte sie verdrossen, wobei sie sich das Gesäß rieb, »erinnere mich daran, ihm einen Tritt zu versetzen.«

»Sehr wohl, Mylady«, sagte Ashe zuvorkommend.

Sie musste nicht lange warten. Unglücklicherweise bot sich ihr aber nicht die Gelegenheit zuzutreten. Wahrscheinlich hätte sie Shuden aufspießen können, wenn sie es gewollt hätte, aber damit hätte sie sich bei den Hofdamen nicht sonderlich beliebt gemacht. Es war einer der Tage, an denen die Frauen ihre Fechtübungen absolvierten, und Shuden war wie gewöhnlich anwesend - auch wenn er fast nie aktiv daran teilnahm. Dankenswerterweise unterließ er es aber auch, seine ChayShan-Übung vorzuführen. Die Frauen bliesen seinetwegen schon genug Trübsal.

»Sie werden tatsächlich besser«, sagte Eondel anerkennend, während er den Frauen beim Kämpfen zusah. Jede hatte einen stählernen

Übungsdegen sowie eine Art Uniform: einen einteiligen Hosenanzug wie der, den Sarene trug. Allerdings trugen die Hofdamen ein Tuch wie eine Art Rock um die Hüfte. Der Stoff war dünn und völlig sinnlos, aber da die Frauen sich auf diese Weise wohler fühlten, sagte Sarene nichts - ganz egal, wie töricht das Ganze in ihren Augen aussah.

»Ihr klingt überrascht, Eondel«, sagte Sarene. »Habt Ihr mich für so eine schlechte Lehrerin gehalten?«

Der stattliche Krieger versteifte sich. »Nein, Eure Hoheit, auf gar keinen ...«

»Sie neckt Euch nur, Mylord«, sagte Lukel, der zu ihnen trat und Sarene mit einem zusammengerollten Papier über den Kopf schlug. »Ihr dürft Ihr solches Verhalten auf keinen Fall durchgehen lassen. Das ermutigt sie nur.«

»Was ist das?«, fragte Sarene und riss Lukel das Papier aus der Hand.

»Die Einkommensbilanz unseres lieben Königs«, erläuterte Lukel. Er fischte eine hellrote Sauermelone aus der Tasche und biss hinein. Er hatte noch immer nicht erklärt, wie er einen ganzen Monat vor der Saison an eine Ladung mit dem Obst gelangt war. Alle anderen Kaufleute waren längst rasend vor Neid.

Sarene überflog die Zahlen. »Wird er es schaffen?« »Ganz knapp«, sagte Lukel mit einem Lächeln. »Aber seine Einkünfte aus Teod zusammen mit den Steuereinnahmen sollten ansehnlich genug sein, um ihm peinliche Schwierigkeiten zu ersparen. Herzlichen Glückwunsch, Cousine, du hast die Monarchie gerettet!«

Sarene rollte das Papier wieder zusammen. »Tja, eine Sache weniger, um die wir uns Sorgen machen müssen.«

»Zwei«, verbesserte Lukel sie, dem ein wenig rosafarbener Saft die Wange hinabrann. »Unser lieber Freund Edan ist außer Landes geflohen.«

»Was?«, fragte Sarene.

»Es stimmt, Mylady«, sagte Eondel. »Ich habe die Kunde erst heute Morgen vernommen. Baron Edans Ländereien grenzen unten in Südarelon an die Große Schlucht, und die Regenfälle neulich haben Teile seiner Felder unter Schlammlawinen begraben. Edan hat sich entschlossen, weiteren finanziellen Verlusten vorzubeugen, und ist zuletzt auf dem Weg nach Duladel gesichtet worden.«



»Wo er schon bald herausfinden wird, dass das neue Königshaus nicht sonderlich viel von arelischen Adelstiteln hält«, fügte Lukel hinzu.

»Edan wird bestimmt einen feinen Bauern abgeben, meint Ihr nicht?«

»Wisch dir gefälligst den Mund ab«, sagte Sarene mit vorwurfsvollem Blick. »Es ist nicht sehr nett, über das Unglück eines anderen zu scherzen.«

»Auch das Unglück ist Domis Wille«, sagte Lukel.

»Du hast Edan noch nie ausstehen können«, meinte Sarene.

»Er war rückgratlos, arrogant und hätte uns längst verraten, wenn er nur dazu den Mut aufgebracht hätte. Natürlich hatte ich ihn innig ins Herz geschlossen!« Ein selbstzufriedenes Grinsen auf den Lippen, aß Lukel weiter von seiner Frucht.

»Na, da ist aber jemand stolz auf sich heute Nachmittag«, stellte Sarene fest.

»So ist er immer, wenn er ein gutes Geschäft abgeschlossen hat, Eure Hoheit«, sagte Eondel. »Er wird noch mindestens eine Woche lang unerträglich sein.«

»Ach, wartet nur auf den Areloner Markt«, sagte Lukel. »Ich werde ein Mordgeschäft machen. Wie dem auch sei, Iadon ist auf der Suche nach jemandem, der reich genug ist, Edans Baronie zu kaufen. Um den König müssen wir uns zur Zeit also keine Sorgen machen.«

»Ich wünschte, ich könnte das Gleiche von dir behaupten«, erwiderte Sarene und wandte ihre Aufmerksamkeit wieder ihren Schülerinnen zu, die immer noch miteinander kämpften. Eondel hatte recht: Sie wurden immer besser. Selbst die älteren Damen schienen vor Energie schier zu bersten. Sarene hob die Hand, woraufhin die Kämpfe eingestellt wurden.

»Ihr seid sehr gut«, sagte Sarene, als es leise in dem Raum wurde. »Ich bin beeindruckt. Manche von Euch sind bereits besser als viele Frauen, die ich in Teod gekannt habe.«

Freudig lauschten die Damen Sarenes Lob.

»Doch es gibt eine Sache, die mir Kopfzerbrechen bereitet«, sagte Sarene und fing an, auf und ab zu gehen. »Ich habe gedacht, Ihr Frauen wollt Eure Kraft unter Beweis stellen und zeigen, dass Ihr für mehr gut seid, als hin und wieder einen Kissenbezug zu besticken. Bisher hat aber nur eine Einzige von Euch mir wirklich gezeigt, dass sie die Situation in Arelon ändern möchte. Torena, sagt den anderen, was Ihr heute getan

habt.«

Das dünne Mädchen schnappte hörbar nach Luft, als Sarene ihren Namen nannte. Dann blickte Torena verlegen ihre Begleiterinnen an.

»Ich bin mit Euch nach Elantris gefahren?«

»In der Tat«, sagte Sarene. »Ich habe jede Frau hier im Raum mehrmals dazu eingeladen, aber nur Torena ist mutig genug gewesen, mich nach Elantris zu begleiten.«

Sarene blieb stehen und betrachtete die nervösen Frauen. Keine hielt ihrem Blick stand, nicht einmal Torena, die zusammen mit den anderen ein schlechtes Gewissen zu haben schien.

»Morgen werde ich wieder nach Elantris fahren, und diesmal werden mich abgesehen von den üblichen Wächtern keine Männer begleiten. Wenn Ihr dieser Stadt wirklich beweisen möchtet, dass Ihr genauso stark wie Eure Ehemänner seid, dann kommt mit mir.«

Regungslos sah Sarene die Frauen an. Zögerlich hoben sich Köpfe. Blicke suchten den ihren. Sie würden mitkommen. Zwar waren sie völlig verängstigt, aber sie würden kommen. Sarene lächelte.

Allerdings war das Lächeln nur halbwegs echt. Als sie so vor ihnen stand, wie ein General vor seinen Truppen, erkannte sie etwas. Es passierte schon wieder.

Es war genau wie in Teod. Sie konnte Respekt in den Augen der anderen sehen, selbst die Königin suchte inzwischen Rat bei Sarene. Doch so sehr sie Sarene auch respektierten, akzeptieren würden sie sie niemals. Wenn Sarene in ein Zimmer kam, trat Schweigen ein; erst wenn sie es verließ, lebten die Unterhaltungen wieder auf. Es war, als dächten die anderen, sie würde über ihren einfachen Diskussionen stehen. Indem Sarene zu ihrem Vorbild geworden war und ihnen vorlebte, was sie selbst werden wollten, hatte sie sich ihnen entfremdet.

Sarene wandte sich ab und überließ die Frauen ihren Kampfübungen. Mit den Männern war es das Gleiche. Shuden und Eondel respektierten sie, ja betrachteten sie sogar als eine Freundin, aber sie würden niemals romantische Absichten ihr gegenüber hegen. Obwohl Shuden behauptet hatte, nichts mit den höfischen Heiratsspielchen anfangen zu können, reagierte er angetan auf Torenas Annäherungsversuche. Sarene hingegen hatte er noch kein einziges Mal richtig angesehen. Eondel war zwar viel älter als Sarene, doch sie konnte spüren, welche Gefühle er ihr

gegenüber hegte. Respekt, Bewunderung und die Bereitschaft, ihr zu dienen. Es war, als käme ihm gar nicht in den Sinn, dass sie eine Frau war.

Sarene wusste, dass sie jetzt verheiratet war und sich über derlei Dinge gar keine Gedanken machen sollte, aber es fiel ihr schwer, sich selbst als Ehefrau zu sehen. Es hatte keine Zeremonie gegeben, und ihren Mann hatte sie nicht gekannt. Sie sehnte sich nach etwas - einem Zeichen, dass wenigstens ein paar der Männer sie attraktiv fanden, auch wenn sie sich niemals auf irgendwelche Annäherungsversuche eingelassen hätte. Doch das war belanglos, denn von den arelischen Männern wurde sie ebenso gefürchtet wie respektiert.

Ihr ganzes Leben lang hatte sie keinerlei Zuneigung außerhalb ihrer Familie gekannt, und wie es schien, würde es auch so bleiben.

Wenigstens hatte sie Kiin und dessen Familie. Dennoch: Wenn sie auf der Suche nach Anerkennung nach Arelon gekommen war, war sie gescheitert. Sie würde sich mit Respekt begnügen müssen.

Hinter ihr erklang eine tiefe, kratzige Stimme, und als Sarene sich umdrehte, sah sie, dass Kiin sich zu Lukel und Eondel gesellt hatte.

»Onkel?«, fragte sie. »Was machst du denn hier?«

»Als ich nach Hause gekommen bin, waren alle ausgeflogen«, sagte Kiin. »Es gibt nur einen einzigen Menschen, der es wagen würde, einem Mann seine ganze Familie zu stehlen.«

»Sie hat uns nicht gestohlen, Vater«, scherzte Lukel. »Wir haben bloß gehört, dass du wieder hraggische Krautsuppe kochen würdest.«

Kiin musterte seinen vergnügten Sohn einen Augenblick lang. Er rieb sich das Kinn dort, wo ihm einst ein Bart gewachsen war. »Er hat also ein gutes Geschäft getätigt?«

»Ein sehr lukratives«, sagte Eondel.

»Domi schütze uns«, murrte Kiin, der seinen fülligen Körper in einen Sessel gleiten ließ, der in der Nähe stand. Sarene setzte sich neben ihn.

»Hast du vom errechneten Verdienst des Königs gehört, Ene?«, fragte Kiin.

»Ja, Onkel.«

Kiin nickte. »Ich hätte niemals gedacht, dass der Tag käme, an dem mir Iadons Erfolg Mut macht. Dein Plan, ihn zu retten, hat funktioniert. Und wie ich höre, wird erwartet, dass Eondel und die anderen beispielhafte

Ernten einfahren werden.«

»Warum siehst du dann so besorgt aus?«, erkundigte sich Sarene.

»Ich werde langsam alt, Ene, und alte Männer neigen nun einmal dazu, sich Sorgen zu machen. In letzter Zeit bereiten mir vor allem deine Ausflüge nach Elantris Kopfzerbrechen. Dein Vater würde mir niemals vergeben, wenn dir dort drinnen etwas zustieße.«

»Nicht dass er dir ansonsten in absehbarer Zeit vergeben würde«, meinte Sarene aus dem Stegreif.

Kiin stieß ein Ächzen aus. »Das stimmt natürlich.« Dann hielt er inne und warf ihr einen argwöhnischen Blick zu. »Was weißt du denn davon?«

»Nichts«, gab Sarene zu. »Aber ich hoffe sehr, dass du etwas gegen meine Unwissenheit tun wirst.«

Kiin schüttelte den Kopf. »An manche Dinge rührt man besser nicht. Dein Vater und ich waren ein gutes Stück törichter, als wir noch jünger waren. Eventeio mag ein großer König sein, aber er ist ein erbärmlicher Bruder. Selbstverständlich stehe ich auch nicht kurz davor, eine Medaille für meine brüderlichen Gefühle verliehen zu bekommen.«

»Aber was ist passiert?«

»Wir hatten eine ... Meinungsverschiedenheit.«

»Was für eine Meinungsverschiedenheit?«

Kiin lachte sein dröhnendes, raues Lachen. »Nein, Ene, mich kannst du nicht so einfach manipulieren wie deine Lerchen da drüben. Über diese Angelegenheit wirst du auch weiterhin rätseln müssen. Und zieh keinen Flunsch.«

»Ich ziehe niemals einen Flunsch!« Es kostete Sarene Mühe, den kindlichen Unterton aus ihrer Stimme zu verbannen. Als es offensichtlich wurde, dass ihr Onkel zu keiner näheren Erläuterung bereit war, wechselte Sarene widerwillig das Thema. »Onkel Kiin, gibt es in Iadons Palast Geheimgänge?«

»Ich wäre überrascht wie die drei Jungfrauen, wenn es keine geben sollte«, erwiderte er. »Iadon ist bestimmt der paranoideste Mann, der mir je untergekommen ist. Er muss in der Festung, die er sein Zuhause nennt, mindestens ein Dutzend Fluchtwege haben.«

Sarene widerstand dem Verlangen festzustellen, dass Kiins Zuhause genauso eine Festung war wie das des Königs. Da ihr Gespräch

versiegte, wandte Kiin sich Eondel zu, um von ihm etwas über Lukeis Sauermelonengeschäft zu erfahren. Nach einer Weile erhob Sarene sich und griff erneut nach ihrer Syre. Dann marschierte sie auf den Übungsboden. Sie stellte sich auf und fing mit einer Einzelübung an. Ihr Degen peitschte scharf durch die Luft, und bald hing sie ihren Gedanken nach, da die sorgfältig einstudierten Bewegungen ihr mittlerweile zur Routine geworden waren.

Hatte Ashe recht? Ließ sie sich von Elantris und dessen geheimnisvollem Herrscher ablenken? Sie durfte ihre Hauptaufgaben nicht aus den Augen verlieren: Hrathen führte etwas im Schilde, und Telrii konnte einfach nicht so neutral sein, wie er vorgab. Sie musste ihr Augenmerk auf viele Dinge richten und war bewandert genug im Politischen, um zu erkennen, dass man sich leicht übernehmen konnte.

Doch ihr Interesse an Lebensgeist wuchs von Tag zu Tag. Sie traf fast nie jemanden, der politisch so versiert war, dass er ihre Aufmerksamkeit fesselte, aber in Arelon hatte sie gleich zwei solche Menschen gefunden. In gewisser Weise war Lebensgeist sogar noch faszinierender als der Gyorn. Während Hrathen und sie ihre Feindschaft offen zur Schau trugen, manipulierte Lebensgeist sie und durchkreuzte ihre Pläne, verhielt sich gleichzeitig jedoch wie ein alter Freund. Besonders beunruhigend war der Umstand, dass es ihr beinahe nichts ausmachte. Anstatt wütend zu sein, wenn sie seine Forderungen mit nutzlosen Dingen erfüllte, schien es ihn zu beeindrucken. Er hatte sogar ihre Sparsamkeit gelobt und gesagt, sie müsse den Stoff, den sie geschickt hatte, gewiss zu einem Sonderpreis ergattert haben bei der Farbe. Er verhielt sich immer freundlich, und ihr Sarkasmus schien ihm nichts auszumachen.

Und sie selbst konnte spüren, wie sein Verhalten nicht spurlos an ihr vorüberging.

Dort, im Herzen der verfluchten Stadt, gab es endlich einen Menschen, der gewillt zu sein schien, sie anzunehmen. Sie wünschte, sie könnte über seine scharfsinnigen Bemerkungen lachen, seinen Beobachtungen zustimmen und seine Sorgen mit ihm teilen. Je mehr sie es auf Konfrontation anlegte, desto weniger schien er sich angegriffen zu fühlen. Ja, er schien geradezu Gefallen an ihrem Widerstand zu finden. »Sarene, Liebes?« Daoras leise Stimme riss Sarene aus ihren Gedanken.

Sarene vollführte einen letzten Bogen mit dem Degen und richtete sich dann benommen auf. Schweiß rann ihr ins Gesicht hinab in den Kragen. Sie hatte gar nicht gemerkt, wie sehr sie sich bei ihren Übungen verausgabt hatte.

Sie entspannte sich und berührte mit der Syrenspitze den Boden. Daoras Haare waren zu einem ordentlichen Knoten aufgesteckt, und ihre Uniform wies keinerlei Schweißflecken auf. Wie gewöhnlich gelang dieser Frau alles auf anmutigste Weise - selbst anstrengende Kampfübungen.

»Möchtest du darüber sprechen, Liebes?«, fragte Daora einladend. Sie standen an der Seite des Raumes. Die lauten Geräusche von Schritten und aneinander klirrenden Degen schützten ihre Unterhaltung vor neugierigen Ohren.

»Worüber?«, fragte Sarene verwirrt.

»Diesen Blick habe ich schon einmal gesehen, mein Kind«, sagte Daora in tröstlichem Tonfall. »Er ist nicht für dich bestimmt. Aber das ist dir natürlich selbst längst bewusst geworden, nicht wahr?«

Sarene erbleichte. Wie konnte sie das wissen? Konnte die Frau Gedanken lesen?

Dann folgte Sarene jedoch dem Blick ihrer Tante. Daora beobachtete Shuden und Torena, die beide lachten, während die junge Frau Shuden ein paar grundlegende Stöße zeigte.

»Mir ist klar, dass es schwer sein muss, Sarene«, meinte Daora, »in eine Ehe eingesperrt zu sein, ohne die geringste Chance auf Zuneigung ... deinen Ehemann niemals kennenzulernen noch seine tröstende Liebe zu spüren. Vielleicht könntest du dir in ein paar Jahren, wenn deine Stellung hier in Arelon etwas sicherer ist, eine Beziehung gestatten, die ... heimlich ist. Aber dafür ist es jetzt noch viel zu früh.«

Daoras Augen glänzten gerührt, als Shuden unbeholfen seinen Degen fallen ließ.

Der ansonsten so zurückhaltende Jindo lachte unbeherrscht über seinen Fehler. »Außerdem, mein

Kind«, fuhr Daora fort, »ist dieser Mann für eine andere bestimmt.«

»Du meinst...?«, setzte Sarene an.

Daora legte Sarene eine Hand auf den Arm und drückte sie mit einem Lächeln. »Ich habe in den letzten Tagen diesen Ausdruck in deinen

Augen gesehen und die Frustration ebenso. Diese beiden Empfindungen treten häufiger gemeinsam auf, als jugendliche Herzen es erwarten.« Sarene schüttelte den Kopf und lachte leise. »Ich kann dir versichern, Tante«, sagte sie liebevoll, aber bestimmt, »ich habe nicht das geringste Interesse an Lord Shuden.«

»Natürlich nicht, Liebes.« Daora tätschelte ihr den Arm und zog sich dann zurück.

Kopfschüttelnd ging Sarene, sich etwas zu trinken zu holen. Was waren diese Anzeichen, die Daora an ihr bemerkt haben wollte? Die Frau war normalerweise so eine gute Beobachterin. Weshalb war ihr in diesem Falle ein solches Fehlurteil unterlaufen? Selbstverständlich mochte Sarene Shuden, aber nicht in romantischem Sinne. Er war zu ruhig und, wie Eondel, ein wenig zu streng für ihren Geschmack. Sarene war sich durchaus bewusst, dass sie einen Mann brauchte, der sie gewähren ließ, den sie aber nicht nach Belieben verbiegen konnte.

Mit einem Schulterzucken schlug Sarene sich Daoras irrtümliche Annahmen aus dem Kopf. Dann setzte sie sich und überlegte, wie sie Lebensgeist bei dessen letzter und bisher detailliertester Liste einen Strich durch die Rechnung machen könnte.

## Kapitel 27

Lange, sehr lange starrte Hrathen das Papier an. Es war ein Bericht über König Iadons Finanzlage laut den Berechnungen derethischer Spione. Irgendwie hatte Iadon sich vom Verlust der Schiffe und deren Ladung erholt. Telrii würde nicht König werden.

Hrathen saß an seinem Schreibtisch, immer noch in der Rüstung, die er getragen hatte, als er das Zimmer betreten und das Schreiben vorgefunden hatte. Das Blatt Papier ruhte unbeweglich in seinen gelähmten Fingern. Vielleicht hätte ihn diese Kunde nicht derart erschüttert, wenn ihn nicht auch noch andere Sorgen plagten würden; immerhin hatte er im Laufe seines Lebens schon mit zahlreichen misslungenen Plänen fertig werden müssen. Unter dem Blatt Papier befand sich jedoch seine Liste der örtlichen Artethen. Er hatte jedem Einzelnen die Stelle des Oberartethen angeboten, und alle hatten sie abgelehnt. Es blieb nur noch ein einziger Mann übrig, der die Stelle übernehmen könnte.

Hrathens gewohntes Selbstbewusstsein, sein Gefühl, alles unter Kontrolle zu haben, hatten zu bröckeln begonnen wie eine einstürzende Mauer. Iadons finanzielle Sanierung war nur ein weiterer zu Boden gefallener Stein. Dilaf schien die Kapelle quasi zu leiten. Er setzte Hrathen noch nicht einmal von der Hälfte der Treffen und Predigten in Kenntnis, die er organisierte. Die Art, wie Dilaf Hrathen die Kontrolle entriss, hatte etwas Rachsüchtiges an sich. Vielleicht war der Arteth immer noch wütend über den Vorfall mit dem elantrischen Gefangenen, oder vielleicht reagierte er einfach seinen Groll darüber, dass Sarene die Elantrier vermenschlichte, an Hrathen ab.

Wie dem auch sein mochte, nach und nach war Dilaf dabei, die Macht zu ergreifen.

Der Vorgang war schleichend, aber er schien unvermeidlich zu sein. Der listige Arteth behauptete, niedrige organisatorische Belange seien »die Zeit meines Lord Hroden nicht wert« - eine Behauptung, die bis zu einem gewissen Grad stimmte. Gyorne hatten fast nie etwas mit den alltäglichen Geschäften einer Kapelle zu tun, und Hrathen konnte nicht alles persönlich erledigen. Dilaf sprang ein, um die Lücken zu füllen.



Selbst wenn Hrathen nicht einlenkte und das Naheliegendste tat - nämlich Dilaf zum Oberartethen zu ernennen -, würde es letzten Endes auf das Gleiche hinauslaufen.

Hrathen war dabei, seine Macht über Arelon zu verlieren. Die Adelligen wandten sich inzwischen an Dilaf statt an ihn, und während die Mitgliederzahl der derethischen Kirche immer noch stieg, stieg sie doch nicht schnell genug. Irgendwie hatte Sarene seinen Plan vereitelt, Telrii auf den Thron zu setzen; und nachdem die Bewohner von Kae Elantris besucht hatten, würden sie die Elantrier nicht länger für Dämonen halten. Hrathens Aktivitäten in Arelon waren bisher alles andere als erfolgreich gewesen.

Und über allem schwebte Hrathens im Schwanken begriffener Glaube. Dies war gewiss nicht der richtige Zeitpunkt, um seine Religiosität infrage zu stellen. Das verstand Hrathen. Doch sein Verstand - im Widerstreit mit seinem Gefühl - war die Wurzel des Problems. Da nun der Same der Unsicherheit in seinem Herzen Wurzeln geschlagen hatte, konnte er ihn nicht einfach ausjäten.

Es war zu viel. Auf einmal hatte er das Gefühl, das Zimmer würde gleich über ihm zusammenstürzen. Die Wände und die Decke kamen immer näher, als wollten sie ihn unter ihrem Gewicht zermalmen. Hrathen taumelte bei dem Versuch zu entkommen und fiel auf den marmornen Boden. Nichts gelang ihm, nichts konnte ihm noch helfen.

Er stöhnte schmerzvoll auf, als ihm die scharfen Kanten seiner Rüstung in die Haut schnitten. Er rollte sich auf die Knie und fing an zu beten. Als Priester des Shu-Dereth verbrachte Hrathen jede Woche Stunden im Gebet.

Doch jene Gebete waren etwas anderes - eher eine Art Meditation als eine Form der Kommunikation; ein Mittel, um seine Gedanken zu ordnen. Diesmal flehte er.

Zum ersten Mal seit Jahren erflehte er Hilfe. Hrathen streckte suchend die Hand nach dem Gott aus, dem er so lange gedient hatte, dass er ihn beinahe vergessen hatte. Dem Gott, den er hinter eine Wand aus Logik und Verstand verbannt hatte. Einem Gott, dem er keinerlei Einfluss auf sein Leben zugebilligt hatte, obwohl er versuchte, dessen Machtbereich zu erweitern.

Zum ersten Mal fühlte Hrathen sich nicht in der Lage, allein zu handeln.

Zum ersten Mal gab er zu, dass er Hilfe benötigte.

Er wusste selbst nicht, wie lange er dort gekniet und fieberhaft um Hilfe, Mitleid und Gnade gebetet hatte. Schließlich riss ihn ein Klopfen an der Tür aus seinem trancehaften Flehen.

»Herein«, sagte er zerstreut.

»Verzeiht vielmals die Störung, Mylord«, sagte ein niederer Unterpriester, der die Tür einen Spaltbreit öffnete. »Aber das hier ist soeben für Euch abgegeben worden.« Der Priester schob eine kleine Kiste in das Zimmer und schloss anschließend wieder die Tür.

Schwankend erhob Hrathen sich. Draußen war es dunkel, obwohl er am Vormittag zu beten begonnen hatte. Hatte er tatsächlich so lange in demütigem Gebet verharrt?

Leicht betäubt hob Hrathen die Kiste empor und stellte sie auf seinen Schreibtisch, wo er den Deckel mit einem Dolch aufstemmte. Im Innern befand sich, in Heu gebettet, ein Ständer mit vier Arzneifläschchen. Mylord Hrathen, stand auf einem Blatt Papier. Anbei das Gift, das Ihr bestellt habt. Es wirkt genau so, wie Ihr gewünscht habt. Die Flüssigkeit muss eingenommen werden, und beim Opfer werden sich erst etwa acht Stunden später erste Symptome zeigen. In allen Dingen Lobpreis dem Herrn, Lord Jaddeth.

Forton, Apotheker und treuer Untertan des Wyrns

Hrathen griff nach einem der Fläschchen und betrachtete neugierig den dunklen Inhalt. Seine Unterhaltung spät in der Nacht mit Forton hatte er beinahe vergessen gehabt. Vage kam ihm in den Sinn, dass er Dilaf das Gift hatte verabreichen wollen. Dieser Plan würde nicht mehr funktionieren. Er benötigte etwas Aufsehenerregenderes.

Hrathen schwenkte das Gift einen Augenblick lang in dem Fläschchen hin und her, dann zog er den Stöpsel heraus und trank es in einem einzigen Zug leer.



## **Zweiter Teil**

### **Elantris Rufen**

## Kapitel 28

Das Schwierigste war die Entscheidung, was man zuerst lesen sollte. Das Ende der Bücherregale war nicht auszumachen, die in den unzähligen Bänden enthaltenen Informationen schienen ins Unendliche zu reichen. Raoden war sich sicher, dass sich die Hinweise, die er benötigte, irgendwo in dem gewaltigen Meer von Seiten befanden, doch sie aufzustöbern schien ihm eine beängstigende Aufgabe.

Karata machte schließlich die Entdeckung. Sie stieß auf ein niedriges Regal in der Nähe der Wand, die dem Eingang gegenüberlag. Auf dem Regal war eine etwa dreißigbändige Reihe untergebracht, die darauf wartete, aus dem Staub gehoben zu werden. Sie erschloss ihnen ein Katalogisierungssystem mit Nummern, die sich auf die zahlreichen Regalreihen bezogen. Mithilfe des Systems gelang es Raoden ohne Weiteres, die Bücher über AonDor ausfindig zu machen. Er wählte das am wenigsten komplizierte Buch aus, das er finden konnte, und machte sich an die Arbeit.

Raoden entschied, dass nur er selbst, Galladon und Karata von der Bibliothek erfahren sollten. Er hatte nicht nur Angst, dass sich Aandens Praxis des Bücherzerkochens wiederholen könnte, sondern hatte auch das Gefühl, dass das Gebäude etwas Heiliges an sich hatte. Es war kein Ort, der von Besuchern überflutet werden sollte, die die Bücher mit unverständigen Fingern durcheinander bringen und die Stille stören würden.

Den Tümpel hielten sie ebenfalls geheim und erzählten Mareshe und Saolin nur eine vereinfachte Version der Ereignisse. Raodens eigenes Verlangen warnte ihn davor, wie gefährlich der Tümpel war. Ein Teil von ihm wollte sich der tödlichen Umarmung hingeben, der erfrischenden Vernichtung seiner selbst. Wenn die Leute erfuhren, dass es einen leichten, schmerzfreien Ausweg aus ihren Leiden gab, würden ihn viele ohne nachzudenken beschreiten. Die Stadt würde binnen weniger Monate entvölkert sein.

Natürlich hätte man sie einfach gewähren lassen können. Woher maßte er sich das Recht an, den anderen ihren Frieden zu verwehren? Dennoch hatte Raoden das Gefühl, dass es zu früh war, Elantris ganz aufzugeben.

In den Wochen vor Sarenes Essensausgabe hatte er gesehen, dass Elantris seine Pein und seinen Hunger vergessen konnte. Die Elantrier waren in der Lage, über ihre Triebe hinauszuwachsen. Es gab noch einen anderen Ausweg für sie als die Zerstörung.

Doch nicht für ihn. Die Schmerzen wuchsen von Tag zu Tag. Sie saugten dem Dor die Kraft aus und brachten ihn mit jedem neuen Anfall der Unterwerfung ein Stückchen näher. Glücklicherweise hatte er die Bücher, um sich abzulenken. Er studierte sie mit geradezu hypnotischer Faszination und kam endlich den einfachen Erklärungen auf die Schliche, die er so lange gesucht hatte.

Er las nach, wie die komplizierten Aonengleichungen zusammenwirkten. Wenn man eine Linie im Verhältnis zum restlichen Aon auch nur ein wenig länger zeichnete, konnte das drastische Auswirkungen haben. Zwei Aonengleichungen konnten gleich anfangen, aber wie zwei Steine, die knapp nebeneinander einen Berghang hinabrollten, konnten sie letzten Endes völlig verschiedene Dinge bewirken. Und das alles, bloß weil man die Länge einiger Linien veränderte.

Er begann, die Theorie des AonDor zu begreifen. Das Dor war, wie Galladon es beschrieben hatte: ein mächtiges Kräfte-reservoir, das sich den normalen Sinnen entzog. Sein einziges Verlangen war zu entkommen. Die Bücher erläuterten, dass das Dor an einem Ort existierte, an dem es ungeheuren Druck gab, sodass die Energien sich durch jeden möglichen Ausweg pressten und sich von einem Bereich hoher Konzentration zu einem niedriger Konzentration bewegten.

Doch aufgrund seiner Natur konnte das Dor nur durch Tore der richtigen Größe und Form in die Welt der Körper eindringen. Elantrier konnten mithilfe ihrer Zeichnungen Risse hervorrufen und dem Dor eine Möglichkeit zu entweichen verschaffen. Und von diesen Zeichnungen hing ab, welche Gestalt die Energien bei ihrem Erscheinen annahmen. Doch wenn nur eine einzige Linie im falschen Verhältnis stand, konnte das Dor nicht eindringen - wie ein Viereck, das versuchte, sich durch ein rundes Loch zu pressen. Manche Theoretiker beschrieben den Vorgang mithilfe unbekannter Wörter wie »Frequenz« und »Pulslänge«. Raoden ahnte erst schattenhaft, welche wissenschaftlichen Geniestreiche die staubigen Seiten in der Bücherei beherbergten.

Doch trotz all seiner Studien hatte er zu seiner Enttäuschung immer noch

keine Erklärung dafür gefunden, was dazu geführt hatte, dass AonDor nicht mehr wirkte. Er konnte nur mutmaßen, dass sich das Dor irgendwie verändert haben musste. Vielleicht war das Dor jetzt statt eines Vierecks ein Dreieck - und egal, wie viele viereckige Aonen Raoden zeichnete, die Energien konnten nicht hindurchfließen. Die mögliche Ursache für die plötzliche Veränderung des Dors überstieg jedoch seine Vorstellungskraft.

»Wie ist denn das hier hereingekommen?«, unterbrach Galladon Raodens Gedanken. Der Dula deutete auf das Seon Ien, das am oberen Rand der Bücherregale entlangschwebte. Sein Licht warf Schatten auf die Bücher.

»Ich weiß nicht«, sagte Raoden und beobachtete, wie Ien sich ein paarmal in der Luft überschlug.

»Ehrlich gesagt, ist mir dein Seon unheimlich, Sule.«

Raoden zuckte mit den Achseln. »Alle verrückten Seonen sind so.«

»Ja, aber die anderen halten sich für gewöhnlich von den Menschen fern.« Mit einem leichten Zittern beäugte Galladon Ien. Wie immer sah es nicht so aus, als würde das Seon Galladon auch nur die geringste Aufmerksamkeit schenken, auch wenn Ien sich gern in Raodens Nähe aufzuhalten schien.

»Wie dem auch sei«, meinte Galladon. »Saolin verlangt nach dir.«

Raoden nickte, schlug sein Buch zu und stand von dem kleinen Schreibtisch auf - einem von vielen am hinteren Ende der Bibliothek. Er trat zu Galladon, der an der Türöffnung stand. Der Dula warf Ien einen letzten, unbehaglichen Blick zu, bevor er die Tür schloss und das Seon im Dunkeln einsperrte.

»Ich weiß nicht recht, Saolin«, sagte Raoden zögerlich.

»Mylord, uns bleibt im Grunde keine andere Wahl«, sagte der Soldat.

»Meine Männer haben zu viele Verletzungen. Es wäre sinnlos, heute gegen Shaor anzutreten. Die Barbaren würden uns im Handumdrehen überrennen.«

Raoden nickte mit einem Seufzen. Der Soldat hatte recht: Sie konnten Shaors Männer nicht länger von Sarene fernhalten. Auch wenn Saolin mittlerweile sehr gut mit der linken Hand kämpfen konnte, waren einfach nicht genug Krieger übrig, um den Platz zu schützen. Zudem schienen Shaors Männer immer gefährlicher und wilder zu werden.

Offensichtlich ahnten sie, dass es auf dem Platz etwas zu essen gab, und ihre Unfähigkeit, an das Essen zu gelangen, hatte sie noch tiefer in den Wahnsinn getrieben.

Raoden hatte versucht, ihnen Nahrungsmittel hinzulegen, aber dieses Ablenkungsmanöver hatte nur kurze Zeit funktioniert. Sie stopften sich voll und liefen dann weiter, noch rasender als zuvor. Sie waren von einem einzigen Ziel besessen: den Karren mit Nahrungsmitteln auf dem Platz zu erreichen.

Wenn wir nur mehr Soldaten hätten!, dachte Raoden verdrossen. Er hatte viele seiner Leute an Sarenes Essensausgabe verloren, wohingegen Shaors Anhängerschar anscheinend gleich groß blieb. Raoden und Galladon hatten beide angeboten, sich Saolins Kämpfern anzuschließen, aber der angegraute Hauptmann ließ das nicht zu.

»Anführer kämpfen nicht«, hatte der Mann mit der gebrochenen Nase knapp gesagt. »Ihr seid zu wertvoll.«

Raoden wusste, dass der Mann recht hatte. Er und Galladon waren keine Soldaten. Sie würden nicht viel ausrichten können, außer Saolins sorgfältig ausgebildete Truppe durcheinander zu bringen. Ihnen blieb kaum eine Wahl, und Saolins Plan schien immer noch die beste von etlichen schlechten Alternativen zu sein.

»Na gut«, sagte Raoden. »Tut es.«

»Ausgezeichnet, Mylord«, sagte Saolin mit einer leichten Verbeugung. »Ich werde mit den Vorbereitungen beginnen. Uns bleiben nur wenige Minuten bis zum Eintreffen der Prinzessin.«

Raoden verabschiedete Saolin mit einem Nicken. Der Plan des Soldaten bestand in einem verzweifelten, allerletzten Versuch, ihren Gegnern eine Falle zu stellen. Shaors Männer nahmen immer den gleichen Weg, bevor sie sich aufteilten und versuchten, zu dem Platz vorzudringen, und Saolin hatte vor, sie aus dem Hinterhalt zu überfallen, sobald sie anrückten. Es war riskant, aber wahrscheinlich war es ihre einzige Chance. Die Soldaten konnten nicht so weiterkämpfen wie bisher.

»Wir gehen dann wohl besser«, sagte Raoden.

Galladon nickte. Auf dem Weg zu dem Platz fühlte Raoden sich unwohl bei der Entscheidung, die er getroffen hatte. Wenn Saolin verlor, würden die Barbaren durchbrechen. Wenn Saolin siegte, bedeutete das den Tod oder die Untauglichkeit Dutzender Elantrier. Männer auf beiden Seiten,

die Raoden hätte beschützen sollen.

So oder so habe ich versagt, dachte Raoden.

Sarene spürte, dass etwas nicht stimmte, aber sie kam nicht dahinter, um was es sich handelte. Lebensgeist war nervös, seine sonstige

Leutseligkeit gedämpft. Es lag nicht an ihr - etwas anderes steckte dahinter. Vielleicht eine Bürde, die der Anführer zu schultern hatte.

Am liebsten hätte sie ihn gefragt, was es war. Sie kümmerte sich um die mittlerweile zur Routine gewordene Essensausgabe, doch die Besorgnis des Elantriers machte sie nervös. Jedes Mal, wenn er an den Karren trat, um einen Gegenstand in Empfang zu nehmen, blickte sie ihm in die Augen und konnte seine Anspannung sehen. Sie konnte sich nicht dazu überwinden, ihn nach dem Problem zu fragen. Schon zu lange hatte sie kaltes Desinteresse vorgetäuscht und seine Versuche, sich mit ihr anzufreunden, im Keim erstickt. Genau wie in Teod hatte sie sich selbst in eine Rolle manövriert. Und wie damals Verfluchte sie sich selbst, ohne wirklich zu wissen, wie sie ihre selbst auferlegte gleichgültige Fassade abschütteln sollte.

Glücklicherweise teilte Lebensgeist ihre Hemmungen nicht. Als die Adligen sich versammelten, um *mit* der Verteilung der *Nahrungsmittel* zu beginnen, zog er sie beiseite. Sie entfernten sich ein klein wenig von der Hauptgruppe.

Sarene bäugte ihn neugierig. »Was?«

Lebensgeist blickte zu den adeligen Männern und sogar ein paar Damen, die darauf warteten, dass die Elantrier sich ihnen nähern und das Essen in Empfang nehmen würden. Schließlich wandte er sich Sarene zu.

»Heute könnte etwas passieren«, sagte er.

»Was?«, fragte sie mit gerunzelter Stirn.

»Entsinnt Ihr Euch, dass ich einmal gesagt habe, nicht alle Elantrier seien so friedlich wie diejenigen hier?«

»Ja«, sagte Sarene gedehnt. *Was führt Ihr im Schilde, Lebensgeist? Was für ein Spielchen wird hier gespielt?* Er wirkte so ehrlich, so ernst.

Dennoch wurde sie die Sorge nicht los, er könnte nur mit ihr spielen.

»Tja...«, sagte Lebensgeist. »Seid einfach nur vorbereitet. Behaltet die Wachen in Eurer Nähe.«

Sarene legte die Stirn in Falten. Sie erahnte ein neues Gefühl in seinen



Augen, etwas, was sie noch nie zuvor an ihm gesehen hatte. Schuld. Als er in Richtung der Warteschlange bei der Essensausgabe ging und seine unheilvollen Worte in Sarene nachhallten, war ein Teil von ihr auf einmal dankbar, dass sie ihm gegenüber distanziert geblieben war. Er verbarg etwas vor ihr, und zwar etwas Großes. Ihre politischen Instinkte ermahnten sie, auf der Hut zu sein.

Doch was auch immer er erwartet hatte, trat nicht ein. Als sie mit der Verteilung der Nahrungsmittel anfangen, wirkte er ein wenig entspannter und unterhielt sich schon wieder gut gelaunt. Sarene beschlich das Gefühl, dass er viel Aufhebens um nichts gemacht hatte. Da setzte das Geschrei ein.

Fluchend ließ Raoden den Essensbeutel fallen, als er das Geheul vernahm. Es war nah, viel zu nah. Kurz darauf sah er Saolin, von allen Seiten belagert, am Eingang einer Gasse erscheinen. Der Soldat schwang wild sein Schwert gegen vier verschiedene Gegner. Einer der Barbaren traf Saolin mit einem Knüppel am Bein, und der Soldat ging zu Boden. Dann stürzten sich Shaors Männer auf ihn.

Sie strömten aus jeder einzelnen Gasse. Beinahe zwei Dutzend heulender Wahnsinniger. Die Männer der elantrischen Stadtwache, die sich träge in der Nähe des Stadttors aufhielten, sprangen überrascht auf, aber sie waren zu langsam. Shaors Männer stürzten auf die Gruppe aus Aristokraten und Elantriern zu, die Münder weit aufgerissen.

Dann trat Eondel in Erscheinung. Dank einer glücklichen Fügung des Schicksals hatte er sich entschlossen, Sarene an diesem Tag zu begleiten, und wie immer trug er sein Schwert, als ein Mann, der sich um der Sicherheit willen über die Konventionen hinwegsetzte. Bei dieser Gelegenheit erwies sich seine Vorsicht als begründet.

Shaors Männer erwarteten keinen Widerstand und stolperten vor der durch die Luft zischenden Klinge des Generals übereinander. Trotz seines fortgeschrittenen Alters kämpfte Eondel flink und gewandt. Im Handumdrehen hatte er zwei Barbaren die Köpfe abgeschlagen. Eondels Waffe, geführt mit der Kraft gesunder Muskeln, schnitt widerstandslos durch das elantrische Fleisch. Sein Angriff hielt die Barbaren so lange auf, dass die Stadtwachen sich in das Gefecht stürzen konnten. Sie bildeten neben ihm eine Front.

Als den Adelligen endlich bewusst wurde, dass sie sich in Gefahr

befanden, fingen sie zu schreien an. Glücklicherweise waren sie nur wenige Schritte vom Stadttor entfernt, sodass sie dem Chaos leicht entfliehen konnten. Bald waren nur noch Raoden und Sarene übrig, die einander inmitten des Schlachtengetümmels ansahen.

Ein Mann aus Shaors Gefolge fiel ihnen vor die Füße und stieß dabei eine Schachtel mit Maisbrei um. Der Bauch des Geschöpfes war von der Hüfte bis zum Hals aufgeschlitzt, seine Arme kreisten hilflos und vermischten den weißlichen Brei mit dem Schleim auf dem Kopfsteinpflaster. Mit zitternden Lippen starrte er nach oben.

»Essen. Wir wollten bloß ein wenig zu essen. Essen ...«, sagte der Mann das Mantra eines Hoed auf.

Sarene blickte auf das Wesen hinab und wich dann einen Schritt zurück. Als sie wieder zu Raoden aufblickte, glitzerte in ihren Augen die eisige Wut darüber, verraten worden zu sein.

»Ihr habt ihnen das Essen vorenthalten, nicht wahr?«, wollte sie wissen.

Raoden nickte langsam, ohne sich zu rechtfertigen. »Ja.«

»Tyrann!«, zischte sie. »Herzloser Despot!«

Raoden drehte sich um und betrachtete Shaors verzweifelte Männer. In gewisser Hinsicht hatte sie recht. »Ja, das bin ich.«

Sarene wich einen weiteren Schritt zurück. Doch sie stieß gegen etwas. Raoden streckte die Arme aus, um sie zu stützen, hielt jedoch inne, als ihm klar wurde, worüber sie gestolpert war. Es war ein Sack mit Nahrungsmitteln, und zwar einer der übermäßig gefüllten Beutel, die Raoden für die Hoed vorbereitet hatte. Sarene blickte ebenfalls zu Boden, und ihr dämmerte, was sie da sah.

»Ich hatte beinahe angefangen, Euch zu vertrauen«, sagte Sarene verbittert. Dann war sie fort, jagte auf das Tor zu, während die Soldaten sich zurückzogen. Shaors Männer folgten ihnen nicht, sondern fielen stattdessen über die Gaben her, die die Adligen zurückgelassen hatten. Raoden trat von den Nahrungsmitteln zurück. Shaors Männer schienen ihn gar nicht zu bemerken, während sie die verstreuten Vorräte an sich rissen und sich die Nahrung mit dreckigen Händen in den Mund stopften. Raoden beobachtete sie mit müdem Blick. Es war vorbei. Die Adligen würden Elantris nicht noch einmal betreten. Wenigstens war niemand von ihnen umgebracht worden.

Da fiel ihm Saolin ein. Raoden stürmte über den Platz und kniete neben

seinem Freund nieder. Der alte Soldat starrte blind in den Himmel. Sein Kopf schaukelte vor und zurück, während er murmelte: »Versagt, Mylord. Versagt, Mylord Lebensgeist. Versagt, versagt, versagt...« Raoden stöhnte auf und beugte verzweifelt das Haupt. *Was habe ich nur getan?*, fragte er sich und wiegte den neu erschaffenen Hoed hilflos in seinen Armen.

Noch lange, nachdem Shaors Männer die letzten Nahrungsmittel aufgelesen hatten und davongelaufen waren, blieb Raoden dort, verloren in seiner Trauer. Schließlich riss ihn ein widersinniges Geräusch aus seinem Kummer.

Das Tor von Elantris öffnete sich erneut.

## Kapitel 29

Mylady, Ihr seid verletzt?« Ashes tiefe Stimme war von Sorge durchtränkt.

Sarene versuchte sich die Augen abzuwischen, aber die Tränen wollten einfach nicht versiegen. »Nein«, sagte sie inmitten ihres lautlosen Schluchzens. »Mir geht es gut.«

Offensichtlich alles andere als überzeugt, schwebte das Seon langsam in einem Halbkreis um sie herum und suchte nach äußerlichen Hinweisen auf eine Verletzung. Vor dem Fenster der Kutsche zogen rasch Häuser und Geschäfte vorbei, während das Gefährt sie auf dem schnellsten Weg zum Palast zurückbrachte. Eondel, der Besitzer der Kutsche, war beim Tor zurückgeblieben.

»Mylady«, sagte Ashe in ernstem Tonfall. »Was ist los?«

»Ich habe recht gehabt, Ashe«, sagte sie und versuchte trotz der Tränen über ihre eigene Dummheit zu lachen. »Ich sollte mich glücklich schätzen. Ich habe die ganze Zeit über recht gehabt, was ihn betrifft.«

»Lebensgeist?«

Sarene nickte, lehnte dann den Kopf an die Lehne ihres Sitzes und starrte zur Decke der Kutsche empor. »Er hat den Leuten das Essen vorenthalten. Du hättest sie sehen sollen, Ashe! Der Hunger hat sie in den Wahnsinn getrieben. Lebensgeists Krieger hatten sie von dem Platz ferngehalten, aber letzten Endes müssen sie hungrig genug gewesen sein, um Widerstand zu leisten. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, wie sie es fertiggebracht haben; sie hatten weder Rüstungen noch Schwerter, bloß ihren Hunger. Er hat noch nicht einmal versucht, es abzustreiten. Er hat einfach nur dagestanden und mit angesehen, wie seine Pläne durchkreuzt wurden, zu seinen Füßen ein Vorrat an heimlich zusammengehamsterten Lebensmitteln.«

Sarene hob die Hände und hielt sich verdrossen den Kopf. »Warum bin ich bloß so  
*dumm?*«

Ashe pulsierte besorgt.

»Ich habe gewusst, was er tat. Warum macht es mir etwas aus

herauszufinden, dass ich recht hatte?« Sarene holte tief Luft, die ihr jedoch im Halse stecken blieb. Ashes Einschätzung war richtig gewesen: Sie hatte sich zu sehr von Lebensgeist und Elantris gefangen nehmen lassen. Deshalb war sie gefühlsmäßig zu stark involviert gewesen, um aufgrund ihres Verdachts zu handeln.

Das Ergebnis war eine Katastrophe. Die Pein und das Elend der Elantrier waren nicht spurlos an der Adelswelt vorübergegangen. Uralte Vorurteile waren verblasst, und die korathische Lehre vom maßvollen Verständnis hatte ihre Wirkung gezeigt. Doch jetzt würden die Adligen sich nur noch daran erinnern, dass man sie angegriffen hatte. Sarene konnte nur Domi danken, dass niemand verletzt worden war.

Sie wurde aus ihren Gedanken gerissen, als sie draußen vor dem Fenster das Klirren von Rüstungen vernahm. Sarene rang, so gut sie konnte, um ihre Fassung und steckte den Kopf aus dem Fenster, um nachzusehen, woher der Lärm rührte. Doppelreihig marschierten Männer in Kettenhemden und Leder an ihrer Kutsche vorbei, das Gewand schwarz und rot. Es war Iadons Leibgarde, und sie hielt auf Elantris zu.

Sarene überlief ein eiskalter Schauer beim Anblick der grimmig dreinblickenden Krieger. »Idos Domi«, flüsterte sie.

In den Augen der Männer war Härte zu sehen. Sie waren bereit zu töten. Bereit, ein Blutbad anzurichten.

Zuerst widersetzte sich der Kutscher Sarenes Befehl, schneller zu fahren, aber nur wenigen Männern fiel es leicht, sich einer wild entschlossenen teoischen Prinzessin zu widersetzen. Sie kamen kurze Zeit später beim Palast an, und Sarene sprang aus dem Gefährt, ohne zu warten, bis der Kutscher die Treppe hervorgezogen hatte.

Ihr Ruf hatte mittlerweile beim Palastpersonal die Runde gemacht, und die meisten wussten, dass es besser war, ihr aus dem Weg zu gehen, wenn sie durch die Korridore schritt. Die Wachen vor Iadons Arbeitszimmer hatten sich mittlerweile ebenfalls an sie gewöhnt und seufzten lediglich resigniert, während sie die Türflügel für sie aufstießen. Der König verzog bei ihrem Anblick schroff das Gesicht. »Was immer es ist, es muss warten. Wir befinden uns in einer Krise ...«

Sarene ließ die offenen Handflächen auf Iadons Schreibtisch niedersausen, sodass das Holz erbebte und der Halter für die Schreibfedern umfiel. »Was, im gepriesenen Namen Domis, glaubt Ihr,

tut Ihr da?«

Iadon lief vor Wut rot an und erhob sich. »Es hat einen Angriff auf Mitglieder meines Hofstaates gegeben! Es ist meine Pflicht einzuschreiten.«

»Erspart mir eine Predigt über Eure Pflicht, Iadon«, entgegnete Sarene. »Ihr habt nun schon seit zehn Jahren auf einen Vorwand gewartet, um Elantris zu zerstören. Nur der Aberglaube des Volkes hat Euch bisher zurückgehalten.«

»Na und?«, fragte er kalt.

»Von mir werdet Ihr diesen Vorwand nicht geliefert bekommen!«, rief sie. »Zieht gefälligst Eure Männer ab!«

Iadon schnaubte verächtlich. »Gerade du solltest zu schätzen wissen, wie schnell ich reagiert habe. Schließlich war es deine Ehre, die durch den Angriff verletzt worden ist.«

»Ich bin durchaus in der Lage, meine Ehre selbst zu verteidigen, *Iadon*. Diese Truppen machen alles kaputt, was ich in den letzten Wochen erreicht habe.«

»Es war ohnehin ein törichtes Unterfangen«, erklärte Iadon und ließ einen Packen Papiere auf den Schreibtisch fallen. Das oberste Blatt bog sich in dem Luftzug, und Sarene konnte die darauf gekritzelten Befehle lesen. Die Wörter »Vernichtung« und »von Elantris« stachen ihr ins Auge, unübersehbar und unheilvoll.

»Geh auf dein Zimmer zurück, Sarene«, sagte der König. »Das hier wird in ein paar Stunden vorüber sein.«

Mit einem Mal kam es Sarene in den Sinn, wie sie aussehen musste: das Gesicht rot und aufgequollen von den Tränen, das einfache einfarbige Kleid fleckig vor Schweiß und dem elantrischen Dreck und ihr zerzaustes Haar in einem Zopf zurückgebunden, der in Auflösung begriffen war.

Die augenblickliche Unsicherheit verschwand, als sie erneut den König ansah und die Zufriedenheit in seinen Augen wahrte. Er würde die ganze Schar hungernder, hilfloser Menschen in Elantris abschlachten lassen. Er würde Lebensgeist umbringen lassen. Alles ihretwegen.

»Hört mir gut zu, Iadon«, sagte Sarene mit scharfer, kalter Stimme. Sie hielt dem Blick des Königs stand und sah dank ihrer beinahe ein Meter achtzig Körpergröße auf den kleineren Mann hinab. »Ihr werdet Eure

Truppen aus Elantris zurückrufen. Ihr werdet die Menschen dort in Frieden lassen. Ansonsten erzähle ich den Leuten, was ich über Euch weiß.«

Iadon schnaubte.

»Hohn, Iadon?«, fragte sie. »Euch wird gewiss ganz anders zumute sein, wenn alle Welt über die Wahrheit Bescheid weiß. Ihr wisst selbst, dass man Euch längst für einen Narren hält. Die Leute tun so, als würden sie Euch gehorchen, aber Ihr wisst - Ihr wisst tief in Eurem Herzen, dass sie Euch mit ihrem Gehorsam verspotten. Ihr glaubt, sie hätten nicht von Euren verlorenen Schiffen gehört? Ihr glaubt, sie hätten nicht darüber gelacht, wie bald ihr König arm wie ein Baron sein würde? Oh, sie haben Bescheid gewusst! Wie wollt Ihr ihnen gegenüberreten, Iadon, wenn sie erst einmal erfahren, wie Ihr *tatsächlich* überlebt habt? Wenn ich ihnen zeige, wie ich Euer Einkommen wiederhergestellt habe, wie ich Euch die Verträge mit Teod verschafft habe, wie *ich* Eure Krone gerettet habe?« Sie betonte jede einzelne Bemerkung, indem sie ihm mit dem Finger gegen die Brust stieß. Schweißperlen traten ihm auf die Stirn, und er fing an, sich unter ihrem unnachgiebigen Blick zu winden.

»Ihr seid ein Narr, Iadon«, zischte sie. »Ich weiß das, Eure Adligen wissen es, und die Welt weiß es ebenfalls. Ihr habt nach einer großen Nation gegriffen und sie mit Euren habgierigen Händen ausgequetscht. Ihr habt das Volk versklavt und Arelons Ehre beschmutzt. Und trotz allem wird Euer Land immer ärmer. Selbst Ihr, der König, seid so verarmt, dass Ihr Eure Krone nur mithilfe eines Geschenks aus Teod aufbewahren könnt.«

Iadon wich entmutigt zurück. Der König schien in sich zusammenzuschrumpfen. Sein arrogantes Auftreten zerfiel vor ihrer Wut.

»Wie wird das aussehen, Iadon?«, flüsterte sie. »Was wird das für ein Gefühl sein, wenn der ganze Hof weiß, dass Ihr in der Schuld einer Frau steht? Noch dazu eines törichten Mädchens? Ihr wärt entlarvt. Jeder würde wissen, was Ihr seid.

Nichts als ein verunsicherter, unbedeutender, unfähiger alter Mann.«

Iadon ließ sich kraftlos in seinen Sessel fallen. Sarene reichte ihm eine Schreibfeder. »Widerruft«, forderte sie.

Mit zitternden Fingern kritzelte er einen Gegenbefehl an das Seitenende

und stempelte das Schreiben dann mit seinem persönlichen Siegel ab. Sarene griff nach dem Papier und stolzierte aus dem Zimmer. »Ashe, halte die Soldaten auf! Sag ihnen, dass neue Befehle auf dem Weg sind.« »Sehr wohl, Mylady«, erwiderte das Seon und schoss den Gang entlang auf ein Fenster zu. Die fliegende Kugel konnte sich schneller vorwärtsbewegen als selbst ein galoppierendes Pferd.

»Ihr da!«, befahl Sarene und schlug mit dem zusammengerollten Stück Papier gegen den Brustpanzer der einen Wache. »Bringt das hier nach Elantris.«

Der Mann nahm das Schreiben unsicher entgegen.

»Lauft!«, befahl Sarene.

Er tat es.

Sarene verschränkte die Arme und sah zu, wie der Mann den Gang entlangstürzte.

Dann wandte sie sich dem zweiten Wächter zu. Er fing an, unter ihrem Blick nervös zu werden.

»Ähm, ich werde sicherstellen, dass er gut ankommt«, stotterte der Mann und lief rasch hinter seinem Gefährten her.

Einen Moment blieb Sarene stehen. Dann drehte sie sich wieder zum Arbeitszimmer des Königs um und zog die Flügel der Tür zu. Das Letzte, was sie sah, war Iadon, der zusammengesunken in seinem Sessel saß, die Ellbogen auf dem Schreibtisch und den Kopf in die Hände gestützt. Der König schluchzte leise vor sich hin.

Als Sarene Elantris erreichte, waren die neuen Befehle längst eingetroffen. Iadons Türwachen standen unsicher vor dem Tor. Sarene schickte die beiden zum Palast, aber der Hauptmann weigerte sich abzugeben. Er behauptete, zwar den Befehl erhalten zu haben, nicht anzugreifen, aber keinen Befehl, der besagte, sie sollten sich zurückziehen. Kurz darauf traf ein Eilbote mit dem Befehl ein, genau das zu tun. Der Hauptmann warf ihr einen gereizten Blick zu und befahl dann seinen Männern, zum Palast zurückzukehren.

Sarene blieb noch eine Weile und machte sich die Mühe, die Mauer zu erklimmen, um auf den Platz hinunterzusehen. Ihr Essenskarren stand verlassen in der Platzmitte. Davor lagen verstreut kaputte, umgedrehte Kisten. Tote konnte sie ebenfalls erkennen. Gefallene aus den Reihen der Angreifer, deren Leichen nun im Dreck verwesen.



Sarene erstarrte. Ihre Muskeln versteiften sich. Einer der Toten bewegte sich noch.

Sie beugte sich über das steinerne Geländer und starrte auf den gefallenen Mann. Die Entfernung war zwar groß, aber sie konnte dennoch deutlich seine Beine ausmachen - die mehrere Meter von seinem Oberkörper entfernt lagen. Ein kraftvoller Hieb hatte ihm die Taille durchtrennt. Eine derartige Verletzung hatte er unmöglich überleben können. Doch widersinnigerweise fuhren seine Arme trotzdem in hoffnungsloser Willkür durch die Luft.

»Gnädiger Domi«, flüsterte Sarene. Unbewusst hob sie die Hand und berührte ihren kleinen korathischen Anhänger mit den Fingern. Sie ließ den Blick erneut über den Platz schweifen. Manche der anderen Leichen bewegten sich ebenfalls, trotz ihrer furchtbaren Verletzungen.

Man sagt, die Elantrier seien tot, kam es ihr in den Sinn. Sie seien die Verstorbenen, deren Geist sich nicht zur Ruhe begeben will. Zum ersten Mal begriff Sarene nun, wie die Elantrier ohne Nahrung überleben konnten. Sie mussten nichts essen.

Aber warum taten sie es dann?

Sarene schüttelte den Kopf und versuchte sowohl ihre verwirrten Gedanken als auch den Anblick der sich windenden Toten dort unten zu verdrängen. Währenddessen fiel ihr Blick auf eine andere Gestalt. Sie kniete im Schatten der Mauer von Elantris, und ihre Haltung drückte unglaubliche Trauer aus. Sarene folgte wie magisch angezogen dem Pfad auf der Mauer in Richtung der Gestalt. Ihre Hand strich an der steinernen Brüstung entlang. Sie blieb stehen, als sie über dem Elantrier angelangt war.

Etwas sagte ihr, dass es sich bei der Gestalt um Lebensgeist handelte. Er hielt eine Leiche in den Armen und wiegte sie mit gesenktem Kopf hin und her. Die Botschaft war eindeutig: Selbst ein Tyrann konnte diejenigen lieben, die ihm folgten.

Ich habe Euch gerettet, dachte Sarene. Der König hätte Euch umbringen lassen, aber ich habe Euch das Leben gerettet. Es war nicht um Euretwillen, Lebensgeist. Es war um all der armen Leute willen, über die Ihr herrscht.

Lebensgeist bemerkte sie nicht.

Sie versuchte, weiterhin wütend auf ihn zu sein. Doch während sie auf

ihn hinabblickte und seine Qualen spürte, konnte sie nicht lügen - nicht einmal sich selbst gegenüber. Die Ereignisse des Tages beunruhigten sie aus mehreren Gründen. Sie war wütend, weil man ihre Pläne über den Haufen geworfen hatte. Sie bedauerte, dass sie nicht länger in der Lage sein würde, den leidenden Elantriern Nahrung zukommen zu lassen. Sie war unglücklich über die Art, wie die Adelswelt Elantris von nun an betrachten würde.

Aber es machte sie auch traurig, dass sie ihn nie Wiedersehen würde. Tyrann oder nicht, er hatte wie ein guter Mann gewirkt. Vielleicht... vielleicht konnte nur ein Tyrann an einem Ort wie Elantris herrschen. Vielleicht war er das Beste für die Menschen dort.

Wie dem auch sei, sie würde ihm wahrscheinlich nie mehr begegnen. Sie würde nie wieder in jene Augen blicken, die trotz seines ausgemergelten Körpers so kraftvoll und lebenssprühend gewirkt hatten. In ihnen war eine Vielschichtigkeit, die Sarene nun niemals entschlüsseln können würde.

Es war vorbei.

Sie suchte Zuflucht am einzigen Ort in Kae, an dem sie sich sicher fühlte. Kiin ließ sie ein und hielt sie umschlungen, als sie sich in seine Arme fallen ließ. Es war das absolut erniedrigende Ende eines überaus emotionalen Tages. Allerdings war es die Umarmung wert. Sie hatte schon als Kind entschieden, dass ihr Onkel sehr gut im Umarmen war. Seine breiten Arme und die gewaltige Brust reichten aus, um sogar ein hochgewachsenes, schlaksiges Mädchen einzuhüllen.

Nach einer Weile ließ Sarene ihn endlich los und wischte sich die Augen. Sie war von sich selbst enttäuscht, weil sie wieder geweint hatte. Kiin legte ihr einfach eine große Pranke auf die Schulter und führte sie in das Esszimmer, wo der Rest der Familie, sogar einschließlich Adiens, um den Tisch saß.

Lukel hatte sich bis eben noch angeregt unterhalten, aber er brach mitten im Satz ab, als er Sarene erblickte. »Wenn man vom Löwen spricht«, sagte er, indem er ein jindoesisches Sprichwort zitierte, »kommt er, um sich satt zu fressen.«

Adiens gehetzter, ein wenig unklarer Blick fand ihr Gesicht.

»Sechshundertundzweiundsiebzig Schritte von hier nach Elantris«,

flüsterte er.

Einen Moment lang herrschte Stille. Dann sprang Kaise auf ihren Stuhl.

»Sarene!

Haben sie wirklich versucht, dich aufzufressen?« »Nein, Kaise«, erwiderte Sarene, die einen Platz gefunden hatte. »Sie wollten bloß etwas von unserem Essen abbekommen.« »Kaise, lass deine Cousine in Ruhe«, befahl Daora streng. »Sie hat einen

ereignisreichen Tag gehabt.« »Und ich habe alles verpasst«, meinte Kaise verdrossen und ließ sich wieder auf

ihren Stuhl fallen. Dann sah sie ihren Bruder verärgert an. »Warum musstest *du* auch krank werden?«

»Es war nicht meine Schuld«, protestierte Daorn, immer noch ein wenig schwach. Er wirkte nicht sonderlich enttäuscht, den Kampf verpasst zu haben.

»Pssst, Kinder«, mahnte Daora erneut.

»Ist schon gut«, sagte Sarene. »Ich kann darüber sprechen.«

»Na dann«, meinte Lukel, »ist es wahr?«

»Ja«, sagte Sarene. »Ein paar Elantrier haben uns angegriffen, aber niemand ist verletzt worden; jedenfalls niemand der Unseren.«

»Nein«, sagte Lukel. »Nicht das. Ich habe die Sache mit dem König gemeint. Ist es wahr, dass du ihn angeschrien hast, bis er sich ergeben hat?«

Sarene wurde übel. »Das ist bekannt geworden?«

Lukel lachte. »Man sagt, deine Stimme sei bis in den Thronsaal zu hören gewesen.

Iadon hat sein Arbeitszimmer noch immer nicht verlassen.« »Ich bin vielleicht ein bisschen weit gegangen«, sagte Sarene. »Du hast das Richtige getan, Liebes«, versicherte Daora ihr. »Iadon ist viel zu sehr daran gewöhnt, dass der Hof springt, wenn er bloß niest. Er hat wahrscheinlich nicht gewusst, was er machen sollte, als jemand ihm tatsächlich einmal die Stirn geboten hat.«

»Es war gar nicht so schwer«, sagte Sarene mit einem Kopfschütteln.

»Unter all der Prahlerei ist er im Grunde sehr unsicher.«

»Das sind die meisten Männer, Liebes«, sagte Daora.

Lukel lachte in sich hinein. »Cousine, was haben wir bisher nur ohne dich getan?

Das Leben ist so langweilig gewesen, bevor du dich dazu entschlossen hast, herzusegeln und alles kurz und klein zu hauen.«

»Mir wäre es lieber, es wäre alles nicht ganz so kurz und klein«, murmelte Sarene. »Iadon wird nicht allzu gut gelaunt sein, wenn er sich erst einmal erholt hat.«

»Sollte er aus der Reihe tanzen, kannst du ihn ja einfach noch einmal anbrüllen«, sagte Lukel.

»Nein«, sagte Kiin. Seine raue Stimme klang ernst. »Sie hat recht. Monarchen können es sich nicht erlauben, öffentlich gemaßregelt zu werden. Es könnte sein, dass wir es nach all dem um einiges schwieriger haben werden.«

»Entweder das, oder er gibt einfach auf und dankt zugunsten Sarenes ab«, meinte Lukel lachend.

»Genau wie Euer Vater befürchtet hat«, erklang Ashes tiefe Stimme, als er durch das Fenster hereingeflogen kam. »Er ist immer besorgt gewesen, dass Arelon nicht mit Euch fertig werden könnte, Mylady.« Sarene lächelte matt. »Sind sie abgezogen?«

»Ja«, antwortete das Seon. Sie hatte ihn losgeschickt, Iadons Wächtern zu folgen, für den Fall, dass sie sich entschließen sollten, seine Befehle zu missachten. »Der Hauptmann hat auf der Stelle beim König vorgesprochen. Er ist wieder gegangen, als Seine Majestät sich weigerte, die Tür zu öffnen.«

»Es wäre nicht gut, wenn ein Soldat sieht, wie sein König wie ein kleines Kind flennt«, stellte Lukel fest.

»Wie dem auch sei«, fuhr das Seon fort, »ich ...«

Ashe wurde von einem heftigen Klopfen an der Tür unterbrochen. Kiin verschwand und kehrte kurz darauf mit einem ungeduldigen Lord Shuden zurück.

»Mylady«, sagte er und verbeugte sich leicht vor Sarene. Dann wandte er sich an Lukel. »Ich habe eben äußerst interessante Neuigkeiten vernommen.«

»Es entspricht alles der Wahrheit«, sagte Lukel. »Wir haben Sarene gefragt.«

Shuden schüttelte den Kopf. »Darum geht es nicht.«

Sarene blickte besorgt auf. »Was kann denn heute *sonst noch* geschehen sein?«

Shudens Augen glitzerten. »Ihr werdet nie erraten, wen letzte Nacht die Shaod ereilt hat.«

## Kapitel 30

Hrathen versuchte nicht, seine Verwandlung zu verbergen.

Feierlich verließ er seine Gemächer und offenbarte seine Verdammnis der gesamten Kapelle. Dilaf befand sich mitten im Morgengottesdienst. Der Verlust an Haaren und die Veränderung der Hautfarbe waren es wert, mit ansehen zu dürfen, wie der kleine arelische Priester vor Überraschung und Entsetzen rückwärts taumelte.

Kurze Zeit später holten die korathischen Geistlichen Hrathen ab. Sie gaben ihm ein großes, weites weißes Gewand, damit er seinen entstellten Körper verhüllen konnte, und führten ihn anschließend aus der mittlerweile leeren Kapelle. Hrathen lächelte in sich hinein, als er Dilaf wahrte, der ihn von seinem Nebenraum aus verwirrt beobachtete. Zum ersten Mal spiegelte sich in den Augen des Priesters offen dessen Hass auf Hrathen wider.

Die korathischen Priester brachten ihn in ihre Kapelle, zogen ihn aus und wuschen seinen Körper, der nun voll schwarzer Flecken war, mit Wasser aus dem Fluss Aredel. Dann wickelten sie ihn in ein weißes Gewand, das aus dicken, lumpenhaften Stoffetzen bestand. Nachdem die Priester ihn gewaschen und angekleidet hatten, wichen sie zurück und ließen Omin herantreten. Der kleine, beinahe kahlköpfige Vorsteher der korathischen Kirche von Arelon segnete Hrathen leise und fuhr das Aon Omi auf seiner Brust nach. Die Augen des arelischen Mannes verrieten eine winzige Spur von Genugtuung.

Anschließend führten sie Hrathen unter Gesang durch die Straßen der Stadt. Doch vor der Stadt selbst versperrte ihnen eine gewaltige Schwadron Soldaten in Iadons Farben den Weg. Die Soldaten standen da, die Hände an den Waffen, und unterhielten sich gedämpft. Hrathen betrachtete sie verblüfft, denn ihm entging nicht, dass sich die Männer zum Kampf bereit machten. Omin diskutierte eine Weile mit dem Hauptmann der elantrischen Stadtwache, während die anderen Priester Hrathen in ein niedriges Gebäude neben dem Wachhaus zogen. Es handelte sich um einen Aufbewahrungsort, über dessen Eingang das Aon Omi gemeißelt war.

Durch das kleine Fenster des Zimmers beobachtete Hrathen, wie zwei

atemlose Wachen herangaloppiert kamen und Iadons Soldaten ein zusammengerolltes Stück Papier überreichten. Der Hauptmann las es, runzelte die Stirn und wandte sich dann an den Boten, um mit ihm zu diskutieren. Danach kehrte Omin zurück und erklärte, dass sie warten würden.

Und das taten sie auch - beinahe zwei Stunden lang.

Hrathen hatte gehört, dass die Priester Leute nur zu einer bestimmten Tageszeit nach Elantris brachten, aber anscheinend handelte es sich nicht um eine bestimmte Uhrzeit, sondern ein Zeitfenster. Schließlich drückten die Priester Hrathen einen kleinen Essenskorb in die Arme, beteten ein letztes Mal zu ihrem jämmerlichen Gott und stießen ihn durch das Tor. Mit kahlem Schädel und großen schwarzen Flecken auf der Haut stand er in der Stadt. Ein Elantrier. Die Stadt sah hier unten nicht anders aus als von der Mauer: schmutzig, verfault und gottlos. Sie hielt nichts für ihn bereit. Er wirbelte herum, warf den dürftigen Essenskorb zur Seite und ließ sich auf die Knie fallen.

»Oh Jaddeth, Herr aller Schöpfung«, setzte er mit lauter und fester Stimme an. »Höre die Fürbitte eines Dieners deines Reiches. Befreie mein Blut von dieser Seuche. Schenke mir ein neues Leben. Ich bitte dich mit all der Kraft, die ich als heiliger Gyorn innehabe.«

Es geschah nichts. Also wiederholte er das Gebet. Wieder und wieder und wieder ...

## Kapitel 31

Saolin öffnete nicht die Augen, als er in dem Tümpel versank, aber er hörte auf zu murmeln. Er schaukelte kurz auf und ab, holte scharf Luft und streckte die Hände gen Himmel. Dann schmolz er in das blaue Nass. Feierlich beobachtete Raoden den Vorgang. Drei Tage lang hatten sie wider alle Hoffnung abgewartet, ob der grauhaarige Soldat seinen Verstand wiedererlangen würde. Er hatte es nicht getan. Sie hatten ihn teils zu dem Tümpel gebracht, weil seine Verletzung so schrecklich war, und teils, weil Raoden wusste, dass er keinen Fuß mehr in den Saal der Gefallenen setzen könnte, wenn sich Saolin dort befand. Das Mantra »Ich habe versagt, Mylord Lebensgeist« wäre einfach zu viel gewesen. »Komm schon, Sule«, sagte Galladon. »Er ist tot.« »Ja, das ist er«, sagte Raoden. *Und es ist meine Schuld.* Zum ersten Mal schienen seine körperlichen Lasten und Qualen im Vergleich zu denjenigen seiner Seele verschwindend gering zu sein. Sie kehrten zu ihm zurück. Erst nur tröpfchenweise, schließlich als Flut. Es dauerte Tage, bis ihnen klar wurde, dass Sarene nicht wiederkehren würde. Keine Essensausgaben mehr - nie mehr essen, warten und wieder essen. Dann kamen sie zurück, als habe man sie jäh aus einer Erstarrung geweckt und als würden sie sich entsinnen, dass ihr Leben einst, vor noch gar nicht allzu langer Zeit, einen Sinn gehabt hatte. Raoden teilte sie wieder ihren alten Aufgaben zu: Putzen, Getreideanbau und Handwerk. Mithilfe der angemessenen Werkzeuge und Materialien war die Arbeit nicht länger eine Art vorsätzlicher Zeitverschwendung, sondern trug wirklich produktiv dazu bei, Neu-Elantris wieder aufzubauen. Zusammengeschusterte Dächer wurden durch strapazierbarere, zweckmäßige Konstruktionen ersetzt. Die zusätzlichen Getreidekörner gaben ihnen Gelegenheit zu einer zweiten Aussaat, die viel großflächiger und ehrgeiziger angelegt war als die erste. Die kleine Mauer um Elantris wurde verstärkt und ausgedehnt - obwohl sich Shaors Männer zur Zeit ruhig verhielten. Raoden wusste jedoch, dass das Essen, das sie von Sarenes Karren zusammengeklaut hatten, nicht lange reichen würde. Die Barbaren würden zurückkehren. Der Zustrom von Menschen nach Sarenes Witwenprüfung war viel



größer als zuvor. Raoden musste eingestehen, dass Sarenes Ausflüge nach Elantris trotz der kurzzeitigen Rückschläge, die sie verursacht hatten, förderlich gewesen waren. Sie hatte den Menschen bewiesen, dass es nicht ausreichte, sich einfach die Mägen voll zu schlagen, egal wie sehr der Hunger schmerzte. Wohlbefinden war mehr als nur das Fehlen von Unbehagen. Als sie zu ihm zurückkehrten, arbeiteten sie deshalb nicht mehr um des Essens willen. Sie arbeiteten, weil sie Angst vor dem hatten, was ansonsten aus ihnen werden würde.

»Er sollte nicht hier sein, Galladon«, sagte Raoden, der den fjordellischen Priester von ihrem Aussichtspunkt auf einem Dachgarten aus beobachtete.

»Du bist dir sicher, dass das der Gyorn ist?«, wollte Galladon wissen.

»Das sagt er jedenfalls in seinem Gebet. Außerdem ist er *definitiv* fjordellisch. Seine Statur ist zu groß, um aonisch zu sein.«

»Fjordeller werden nicht von der Shaod heimgesucht«, meinte Galladon stur. »Bloß Leute aus Arelon, Teod und gelegentlich Duladel.«

»Ich weiß.« Raoden setzte sich missmutig zurück. »Vielleicht ist es immer nur ein gewisser Prozentsatz. Es gibt nicht viele Fjordeller in Arelon. Vielleicht werden sie deshalb nie befallen.«

Galladon schüttelte den Kopf. »Warum müssen dann niemals Jindos dran glauben? Von denen leben viele entlang der Gewürzstraße.«

»Ich weiß es nicht«, sagte Raoden.

»Hör nur, wie er betet, Sule«, sagte Galladon spöttisch. »Als hätten wir anderen das nicht auch schon längst probiert.«

»Ich frage mich, wie lange er noch ausharren wird.«

»Drei Tage schon«, sagte Galladon. »Muss langsam Hunger kriegen. Kolo?«

Raoden nickte. Selbst nach drei Tagen ununterbrochenen Betens war die Stimme des Gyorns immer noch fest. In Anbetracht der Dinge konnte Raoden nicht anders, als die Entschlossenheit des Mannes zu respektieren.

»Tja, sobald ihm klar wird, dass er nichts bewirkt, laden wir ihn ein, sich uns anzuschließen«, sagte Raoden.

»Ärger, Sule«, warnte Galladon. Raoden folgte der Geste des Dulas und erkannte ein paar zusammengekauerte Gestalten im Schatten zur Linken des Gyorns.

Fluchend beobachtete Raoden, wie Shaors Männer sich aus der Gasse stahlen.

Anscheinend hatten sie ihr Essen noch schneller aufgebraucht, als Raoden angenommen hatte. Wahrscheinlich waren sie zu dem Platz zurückgekehrt, um nach

Resten zu suchen, hatten jedoch etwas Vielversprechenderes gefunden: den noch vollen Essenskorb zu Füßen des Gyorns.

»Komm«, drängte Raoden und wandte sich ab, um von dem Dach hinabzusteigen.

Früher hätten sich Shaors Männer vielleicht direkt über das Essen hergemacht. Doch die Ereignisse der letzten Zeit hatten die Barbaren verändert. Sie hatten angefangen, andere Elantrier unterschiedslos zu verletzen - als hätten sie erkannt, dass die Wahrscheinlichkeit stieg, an Nahrung zu gelangen, wenn sich ihnen weniger Minder entgegenstellten.

»Ich möge in der Doloken dafür schmoren, dass ich einem Gyorn helfe«, murmelte Galladon und folgte ihm. Leider waren er und Raoden nicht schnell genug. Sie kamen zu spät ... um Shaors Männer zu retten.

Als Raoden um die Häuserecke bog, stürzte sich gerade der erste Barbar von hinten auf den Gyorn. Der Fjordeller sprang auf, wirbelte mit schier übermenschlicher Geschwindigkeit herum und packte den Mann aus Shaors Bande am Kopf. Es knackte laut, als der Gyorn seinem Gegner das Genick brach. Dann warf er ihn gegen das hölzerne Tor. Die anderen beiden griffen gemeinsam an. Einer erntete einen kraftvollen Tritt und wurde wie ein Haufen Lumpen über den Platz geschleudert. Der andere bekam drei Hiebe mitten ins Gesicht und anschließend einen Tritt in die Magengegend ab. Das Wutgeheul des Wahnsinnigen schlug jäh in ein Winseln um, als der Gyorn dem Mann einen weiteren Tritt seitlich gegen den Kopf versetzte.

Raoden kam stolpernd zum Stehen. Sein Mund stand halb offen.

Galladon schnaubte. »Hätten wir uns gleich denken können. Derethische Priester können allein auf sich aufpassen. Kolo?«

Raoden nickte langsam und sah zu, wie der Priester sich wieder geschmeidig auf die Knie sinken ließ und weiterbetete. Zwar hatte Raoden gehört, dass alle derethischen Priester in den berühmten Klöstern von Fjorden ausgebildet wurden, wo sie sich gnadenlosen

Leibesübungen unterziehen mussten. Doch ihm war nicht klar gewesen, dass ein Gyorn mittleren Alters die dort erworbene körperliche Verfassung immer noch besitzen könnte.

Die beiden Barbaren, die sich noch bewegen konnten, krochen davon. Ihr Gefährte mit dem gebrochenen Genick blieb kläglich wimmernd an der Stelle liegen, an die der Gyorn ihn geschleudert hatte.

»Welch Verschwendung«, flüsterte Raoden. »Wir hätten diese Männer in Neu Elantris gebrauchen können.«

»Ich wüsste nicht, was sich da machen ließe«, sagte Galladon kopfschüttelnd.

Raoden wandte sich in Richtung des Marktviertels von Elantris. »Ich schon«, meinte er entschlossen.

Sie drangen so schnell und direkt in Shaors Revier ein, dass sie beinahe die Bank erreicht hatten, bevor man auf sie aufmerksam wurde. Raoden reagierte nicht, als Shaors Männer zu heulen anfangen. Er ging energisch weiter, nur sein Ziel vor Augen. Begleitet wurde er von Galladon, Karata und Dashe - Karatas ehemaliger Stellvertreter war einer der wenigen erfahrenen Kämpfer, die noch in Raodens Lager übrig waren. Jeder von ihnen trug nervös einen Sack mittlerer Größe in den Armen.

Shaors Männer folgten ihnen und schnitten ihnen den Fluchtweg ab.

Nach den Verlusten, die sie in den letzten Wochen erlitten hatten, konnten nur noch wenige Dutzend Männer von Shaors Bande übrig sein. Doch im Dunkel der Schatten wirkten diese wenigen, ständig dahinhuschenden Gestalten wie ein ganzes Heer.

Galladon warf Raoden einen besorgten Blick zu. Raoden ahnte, was er dachte. *Ich*

*hoffe im Namen der Doloken, dass du weißt, was du tust, Sule ...*

Raoden biss fest die Zähne zusammen. Er hatte nur eine einzige Hoffnung: seinen Glauben an die rationale Natur der menschlichen Seele.

Shaor hatte sich im Grunde nicht verändert. Obgleich ihre Männer ihr einen Teil ihrer Beute abgeliefert haben mussten, wäre man angesichts ihres Geschreis niemals darauf gekommen. »Bringt mir Essen!«, heulte sie. Ihre Stimme war schon lange, bevor man die Bank betrat, zu vernehmen. »Ich will Essen!«

Raoden führte seinen kleinen Trupp in die Bank. Shaors übrig gebliebene Gefolgsleute folgten ihnen. Sie kamen langsam näher und warteten auf den unvermeidlichen Befehl ihrer Göttin, die Eindringlinge umzubringen.

Raoden war schneller. Er nickte den anderen zu, und jeder ließ seinen Sack fallen.

Getreide ergoss sich über den unebenen Boden der Bank, vermischte sich mit der schleimigen Schmutzschicht und fiel in Ritzen und Spalten. Hinter ihnen ertönte Geheul, und Raoden winkte seine Leute beiseite, als Shaors Männer sich auf das Getreide stürzten.

»Bringt sie um!«, schrie Shaor, doch zu spät. Ihre Gefolgsleute waren längst damit beschäftigt, sich das Essen in den Mund zu stecken.

Raoden und die anderen verließen den Ort wieder genauso einfach, wie sie gekommen waren.

Der Erste kam nur wenige Stunden später nach Neu-Elantris. Raoden stand neben dem großen Feuer, das sie auf einem der höheren Gebäude entfacht hatten. Die Flammen verzehrten einen guten Teil ihrer kostbaren Holzabfälle, und Galladon war von Anfang an dagegen gewesen. Raoden hörte nicht auf seine Einwände. Shaors Männer brauchten das Feuer, um die Verbindung herstellen zu können - den geistigen Sprung zu tun, der sie wieder zur Vernunft bringen würde.

Der erste Barbar schälte sich aus der abendlichen Dunkelheit. Er bewegte sich verstohlen, seine Körperhaltung war nervös und hatte etwas Tierisches an sich. Im Arm hielt er einen zerrissenen Sack, in dem sich ein paar Hand voll Getreidekörner befanden.

Raoden bedeutete seinen Kriegern, sich zurückzuziehen. »Was wollt Ihr?«, fragte er den Barbaren.

Der Mann starrte ihn sprachlos an.

»Ich weiß, dass Ihr mich versteht«, sagte Raoden. »Ihr könnt noch nicht lange hier drin sein, höchstens ein halbes Jahr. Das ist nicht lange genug, um das Sprechen zu verlernen, auch wenn Ihr Euch selbst am liebsten einreden würdet, dass es so ist.«

Der Mann hielt ihm den Sack entgegen. Seine Hände glänz t e n schleimig.

»Was?«, meinte Raoden beharrlich.

»Kochen«, brachte der Mann schließlich hervor.

Das Korn, das sie Shaors Männern hingeworfen hatten, war S a a t g u t gewesen, das über den Winter hart geworden war und i m Frühjahr ausgesät werden sollte. Auch wenn Shaors Männer es gewiss versucht hatten, hatten sie es bestimmt nur unter S c h m e r z e n zerkauen und schlucken können.

Raoden hatte gehofft, die Männer würden sich auf diese Weise irgendwo in den Tiefen ihres brach liegenden Geistes daran erinnern, dass sie einst Menschen gewesen waren. Er hatte gehofft, sie würden sich an die Zivilisation und die Möglichkeit des Kochens erinnern. Er hatte gehofft, sie würden sich ihrem Menschsein stellen.

## Kapitel 32

»Ich werde Euer Essen nicht für Euch kochen«, sagte Raoden. »Aber Ihr könnt es von mir aus selbst tun.«

Du trägst also doch wieder Schwarz, meine Liebe?«, fragte Herzog Roial, als er ihr in die Kutsche half.

Sarene blickte auf ihr Kleid hinab. Es war keines, das Eshen ihr geschickt hatte, sondern eines, das sie sich von Shuden von einem seiner Karawanenzüge durch Duladel hatte mitbringen lassen. Es war nicht so weit wie die derzeitige Mode in Arelon, sondern lag eng an ihrem Körper an. Der weiche Samtstoff war mit winzigen silbernen Mustern bestickt, und es wies ein kurzes Cape auf, das ihre Schultern und Oberarme bedeckte und einen Umhang überflüssig machte.

»Es ist eigentlich blau, Euer Gnaden«, sagte sie. »Ich trage niemals Schwarz.«

»Aha.« Der bejahrte Mann trug einen weißen Anzug mit einer Weste in sattem Kastanienbraun. Die Kleidung passte gut zu seinem sorgfältig frisierten weißen Haar.

Der Kutscher schloss die Tür und kletterte auf den Bock. Einen Augenblick später befanden sie sich auf dem Weg zu dem Ball. Sarene starrte auf die dunklen Straßen von Kae hinaus. Ihr war melancholisch zumute. Natürlich konnte sie sich nicht weigern, den Ball zu besuchen; schließlich hatte Roial auf ihren Vorschlag hin zugestimmt, ihn zu veranstalten. Doch diese Pläne hatte sie vor einer Woche geschmiedet, vor den Ereignissen in Elantris. Die letzten drei Tage hatte sie ganz mit Nachdenken zugebracht. Sie hatte versucht, ihre Gefühle in den Griff zu bekommen und ihre Pläne neu zu entwerfen. Ihr stand der Sinn gewiss nicht danach, einen ganzen Abend mit albernen Lustbarkeiten zu vergeuden, selbst wenn ein Ziel da mit verbunden war. »Ihr wirkt, als sei Euch nicht ganz wohl in Eurer Haut, Eure Hoheit«, sagte Roial.

»Ich habe mich noch nicht ganz von den Ereignissen vor ein paar Tagen erholt, Euer Gnaden«, sagte sie und lehnte sich in ihrem Sitz zurück.

»Der Tag war ziemlich überwältigend«, pflichtete er ihr bei. Dann steckte er den Kopf aus dem Fenster der Kutsche und betrachtete

abschätzend den Himmel. »Es ist ein wunderbarer Abend für unser Vorhaben.«

Sarene nickte geistesabwesend. Es war ihr mittlerweile gleich gültig, ob man die Mondfinsternis würde sehen können oder nicht. Seit ihrer Schmäherei gegen Iadon hatte der gesamte Hof angefangen, einen Bogen um sie zu machen. Statt wütend zu reagieren, wie Kiin es vorhergesagt hatte, mied Iadon sie le diglich. Jedes Mal, wenn Sarene ein Zimmer betrat, wandten die Anwesenden die Köpfe ab oder senkten den Blick. Es war, als sei sie ein Ungeheuer - eine rachsüchtige Svrakiss, die gekommen war, ihre Mitmenschen zu foltern.

Mit der Dienerschaft stand es nicht besser. Waren die Dienstboten früher schon unterwürfig gewesen, so schreckten sie nun regelrecht vor ihr zurück. Ihr Abendessen war zu spät serviert worden. Die Köchin bestand zwar darauf, es läge daran, dass ihr eine Serviererin davongelaufen sei, doch Sarene war sich sicher, dass es nur passiert war, weil sich niemand dem Zorn der gefürchteten Prinzessin hatte aussetzen wollen. Die ganze Situation machte Sarene wütend. *Warum im gesegneten Namen Domis, fragte sie sich, fühlt sich jeder in diesem Land so bedroht von einer energischen Frau?*

Natürlich musste sie selbst einräumen, dass sie diesmal mit dem, was sie dem König angetan hatte, zu weit gegangen war. Sarene zahlte lediglich den Preis für ihren Wutausbruch.

»Also gut, Sarene«, erklärte Roial. »Das reicht jetzt.«

Sarene fuhr zusammen und blickte zu dem strengen Gesicht des betagten Herzogs auf. »Verzeihung, Euer Gnaden?«

»Ich habe gesagt, es reicht. Nach allem, was man so hört, habt Ihr die letzten drei Tage schmollend auf Eurem Zimmer verbracht. Es ist mir egal, wie beunruhigend dieser Angriff in Elantris gewesen sein mag. Ihr müsst darüber hinwegkommen, und zwar schnell. Wir haben meine Villa beinahe erreicht.«

»Verzeihung?«, wiederholte sie völlig verblüfft.

»Sarene«, fuhr Roial in sanfterem Tonfall fort, »wir haben Euch nicht gebeten, unsere Anführerin zu werden. Ihr habt Euch bei uns eingeschmuggelt und die Macht an Euch gerissen. Da Ihr das nun getan habt, könnt Ihr uns nicht einfach im Stich lassen, bloß weil man Eure Gefühle verletzt haben mag. Wenn man Autorität übernimmt, muss man

gewillt sein, jederzeit die Verantwortung dafür zu tragen - selbst wenn einem nicht sonderlich danach ist.«

Die weisen Worte des Herzogs brachten Sarene aus der Fassung.

Beschämt senkte sie den Blick. »Es tut mir leid.«

»Ach, Prinzessin«, sagte Roial, »wir haben in den letzten Wochen angefangen, so sehr auf Euch zu bauen. Ihr habt Euch in unsere Herzen geschlichen und bewirkt, was niemand sonst, noch nicht einmal ich selbst, geschafft hätte: Ihr habt uns vereint.

Shuden und Eondel verehren Euch geradezu, Lukel und Kiin stehen euch wie unbewegliche Felsen zur Seite, ich bin kaum in der Lage, Euren raffinierten Plänen zu folgen, und selbst Ahan beschreibt Euch als die reizendste junge Frau, der er je begegnet ist. Lasst uns jetzt nicht im Stich. Wir brauchen Euch!«

Mit einer leichten Röte im Gesicht schüttelte Sarene den Kopf, als die Kutsche in Roials Auffahrt einbog. »Aber was bleibt noch, Euer Gnaden? Ganz ohne mein raffiniertes Zutun ist der derethische Gyorn ausgeschaltet worden, und allem Anschein nach hat Iadon klein beigegeben. Mir scheint, die Zeit der Gefahr ist vorüber.«

Roial zog eine buschige weiße Augenbraue empor. »Vielleicht. Aber Iadon ist klüger, als wir ihm für gewöhnlich zugestehen. Der König besitzt ein paar überwältigende wundere Punkte, aber er war vor zehn Jahren durchaus imstande, die Herrschaft an sich zu reißen, und die ganze Zeit über hat er dafür gesorgt, dass sich die Adligen untereinander an die Kehle gehen. Und was den Gyorn betrifft...«

Roial blickte aus dem Fenster der Kutsche in Richtung eines Gefährts, das neben ihnen zum Stehen kam. Im Innern saß ein kleiner, ganz in Rot gekleideter Mann.

Sarene erkannte in ihm den jungen aonischen Priester wieder, der Hrathen als Gehilfe gedient hatte.

Roial runzelte die Stirn. »Ich glaube, wir haben Hrathen gegen einen Feind eingetauscht, der nicht minder gefährlich ist.«

»Ihn?«, fragte Sarene überrascht. Sie hatte den jungen Mann natürlich in Begleitung Hrathens gesehen, und ihr war sogar sein offenkundiger religiöser Eifer aufgefallen.

Doch er konnte ja wohl kaum so gefährlich sein wie der kühl

kalkulierende Gyorn, oder? »Ich habe ihn beobachtet«, sagte der Herzog.



»Er heißt Dilaf und ist arelisch, was wohl bedeutet, dass er korathisch erzogen worden ist. Meiner Erfahrung nach reagieren Menschen, die sich von einem Glauben abkehren, häufig hasserfüllter auf ihn, als es ein Außenstehender je könnte.«

»Da könntet Ihr recht haben, Euer Gnaden«, räumte Sarene ein. »Wir werden unsere Pläne ändern müssen. Mit dem da können wir nicht genauso verfahren wie mit Hrathen.«

Roial lächelte. In seine Augen war ein leichtes Funkeln getreten. »Das ist mein Mädchen! Kommt schon. Es wäre ungehörig, zu spät auf meinem eigenen Fest zu erscheinen.«

Roial hatte entschieden, das Fest zur Mondfinsternis auf dem Gelände hinter seinem Haus zu veranstalten, was bei der relativen Bescheidenheit seines Anwesens gar nicht anders möglich gewesen wäre. Für den drittreichsten Mann in Arelon war der Herzog bemerkenswert genügsam. »Ich bin erst seit zehn Jahren Herzog, Sarene«, hatte Roial erklärt, als sie ihn das erste Mal in seinem Haus besucht hatte, »aber Kaufmann bin ich schon mein ganzes Leben. Man verdient kein Geld, indem man verschwenderisch ist. Das Haus erfüllt seinen Zweck. In einem größeren Haus würde ich bloß verloren gehen.«

Doch das Grundstück um das Haus war weiträumig; ein etwas extravaganter Luxus, wie Roial selbst zugab. Der Herzog liebte Gartenanlagen und verbrachte mehr Zeit auf Spaziergängen im Freien als im Haus.

Glücklicherweise machte das Wetter dem Herzog keinen Strich durch die Rechnung, sondern wartete mit einer warmen Brise aus dem Süden und einem vollkommen wolkenlosen Himmel auf. Sterne waren am Himmel wie Farbtupfer auf einer schwarzen Leinwand verteilt, und Sarenes Blick folgte unwillkürlich den wichtigsten

Aonenkonstellationen. Rao schien direkt über ihnen, ein großes Viereck mit vier Kreisen an den Seiten und einem Punkt in der Mitte. Ihr eigenes Aon, Ene, kauerte kaum sichtbar am Horizont. Der Vollmond wanderte schwerfällig seinem Zenit entgegen. In nur wenigen Stunden würde er völlig verschwinden - zumindest behaupteten das die Astronomen.

»Also«, sagte Roial, der neben ihr ging, einen Arm mit dem ihren verschränkt, »werdet Ihr mir sagen, was das alles soll?«

»Was was soll?«

»Der Ball«, sagte Roial. »Ihr werdet ja wohl nicht behaupten wollen, dass Ihr ihn mich aus einer Laune heraus habt veranstalten lassen. Ihr wart viel zu präzise, was das Datum und die Örtlichkeit betrifft. Was führt Ihr im Schilde?«

Sarene lächelte. Die Pläne, die sie für diese Nacht geschmiedet hatte, lebten wieder in ihr auf. Sie hatte das Fest beinahe vergessen, aber je mehr sie darüber nachdachte, desto stärker wuchs ihre Aufregung. Noch bevor die Nacht vorbei war, hoffte sie die Antwort auf ein Rätsel gefunden zu haben, das ihr beinahe schon seit ihrer Ankunft in Arelon Kopfzerbrechen bereitet hatte.

»Sagen wir, ich wollte mir die Mondfinsternis in Gesellschaft ansehen«, erwiderte sie mit einem verschmitzten Lächeln.

»Ach, Sarene, immer dramatisch! Ihr habt Eure Berufung verfehlt, Ihr hättet Schauspielerin werden sollen.«

»Das habe ich in der Tat einmal in Erwägung gezogen«, sagte Sarene, die plötzlich in Erinnerungen schwelgte. »Wobei ich damals natürlich elf Jahre alt war. Eine Schauspieltruppe reiste durch Teoin. Nachdem ich sie hatte spielen sehen, verkündete ich meinen Eltern, dass ich später einmal nicht Prinzessin, sondern Schauspielerin werden wollte.«

Roial lachte. »Ich hätte zu gern das Gesicht des alten Eventeo gesehen, als seine heiß geliebte Tochter ihm eröffnete, sich dem fahrenden Volk anschließen zu wollen.«

»Ihr kennt meinen Vater?«

»Also wirklich, Sarene«, sagte Roial entrüstet. »Ich bin nicht schon mein ganzes Leben lang alt und senil gewesen. Es gab mal eine Zeit, da bin ich herumgereist, und jeder gute Kaufmann verfügt über ein paar Kontakte in Teod. Ich habe zwei Audienzen bei Eurem Vater gehabt, und beide Male hat er sich über meinen Aufzug lustig gemacht.«

Sarene lachte leise. »Er ist gnadenlos gegenüber Kaufleuten auf der Durchreise.«

In der Mitte von Roials Grundstück befand sich eine Wiese, auf der ein hölzerner Tanzpavillon errichtet worden war. Heckengesäumte Wege führten von dem Pavillon weg zu frisch blühenden Blumenbeeten, von Brücken überspannten Teichen und kunstvollen Statuen. Der Pavillon selbst war von Fackeln umgeben, die ihn hell erleuchteten, aber die natürlich vor der Mondfinsternis gelöscht werden würden. Doch wenn

alles nach Plan verlief, würde Sarene nicht mehr da sein, um sich das Spektakel anzusehen.

»Der König!«, rief Sarene. »Ist er hier?« »Selbstverständlich.« Roial deutete auf einen umzäunten Garten mit Skulpturen an der einen Seite des Pavillons. Im Garteninnern konnte Sarene undeutlich die Gestalt Iadons ausmachen, Eshen an seiner Seite.

Sarene entspannte sich. Um Iadon ging es bei der ganzen nächtlichen Veranstaltung. Natürlich hatte der Stolz des Königs es nicht zugelassen, dass er einen Ball verpasste, den einer seiner Herzöge veranstaltete. Da er schon an Telriis Fest teilgenommen hatte, würde er sich auch Roials auf keinen Fall entgehen lassen.

»Was könnte der König nur mit den Plänen der kleinen Sarene zu tun haben?«, sinnierte Roial. »Vielleicht hat sie jemanden beauftragt, seine Gemächer in seiner Abwesenheit zu d u r c h s u c h e n . Ihr Seon vielleicht?«

Doch in diesem Augenblick schwebte Ashe nicht weit entfernt in ihr Blickfeld. Sarene warf Roial einen listigen Blick zu.

»Na gut, vielleicht nicht das Seon«, sagte Roial. »Das wäre ohnehin zu offensichtlich.«

»Mylady«, sagte Ashe und schwebte zur Begrüßung auf und ab, als er sich ihnen näherte.

»Was hast du herausgefunden?«, erkundigte sich Sarene. »Die Köchin hat heute Nachmittag tatsächlich eine Serviererin verloren, Mylady. Es wird behauptet, sie sei weggelaufen, um bei ihrem Bruder zu sein, der neulich in eines der königlichen Herrenhäuser in der Provinz abkommandiert worden ist. Der Mann schwört allerdings, sie nicht zu Gesicht bekommen zu haben.«

Sarene runzelte die Stirn. Vielleicht hatte sie die Köchin und deren Umgebung vorschnell verurteilt. »Na schön. Gute Arbeit.«

»Worum ging es da eben?«, fragte Roial misstrauisch. »Nichts«, sagte Sarene, diesmal völlig aufrichtig. Doch Roial nickte wissend.

Das Problem mit dem Gescheitsein ist, dachte Sarene seufzend, dass alle Welt davon ausgeht, man führe ständig etwas im Schilde.

»Ashe, ich möchte, dass du den König im Auge behältst«, sagte Sarene, der Roials neugieriges Lächeln nicht entging. »Wahrscheinlich wird er die meiste Zeit im exklusiven Teil der Festlichkeit verbringen. Sollte er

sich entschließen, seinen Aufenthaltsort zu wechseln, gib mir sofort Bescheid.«

»Sehr wohl, Mylady«, sagte Ashe. Er schwebte von dannen und bezog unauffällig neben einer Fackel Stellung, wo das Licht der Flamme sein eigenes Leuchten verdecken würde.

Wieder nickte Roial. Offensichtlich amüsierte er sich königlich bei dem Versuch, Sarenes Pläne zu entschlüsseln.

»Habt Ihr Lust, Euch der privaten Versammlung des Königs anzuschließen?«, fragte Sarene, um den Herzog abzulenken.

Roial schüttelte den Kopf. »Nein. So gut es mir täte zuzusehen, wie sich Iadon in Eurer Gegenwart windet; aber ich habe nie die Art und Weise gebilligt, wie er sich von den Übrigen distanziert. Dank Euch bin ich der Gastgeber, und ein Gastgeber sollte sich unters Volk mischen.

Abgesehen davon wird es unerträglich sein, sich heute Abend in Iadons Nähe aufzuhalten: Er sucht einen Ersatz für Baron Edan, und jeder niedere Adelige auf dem Fest wird sich um den Titel bemühen.«

»Ganz wie Ihr wünscht«, sagte Sarene und ließ sich von Roial zu dem offenen Pavillon führen, in dem eine Gruppe Musikanten spielte und das eine oder andere Paar tanzte, obwohl die meisten in Gespräche vertieft am Rand standen.

Als Roial vor sich hin lachte, folgte Sarene seinem Blick. Shuden und Torena wirbelten in der Mitte der Tanzfläche, völlig voneinander gefesselt.

»Worüber lacht Ihr?«, fragte Sarene und sah dem Mädchen mit den feuerroten Haaren und dem jungen Jindo zu.

»In meinem Alter ist es eine der großen Freuden zu sehen, wie sich junge Männer als Heuchler erweisen«, sagte Roial mit einem boshafte Lächeln. »Nachdem er jahrelang geschworen hat, er würde sich niemals einfangen lassen - nach unzähligen Bällen, bei denen er sich beschwerte, dass die Frauen um ihn herumscharwenzelten -, sind nun sein Herz und sein Geist genauso weich geworden wie bei jedem anderen Mann auch.«

»Ihr seid ein böser alter Mann, Euer Gnaden.«

»Und so soll es auch sein«, erklärte Roial. »Böse junge Männer sind banal, und nette alte Männer sind langweilig. M o m e n t , ich werde uns etwas zu trinken besorgen.«

Der Herzog schlenderte davon, und Sarene blieb nichts anderes übrig, als

dem jungen Paar beim Tanzen zuzusehen. Der B l i c k in Shudens Augen war so ekelhaft verträumt, dass sie s i c h abwenden musste. Vielleicht waren Daoras Worte richtiger gewesen, als Sarene lieb war. Sarene war eifersüchtig, auch wenn sie sich nie Hoffnungen auf eine Romanze mit Shuden gemacht hatte. Doch seit ihrer Ankunft in Arelon war Shuden einer ihrer eifrigsten Anhänger gewesen. Es war nicht einfach m i t anzusehen, wie er all seine Aufmerksamkeit einer anderen schenkte, selbst wenn dies aus einem ganz anderen Beweggrund geschah.

Außerdem gab es da noch einen anderen Grund; einen tiefer liegenden, ehrlicheren Grund. Sie war eifersüchtig auf den Blick in Shudens Augen. Sie war neidisch darauf, dass es ihm freistand, um jemanden zu werben, sich zu verlieben und sich ganz dem betäubenden Hochgefühl der Liebe hinzugeben.

Das waren Ideale, von denen Sarene seit ihrer frühen Jugend geträumt hatte. Mit zunehmendem Alter war ihr klar geworden, dass sie derlei Dinge niemals erleben würde. Anfangs hatte sie rebellierte und ihr uncharmanten Wesen verflucht. Da sie wusste, dass sie den Männern bei Hofe Angst machte, hat te sie sich kurzzeitig gezwungen, eine unterwürfigere, sanftere Art anzunehmen. Das Ergebnis war die Verlobung und beinahe die Hochzeit mit einem jungen Grafen namens Graeo gewesen.

Sie erinnerte sich immer noch voll Mitleid an den Mann, oder vielmehr Jüngling. Nur Graeo war gewillt gewesen, es mit der neuen, ruhigeren Sarene zu versuchen und Gefahr zu laufen, sich dem Gespött der anderen Männer preiszugeben. Sie hatten nicht aus Liebe zueinander gefunden, doch Sarene hatte Graeo trotz dessen schwacher Willenskraft gemocht. Er hatte eine kindliche Scheu an sich gehabt; den übertriebenen Drang, das Richtige zu tun und in einer Welt erfolgreich zu sein, die die meisten Leute besser verstanden als er selbst.

Letzten Endes hatte sie die Verlobung gelöst. Nicht weil sie wusste, dass es sie in den Wahnsinn getrieben hätte, an der Seite des dümmlichen Graeo zu leben, sondern weil ihr klar geworden war, dass sie ungerecht handelte. Sie hatte Graeos Naivität ausgenutzt, denn sie wusste nur zu gut, dass er sich auf etwas einließ, was ihm schnell über den Kopf wachsen würde. Es war besser für ihn, den Spott ertragen zu müssen,

weil er in letzter Minute einen Korb bekommen hatte, als sein restliches Leben mit einer Frau zu verbringen, die ihn schier ersticken würde. Diese Entscheidung hatte ihr Schicksal besiegelt, als unverheiratete alte Jungfer zu enden. Es gingen Gerüchte um, sie habe Graeo absichtlich zum Narren halten wollen, und der Jüngling hatte peinlich berührt den Hof verlassen, um die nächsten drei Jahre wie ein Einsiedler abgeschieden für sich auf seinen Ländereien zu hausen. Danach hatte es niemand mehr gewagt, der Tochter des Königs den Hof zu machen. Zu dem Zeitpunkt war sie aus Teod geflohen und hatte sich mit Leib und Seele in die Arbeit beim diplomatischen Korps ihres Vaters gestürzt. Sie hatte in sämtlichen größeren Städten Opelons als Gesandte fungiert, von Fjorden selbst bis hin zur svordischen Hauptstadt Seraven. Selbstverständlich war es verlockend gewesen, nach Arelon zu reisen, aber ihr Vater hatte auf seinem Verbot bestanden. Er gestattete es kaum seinen Spionen, das Land zu betreten, von seiner einzigen Tochter ganz zu schweigen.

Trotzdem hatte sie es zu guter Letzt geschafft, dachte Sarene seufzend. Es war die Sache wert gewesen, entschied sie. Ihre Verlobung mit Raoden war eine gute Idee gewesen, egal wie unglücklich das Ganze ausgegangen war. Eine Zeit lang, als sie miteinander in Briefkontakt standen, hatte sie sich gestattet, wieder Hoffnung zu schöpfen. Das Versprechen war letzten Endes nicht wahr geworden, aber sie hatte immer noch die Erinnerung an jene Hoffnung. Das war mehr, als sie je erwartet hätte.

»Ihr seht aus, als sei soeben Euer bester Freund gestorben«, stellte Roial fest, der zurückkehrte und ihr einen Becher mit blauem jaadorianischem Wein reichte.

»Nein, bloß mein Ehemann«, seufzte Sarene.

»Aha.« Roial nickte verständnisvoll. »Vielleicht sollten wir woanders hingehen - an einen Ort, an dem wir die Verzückung unseres jungen Barons nicht ganz so nah mit ansehen müssen.«

»Ein fabelhafter Vorschlag, Euer Gnaden«, sagte Sarene.

Sie gingen am Rand des Pavillons entlang. Roial nickte den Leuten zu, die ihn zu dem gelungenen Fest beglückwünschten. Sarene schlenderte an der Seite des betagten Mannes und stellte mit zunehmender Verwirrung fest, dass ihr die eine oder andere Adelsfrau böse Blicke

zuwarf. Erst nach etlichen Minuten wurde ihr der Grund für die Feindseligkeit klar: Sie hatte völlig vergessen, dass Roial als der begehrtesten Junggeselle in ganz Arelon galt. Viele Frauen waren an diesem Abend in der Erwartung erschienen, Roial ohne Begleitung anzutreffen. Sie hatten sich wahrscheinlich lange den Kopf darüber zerbrochen, wie sie den alten Mann mit Beschlag belegen und sich bei ihm einschmeicheln könnten. Sarene hatte ihnen einen gründlichen Strich durch die Rechnung gemacht.

Roial sah ihr lachend ins Gesicht. »Dann seid Ihr mittlerweile wohl selbst draufgekommen, oder?«

»Deshalb gebt Ihr sonst nie Feste, nicht wahr?«

Der Herzog nickte. »So schwierig es ist, auf dem Ball eines anderen mit ihnen fertig zu werden, ist es doch beinahe unmöglich, ein guter Gastgeber zu sein, während mir diese Drachen im Genick sitzen.«

»Vorsicht, Euer Gnaden«, mahnte Sarene. »Shuden hat das erste Mal, als er mich auf einen Ball mitgenommen hat, beinahe die gleichen Klagen geführt. Und seht, was aus *ihm* geworden ist!«

»Shuden hat die Sache falsch angestellt«, sagte Roial. »Er ist einfach weggelaufen - und jedes Kind weiß: Egal wie schnell man laufen kann, es wird immer jemanden geben, der noch schneller ist. Ich hingegen laufe nicht. Es bereitet mir viel zu großes Vergnügen, mit ihren habgierigen kleinen Geistern zu spielen.«

Sarene tadelte ihn scharf, wurde jedoch unterbrochen, als sich ihnen ein vertrautes Paar näherte. Lukel war wie gewöhnlich modisch gekleidet. Er trug ein blaues Wams mit Goldstickereien und eine braune Hose, wohingegen Jalla, seine dunkelhaarige Frau, ein einfaches lavendelfarbenes Kleid anhatte. Der hochgeschlossene Schnitt deutete darauf hin, dass es sich um ein jindoesisches Kleidungsstück handelte. »Na, wenn das nicht das ungleichste Paar ist, das mir je untergekommen ist!«, sagte Lukel mit einem aufrichtigen Lächeln, als er sich vor dem Herzog verneigte.

»Was?«, fragte Roial. »Ein verkrusteter alter Herzog und seine reizende junge Begleiterin?«

»Ich habe mehr den Größenunterschied gemeint, Euer Gnaden«, antwortete Lukel lachend.

Roial sah mit hochgezogenen Brauen zu Sarene empor. Sie war einen

guten Kopf größer als er. »In meinem Alter nimmt man, was man kriegen kann.«

»Ich fürchte, das trifft auf jegliches Alter zu, Euer Gnaden«, meinte Lukel mit einem Blick auf seine hübsche, schwarz äugige Frau. »Wir müssen uns mit dem zufriedengeben, was die Frauen uns zuweisen, und uns um jede Gabe glücklich schätzen.«

Sarene war elend zumute: erst Shuden und jetzt auch noch Lukel. Sie war an diesem Abend *definitiv* nicht in der Stimmung für glückliche Pärchen.

Da der Herzog ihre Laune spürte, verabschiedete er sich von Lukel, indem er vorgab, nach dem Essen in anderen Teilen des Gartens sehen zu müssen. Lukel und Jalla fingen wieder zu tanzen an, während Roial Sarene aus dem erleuchteten Pavillon zurück unter den dunklen Himmel und das flackernde Licht der Fackeln führte.

»Ihr werdet darüber hinwegkommen müssen, Sarene«, sagte der Herzog. »Ihr könnt nicht jedes Mal Reißaus nehmen, wenn Ihr jemandem begegnet, der eine glückliche Beziehung hat.«

Sarene entschloss sich, ihn nicht darauf hinzuweisen, dass frisch verliebt zu sein nicht unbedingt mit einer glücklichen Beziehung gleichzusetzen war. »Ich bin nicht immer so, Euer Gnaden. Ich hatte bloß eine schwierige Woche. Gebt mir ein paar Tage, und ich werde wieder mein Herz aus Stein haben.«

Da Roial ihre Erbitterung spürte, entschied er sich klugerweise dazu, nichts auf ihre Bemerkung zu erwidern. Stattdessen blickte er zur Seite, wo er eine vertraute Stimme lachen hören konnte.

Herzog Telrii hatte es anscheinend vorgezogen, sich nicht dem privaten Gefolge des Königs auf dem Fest anzuschließen. Ganz im Gegenteil. Er unterhielt eine große Gruppe Adelliger in einem kleinen, von Hecken umsäumten Hof, der sich auf der gegenüberliegenden Seite von Iadons Pavillon befand. Es war beinahe, als fange er an, sein eigenes exklusives Nebenfest zu veranstalten.

»Kein gutes Zeichen«, sagte Roial leise und verlieh damit Sarenes eigenen Gedanken Ausdruck.

»Stimmt«, meinte Sarene. Sie überschlug rasch die Zahl der Leute, die um Telrii herumscharwenzelten, und versuchte zu erkennen, welchen Rang sie innehatten. Dann blickte sie zu Iadons Teil des Festes zurück.



Zahlenmäßig verhielten sich die Gruppen etwa gleich, aber Iadon schien den wichtigeren Adel um sich versammelt zu haben - jedenfalls noch.

»Das ist ein weiteres unvorhergesehenes Ergebnis Eurer Schmähere vor dem König«, sagte Roial. »Je instabiler Iadon wird, desto verlockender erscheinen andere Alternativen.«

Sarene runzelte die Stirn, als Telrii erneut lachte. Seine Stimme klang melodiös und unbekümmert. Er klang nicht im Geringsten wie ein Mann, dessen wichtigste Stütze, Gyorn Hrathen, gerade eben gefallen war.

»Was führt er im Schilde?«, fragte Sarene sich. »Wie kann er jetzt noch an den Thron gelangen?«

Roial schüttelte nur den Kopf. Nach einer Weile grüblerischen Schweigens blickte er auf und sprach ins Leere: »Ja?«

Sarene wandte sich zu Ashe um, der näher kam. Dann bemerkte sie zu ihrer Verblüffung, dass es sich gar nicht um Ashe handelte. Es war ein anderes Seon.

»Die Gärtner berichten, dass einer Eurer Gäste in den Teich gefallen ist, Mylord«, sagte das Seon, das beinahe den Boden berührte, als es ehrerbietig auf und ab schwebte.

»Wer?«, fragte Roial mit einem leisen Lachen.

»Lord Redeem, Euer Gnaden«, erklärte das Seon. »Allem Anschein nach war der Wein zu viel für ihn.«

Sarene kniff die Augen zusammen und starrte forschend auf die Lichtkugel, um das leuchtende Aon in der Mitte auszumachen. Sie glaubte, das Zeichen Opa zu erkennen.

Roial seufzte. »Wahrscheinlich hat er die Fische aus dem Teich verjagt. Danke, Opa. Stell sicher, dass Redeem Handtücher erhält und man eine Kutsche für ihn organisiert, falls er keine hat. Vielleicht wird er das nächste Mal davon absehen, Teichwasser mit Alkohol zu vermischen.«

Das Seon schwebte ein letztes Mal auf und ab und flog dann davon, um den Befehl seines Herrn zu erfüllen.

»Ihr habt nie erwähnt, dass Ihr ein Seon besitzt, Mylord«, sagte Sarene.

»Viele Adelige haben eines, Prinzessin«, sagte Roial, »aber es ist nicht mehr in Mode, sie überallhin mitzunehmen. Seonen mahnen uns an Elantris.«

»Es bleibt also immer nur in Eurem Haus?«

Roial nickte. »Opa beaufsichtigt die Gärtner meines Anwesens. Das passt.

Schließlich bedeutet sein Name ›Blume‹.« Sarene tippte sich an die Wange, während sie über den strengen, offiziellen Ton in Opas Stimme nachdachte. Die Seonen, die sie aus Teod kannte, gingen viel herzlicher mit ihren Herren um. Vielleicht lag es daran, dass den Seonen hier, in dem Land, aus dem sie vermutlich stammten, mittlerweile Misstrauen und Abneigung entgegenschlugen.

»Kommt.« Roial nahm sie am Arm. »Ich habe es ernst gemeint, als ich sagte, ich wolle nach den Serviertischen sehen.«

Sarene ließ sich von ihm wegführen.

»Roial, alte Pflaume«, erscholl eine polternde Stimme, als sie sich den Tischen näherten. »Ich bin verblüfft. Ihr wisst tatsächlich, wie man ein Fest veranstaltet! Ich hatte schon befürchtet, Ihr würdet uns alle in die Schachtel stopfen, die Ihr ein Haus nennt.«

»Ahan«, sagte Roial, »mir hätte klar sein sollen, dass Ihr beim Essen anzutreffen seid.«

Der dicke Graf war in ein gelbes Gewand gekleidet und hielt einen Teller mit Gebäck und Schalentieren. Auf dem Teller seiner Gattin hingegen befanden sich nur ein paar Obstscheiben. In den Wochen, die Seaden nun schon Sarenes Fechtstunden besuchte, hatte sie beträchtlich an Gewicht verloren.

»Selbstverständlich. Das ist doch das Beste an einem Fest!«, meinte der Graf lachend. Dann fuhr er mit einem Nicken in Sarenes Richtung fort: »Eure Hoheit. Ich würde Euch ja davor warnen, Euch von diesem alten Schurken verderben zu lassen, aber ich mache mir genauso große Sorgen, dass Ihr das Gleiche mit ihm anstellt.«

»Ich?«, fragte Sarene mit gespielter Entrüstung. »Inwiefern könnte ich denn eine Gefahr darstellen?«

Ahan schnaubte. »Fragt den König«, sagte er und schob sich eine Waffel in den Mund. »Genau genommen könnt Ihr auch mich fragen. Seht Euch nur an, was Ihr meiner armen Frau antut. Sie weigert sich zu essen!«

»Ich genieße mein Obst, Ahan«, sagte Seaden. »Du solltest ruhig auch einmal davon probieren.«

»Vielleicht probiere ich einen Teller, wenn ich mit dem hier fertig bin«, ächzte Ahan. »Seht Ihr, was Ihr mir antut, Sarene? Ich hätte niemals

dieser sogenannten Fechtereie zugestimmt, wenn ich geahnt hätte, dass es die Figur meiner Frau ruinieren würde.«

»Ruinieren?«, fragte Sarene überrascht.

»Ich komme aus Südarelon, Prinzessin.« Ahan nahm sich noch mehr Muscheln. »Bei uns gilt rund als schön. Nicht jeder will, dass Frauen wie verhungerte Schuljungen aussehen.« Als ihm bewusst wurde, dass er vielleicht zu weit gegangen war, hielt er inne. »Das war natürlich nicht böse gemeint.«

Sarene runzelte die Stirn. Ahan war im Grunde ein reizender Mann, aber er redete - und handelte - oft unüberlegt. Sie zögerte, da sie nicht recht wusste, wie sie angemessen reagieren sollte.

Der wunderbare Herzog Roial kam ihr zu Hilfe. »Tja, Ahan, wir müssen weiter. Ich habe einige Gäste zu begrüßen. Ach, übrigens, Ihr solltet Eurer Karawane vielleicht besser sagen, sie möge sich beeilen.«

Ahan blickte auf, als Roial und Sarene sich zum Gehen wandten.

»Karawane?«, fragte er auf einmal sehr ernst. »Welche Karawane?«

»Na, die Karawane, die für Euch Sauermelonen von Duladel nach Svorden transportiert«, meinte der Herzog beiläufig. »Ich habe selbst vor einer Woche eine Schiffsladung losschicken lassen. Sie sollte morgen Vormittag eintreffen. Ich fürchte, Eure Karawane wird einen gesättigten Markt vorfinden, mein Freund. Mal ganz abgesehen davon, dass Eure Melonen ein wenig überreif sein werden.«

Ahan fluchte. Der Teller in seiner Hand senkte sich bedenklich, und unbemerkt fielen seine Schalentiere auf den Rasen. »Wie im Namen Domis habt Ihr das geschafft?«

»Ach, habt Ihr das gar nicht gewusst?«, fragte Roial. »Ich war der Geschäftspartner des jungen Lukel bei seinem Unternehmen. Ich habe sämtliche Früchte von seiner Schiffsladung letzte Woche erhalten, die noch nicht reif waren. Sie sollten bei ihrer Ankunft in Svorden schön reif sein.«

Ahan schüttelte den Kopf und stieß ein tiefes Lachen aus. »Ihr habt mich wieder drangekriegt, Roial. Aber wartet nur ab! Eines Tages werde ich Euch endlich übertrumpfen, und Ihr werdet so überrascht sein, dass Euch eine Woche lang das Maul offen stehen bleibt!«

»Darauf freue ich mich schon«, sagte Roial, und sie ließen die Serviertische hinter sich.

Sarene lachte in sich hinein. Hinter ihnen konnte man hören, wie Seaden ihren Mann ausschalt. »Ihr seid tatsächlich so ein guter Geschäftsmann, wie es immer heißt, nicht wahr?«

Bescheiden streckte Roial die Hände von sich. Dann sagte er: »Ja. Ganz genau so gut.«

Sarene lachte.

»Allerdings«, fügte Roial hinzu, »stellt mich Euer junger Cousin noch in den Schatten. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, wie es ihm gelungen ist, diese Lieferung Sauermelonen geheim zu halten. Meine duladenischen Spione sind eigentlich dazu da, mich von derlei Dingen zu unterrichten. Ich habe mich nur an dem Geschäft beteiligen können, weil Lukel sich wegen der Finanzierung an mich gewandt hat.«

»Dann ist es ja gut, dass er nicht stattdessen zu Ahan gegangen ist.«

»In der Tat«, stimmte Roial ihr zu. »Ich würde nichts anderes mehr zu hören bekommen, wenn er es getan hätte. Ahan versucht nun schon seit zwanzig Jahren, mir ein Schnippchen zu schlagen. Eines Tages wird er erkennen, dass ich mich nur so brillant *gebe*, um ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen, und dann wird das Leben nicht mehr halb so unterhaltsam sein.«

Sie gingen weiter, unterhielten sich mit Gästen und genossen die Zeit in Roials wunderbaren Gartenanlagen. Die Beete mit den blühenden Frühjahrsblumen waren geschickt mit Fackeln, Laternen und sogar Kerzen ausgeleuchtet. Am beeindruckendsten waren die Kreuzholzbäume, deren Äste mit ihren rosafarbenen und weißen Blüten von Laternen angestrahlt wurden, die von oben bis unten an den Stämmen befestigt waren. Sarene hatte so viel Spaß, dass sie beinahe jegliches Zeitgefühl verloren hätte. Erst Ashes plötzliches Erscheinen rief ihr den wahren Zweck des Abends in Erinnerung.

»Mylady!«, rief Ashe. »Der König verlässt das Fest.«

»Bist du sicher?«, fragte sie und wandte den Blick rasch von den Kreuzholzblüten.

»Ja, Mylady«, sagte Ashe. »Er ist heimlichtuerisch fort, indem er behauptet hat, austreten zu müssen. Stattdessen hat er jedoch seine Kutsche gerufen.«

»Entschuldigt mich, Euer Gnaden«, meinte Sarene kurz angebunden zu Roial. »Ich muss los.«

»Sarene?«, fragte Roial überrascht, als Sarene sich auf den Weg zum Haus zurück machte. Dann rief er eindringlicher: »Sarene! Ihr könnt nicht einfach so fort.«

»Ich bitte vielmals um Verzeihung, Euer Gnaden, aber das hier ist wichtig!«

Er versuchte ihr zu folgen, aber sie hatte die längeren Beine. Außerdem musste der Herzog sich um sein Fest kümmern. Er konnte nicht einfach mitten im Laufe der Feierlichkeiten verschwinden.

Sarene ging um Roials Haus herum und sah gerade noch, wie der König in seine Kutsche stieg. Sie fluchte. Warum hatte sie nicht daran gedacht, eine eigene Fahrmöglichkeit für sich zu organisieren? Fieberhaft blickte sie sich nach einem Gefährt um, das sie in Beschlag nehmen konnte. Sie wählte die nächstbeste Kutsche aus, während die königliche Kutsche unter lautem Hufgeklapper auf dem Kopfsteinpflaster davonfuhr.

»Mylady!«, warnte Ashe. »Der König befindet sich gar nicht in der Kutsche.«

Sarene erstarrte. »Was?«

»Er ist auf der anderen Seite wieder herausgeschlüpft und in den gegenüberliegenden Schatten der Auffahrt verschwunden. Das mit der Kutsche ist eine Finte.«

Sarene stellte die Beobachtung des Seons keinen Augenblick infrage, denn seine Sinnesorgane waren viel empfänglicher als die eines Menschen. »Also los«, sagte sie und wandte sich in die richtige Richtung. »Zum Herumschleichen bin ich nicht passend angezogen. Du wirst ihn im Auge behalten und mir Bescheid geben müssen, wohin er geht.«

»Sehr wohl, Mylady«, sagte Ashe und verdunkelte sein Licht so sehr, dass es kaum mehr zu sehen war. Dann flog er dem König hinterher. Sarene folgte langsam.

Auf diese Weise ging es eine Weile; Ashe hielt sich nahe am König, und Sarene folgte in weniger auffälligem Abstand. Sie hatten bald das Grundstück um Roials Herrenhaus durchquert und gingen nun durch die Stadt Kae. Iadon bewegte sich nur durch Hintergassen, und zum ersten Mal wurde Sarene bewusst, dass sie sich eventuell in Gefahr begeben könnte. Frauen waren nach Einbruch der Dunkelheit nicht allein unterwegs - selbst in Kae, einer der sichersten Städte in ganz Opelon.

Immer wieder war sie versucht umzukehren. Einmal wäre sie in ihrer Panik beinahe geflohen, als sich ein Betrunkener im Dunkeln neben ihr rührte. Doch sie ging weiter. Sie hatte nur diese eine Gelegenheit, um herauszufinden, was Iadon im Schilde führte, und ihre Neugier war stärker als ihre Angst... jedenfalls im Moment.

Ashe witterte ebenfalls Gefahr und wollte dem König lieber allein folgen, doch sie ging zielsicher weiter. Da das Seon an Sarenes Art gewöhnt war, erhob es keine weiteren Einwände. Es huschte zwischen ihr und dem König hin und her und tat sein Bestes, Sarene zu bewachen und gleichzeitig Iadon zu verfolgen.

Schließlich wurde das Seon langsamer und kehrte besorgt schaukelnd zu Sarene zurück. »Er hat sich soeben in die Kanalisation begeben, Mylady.«

»Die Kanalisation?«, fragte Sarene ungläubig.

»Ja, Mylady. Und er ist nicht allein. Gleich nach Verlassen des Festes hat er sich mit zwei verhüllten Männern getroffen, und am Eingang zu der Kloake sind noch ein halbes Dutzend mehr zu ihnen gestoßen.«

»Und du bist ihnen nicht hineingefolgt?«, fragte sie enttäuscht. »Wir werden es nie schaffen, an ihnen dranzubleiben.«

»Das ist bedauerlich, Mylady.«

Sarene knirschte verärgert mit den Zähnen. »Sie werden Spuren in dem Dreck hinterlassen«, entschied sie und marschierte vorwärts. »Du solltest in der Lage sein, ihnen zu folgen.«

Ashe zögerte. »Mylady, ich muss darauf bestehen, dass Ihr zum Fest des Herzogs zurückkehrt.«

»Auf gar keinen Fall, Ashe.«

»Mir obliegt die feierliche Pflicht, Euch zu beschützen, Mylady«, sagte Ashe. »Ich kann nicht zulassen, dass Ihr mitten in der Nacht im Abfall herumklettert. Im Grunde hätte ich Euch gar nicht so weit gehen lassen dürfen. Es liegt in meiner Verantwortung, diesem Treiben Einhalt zu gebieten.«

»Und wie willst du das anstellen?«, wollte Sarene ungeduldig wissen.

»Ich könnte Eurem Vater Bescheid geben.«

»Vater lebt in Teod, Ashe«, stellte Sarene fest. »Was kann er schon unternehmen?«

»Ich könnte an Lord Eondel oder einen der anderen herantreten.«

»Und riskieren, dass ich mich allein in der Kanalisation verlaufe?«  
»Ihr würdet niemals etwas derart Törichtes versuchen, Mylady«, erklärte Ashe. Dann hielt er inne und schwebte verunsichert in der Luft. Sein Aon leuchtete so schwach, dass es durchscheinend war. »Also gut«, räumte er schließlich ein. »Ihr seid in der Tat derart töricht.«

Sarene lächelte. »Komm schon. Je frischer die Spuren sind, desto leichter wird es dir fallen, ihnen zu folgen.«

Mürrisch führte das Seon sie die Straße entlang, die bald an einem dreckigen Torbogen voller Pilzflechten endete. Sarene schritt entschlossenen Schrittes vorwärts, ohne darauf zu achten, dass der Schlamm ihr Kleid ruinieren würde.

Das Mondlicht schien nur bis zur ersten Abzweigung. Einen Augenblick stand Sarene in der erdrückenden, nasskalten Schwärze und wurde jäh von der Erkenntnis gepackt, dass nicht einmal sie töricht genug gewesen wäre, das verwirrende Labyrinth ohne jegliche Führung zu betreten. Glücklicherweise hatte Ashe ihr die Behauptung jedoch abgenommen. Allerdings überlegte Sarene, ob sie nun beleidigt sein sollte, weil er ihr ein derartiges Ausmaß an arroganter Dummheit zutraute.

Ashe leuchtete ein wenig heller. Der Abwasserkanal war eine hohle Röhre, ein Überbleibsel aus der Zeit, als die elantrische Magie noch jedes Haus in Kae mit laufendem Wasser versorgt hatte. Jetzt benutzte man die Kanalisation für Abfälle und Exkrementen. In regelmäßigen Abständen wurde der Aredel umgeleitet, um den Dreck fortzuspülen - was jedoch offensichtlich schon lange nicht mehr gemacht worden war, denn die nasse Schicht am Boden des Ganges ging ihr bis zu den Knöcheln. Sie dachte lieber erst gar nicht darüber nach, woraus der schmutzige Schlamm bestehen musste, aber der beißende Gestank lieferte einen penetranten Hinweis.

Sämtliche Tunnel sahen für Sarene gleich aus. Eines beruhigte sie jedoch: der Orientierungssinn des Seons. Man konnte sich in Ashes Begleitung unmöglich verlaufen. Seonen wussten immer, wo sie sich befanden, und fanden zielsicher jeden Ort wieder, an dem sie je gewesen waren.

Ashe flog voran. Er schwebte knapp über der Dreckschicht.

»Mylady, dürfte ich erfahren, weshalb Ihr so sicher wart, dass s i c h der König von Roials Fest davonschleichen würde?«

»Das kannst du dir doch bestimmt selbst zusammenreimen«, schalt sie ihn.

»Seid versichert, dass ich das bereits versucht habe, Mylady.«

»Nun, welchen Wochentag haben wir?«

»MaeDal?«, erwiderte das Seon, während es sie um eine Ecke führte.

»Richtig. Und was passiert jede Woche am MaeDal?«

Ashe antwortete nicht sofort. »Euer Vater spielt ShinDa mit Lord Eoden?«, fragte er ungewöhnlich entnervt. Die Ereignisse des Abends, besonders Sarenes Streitlust, schienen langsam sogar Ashes eindrucksvolle Geduld zu erschöpfen.

»Nein«, sagte Sarene. »Jede Woche am MaeDal um elf dringen Geräusche aus dem Geheimgang, der durch die Mauer an meinem Zimmer verläuft - dem Gang, der zu den Gemächern des Königs führt.« Das Seon gab einen Laut des Verstehens von sich.

»Ab und an habe ich auch Geräusche in anderen Nächten vernommen«, erklärte Sarene. »Aber MaeDal war der einzige Tag, an dem es regelmäßig passiert ist.«

»Also habt Ihr Roial heute Abend ein Fest veranstalten lassen in der Erwartung, der König würde sich an seinen Zeitplan halten«, sagte das Seon.

»Genau«, sagte Sarene, die sich Mühe gab, in dem Schlamm nicht auszurutschen. »Und ich musste sichergehen, dass das Fest lange dauert und die Gäste mindestens bis Mitternacht bleiben. Die Mondfinsternis hat da einen passenden Vorwand abgegeben. Der König musste auf dem Fest erscheinen, das hat ihm allein schon sein Stolz geboten. Allerdings muss der wöchentliche Termin wichtig sein, denn er ist das Risiko eingegangen, vorzeitig von dem Fest zu verschwinden, um ihn einzuhalten.«

»Mylady, die Sache will mir gar nicht gefallen«, sagte Ashe. »Was kann der König um Mitternacht in der Kanalisation treiben?«

»Genau das will ich herausfinden«, sagte Sarene und wischte ein Spinnennetz beiseite. Ein einziger Gedanke trieb sie durch Schlamm und Dunkelheit - eine Möglichkeit, die sie sich kaum selbst einzugestehen wagte: Vielleicht war Prinz Raoden noch am Leben. Vielleicht hatte Iadon ihn nicht in den Kerker geworfen, sondern ließ ihn in der Kanalisation gefangen halten. Möglicherweise war Sarene doch keine



Witwe!

Vor ihnen erklang ein Geräusch. »Stell dein Licht schwächer, Ashe«, sagte sie. »Ich glaube, ich kann Stimmen hören.«

Er tat, wie ihm geheißen, sodass er kaum mehr zu sehen war. Kurz vor ihnen befand sich eine Kreuzung, und in dem Tunnel ganz rechts flackerte Fackelschein. Langsam näherte sich Sarene der Ecke, um in den Gang zu lugen. Unglücklicherweise hatte sie nicht bemerkt, dass sich der Boden vor der Kreuzung leicht neigte. Sie rutschte aus und ruderte verzweifelt mit den Armen durch die Luft, um nicht völlig das Gleichgewicht zu verlieren. Dennoch rutschte sie den Gang hinab und blieb erst unten angekommen stehen.

Nun befand sie sich in der Mitte der nächsten Tunnelkreuzung. Langsam hob Sarene den Blick.

König Iadon, der sie ebenfalls anstarrte, wirkte genauso verblüfft, wie sie sich fühlte.

»Gnädiger Domi«, flüsterte Sarene. Der König stand ihr zugewandt hinter einem Altar, ein mit roten Schlieren besudeltes Messer erhoben. Er war vollkommen nackt. Seine Brust war blutverschmiert. Auf dem Altar lagen die Überreste einer

Frau, die man an den Altar gebunden und ausgeweidet hatte. Sie war vom Hals bis zum Unterleib aufgeschlitzt.

Iadon fiel das Messer aus der Hand. Auf dem schlammigen Boden schlug es mit einem gedämpften Geräusch auf. Erst da bemerkte Sarene ein Dutzend Gestalten in seinem Rücken, die schwarze Gewänder mit aufgestickten duladenischen Runen trugen. Jede von ihnen trug einen langen Dolch. Etliche kamen auf sie zugestürzt.

Sarene schwankte zwischen dem Verlangen ihres Körpers, sich zu übergeben, und dem Drängen ihres Geistes, dass sie schreien sollte.

Der Schrei gewann.

Sie stolperte rückwärts, rutschte erneut aus und plumpste in den Schlamm. Die Gestalten eilten auf sie zu. Sie trugen Kapuzen über den Gesichtern und starrten sie begierig an. Sarene versuchte verzweifelt und immer noch schreiend in dem Dreck wieder auf die Beine zu kommen. Beinahe hätte sie die Schritte nicht gehört, die von rechts kamen.

Dann war Eondel da.

Das Schwert des betagten Generals funkelte in dem Dämmerlicht und

durchtrennte sauber einen Arm, der nach Sarenes Knöchel griff. Andere Gestalten kamen hinter ihm den Gang entlang, Männer in der Uniform von Eondels Privatarmee. Ein in Rot gekleideter Mann war ebenfalls dort: Dilaf, der derethische Priester. Er beteiligte sich nicht an dem Kampf, sondern stand abseits und beobachtete das Geschehen fasziniert. Völlig verblüfft versuchte Sarene erneut aufzustehen, doch sie rutschte nur ein weiteres Mal in dem Schlamm aus. Eine Hand packte sie am Arm und half ihr auf. In Roials faltigem Gesicht war ein erleichtertes Lächeln zu sehen, als er Sarene auf die Beine zog.

»Das nächste Mal verrätet Ihr mir vielleicht besser, was Ihr vorhabt, Prinzessin«, schlug er vor.

»*Du* hast ihm Bescheid gegeben!« Sarene warf Ashe einen anklagenden Blick zu.

»Natürlich habe ich das, Mylady«, erwiderte das Seon und pulsierte leicht, um seiner Bemerkung mehr Nachdruck zu verleihen. Sie saß mit Ashe und Lukel in Roials Arbeitszimmer. Sarene trug ein Gewand, das der Herzog von einem seiner Dienstmädchen ausgeliehen hatte. Es war natürlich zu kurz, aber immer noch besser als ein Samtkleid voller Schlamm.

»Wann?«, wollte Sarene wissen. Sie lehnte sich auf Roials tiefem Plüschsofa zurück und wickelte sich in eine Decke. Der Herzog hatte angeordnet, dass man ihr ein Bad einließ, und ihre Haare waren immer noch nass und kalt in der Nachtluft.

»Er hat Opa gerufen, sobald Ihr meine Auffahrt verlassen hattet«, erklärte Roial, der mit drei dampfenden Tassen das Zimmer betrat. Nachdem er ihr und Lukel je eine Tasse gereicht hatte, nahm er ebenfalls Platz.

»So bald schon?«, fragte Sarene überrascht.

»Ich habe gewusst, dass Ihr niemals umkehren würdet, egal, was ich sagen sollte«, meinte Ashe.

»Du kennst mich zu gut«, murmelte sie und nahm einen Schluck von ihrem Getränk. Es war fjordellischer Garha, was gut war, denn sie konnte es sich noch nicht leisten einzuschlafen.

»In dem Punkt bekenne ich mich gern schuldig, Mylady«, sagte Ashe.

»Warum hast du dann überhaupt versucht mich aufzuhalten, bevor du mich in die Kloake geführt hast?«, fragte sie.

»Ich habe Zeit geschunden, Mylady«, erläuterte Ashe. »Der Herzog bestand darauf, Euch selbst nachzukommen, und seine Gruppe bewegte sich nur langsam.«

»Ich mag langsam sein, aber ich wollte mir auf keinen Fall entgehen lassen, was immer Ihr ausgeheckt hattet, Sarene«, sagte Roial. »Man sagt, mit dem Alter kommt die Weisheit. Bei mir hat sich aber lediglich eine unerträgliche Portion Neugierde eingestellt.«

»Und Eondels Soldaten?«, fragte Sarene.

»Sind bereits auf dem Fest gewesen«, sagte Lukel. Ihr Cousin hatte darauf bestanden, eingeweiht zu werden, nachdem er gesehen hatte, wie Sarene völlig verdreht in Roials Haus geschlichen war. »Ich habe ein paar von ihnen gesehen, wie sie sich unter die Gäste mischten.«

»Ich hatte Eondels Offiziere eingeladen«, erklärte Roial. »Oder zumindest das halbe Dutzend, das in der Stadt war.«

»Also gut«, sagte Sarene. »Nachdem ich weggelaufen war, hat Ashe Euer Seon gerufen und Euch wissen lassen, dass ich den König verfolgte.«

»»Das törichte Mädchen riskiert seinen Hals«, war der exakte Wortlaut, wenn ich mich nicht irre«, sagte Roial leise lachend.

»Ashe!«

»Es tut mir leid, Mylady«, sagte das Seon, das peinlich berührt pulsierte.

»Ich war nicht ganz auf der Höhe.«

»Wie dem auch sei«, fuhr Sarene fort. »Ashe hat Euch Bescheid gegeben, und Ihr habt Graf Eondel und seine Männer auf Eurem Fest zusammengerufen. Ihr alle seid mir zur Kanalisation gefolgt, wo Euer Seon Euch angeführt hat.«

»Bis Eondel Euch schreien hörte«, schloss Roial. »Ihr habt großes Glück, dass Euch dieser Mann treu ergeben ist, Sarene.«

»Ich weiß«, sagte Sarene. »Das ist schon das zweite Mal diese Woche, dass sich sein Schwert als nützlich erwiesen hat. Wenn ich Iadon das nächste Mal sehe, erinnert mich daran, ihm einen Tritt dafür zu versetzen, dass er die Adelige überzeugt hat, eine militärische Ausbildung sei ihrer nicht würdig.«

Roial lachte in sich hinein. »Ihr werdet vielleicht nicht die Einzige sein, die ihm einen Tritt verpassen möchte, Prinzessin. Ich möchte bezweifeln, dass die Priester der Stadt - seien es nun die derethischen oder die

korathischen - es dem König durchgehen lassen werden, dass er an den jeskerischen Mysterien teilgenommen hat.«

»Und dass er diese arme Frau geopfert hat«, sagte Ashe leise.

Sie sprachen gedämpft weiter, als ihnen erneut bewusst wurde, worüber sie sich unterhielten. Bei der Erinnerung an den blutigen Altar und die Leiche darauf lief Sarene ein Schauer über den Rücken. *Ashe hat recht, dachte sie düster, zum Scherzen ist dies nicht der richtige Zeitpunkt.*

»Das war das also?«, fragte Lukel.

Sarene nickte. »Manchmal gibt es bei den Mysterien Opferungen. Iadon muss etwas sehr dringend gewollt haben.«

»Unser derethischer Freund hat behauptet, etwas von der Sache zu wissen«, sagte Roial. »Er schien der Ansicht zu sein, dass der König die jeskerischen Geister beschworen hat, jemanden für ihn umzubringen.«

»Mich?«, fragte Sarene, der trotz der Decke eiskalt wurde.

Roial nickte. »Arteth Dilaf hat gesagt, die Anweisungen hätten im Blut der Frau auf dem Altar gestanden.«

Sarene erzitterte. »Tja, wenigstens wissen wir jetzt, was mit den Dienstmädchen und Köchinnen passiert ist, die aus dem Palast verschwunden sind.«

Roial nickte. »Meiner Meinung nach hat er schon lange mit den Mysterien zu tun, vielleicht sogar schon seit der Reod. *O f f e n s i c h t l i c h* ist er der Anführer dieser speziellen Gruppe gewesen.«

»Und die anderen?«, fragte Sarene.

»Niedere Adelige«, sagte Roial. »Iadon hätte niemanden teil n e h m e n lassen, der eine echte Gefahr für ihn hätte darstellen können.«

»Augenblick mal«, sagte Sarene mit gerunzelter Stirn. »Wo ist dieser derethische Priester überhaupt hergekommen?«

Unbehaglich blickte Roial auf seine Tasse hinab. »Das ist meine Schuld. Er hat gesehen, wie ich Eondels Männer versammelt habe - ich hatte es ziemlich eilig -, und ist uns gefolgt. Uns blieb keine Zeit, uns um ihn zu kümmern.«

Verstimmt nippte Sarene an ihrem Getränk. Die Nacht war gewiss nicht so verlaufen, wie sie es geplant hatte.

Auf einmal kam Ahan durch die Tür gewatschelt. »Hohn Domi,

Sarene!«, stieß er hervor. »Erst widersetzt Ihr Euch dem König, dann rettet Ihr ihn, und nun entthront Ihr ihn. Würdet Ihr Euch bitte endlich entscheiden?«

Sarene zog die Knie vor die Brust und lehnte seufzend den Kopf daran.

»Es besteht also keine Möglichkeit, es geheim zu halten?«

»Nein«, sagte Roial. »Dafür hat der derethische Priester gesorgt. Er hat es längst der halben Stadt verkündet.«

»Jetzt wird Telrii ganz bestimmt die Macht an sich reißen«, sagte Ahan kopfschüttelnd.

»Wo ist Eondel?«, fragte Sarene, deren Stimme gedämpft durch den Stoff der Decke drang.

»Sperrt den König ins Gefängnis«, sagte Ahan.

»Und Shuden?«

»Kümmert sich wohl immer noch darum, dass die Frauen sicher nach Hause kommen«, sagte Lukel.

»Na gut.« Sarene hob den Kopf und wischte sich ein paar Haarsträhnen aus den Augen. »Wir werden ohne sie vorgehen müssen. Meine Herren, ich fürchte, ich habe unsere kurze friedvolle Ruhepause zerstört. Wir müssen uns emsig ans Pläneschmieden machen, und zwar geht es in erster Linie um Schadensbegrenzung.«

## Kapitel 33

Etwas war anders. Hrathen blinzelte und schüttelte den letzten Rest seines Tagtraums ab. Er war sich nicht sicher, wie viel Zeit vergangen war. Mittlerweile war es dunkel, quälerisch schwarz bis auf ein paar einsame Fackeln, die hoch oben auf der Mauer von Elantris brannten. Noch nicht einmal der Mond schien.

Er verfiel immer öfter in diesen Zustand der Betäubung, in dem sein Geist ganz benebelt war, während er in der immer gleichen Büberhaltung kniete. Drei Tage waren eine lange Zeit, um sie betend zu verbringen. Er hatte Durst. Hunger ebenfalls. Das hatte er nicht anders erwartet. Er hatte schon früher gefastet. Doch dieses Mal schien es anders zu sein. Sein Hunger wirkte heftiger, als versuche sein Körper, ihn vor etwas zu warnen. Elantris hatte viel mit seinem Unbehagen zu tun, das wusste er. Die Stadt hatte etwas Verzweifeltes an sich, einen Hauch von Angst in jedem ihrer schmutzigen, zerfallenen Steine.

Auf einmal erschien ein Licht am Himmel. Ehrfürchtig blickte Hrathen auf. Seine müden Augen blinzelten. Der Mond schob sich langsam aus der Dunkelheit. Anfangs war es nur eine sichelförmige Scherbe, doch Hrathen beobachtete, wie er zunahm. Ihm war nicht bewusst gewesen, dass es in dieser Nacht eine Mondfinsternis geben würde. Er hatte aufgehört, derlei Dingen seine Aufmerksamkeit zu schenken, seit er Duladel verlassen hatte. Der ausgestorbene heidnische Glaube in jenem Land hatte den Bewegungen der Himmelskörper besondere Bedeutung zugeschrieben, und die Anhänger der Mysterien übten oft in solchen Nächten ihre Rituale aus.

Während Hrathen so auf dem Eingangsplatz von Elantris kauerte, begriff er endlich, was die Jeskeranhänger veranlasst hatte, die Natur mit religiösem Staunen zu betrachten. Die blasse Göttin des Nachthimmels hatte etwas Schönes an sich, und ihre Finsternis hatte eine geradezu mystische Note. Es war, als verschwände sie tatsächlich eine Zeit lang, als würde sie an einen fernen Ort reisen, anstatt nur in den Schatten eines anderen Planeten zu geraten, wie svordische Wissenschaftler neuerdings behaupteten. Hrathen konnte die Magie beinahe spüren.

Beinahe. Er ahnte, wie vielleicht eine primitive Kultur den Mond

verehren konnte, aber er konnte die Verehrung nicht selbst teilen. Dennoch fragte er sich: War dies die Art von Ehrfurcht, die er seinem Gott gegenüber empfinden sollte? War sein eigener Glaube von einem Makel behaftet, weil er Jaddeth nicht mit der gleichen Mischung aus neugieriger Angst und Erstaunen betrachtete, mit der die Anhänger des jeskerischen Glaubens den Mond betrachtet hatten?

Solche Gefühle würde er niemals hegen. Zu irrationaler Ehrfurcht war er nicht fähig. Er verstand. Selbst wenn Hrathen Leute beneidete, die lautstark einen Gott priesen, ohne dessen Lehren zu verstehen, konnte er Tatsachen und Religion nicht voneinander trennen.

Jaddeth schenkte jedem Menschen die Eigenschaften, die er für nötig hielt, und Hrathen hatte er einen logischen Intellekt gegeben. Mit tumber Frömmigkeit würde er sich niemals zufriedengeben.

Es war nicht ganz, was Hrathen sich erhofft hatte, aber es war eine Antwort, und er fand Trost und Kraft darin. Er war kein Eiferer und würde niemals ein Mann extremer Inbrunst sein. Letzten Endes folgte er dem derethischen Glauben, weil er Sinn ergab. Das würde reichen müssen.

Hrathen leckte sich die ausgetrockneten Lippen. Er wusste nicht, wie lange es dauern würde, bis er Elantris wieder verließ. Sein Exil konnte noch Tage dauern. Eigentlich hatte er keine Anzeichen körperlicher Abhängigkeit zeigen wollen, aber ihm war klar, dass er etwas Nahrung benötigte. Er streckte die Hand aus und zog seinen Opferkorb zu sich. Die Opfergaben waren mit schleimigem Schmutz bedeckt und wurden langsam alt und schimmelig. Hrathen aß sie trotzdem. Seine Entschlossenheit war verschwunden, sobald er sich schließlich dazu durchgerungen hatte, etwas zu essen. Er verschlang alles: schlaffes Gemüse, verschimmeltes Brot, Fleisch, sogar etwas von den Getreidekörnern, die ausgiebig in dem elantrischen Schleim eingeweicht gewesen und deshalb nicht allzu hart waren. Am Schluss trank er die ganze Taschenflasche Wein in einem langen Zug aus.

Er warf den Korb beiseite. Wenigstens musste er sich nun keine Sorgen mehr machen, dass Aasfresser ihm die Opfergaben stehlen könnten, auch wenn er seit dem Angriff vor einiger Zeit keine mehr gesehen hatte. Er war Jaddeth dankbar für die Ruhepause. Mittlerweile war er so schwach und durstig, dass er es vielleicht nicht geschafft hätte, einen weiteren

Überfall abzuwehren.

Jetzt war der Mond beinahe wieder vollständig zu sehen. Hrathen starrte mit neuer Entschlusskraft gen Himmel. Viel leicht fehlte es ihm an Inbrunst, aber er besaß überdurchschnittlich viel Entschlossenheit. Hrathen leckte sich über die nun weinbenetzten Lippen und fing erneut zu beten an. Er würde weitermachen wie bisher und sein Bestes geben, um in Lord Jaddeths Reich zu dienen. Mehr konnte Gott nicht von ihm erwarten.



## Kapitel 34

Raoden hatte sich getäuscht, was Shaors Männer betraf. Ein paar kamen in jener Nacht zu ihm, um ihr Essen zu kochen. Das Licht des Bewusstseins schien schwach in ihren Augen. Bei den Übrigen, der Mehrzahl von Shaors Gefolgsleuten, war dem nicht so.

Sie kamen aus einem anderen Grund zu ihm.

Er sah, wie einige von ihnen einen gewaltigen Steinblock auf Mareshes Schlitten zogen. Sie besaßen keinen Verstand mehr. Irgendwie war ihre Fähigkeit zu rationalem Denken verkümmert, als sie sich ihrem tierischen Wahnsinn hingegeben hatten.

Während manche sich - wenn auch nur teilweise - erholten, schien für den Rest jede Hilfe zu spät zu kommen. Sie hatten nicht die Verbindung zwischen Flammen und Kochen hergestellt, sondern hatten bloß stundenlang dagestanden und hatten vor Wut und Verwirrung geheult, weil sie die Getreidekörner nicht verschlingen konnten.

Nein, diese Männer waren nicht in seine Falle getappt. Aber sie waren dennoch gekommen, denn Raoden hatte ihre Göttin entthront.

Er hatte Shaors Revier betreten und war heil entkommen. Er hatte Macht über Nahrung. Er konnte sie für den einen ungenießbar machen, für den Nächsten jedoch saftig. Seine Soldaten hatten Shaors Bande immer wieder besiegt. Ihr einfach gestrickter, degenerierter Verstand sagte ihnen, dass es nur eins zu tun gab, wenn man einen Gott vor sich hatte, der mächtiger als der eigene war: konvertieren.

Sie kamen am Morgen nach seinem Versuch, ihre Intelligenz wiederzuerwecken. Er war die kurze Verteidigungsmauer um Neu-Elantris abgesritten und hatte sie sich durch eine der Hauptverkehrsstraßen der Stadt stehlen sehen. Er hatte Alarm geschlagen, weil er dachte, sie hätten sich letzten Endes doch für einen aufeinander abgestimmten Angriff entschieden.

Doch Shaors Männer waren nicht gekommen, um zu kämpfen. Sie waren gekommen, um ihm ein Geschenk zu überbringen: den Kopf ihrer letzten Gottheit. Oder zumindest ihre Haare. Der Anführer der Barbaren hatte Raoden die goldene Perücke zu Füßen geworfen. Ihre Strähnen waren von dunklem, trägem elantrischem Blut befleckt.

Obwohl seine Leute gründlich suchten, fanden sie Shaors Leiche nie. Während das Haar ihrer gefallenen Göttin vor den Barbaren im Schmutz lag, hatten sie die Häupter in demütigem Gebet zu Boden geneigt. Von nun an taten sie alles, was Raoden ihnen sagte. Im Gegenzug belohnte er sie mit kleinen Nahrungshappen, genau wie man es mit seinem Lieblingshaustier machen würde.

Er fand es beunruhigend, Menschen wie Tiere zu behandeln. Deshalb unternahm er weitere Versuche, ihren Verstand wiederherzustellen, aber nach nur zwei Tagen war ihm klar, dass alle Hoffnung vergeblich war. Diese Männer hatten ihren Intellekt aufgegeben, und egal, ob die psychologischen Umstände oder das Dor schuld daran waren, er würde nie mehr zurückkehren.

Sie benahmen sich bemerkenswert gut, ja sogar gefügig. Die Schmerzen schienen ihnen nichts auszumachen, und sie erfüllten jegliche Aufgabe, gleichgültig wie niedrig oder mühsam. Wenn Raoden ihnen auftrag, gegen ein Gebäude zu drücken, bis es umfiel, konnte er Tage später zurückkehren, und sie standen immer noch an der gleichen Mauer, die Handflächen gegen den widerspenstigen Stein gepresst. Doch trotz ihres offensichtlichen Gehorsams traute Raoden ihnen nicht. Sie hatten Saolin ermordet. Sie hatten sogar ihre ehemalige Herrin getötet. Sie waren nur ruhig, weil ihr Gott es derzeit von ihnen verlangte.

»Kayana«, erklärte Galladon und trat zu ihm.

»Viel ist nicht übrig, was?«, stimmte Karata ihm zu.

Kayana war Galladons Bezeichnung für die Barbaren. Es bedeutete »die Verrückten«.

»Arme Seelen«, flüsterte Raoden.

Galladon nickte. »Du hast nach uns geschickt, Sule?«

»Ja. Kommt mit.«

Dank der gestiegenen Zahl an Arbeitskräften in Gestalt der Kayana hatten Mareshe und seine Hilfskräfte es geschafft, einige steinerne Möbelstücke wiederherzustellen, sodass bei den bereits dahinschwindenden Holzvorräten gespart werden konnte.

Raodens neuer Tisch in der Kapelle war derselbe, den er benutzt hatte, um Taan dessen Tage als Bildhauer ins Gedächtnis zu rufen. Durch die Mitte verlief ein großer Riss, der mit Mörtel gekittet war, aber ansonsten war er noch bemerkenswert intakt. Die Meißelarbeiten waren zwar

abgenutzt, aber deutlich erkennbar.

Auf dem Tisch lagen etliche Bücher. Der Wiederaufbau von Neu-Elantris in den letzten Tagen hatte Raodens Führung bedurft, sodass es ihm kaum möglich war, sich zu der verborgenen Bibliothek zu stehlen. Deshalb hatte er einige Bände geholt. Die Menschen waren daran gewöhnt, ihn mit Büchern zu sehen, und stellten keine Fragen - obwohl diese Wälzer immer noch Ledereinbände aufwiesen.

Der Druck, mit dem er AonDor studierte, wurde immer größer. Die Schmerzen nahmen zu. Manchmal ergriffen sie Raoden so heftig, dass er zusammenbrach, während er gegen die Qualen ankämpfte. Es war zwar noch erträglich, wenn auch nur knapp, aber es wurde immer schlimmer. Er war vor anderthalb Monaten nach Elantris gekommen, und er bezweifelte, dass er noch einen weiteren Monat erleben würde.

»Ich begreife nicht, warum du darauf bestehst, jede Einzelheit bezüglich des AonDor mit uns zu teilen, Sule«, sagte Galladon mit einem Seufzen, als Raoden auf einen offenen Band zutrat. »Ich verstehe noch nicht einmal die Hälfte von dem, was du uns erzählst.«

»Galladon, du *musst* dich zwingen, dir diese Dinge zu merken«, sagte Raoden. »Egal was du behauptest, ich weiß ganz genau, dass du den nötigen Verstand besitzt.«

»Schon möglich«, gab Galladon zu, »aber das bedeutet nicht, dass es mir Spaß macht. AonDor ist dein Zeitvertreib, nicht meiner.«

»Hör zu, mein Freund«, sagte Raoden, »ich weiß, dass im AonDor der Schlüssel zu unserem Fluch liegt. Mit der Zeit und durch unsere Studien werden wir die Hinweise ausfindig machen, die wir benötigen. Aber«, fügte er mit erhobenem Finger hinzu, »wenn mir etwas zustoßen sollte, muss es jemanden geben, der mein Werk fortführt.«

Galladon stieß ein Schnauben aus. »Eher werde ich Fjordeller, als dass du zu einem Hoed wirst.«

*Ich weiß es gut zu verbergen.* »Das ist egal«, sagte Raoden. »Es ist töricht, nicht für den Fall aller Fälle vorzusorgen. Ich werde diese Dinge niederschreiben, aber ich möchte, dass ihr hört, was ich zu sagen habe.«

Galladon seufzte. »Na gut, Sule, was hast du entdeckt? Noch ein modifizierendes Zeichen, um den Wirkungsbereich eines Aons zu erweitern?«

Raoden lächelte. »Nein, das hier ist um einiges interessanter. Ich weiß,

warum Elantris mit einer Schleimschicht bedeckt ist.«

Karata und Galladon horchten auf. »Wirklich?«, fragte Karata mit einem Blick auf das offene Buch. »Wird das da drin erklärt?«

»Nein, ich habe es mir aufgrund mehrerer Dinge zusammengereimt«, sagte Raoden. »Das Schlüsselindiz befindet sich aber genau hier.« Er deutete auf eine Illustration.

»Das Aon Ashe?«, fragte Galladon.

»Genau«, sagte Raoden. »Ihr wisst, dass die elantrische Haut so silbrig gewesen ist, dass manche Leute behaupteten, sie leuchte.«

»Das hat sie auch getan«, sagte Galladon. »Nicht stark, aber wenn mein Vater ein dunkles Zimmer betreten hat, hat man seinen Umriss erkennen können.«

»Tja, daran war das Dor schuld«, erklärte Raoden. »Der Körper eines jeden Elantriers ist ständig mit dem Dor verbunden. Die gleiche Verbindung hat es zwischen Elantris selbst und dem Dor gegeben, obgleich die Gelehrten nicht wissen, weshalb. Das Dor hat die gesamte Stadt erfüllt, sodass Stein und Holz glänzten, als brenne eine Flamme in ihrem Innern.«

»Es muss schwierig gewesen sein einzuschlafen«, stellte Karata fest.

»Man konnte es verdecken«, sagte Raoden. »Aber die strahlende Stadt hat so Aufsehen erregend ausgesehen, dass viele Elantrier es einfach als natürlich hingenommen und sich daran gewöhnt haben, trotz des Leuchtens einzuschlafen.«

»Faszinierend«, sagte Galladon gleichgültig. »Was hat das nun also mit der Schleimschicht zu tun?«

»Es gibt Pilze und Schimmelarten, die vom Licht leben, Galladon«, erläuterte Raoden. »Das Leuchten des Dors war jedoch anders als normales Licht, und es zog eine andere Pilzsorte an. Anscheinend wucherte auf den meisten Dingen eine dünne durchsichtige Schicht. Die Elantrier haben sich nicht die Mühe gemacht, sie abzuwaschen, denn sie war so gut wie unsichtbar und verstärkte das Leuchten sogar noch. Der Schimmel war hartnäckig und hat kaum Schmutz verursacht. Bis er abstarb.«

»Das Licht ist verblasst...«, sagte Karata.

»Und der Pilz ist verrottet«, meinte Raoden mit einem Nicken. »Da der Schimmel einst die ganze Stadt überzogen hat, tut es jetzt der Schleim

ebenfalls.«

»Was soll das also?«, erkundigte Galladon sich mit einem Gähnen.

»Es ist ein weiterer Strang in dem Netz«, erklärte Raoden, »ein weiterer Hinweis darauf, was passiert ist, als die Reod zugeschlagen hat. Wir müssen rückwärts arbeiten, mein Freund. Wir fangen gerade erst an, die Symptome eines Ereignisses zu erforschen, das sich vor zehn Jahren zugetragen hat. Vielleicht können wir zumindest ansatzweise erraten, was zur Reod geführt hat, wenn wir umfassend begreifen, was für Folgen die Reod gehabt hat.«

»Die Erklärung für die Schleimschicht ergibt Sinn, mein Prinz«, sagte Karata. »Ich habe immer gehaut, dass der Schmutz etwas Andersartiges an sich hatte. Ich habe draußen im Regen gestanden und habe mit angesehen, wie ganze Wassermassen gegen eine steinerne Mauer donnerten, ohne auch nur das kleinste Fleckchen zu reinigen.«

»Der Schleim ist ölig«, sagte Raoden, »und wasserabweisend. Habt Ihr Kahar davon sprechen hören, wie schwierig es ist, ihn wegzuschrubben?«

Karata nickte. Sie blätterte in dem dicken Wälzer. »Diese Bücher enthalten viele Informationen.«

»In der Tat«, sagte Raoden. »Selbst wenn die Gelehrten, die sie geschrieben haben, sich manchmal schrecklich unklar ausgedrückt haben. Man muss ziemlich viel lesen, um Antworten auf spezifische Fragen zu finden.«

»Wie zum Beispiel?«, fragte Karata.

Raoden runzelte die Stirn. »Nun, zum einen habe ich kein einziges Buch gefunden, in dem erwähnt wird, wie man Seonen erzeugt.«

»Überhaupt keines?«, wollte Karata überrascht wissen.

Raoden schüttelte den Kopf. »Ich bin immer davon ausgegangen, dass Seonen durch AonDor erschaffen werden, aber wenn dem so ist, erläutern die Bücher zumindest nicht, wie. Viele beschreiben die Gabe eines berühmten Seons von einem Menschen an einen anderen, aber das war's dann auch schon.«

»Gabe?«, fragte Karata mit gerunzelter Stirn.

»Die Weitergabe des Seons an jemand anderen«, sagte Raoden. »Wenn man eines besitzt, kann man es jemand anderem geben; oder man kann ihm sagen, wem es dienen soll, falls man sterben sollte.«

»Dann konnte also auch ein gewöhnlicher Mensch ein Seon besitzen?«, fragte sie. »Ich habe gedacht, bloß Adelige.«

Raoden schüttelte den Kopf. »Es hängt ganz vom vorherigen Besitzer ab.«

»Wobei es nicht sehr wahrscheinlich ist, dass ein Aristokrat sein Seon an irgendeinen Bauern weitergibt«, sagte Galladon. »Seonen bleiben - wie Reichtum - für gewöhnlich in der Familie. Kolo?«

Karata zog die Brauen zusammen. »Also ... und was passiert, wenn ein Besitzer stirbt, ohne seinem Seon vorher zu sagen, zu wem es gehen soll?«

Raoden hielt inne und sah dann Galladon mit einem Schulterzucken an.

»Schau nicht mich an, Sule«, meinte Galladon. »Ich habe noch nie ein Seon gehabt.«

»Ich weiß es nicht«, gab Raoden zu. »Ich schätze mal, es würde sich einfach selbst seinen nächsten Herrn aussuchen.«

»Und wenn es das nicht will?«, fragte Karata.

»Ich glaube nicht, dass es eine Wahl hat«, sagte Raoden. »Da gibt es ... etwas zwischen Seonen und ihren Herren. Irgendwie sind sie miteinander verbunden. Zum Beispiel verlieren Seonen den Verstand, wenn ihre Herren von der Shaod heimgesucht werden. Ich glaube, sie sind zum Dienen erschaffen worden; das ist Teil ihres Zaubers.«

Karata nickte.

»Mylord Lebensgeist!«, rief eine Stimme, die sich ihnen näherte.

Raoden hob eine Augenbraue und schlug das dicke Buch zu.

»Mylord«, stieß Dashe hervor, als er durch die Tür gelaufen kam. Der hochgewachsene Elantrier sah eher verwirrt als besorgt aus.

»Was gibt es, Dashe?«, fragte Raoden. »Es ist der Gyorn, Mylord«, sagte Dashe mit aufgeregter Miene. »Er ist geheilt worden!«

## Kapitel 35

Anderthalb Monate, und schon hast du den König entthront. Man kann dir wirklich nicht nachsagen, du würdest langsam arbeiten, Ene.« Die Worte ihres Vaters waren fröhlich, obwohl sein leuchtendes Gesicht Sorge verriet. Er wusste so gut wie sie, dass das Chaos, das eine gestürzte Regierung nach sich zog, für Bauern wie Adelige gefährlich sein konnte.

»Nun, es ist ja nicht so, als hätte das in meiner Absicht gelegen«, protestierte Sarene. »Gnädiger Domi, ich habe versucht, den Narren zu retten! Er hätte die Finger von den Mysterien lassen sollen.«

Ihr Vater lachte vor sich hin. »Ich hätte dich niemals dort hinüberschicken sollen. Du warst schlimm genug, als wir dich unsere Feinde haben besuchen lassen.«

»Du hast mich nicht hierher geschickt, Vater«, sagte Sarene. »Das ist meine Idee gewesen.«

»Freut mich zu hören, dass meine Meinung in den Augen meiner Tochter so viel zählt«, sagte Eventeo.

Sarene wurde milder gestimmt. »Es tut mir leid, Vater«, sagte sie mit einem Seufzen. »Ich

bin durch den Wind, seit... du weißt ja gar nicht, wie *schrecklich* es war!« »Oh doch, das weiß ich. Leider. Wie in Domis Namen konnte eine Ungeheuerlichkeit wie die

Mysterien aus einer Religion hervorgehen, die so unschuldig wie der jeskerische Glaube ist?« »Genauso, wie der Shu-Dereth und der Shu-Korath beide von denselben Lehren eines kleinen jindoesischen Mannes herrühren können«, erwiderte Sarene und schüttelte den Kopf.

Eventeo seufzte. »Iadon ist also tot?«

»Du hast davon gehört?«, fragte Sarene überrascht.

»Ich habe letzts ein paar neue Spione nach Arelon geschickt, Ene«, sagte ihr Vater. »Ich werde meine Tochter doch nicht allein in einem Land am Rande des Untergangs lassen, ohne nicht wenigstens ein Auge auf sie zu haben.«

»Wer?«, erkundigte Sarene sich neugierig.

»Das brauchst du nicht zu wissen«, sagte ihr Vater.

»Sie müssen ein Seon haben«, überlegte Sarene. »Ansonsten wüsstest du nicht über Iadon Bescheid. Er hat sich erst gestern Nacht erhängt.«

»Ich werde es dir nicht verraten, Ene«, sagte Eventeo mit belustigtem Unterton. »Wenn du wüsstest, um wen es sich handelt, würdest du unweigerlich beschließen, ihn dir für deine eigenen Zwecke anzueignen.«

»Na schön«, erwiderte Sarene. »Aber wenn das hier alles vorüber ist, klärst du mich besser darüber auf, wer es gewesen ist.«

»Du kennst ihn nicht.«

»Na schön«, wiederholte Sarene und stellte sich desinteressiert.

Ihr Vater lachte. »Erzähl mir also von Iadon. Wie in Domis Namen ist er an ein Seil gekommen?«

»Lord Eondel muss dafür gesorgt haben«, riet Sarene, die Ellbogen auf ihren Schreibtisch gestützt. »Der Graf denkt wie ein Krieger, und dies war eine sehr rasche Lösung. Wir müssen keine Abdankung erzwingen, und der Selbstmord hat der Monarchie ein gewisses Maß an Würde zurückgegeben.«

»Heute Nachmittag sind wir aber blutdurstig, was, Ene?«

Sarene erzitterte. »Du hast es ja nicht gesehen, Vater. Der König hat dieses Mädchen nicht einfach nur ermordet, er . . . hat die Tat genossen.«

»Aha«, sagte Eventeo. »Meine Quellen meinen, Herzog Telrii wird wahrscheinlich den Thron besteigen.«

»Nicht, wenn wir es verhindern können«, sagte Sarene. »Telrii ist sogar noch schlimmer als Iadon.

Selbst wenn er nicht mit dem derethischen Glauben sympathisieren würde, gäbe er einen schrecklichen König ab.«

»Ene, mit einem Bürgerkrieg ist niemandem geholfen.«

»Dazu wird es nicht kommen, Vater«, versprach Sarene. »Du hast keine Vorstellung davon, wie unmilitärisch die Leute hier denken. Sie haben jahrhundertlang unter dem Schutz der Elantrier gelebt und glauben, ein paar übergewichtige Wächter auf der Stadtmauer seien genug, um feindliche Invasoren aufzuhalten. Ihre einzigen richtigen Truppen gehören zu Lord Eondels Privatarmee, der er den Befehl gegeben hat, sich in Kae zusammenzuziehen. Vielleicht gelingt es uns gerade noch,



Royal zu krönen, bevor irgendjemand Wind von der ganzen Sache bekommt.«

»Ihr habt Euch also auf ihn geeinigt?«

»Er ist der Einzige, der reich genug ist, um Telrii herauszufordern«, erklärte Sarene. »Ich hatte nicht genug Zeit, Iadons törichtes von den Finanzen abhängiges Titelsystem zu beseitigen. Daran sind die Leute gewöhnt, also werden wir uns seiner bedienen müssen, bis auf Weiteres jedenfalls.«

Nach einem Klopfen an der Tür betrat ein Dienstmädchen das Zimmer mit einem Tablett, auf dem sich das Mittagessen befand. Trotz der Bedenken ihrer Verbündeten war Sarene in den Palast zurückgekehrt, nachdem sie nur eine einzige Nacht in Roials Villa verbracht hatte. Der Palast war ein Symbol, und sie hoffte, dass er ihr Autorität verleihen würde. Das Dienstmädchen stellte das Tablett auf dem Tisch ab und ging wieder.

»Ist das das Mittagessen gewesen?« Ihr Vater schien einen sechsten Sinn zu besitzen, was Essen betraf.

»Ja«, sagte Sarene, die sich eine Scheibe Maisbrot abschnitt.

»Ist es gut?«

Sarene lächelte. »Du solltest nicht fragen, Vater. Du bringst dich nur selbst aus der Fassung.«

Eventeo seufzte. »Ich weiß. Deine Mutter hat ein neues Faszinosum: hraggische Krautsuppe.«

»Schmeckt die denn?«, fragte Sarene. Ihre Mutter war die Tochter eines teoischen Diplomaten und hatte den Großteil ihrer Jugend in Jindo verbracht. Dort hatte sie ein paar sehr seltsame Essensvorlieben entwickelt - die sie dem Palast samt Dienerschaft aufzuzwingen pflegte.

»Grässlich.«

»Schade«, sagte Sarene. »So, wo habe ich bloß die Butter hingetan?« Ihr Vater stöhnte.

»Vater«, schalt Sarene. »Du weißt doch, dass du abnehmen musst.« Obwohl der König bei Weitem nicht die Körpermasse seines Bruders Kiin hatte - weder an Muskeln noch an Fett -, war er doch eher korpulent als stämmig.

»Ich wüsste nicht, warum«, meinte Eventeo. »Hast du gewusst, dass man dicke Leute in Duladel attraktiv findet? Sie geben nichts auf den

jindoesischen Gesundheitswahn und sind wunderbar glücklich damit. Außerdem, wo steht bitte schön geschrieben, dass Butter dick macht?«

»Du kennst doch das Sprichwort der Jindos, Vater«, sagte Sarene.

»Wenn es brennt, ist es nicht gesund.«

Eventeo seufzte. »Ich habe schon seit zehn Jahren keinen Becher Wein mehr getrunken.«

»Ich weiß, Vater. Ich habe früher einmal bei euch gewohnt. Schon vergessen?«

»Ja, aber dir hat sie nicht den Alkohol verboten.«

»Ich bin nicht übergewichtig«, stellte Sarene fest. »Alkohol brennt.«

»Hraggische Krautsuppe auch«, erwiderte Eventeo, dessen Stimme einen schelmischen Unterton annahm. »Zumindest, wenn man sie eintrocknen lässt. Ich habe es ausprobiert.«

Sarene lachte. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass Mutter Gefallen an deinem kleinen Experiment gefunden hat.«

»Sie hat mir bloß einen ihrer Blicke zugeworfen. Du weißt ja, wie sie ist.«

»Ja«, sagte Sarene, die sich die Gesichtszüge ihrer Mutter ins Gedächtnis rief. Sarene hatte in den letzten Jahren viel zu viel Zeit auf diplomatischen Missionen verbracht, um jetzt unter Heimweh zu leiden, aber es wäre schön gewesen, zurück in Teod zu sein - besonders, wenn man die scheinbar endlose Reihe von Überraschungen und Katastrophen bedachte, die sich die letzten Wochen ereignet hatten.

»Tja, Ene, ich muss los und Hof halten«, sagte ihr Vater schließlich. »Ich bin froh, dass du gelegentlich Zeit für einen Schwatz mit deinem armen alten Vater erübrigen kannst, vor allem, um ihn wissen zu lassen, wenn du einmal wieder ein ganzes Land in die Knie gezwungen hast. Ach, eines noch: Sobald wir von ladons Selbstmord gehört hatten, hat Seinalan eines meiner schnellsten Schiffe beschlagnahmt und ist nach Arelon losgesehelt. Er sollte in ein paar Tagen eintreffen.«

»Seinalan?«, fragte Sarene überrascht. »Was hat der Patriarch mit all dem zu tun?«

»Ich weiß es nicht. Er hat es mir nicht verraten. Aber ich muss jetzt wirklich los, Ene. Ich liebe dich.«

»Ich liebe dich auch, Vater.«

»Ich bin dem Patriarchen noch nie begegnet«, bekannte Roi- al an

seinem Platz in Kiins Esszimmer. »Ist er sehr wie Pater Omin?«

»Nein«, sagte Sarene bestimmt. »Seinalan ist ein eigennütziger Egoist, dessen Stolz jeden derethischen Gyorn bescheiden aussehen lässt.«

»Prinzessin!«, sagte Eondel voll Empörung. »Ihr sprecht vom Vater unserer Kirche!«

»Das heißt noch lange nicht, dass ich ihn mögen muss«, sagte Sarene. Eondel wurde blass im Gesicht, während er unwillkürlich nach dem Anhänger mit dem Aon Omi an seinem Hals griff.

Sarene blickte finster drein. »Ihr müsst nicht das Böse abwehren, Eondel. Ich werde Domi nicht den Rücken kehren, bloß weil er einen Narren an die Spitze seiner Kirche gesetzt hat. Auch Toren brauchen eine Gelegenheit, dienen zu können.«

Eondels Blick senkte sich auf seine Hand, die er sogleich mit peinlich berührter Miene sinken ließ.

Roial jedoch lachte leise in sich hinein. »Was?«, wollte Sarene wissen.

»Mir ist nur eben etwas in den Sinn gekommen, Sarene«, sagte der alte Mann mit einem Lächeln. »Ich glaube nicht, dass mir schon jemals ein Mensch, egal ob Männlein oder Weiblein, untergekommen ist, der so eigensinnig ist wie Ihr.«

»Dann habt Ihr ein sehr abgeschirmtes Leben geführt, mein Herzog«, erklärte Sarene. »Und wo steckt überhaupt Lukel?«

Kiins Tafel war zwar nicht so bequem wie Roials Arbeitszimmer, aber aus irgendeinem Grund fühlten sie alle sich in Kiins Esszimmer am deutlichsten zu Hause. Während die meisten Menschen ihr Arbeitszimmer oder den Salon mit persönlichem Flair versahen, galt Kiins Liebe dem Essen, und das Esszimmer war der Ort, an dem er sein Talent mit anderen teilte. Die Schmuckstücke in dem Raum - Andenken von Kiins Reisen, von getrocknetem Gemüse bis hin zu einer gewaltigen Zieraxt - waren ihnen auf angenehme Weise vertraut. Es wurde nie lange diskutiert; sie landeten alle ganz selbstverständlich in diesem Zimmer, wenn sie sich trafen.

Sie mussten noch kurz warten, bis Lukel endlich zurückkehrte.

Schließlich konnten sie hören, wie sich die Haustür öffnete und schloss, und wenig später erschien das lebenswürdige Gesicht Sarenes Cousins in der Tür. Bei ihm waren Ahan und Kiin.

»Und?«, fragte Sarene.

»Telrii hat zweifellos vor, den Thron zu besteigen«, sagte Lukel.  
»Nicht, solange meine Armee hinter Roial steht!«, entgegnete Eondel.  
»Unglücklicherweise, mein lieber General«, sagte Ahan, der seinen massigen Körper auf einen Stuhl gleiten ließ, »ist Eure Armee aber nicht hier. Euch steht kaum ein Dutzend Männer zur Verfügung.«  
»Das ist mehr, als Telrii hat«, bemerkte Sarene.  
»Nicht mehr, nicht mehr«, sagte Ahan. »Die elantrische Stadtwache hat ihren Posten verlassen und ihr Lager vor Telriis Villa aufgeschlagen.«  
Eondel schnaubte verächtlich. »Die Wache ist nichts weiter als ein Verein für zweitgeborene Söhnchen, die sich wichtig vorkommen wollen.«  
»Stimmt«, meinte Ahan. »Aber dieser Verein hat über sechshundert Mitglieder. Fünfzig gegen einen. Da würde selbst ich gegen Eure Armee antreten. Ich fürchte, das Mächteverhältnis hat sich zugunsten Telriis verschoben.«  
»Das ist gar nicht gut«, pflichtete Roial ihm bei. »Telriis umfangreicheres Vermögen ist schon vorher ein großes Problem gewesen, aber jetzt...«  
»Es muss einen Weg geben«, sagte Lukel.  
»Ich kann keinen erkennen«, gestand Roial ein.  
Die Männer runzelten die Stirn, tief in Gedanken versunken. Doch sie alle grübelten schon seit zwei Tagen über eben dieses Problem nach. Selbst wenn sie militärisch überlegen wären, würden die anderen Adligen zögern, Roial zu unterstützen, da er nicht so wohlhabend wie Telrii war.  
Als Sarene einen Lord nach dem anderen betrachtete, fiel ihr Blick auf Shuden. Er wirkte nicht wirklich besorgt, sondern vielmehr zögerlich.  
»Was?«, fragte sie leise.  
»Ich weiß vielleicht einen Weg«, sagte er vorsichtig.  
»Sprecht schon, Mann«, sagte Ahan.  
»Nun, Sarene ist sehr reich«, erklärte Shuden. »Raoden hat ihr mindestens fünfhunderttausend Deonen hinterlassen.«  
»Das haben wir bereits besprochen, Shuden«, sagte Lukel. »Sie hat viel Geld, aber immer noch weniger als Roial.«  
»Richtig«, stimmte Shuden ihm zu. »Aber *zusammen* hätten sie viel mehr als Telrii.«

In dem Zimmer trat Stille ein.

»Euer Ehevertrag ist genau genommen ungültig, Mylady«, erklang Ashes Stimme von hinten. »Er ist nichtig geworden, als Iadon sich umgebracht und damit sein Geschlecht vom Thron entfernt hat. In dem Augenblick, in dem ein anderer König wird - sei es nun Telrii oder Roial -, wird der Vertrag enden, und Ihr seid dann keine arelische Prinzessin mehr.«

Shuden nickte. »Wenn Ihr Euer Vermögen mit dem von Lord Roial vereint, hättet Ihr nicht nur das nötige Kapital, um gegen Telrii anzutreten, es würde obendrein den Anspruch des Herzogs legitimieren. Glaubt bloß nicht, dass Ahnenreihen in Arelon nichts zählen. Die Adeligen würden ihre Loyalität viel lieber jemandem schenken, der mit Iadon verwandt ist.«

Roial suchte ihren Blick. Seine Augen waren die eines gutmütigen Großvaters. »Ich muss zugeben, dass der junge Shuden nicht ganz unrecht hat. Die Heirat wäre rein politischer Natur, Sarene.«

Sarene holte Luft. Alles geschah so schnell. »Ich verstehe, Mylord. Wir werden tun, was getan werden muss.«

Und so war Sarene zum zweiten Mal in nur zwei Monaten verlobt.

»Das war nicht sehr romantisch, fürchte ich«, meinte Roial entschuldigend. Das Treffen war vorbei, und Roial hatte sich taktvoll erboten, Sarene zum Palast zurückzubegleiten. Die Übrigen, Ashe eingeschlossen, hatten eingesehen, dass die beiden sich unter vier Augen unterhalten mussten.

»Ist schon gut, Mylord«, sagte Sarene mit einem matten Lächeln. »So sollen politische Eheschließungen sein: trocken, gekünstelt, aber äußerst nützlich.«

»Ihr seid sehr pragmatisch.«

»Mir bleibt nichts anderes übrig, Mylord.«

Roial runzelte die Stirn. »Müssen wir wieder mit dem Mylord-Unsinn anfangen, Sarene? Ich habe gedacht, das hätten wir hinter uns gelassen.«

»Es tut mir leid, Roial«, sagte Sarene. »Es fällt mir nur schwer, mein persönliches Ich von meinem politischen Ich zu trennen.«

Roial nickte. »Meine Worte waren ernst gemeint, Sarene. Dies wird eine reine Vernunfthe. Habt keine Angst, dass Ihr mir in irgendeiner anderen Weise verpflichtet seid.«

Sarene saß kurze Zeit schweigend da und lauschte dem Pferdegetrappel vor ihnen. »Es wird Erben geben müssen.«

Roial lachte leise. »Nein, Sarene. Danke, aber nein danke. Selbst wenn das körperlich möglich wäre, könnte ich das nicht tun. Ich bin ein alter Mann und werde höchstens noch ein paar Jahre leben. Diesmal wird Euer Ehevertrag es Euch nicht verbieten, nach meinem Tod erneut zu heiraten. Sobald ich tot bin, könnt Ihr Euch endlich einen Mann nach Eurem Geschmack aussuchen. Bis dahin werden wir Iadons dummes Machtsystem durch etwas Stabileres ersetzt haben, und die Kinder, die Ihr mit Eurem dritten Ehemann haben werdet, werden den Thron erben.« Der dritte Ehemann. Roial sprach, als sei er bereits tot und sie zweifache Witwe. »Tja«, sagte sie, »wenn sich die Dinge tatsächlich so entwickeln, wie Ihr meint, würde ich zumindest keine Probleme haben, mir einen Mann zu angeln. Der Thron wäre ein verlockender Preis, selbst wenn ich darauf sitze.«

Roials Miene verhärtete sich. »Das ist ein Thema, das ich schon lange mit Euch besprechen wollte, Sarene.«

»Was?«

»Ihr seid viel zu streng mit Euch selbst. Ich habe mitbekommen, wie Ihr über Euch spricht: Ihr geht davon aus, dass niemand Euch haben will.«

»Das ist auch so«, sagte Sarene entschieden. »Glaubt mir nur.«

Roial schüttelte den Kopf. »Ihr seid eine ausgezeichnete Menschenkennerin, Sarene, bloß Euch selbst kennt Ihr nicht.

Oft sehen wir selbst uns mit völlig unrealistischen Augen. Ihr mögt Euch als alte Jungfer fühlen, Kind, aber Ihr *seid* jung und Ihr *seid* schön! Bloß weil Ihr in der Vergangenheit Pech gehabt habt, heißt das noch lange nicht, dass Ihr Eure Zukunft an den Nagel hängen müsst.«

Er sah ihr in die Augen. Trotz der schelmischen Art, die er immer an den Tag legte, war er ein weiser und verständiger Mann. »Ihr *werdet* jemanden finden, der Euch liebt, Sarene«, versprach Roial. »Ihr seid ein Preis, und zwar ein Preis, der viel größer ist als der Thron, auf dem Ihr sitzen werdet.«

Sarene errötete. Sie blickte zu Boden. Und doch ... seine Worte machten ihr Mut.

Vielleicht bestand tatsächlich noch Hoffnung für sie. Wahrscheinlich wäre sie bis dahin Mitte dreißig, aber wenigstens hätte sie dann eine

letzte Chance, den richtigen Mann zu finden.

»Wie dem auch sei«, sagte Roial. »Unsere Hochzeit wird bald stattfinden müssen, wenn wir Telrii zuvorkommen wollen.«

»Was schlägt Ihr vor?«

»Den Tag, an dem Iadon beerdigt wird«, sagte Roial. »Genau genommen geht Iadons Herrschaft erst mit seiner Beisetzung zu Ende.«

Vier Tage. Das war in der Tat eine kurze Verlobungszeit.

»Es bereitet mir nur Sorge, dass Ihr dies alles über Euch ergehen lassen müsst«, sagte Roial. »Es kann nicht einfach sein, abzuwägen, ob man solch einen verstaubten alten Mann heiraten soll.«

Sarene legte die Hand auf die des Herzogs. Sein milder Tonfall brachte sie zum Lächeln. »Insgesamt habe ich großes Glück, Mylord. Es gibt nur sehr wenige Männer auf der Welt, bei denen es mir eine Ehre wäre, gezwungen zu sein, sie zu heiraten.«

Roial schenkte ihr ein runzeliges Lächeln. Seine Augen glitzerten. »Es ist zu schade, dass Ahan bereits verheiratet ist, nicht wahr?«

Sarene zog ihre Hand zurück und versetzte ihm einen Klaps auf die Schulter. »Ich hatte genug Gefühlschaos für eine Woche, Roial. Habt bitte Erbarmen mit mir, bei der Vorstellung spielt mein Magen nicht mit!«

Der Herzog lachte ausgiebig. Als seine Heiterkeit sich jedoch schließlich legte, wurde sein Gelächter durch ein anderes Geräusch ersetzt: Schreie. Im ersten Moment erstarrte Sarene, aber die Schreie rührten nicht von Wut oder Schmerz. Sie klangen freudig und aufgeregt. Verwirrt sah Sarene aus dem Kutschenfenster und erblickte eine Menschenmenge, die durch eine Querstraße drängte.

»Was im Namen Domis soll das?«, fragte Roial.

Ihre Kutsche näherte sich den Menschen, und Sarene konnte mitten in der Menge eine große Gestalt ausmachen.

Sarene war wie betäubt. »Aber ... aber das ist unmöglich!«

»Was?«, fragte Roial blinzeln.

»Das ist Hrathen«, sagte Sarene mit weit aufgerissenen Augen. »Er hat Elantris verlassen!« Da fiel ihr noch etwas auf. Das Gesicht des Gyorns war frei von Flecken. Fleischfarben.

»Gnädiger Domi! Er ist geheilt!«

## Kapitel 36

Als das Morgengrauen den fünften Tag von Hrathens Exil einläutete, wusste er, dass er einen Fehler begangen hatte. Er würde in Elantris sterben. Fünf Tage waren zu lang, um ohne Trinkwasser zu überleben, und ihm war bewusst, dass es in der Stadt der Verdammten kein Wasser gab.

Sein Handeln bereute er nicht, denn er hatte sich völlig logisch verhalten. Er war einer verzweifelten Logik gefolgt, die aber dennoch rational gewesen war. Wäre er in Kae geblieben, wäre er von Tag zu Tag machtloser geworden. Nein, es war viel besser zu verdursten.

Im Laufe des fünften Tages litt er immer häufiger an Fieberphantasien. Manchmal sah er Dilaf vor sich, der ihn auslachte. Dann wieder war es die teoische Prinzessin. Einmal dachte er sogar, er sähe Jaddeth persönlich, dessen Antlitz rot erglühte vor heißer göttlicher Enttäuschung, als er auf Hrathen herabblickte. Die Wahnvorstellungen änderten sich aber bald. Nun sah er keine Gesichter mehr, fühlte sich nicht länger erniedrigt und verhöhnt. Stattdessen machte ihm etwas viel Schrecklicheres zu schaffen.

Erinnerungen an Dakhor.

Die dunklen, leeren Zellen des Klosters umgaben ihn wieder. Durch die schwarzen steinernen Gänge hallten Schreie; Jammerlaute bestialischer Todesqualen vermischten sich mit feierlichem Gesang. Gesang, der eine merkwürdige Macht be saß. Der junge

Hrathen kniete gehorsam und wartete. Er kauerte in einer Zelle, die nicht größer als ein Wandschrank war und ihm strömte der Schweiß über die angstverzerrten Augen, denn ihm war klar, dass man letzten Endes auch ihn holen würde.

Im Kloster Rathbore wurden Attentäter ausgebildet, im Kloster Fjeldor Spione. Im Kloster Dakhor hingegen ... Dämonen.

Er erwachte irgendwann am Nachmittag aus seinem Delirium, das ihn eine Zeit lang losließ - wie ein Katze, die ihrer Beute ein letztes Mal erlaubte, frei herumzulaufen, bevor sie ihr den tödlichen Schlag versetzte. Hrathen stemmte seinen geschwächten Körper von den harten Steinen, an deren schleimiger Oberfläche seine verfilzte Kleidung klebte.



Er konnte sich nicht entsinnen, sich wie ein Kind im Mutterleib zusammengerollt zu haben. Seufzend rieb sich Hrathen mit der Hand über seine ungewaschene, dreckverschmierte Kopfhaut. Es war ein sinnloser, reflexhafter Versuch, sich den Schmutz fortzuwischen. Seine Finger strichen über etwas Raues, Kratziges hinweg. Haarstoppeln. Hrathen setzte sich kerzengerade auf. Der Schock verlieh ihm kurzzeitig Kraft. Mit zitternden Fingern suchte er nach der kleinen Flasche, die seinen Opferwein enthalten hatte. Er wischte das Glas so sauber, wie es mit dem dreckigen Ärmel ging, und starrte dann sein gespenstisches Spiegelbild an. Es war verzerrt und undeutlich, aber es reichte aus. Die Flecken waren verschwunden. Seine Haut war zwar mit Schmutz überzogen, ansonsten aber genauso frisch und makellos wie vor fünf Tagen.

Die Wirkung von Fortons Trank hatte endlich nachgelassen. Er hatte beinahe schon gedacht, dass dies nie geschehen würde, dass Forton vergessen hatte, die Wirkung zeitlich zu begrenzen. Es war erstaunlich genug, dass der Hrovone einen Frank herstellen konnte, der den eigenen Körper dazu brachte, die Leiden eines Elantriers nachzuahmen. Doch Hrathen hatte den Apotheker verkannt. Forton hatte getan, wie ihm geheißen worden war, auch wenn die Wirkung ein wenig länger als erwartet angehalten hatte.

Nur wenn es Hrathen nicht bald gelang, aus Elantris herauszukommen, würde er natürlich trotzdem sterben. Er stand auf, indem er sämtliche ihm verbliebene Kraft zusammennahm, verstärkt durch Adrenalin und Aufregung. »Sehet!«, schrie er in Richtung des Wachhauses über ihm. »Seid Zeugen der Macht und des Ruhmes Lord Jaddeths! Ich bin geheilt!«

Er erhielt keine Antwort. Vielleicht trug seine Stimme nicht so weit. Als er seinen Blick die Mauer entlanggleiten ließ, fiel ihm etwas auf. Es gab keine Wachen. Keine Patrouillen oder Wächter marschierten ihre Runden, keine verräterischen Speerspitzen zeigten ihre Anwesenheit an. Gestern waren sie noch da gewesen ... oder war das vorgestern gewesen? Die letzten drei Tage waren in seinem Geiste ineinander verschwommen - ein langer Zeitraum voller Gebete, Halluzinationen und gelegentlichen erschöpften Schlafs.

Wohin waren die Soldaten verschwunden? Sie sahen es als ihre

feierliche Pflicht an, Elantris zu bewachen, als könne je eine Bedrohung von der verrotteten Stadt ausgehen. Die elantrische Stadtwache übte einen sinnlosen Zweck aus, aber dieser Zweck verlieh ihnen allgemeinen Ruhm. Die Wachen würden niemals ihren Posten verlassen.

Doch genau das hatten sie getan. Hrathen fing erneut zu schreien an. Er konnte spüren, wie die Kraft aus seinem Körper entwich. Wenn die Stadtwache nicht da war, um das Tor zu öffnen, war er dem Untergang geweiht. Eine ironische Stimme flüsterte in seinem Geist, der einzige Elantrier, der je geheilt worden war, würde wegen lauter unfähiger, unachtsamer Wächter sterben.

Auf einmal ging das Tor einen Spalt weit auf. Wieder eine Halluzination? Doch dann lugte ein Kopf durch den Spalt: der habgierige Hauptmann, den Hrathen regelmäßig belohnt hatte.

»Mylord ...?«, fragte der Wächter zögerlich. Dann musterte er Hrathen mit weit aufgerissenen Augen von Kopf bis Fuß und sog scharf die Luft ein. »Gütiger Domi! Es ist wahr. Ihr seid geheilt!«

»Lord Jaddeth hat mein Flehen erhört, Hauptmann«, verkündete Hrathen mit aller Kraft, die er noch aufbringen konnte. »Der Makel von Elantris ist von meinem Körper verschwunden.«

Der Kopf des Hauptmanns verschwand einen Augenblick. Dann öffnete sich das Tor langsam vollständig, sodass eine Gruppe argwöhnischer Wachen zum Vorschein kam.

»Folgt uns, Mylord.«

Hrathen erhob sich - er hatte gar nicht gemerkt, wie er auf die Knie gesunken war - und ging mit zittrigen Beinen auf das Tor zu. Er stützte sich mit einer Hand an dem Holz ab, dessen eine Seite schmutzig und voll schleimiger Flecken, dessen andere glänzend sauber war. Dann drehte er sich um und blickte nach Elantris zurück. Ein paar zusammengekauerte Gestalten beobachteten ihn vom Dach eines Hauses.

»Genießt Eure Verdammnis, meine Freunde«, flüsterte Hrathen und gab den Wachen das Zeichen, das Tor wieder zu schließen.

»Eigentlich sollte ich das nicht tun, wisst Ihr«, sagte der Hauptmann.

»Wenn ein Mann einmal nach Elantris geschickt worden ist...«

»Jaddeth belohnt diejenigen, die ihm gehorchen, Hauptmann«, sagte Hrathen. »Häufig durch seine Diener.«

Die Augen des Hauptmanns leuchteten auf, und Hrathen war auf einmal

dankbar, dass er angefangen hatte, den Mann zu bestechen. »Wo sind Eure übrigen Männer, Hauptmann?«

»Sie beschützen den neuen König«, sagte der Hauptmann stolz.

»Den neuen König?«, fragte Hrathen.

»Ihr habt einiges verpasst, Mylord. Lord Telrii herrscht jetzt in Arelon, oder jedenfalls wird er das, sobald Iadons Beerdigung vorüber ist.«

Geschwächt, wie Hrathen war, konnte er nur erschüttert dastehen. *Iadon tot? Telrii dabei, die Macht an sich zu reißen? Wie konnten sich in fünf Tagen derlei umwälzende Veränderungen ereignen?*

»Kommt«, meinte Hrathen bestimmt. »Ihr könnt mir alles auf dem Weg zur Kapelle erklären.«

Auf dem Weg sammelte sich eine Menschenmenge um ihn. Der Hauptmann besaß keine Kutsche, und Hrathen wollte seine Zeit nicht damit verschwenden, auf eine zu warten. Im Augenblick hielt ihn die Freude auf den Beinen, dass sein Plan aufgegangen war.

Die Menschenschar half ebenfalls. Als sich die Kunde verbreitete, kamen die Stadtbewohner -

Dienstboten ebenso wie Kaufleute und Adelige - herbei, um den geheilten Elantrier anzustarren. Die Menge teilte sich vor ihm, und man betrachtete ihn mit Blicken, die von Verblüffung bis hin zu Anbetung reichten, und manche streckten die Hände aus, um seine elantrische Kleidung ehrfürchtig zu berühren.

Trotz des Gedränges passierte nichts auf seinem Weg, außer in dem Augenblick, als er in eine Seitenstraße sah und bemerkte, wie die teoische Prinzessin den Kopf aus einem Kutschenfenster steckte. In diesem Moment überkam Hrathen ein Gefühl der Erfüllung, das beinahe noch den Tag übertrumpfte, an dem er Gyorn geworden war. Seine Heilung war nicht nur unerwartet, sondern unbegreiflich. Sarene konnte auf keinen Fall damit gerechnet haben. Endlich einmal war Hrathen ihr gegenüber absolut im Vorteil.

Als Hrathen die Kapelle erreichte, wandte er sich mit erhobenen Händen an die Menge. Zwar war seine Kleidung schmutzig, aber er stand da, als sei der Dreck ein Ehrenausweis. Der Schmutz wies auf sein Leiden hin und bewies, dass er bis in den tiefsten Schlund der Verdammnis niedergefahren und mit heiler Seele zurückgekehrt war.

»Bewohner von Arelon!«, schrie er. »Erfahret nun an diesem Tage, wer

der Herr ist! Lasst Euer Herz und Eure Seele von einer Religion geführt werden, die den Beweis göttlicher Hilfe bieten kann. Lord Jaddeth ist der einzige Gott in Sycla. Wenn Ihr nach Beweisen verlangt, so seht Euch meine Hände an, die frei von Fäule sind, mein Gesicht, das rein und makellos ist, und meine Kopfhaut, auf der sich Haarstoppeln abzeichnen. Lord Jaddeth hat mich auf die Probe gestellt, und ich habe ihm vertraut. Er hat mich gesegnet. Ich bin geheilt!«

Er ließ die Hände wieder sinken, und die Menschen jubelten lauthals ihre Zustimmung.

Wahrscheinlich waren viele nach Hrathens Fall von Zweifeln beschlichen worden, aber die Menschen würden mit neuer Hingabe zurückkehren. Die Gläubigen, die er fortan bekehrte, würden standhafter sein als alle bisherigen.

Hrathen betrat die Kapelle, und das Volk blieb draußen. Mit zunehmender Erschöpfung schritt er voran. Die Energie des Augenblicks verflog letzten Endes doch und machte den Auswirkungen der fünftägigen Strapazen Platz. Vor dem Altar sank er in die Knie und beugte das Haupt in aufrichtigem Gebet.

Dass das Wunder durch Fortons Trank hervorgerufen worden war, beunruhigte ihn nicht weiter.

Hrathen hatte festgestellt, dass die meisten angeblichen Wunder entweder natürlich waren oder von Menschenhand geschaffen. Jaddeth steckte dennoch dahinter, wie er hinter allem steckte; er bediente sich natürlicher Phänomene, um den Glauben der Menschen zu stärken. Hrathen lobpreiste Gott dafür, dass er ihm die Verstandeskraft verliehen hatte, sich den Plan auszudenken, die Mittel, ihn auszuführen, und dass er die Umstände geschaffen hatte, unter denen der Plan hatte gelingen können. Das Eintreffen des Hauptmanns ging ganz gewiss auf eine göttliche Fügung zurück. Dass der Mann Telriis Lager just in dem Moment verließ, in dem Hrathen ihn brauchte, und dass er Hrathens Schreie durch das dicke Holz vernommen hatte, war einfach zu viel, um reiner Zufall zu sein. Jaddeth mochte Hrathen nicht mit dem »Fluch« der Shaod belegt haben, aber er hatte zweifellos für das Gelingen des Plans gesorgt.

Erschöpft beendete Hrathen sein Gebet und erhob sich taumelnd.

Währenddessen öffnete sich eine Kapellentür in seinem Rücken. Als er

sich umdrehte, stand Dilaf hinter ihm. Hrathen seufzte. Dies war eine Begegnung, die er am liebsten vermieden hätte, bis er ein wenig ausgeruhter war.

Doch Dilaf fiel vor Hrathen auf die Knie. »Mein Hroden«, flüsterte er. Hrathen blinzelte überrascht. »Ja, Arteth?«

»Ich habe an Euch gezweifelt, mein Hroden«, gestand Dilaf. »Ich habe gedacht, Lord Jaddeth habe Euch verflucht, weil Ihr unfähig seid. Jetzt erkenne ich, dass Euer Glaube viel stärker ist, als ich gedacht habe. Ich weiß, warum man Euch ausgewählt hat, den Posten des Gyorns zu versehen.«

»Ich nehme deine Entschuldigung an, Arteth«, sagte Hrathen und versuchte, die Müdigkeit in seiner Stimme zu unterdrücken. »Jeden Menschen beschleichen Zweifel in Zeiten der Not. Die Tage nach meinem Weggang müssen für dich und die anderen Priester schwierig gewesen sein.«

»Wir hätten mehr Vertrauen haben sollen.«

»Lerne aus dem, was passiert ist, Arteth, und gestatte dir das nächste Mal keine Zweifel. Geh jetzt.«

Dilaf machte Anstalten zu gehen. Als der Mann sich erhob, betrachtete Hrathen seine Augen. Dort war Respekt zu sehen, aber nicht so viel Reue, wie der Arteth ihm vorzuspielen versuchte. Vor allem sah Dilaf verwirrt aus. Er war verblüfft und beunruhigt, aber erfreut war er nicht. Die Schlacht war noch nicht geschlagen.

Doch Hrathen war zu müde, sich im Moment den Kopf über Dilaf zu zerbrechen, und stolperte auf seine Gemächer zu. Er zog die Tür auf. Seine Besitztümer lagen gestapelt in einer Zimmerecke, als warteten sie darauf, abgeholt und entsorgt zu werden. Jäh überfiel Hrathen Sorge, und er stürzte auf den Stapel zu. Er fand den Koffer mit dem Seon unter einem Kleiderhaufen. Das Schloss war aufgebrochen. Nervös öffnete Hrathen den Deckel und zog die stählerne Kiste hervor. Die Vorderseite der Kiste war mit Schrammen, Kratzern und Dellen übersät.

Rasch machte Hrathen die Kiste auf. Da einige Hebel verbogen waren und das Zifferblatt klemmte, hörte er mit Erleichterung, wie das Schloss aufklickte. Vorsichtig hob er den Deckel an. Im Innern schwebte ruhig das Seon. Die drei restlichen Fläschchen mit dem Trank lagen daneben. Zwei waren zerbrochen, und ihr Inhalt hatte sich auf den Boden der

Kiste ergossen.

»Hat jemand diese Kiste geöffnet, seit ich das letzte Mal durch dich gesprochen habe?«, fragte Hrathen.

»Nein, Mylord«, erwiderte das Seon mit seiner melancholischen Frauenstimme.

»Gut«, sagte Hrathen und ließ den Deckel wieder zuschnappen.

Anschließend trank er eine sorgfältig bemessene Menge Wein aus einer Taschenflasche, die er dem Stapel mit seinen Besitztümern entnahm, ließ sich dann auf das Bett fallen und schlief ein.

Es war dunkel, als er erwachte. Sein Körper war immer noch müde, aber er zwang sich aufzustehen. Ein wichtiger Teil seines Planes konnte nicht warten. Er rief einen bestimmten Priester zu sich, der kurz darauf erschien. Der Priester, Dothgen, war ein großer Mann von kräftiger fjordellischer Statur, dessen Muskeln sich sogar unter seinem roten derethischen Gewand abzeichneten.

»Sehr wohl, Mylord?«, erkundigte sich Dothgen.

»Ihr seid im Kloster Rathbore ausgebildet worden, nicht wahr, Arteth?«, fragte Hrathen.

»In der Tat, Mylord«, erwiderte der Mann mit tiefer Stimme.

»Gut«, sagte Hrathen und hielt das letzte Fläschchen mit dem Trank empor. »Ich benötige Eure speziellen Fähigkeiten.«

»Für wen ist es bestimmt, Mylord?«, fragte der Priester. Wie jeder Absolvent von Rathbore war Dothgen ein ausgebildeter Attentäter. Er hatte viel mehr Spezialkenntnisse vermittelt bekommen als Hrathen im Kloster Ghajan, dem Ort, an den Hrathen gegangen war, nachdem sich herausgestellt hatte, dass er

Dakhor nicht gewachsen war. Doch nur ein Gyorn oder ein Ragnat konnte einen in Rathbore ausgebildeten Priester ohne Wyrns Genehmigung zum Einsatz bringen. Hrathen lächelte.

## Kapitel 37

Es geschah, während Raoden mit seiner Lektüre beschäftigt war. Er hörte sich weder selbst qualvoll und überrascht aufkeuchen, noch fühlte er, wie er in einem spastischen Krampf von seinem Stuhl stürzte. Er konnte nur den Schmerz spüren - eine messerscharfe Folter, die ihn jäh und überaus heftig ergriff. Es war wie eine Million winziger Insekten, die sich alle auf ihn stürzten, von innerhalb und außerhalb seines Körpers, um ihn bei lebendigem Leibe aufzufressen. Bald hatte er das Gefühl, keinen Körper mehr zu besitzen, der Schmerz *war* sein Körper. Er war die einzige Wahrnehmung, der einzige Reiz, und die einzige Folge waren seine Schreie.

Dann spürte er *es*. Es erhob sich wie eine einzige gewaltige, glatte Oberfläche, ohne Riss oder Loch, im Hintergrund seines Geistes. Es übte fordernd Druck aus und trieb die Schmerzen in jede Faser seines Körpers, wie ein Arbeiter, der einen Nagel in den Boden hämmerte. Es war riesengroß. Im Vergleich wirkten Menschen, Gebirge und Welten armselig. Es war nicht böse, ja zu Empfindungen war es gar nicht in der Lage. Weder wütete es, noch schäumte es. Es war unbeweglich, erstarrt durch den eigenen heftigen *Druck*. Es wollte sich bewegen - irgendwohin gelangen, auf der Suche nach Erlösung von der Anspannung. Aber es gab keinen Ausweg.

Als die Kraft zurückging, konnte Raoden wieder seine Umgebung wahrnehmen. Er lag auf dem kalten Marmorboden der Kapelle und starrte zur Unterseite seines Tisches empor. Zwei undeutliche Gesichter schwebten über ihm.

»Sule?«, fragte eine eindringliche Stimme wie von ganz weit weg.

»Doloken! Raoden, kannst du mich hören?«

Langsam konnte er wieder schärfer sehen. Karatas Züge, die sonst so streng waren, wirkten besorgt, während Galladon aschgrau im Gesicht war.

»Mir geht es gut«, krächzte Raoden beschämt. Nun würde ihnen klar werden, wie schwach er in Wirklichkeit war, dass er noch nicht einmal den Schmerz eines lediglich einmonatigen Aufenthalts in Elantris ertrug. Die beiden halfen ihm, sich aufzusetzen. Er blieb kurz auf dem Boden,

bevor er ihnen zu verstehen gab, dass er sich auf den Stuhl setzen wollte. Sein ganzer Körper schmerzte, als habe er versucht, gleichzeitig ein Dutzend verschiedener Gewichte zu stemmen. Mit einem Stöhnen ließ er sich auf den unbequemen Steinsitz gleiten.

»Sule, was ist passiert?«, fragte Galladon, der sich zögerlich auf seinen eigenen Stuhl zurückzog.

»Es war der Schmerz«, sagte Raoden, den Kopf in die Hände gestützt.

»Einen Augenblick lang war es zu viel. Jetzt geht es mir wieder gut. Er ist wieder abgeklungen.«

Galladon runzelte die Stirn. »Wovon sprichst du, Sule?«

»Dem Schmerz«, sagte Raoden wütend. »Den Schmerzen von meinen Schnitten und Blutergüssen, dem Verderben, das einen hier in Elantris heimsucht.«

»Sule, der Schmerz ereilt einen nicht wellenförmig«, sagte Galladon. »Er bleibt einfach immer gleich.«

»Bei mir kommt er wellenförmig«, sagte Raoden müde.

Galladon schüttelte den Kopf. »Das kann nicht sein. Kolo? Wenn man dem Schmerz anheim fällt, dreht man durch und verliert den Verstand. So ist es immer. Außerdem hast du unmöglich schon genügend Schnittwunden und Blutergüsse gesammelt, um zu einem Hoed zu werden.«

»Das hast du bereits gesagt, Galladon, aber bei mir ist es eben so. Es kommt ganz plötzlich, als versuche es, mich zu zerstören, und dann verschwindet es wieder.

Vielleicht bin ich nur nicht so gut wie die anderen im Umgang damit.«

»Mein Prinz«, sagte Karata stockend, »Ihr habt geleuchtet.«

Entsetzt blickte Raoden zu ihr empor. »Was?«

»Es stimmt, Sule«, meinte Galladon. »Nach deinem Zusammenbruch hast du zu leuchten angefangen. Wie ein Aon. Beinahe als ob ...«

Vor Verblüffung stand Raoden leicht der Mund offen. »... als ob das Dor versucht, durch *mich* hindurchzukommen!« Die Kraft hatte nach einer Öffnung gesucht, einem Ausweg. Es hatte versucht, ihn wie ein Aon zu benutzen. »Wieso ich?«

»Manche Leute stehen dem Dor näher als andere, Sule«, sagte Galladon.

»In Elantris haben manche Menschen viel wirkungsvollere Aonen erschaffen können als andere, und manche Leute schienen mit der Macht



... auf vertrauenerem FuÙe zu stehen.«

»Abgesehen davon, mein Prinz«, sagte Karata, »seid Ihr nicht derjenige, der die Aonen am besten beherrscht? Wir sehen Euch jeden Tag üben.« Raoden nickte langsam. »Man sagt, während der Reod seien die mächtigsten Elantrier als Erste gefallen. Sie haben sich nicht gewehrt, als der Pöbel sie verbrannte.«

»Als seien sie von etwas überwältigt gewesen. Kolo?«, fragte Galladon. Mit einem Mal erfüllte eine geradezu ironische Erleichterung Raodens Geist. So sehr der Schmerz auch wehtat, seine eigene Unsicherheit hatte ihm größere Sorgen bereitet. Doch frei war er deswegen noch lange nicht. »Die Attacken werden immer heftiger.

Wenn sie nicht aufhören, werden sie mich eines Tages erwischen. Falls das passieren sollte ...«

Galladon nickte ernst. »Du wirst zu den Hoed gehören.«

»Das Dor wird mich zerstören«, sagte Raoden. »Es wird bei dem vergeblichen Versuch freizukommen meine Seele in Stücke reißen. Es ist nicht lebendig, sondern bloß eine Kraft, und es wird nicht aufhören, es zu versuchen, nur weil ich kein möglicher Kanal für seine Energien bin. Wenn es mich holt, dann denkt an den Schwur, den ihr geleistet habt.« Galladon und Karata nickten. Sie würden ihn zu dem Tümpel in den Bergen bringen. Er konnte sich darauf verlassen, dass sie sich um ihn kümmern würden, falls er endgültig zusammenbrechen sollte. Dieses Wissen war genug, um weiterzumachen - und es war genug, um in ihm ganz leise den Wunsch zu wecken, dass der Tag seines Versagens nicht mehr allzu fern lag.

»Das muss aber nicht eintreten, Sule«, sagte Galladon. »Ich meine, dieser Gyorn ist doch auch geheilt worden. Vielleicht passiert gerade etwas. Vielleicht hat sich etwas verändert.«

Raoden hielt inne. »Falls er tatsächlich geheilt worden ist.«

»Was wollt Ihr damit sagen?«, fragte Karata.

»Es wurde ein großer Wirbel veranstaltet, als man ihn aus der Stadt geholt hat«, sagte Raoden. »Wenn ich der Wyrn wäre, würde ich nicht wollen, dass ein derethischer Elantrier hier bleibt und meiner Religion Schande zufügt. Ich würde einen Gesandten schicken, der ihn herausholen und allerseits verbreiten soll, er sei geheilt worden, bevor man ihn in Fjordell versteckt.«

»Wir haben den Mann nach seiner angeblichen Heilung tatsächlich nicht aus der Nähe gesehen«, räumte Karata ein.

Galladon wirkte angesichts der Richtung, in die sich das Gespräch entwickelte, ein wenig niedergeschlagen. Wie in so vielen anderen in Elantris hatte Hrathens Heilung ein gewisses Maß an Hoffnung in ihm geweckt. Raoden hatte seine Zweifel nicht offen verlauten lassen, um den Optimismus der Menschen nicht zu dämpfen, aber innerlich war er zurückhaltender. Seit der Gyorn fort war, war niemand sonst geheilt worden.

Es war ein hoffnungsvolles Zeichen, aber aus irgendeinem Grund bezweifelte Raoden, dass es eine große Veränderung für die Bewohner von Elantris bringen würde. Sie mussten daran arbeiten, ihr eigenes Leben zu verbessern, und nicht auf ein Wunder von außen warten. Er widmete sich erneut seiner Lektüre.

## Kapitel 38

Unzufrieden beobachtete Sarene den Gyorn. Hrathen hielt seine Predigten nicht länger bei der derethischen Kapelle, da mittlerweile zu viele Menschen kamen.

Stattdessen veranstaltete er Versammlungen am Stadtrand, wo er auf der anderthalb Meter hohen Grenzmauer von Kae stehen konnte, während seine Anhänger ihm zu Füßen saßen und lauschten. Der Gyorn predigte kraftvoller und mit mehr Begeisterung als bisher. Denn jetzt war er ein Heiliger. Er hatte die Shaod erlitten und bewiesen, dass ihr Fluch ihm nichts anhaben konnte.

Er war ein beeindruckender Gegenspieler, das musste Sarene zugeben. In seiner roten Rüstung stand er wie eine blutige Metallstatue über der Menschenmenge.

»Es muss ein Trick gewesen sein«, stellte sie fest.

»Natürlich war es das, Cousine«, sagte Lukel, der neben ihr stand.

»Wenn wir etwas anderes glauben würden, könnten wir uns gleich dem Shu-Dereth anschließen. Mir allerdings steht Rot überhaupt nicht.«

»Dein Gesicht ist zu rosa«, sagte Sarene scherzhaft.

»Wenn es ein Trick gewesen ist, Sarene«, meinte Shuden, »dann kann ich ihn mir aber nicht erklären.« Die drei standen am Rand der Morgenandacht. Sie hatten sich mit eigenen Augen die riesigen Massen ansehen wollen, die Hrathen mittlerweile anzog - selbst an dem Tag, an dem das Begräbnis des Königs stattfand.

»Vielleicht hat er Schminke benutzt«, sagte Sarene.

»Die die rituelle Waschung überstanden hat?«, fragte Shuden.

»Vielleicht waren die Priester mit von der Partie«, sagte Lukel.

»Habt Ihr jemals versucht, einen korathischen Priester zu bestechen, Lukel?«, fragte Shuden spitz.

Lukel sah sich unbehaglich um. »Die Frage möchte ich lieber nicht beantworten, danke.«

»Ihr klingt beinahe, als würdet Ihr ihm sein Wunder abnehmen, Shuden«, sagte Sarene.

»Ich stelle es nicht in Abrede«, sagte Shuden. »Warum sollte Gott nicht einen seiner frommen Gläubigen segnen? Religiöser

Ausschließlichkeitsanspruch ist erst mit dem korathischen und derethischen Glauben zum Shu-Keseg dazugekommen.«

Sarene seufzte und bedeutete ihren Freunden mit einem Kopfnicken, ihr zu folgen, als sie sich einen Weg am Rande der Menge bahnte und auf die Kutsche zuging, die auf sie wartete. Ob nun durch einen Trick oder nicht, Hrathen hatte die Leute ungemütlich fest im Griff. Wenn es ihm gelingen sollte, einen Sympathisanten auf den Thron zu bugsieren, wäre alles vorbei. Arelon würde zu einem derethischen Land werden, und übrig bliebe nur Teod - wenn auch wahrscheinlich nicht für lange. Ihre beiden Begleiter machten sich ohne Zweifel ähnliche Sorgen, denn ihre Mienen sahen beunruhigt und grüblerisch aus. In Gedanken versunken stiegen sie, ohne ein Wort zu verlieren, in die Kutsche ein. Schließlich wandte Lukel sich jedoch an Sarene. Seine scharf geschnittenen Züge wirkten verstört. »Was willst du damit sagen, mein Gesicht sei zu rosa?«, wollte er verletzt wissen.

Am Schiffsmast prangte das königliche Wappen von Teod, das goldene Aon Teo auf blauem Grund. Es gab kein schnelleres Gefährt zu Wasser als eines der langen, schmalen teoischen Streitschiffe.

Sarene fühlte sich verpflichtet, dem Patriarchen einen besseren Empfang zu bereiten, als ihr selbst bei ihrer Ankunft in den gleichen Hafenanlagen zuteilgeworden war. Sie mochte den Mann zwar nicht, aber das war keine Entschuldigung für unhöfliches Verhalten. Deshalb nahm sie Shuden, Lukel, Eondel und etliche Soldaten des Grafen als Ehrengarde mit.

Das schmale Schiff glitt reibungslos in den Hafen, und die Matrosen ließen eine Landungsbrücke von Bord, sobald das Gefährt vertäut war. Eine Gestalt in einem blauen Gewand stolzierte festen Schrittes an den Matrosen vorbei die Landungsbrücke hinab. Zahlreiches Gefolge und niedere Priester folgten. Der Patriarch wusste sich gern wohl versorgt. Als sich Seinalan näherte, verzog Sarene das Gesicht zu einer höflichen Maske.

Der Patriarch war ein hoch gewachsener Mann mit feinen Gesichtszügen. Seine goldenen Haare waren lang wie die einer Frau, und sie gingen in den gewaltigen goldenen Umhang über, der hinter ihm herflatterte. Seinalans blaues Gewand war mit so viel Goldfaden bestickt, dass manchmal kaum der Stoff darunter zu erkennen war. Er

trug ein gutwilliges Lächeln zur Schau, das keinen Zweifel daran ließ, dass er sich in Geduld mit seinem jeweiligen tiefer stehenden Gegenüber übte.

»Eure Hoheit!«, sagte Seinalan, als er auf Sarene zutrat. »Es ist zu lange her, seit meine alten Augen Euer süßes Antlitz zuletzt erblickt haben.« Sarene gab sich alle Mühe zu lächeln und machte einen Knicks vor dem Patriarchen und seinen angeblich alten Augen. Eigentlich war Seinalan höchstens vierzig, auch wenn er versuchte, älter und weiser zu wirken, als er in Wirklichkeit war.

»Euer Heiligkeit«, sagte sie. »Euer Besuch bringt Segen über ganz Arelon.«

Er nickte, als wolle er sagen, dass er wusste, wie glücklich das Land sich schätzen konnte. Dann wandte er sich Shuden und den anderen zu. »Wer sind Eure Begleiter?«

»Mein Cousin Lukel und Baron Shuden und Graf Eondel von Arelon, Euer Heiligkeit.« Jeder der Männer verbeugte sich, als sie ihn vorstellte.

»Nur Barone und Grafen?«, fragte Seinalan enttäuscht.

»Herzog Roial lässt Euch grüßen, Euer Gnaden«, sagte Sarene. »Er ist mit den Vorbereitungen für König Iadons Beerdigung beschäftigt.«

»Aha«, sagte Seinalan, dessen volles Haar, das keine einzige graue Strähne aufwies, im Meereswind wehte. Schon oft hatte Sarene sich gewünscht, auch nur halb so schöne Locken zu besitzen wie der Patriarch. »Ich nehme an, dass ich nicht zu spät zu der Beerdigung komme?«

»Nein, Euer Heiligkeit«, sagte Sarene. »Sie ist für heute Nachmittag angesetzt.«

»Gut«, meinte Seinalan. »Kommt, Ihr dürft mich jetzt zu meiner Unterkunft geleiten.«

»Das war ... enttäuschend«, räumte Lukel ein, als sie zurück in ihre Kutsche kletterten. Der Patriarch hatte dank Roial sein eigenes Gefährt bekommen, und die Gabe hatte ihn ein wenig mit der Abwesenheit des Herzogs versöhnt.

»Er ist nicht unbedingt das, was man sich erwartet, nicht wahr?«, fragte Sarene.

»Das hat Lukel nicht gemeint, Sarene«, sagte Shuden.

Sarene warf Lukel einen Blick zu. »Was meinst du denn dann?«

»Ich hatte mir ein wenig mehr Unterhaltung versprochen«, sagte Lukel, dem ein paar Haarsträhnen ins Gesicht fielen, als er mit den Schultern zuckte.

»Er hat sich auf diese Begegnung gefreut, seit er Eure Beschreibung des Patriarchen gehört hat, Eure Hoheit«, erklärte Eondel mit unzufriedener Miene. »Er ist davon ausgegangen, dass Ihr beiden ... ein wenig mehr aneinander geraten würdet.«

Sarene seufzte und bedachte Lukel mit einem vernichtenden Blick.

»Bloß weil ich den Mann nicht ausstehen kann, heißt das noch lange nicht, dass ich eine Szene mache, Cousin. Vergiss nicht, dass ich eine der führenden Diplomatinen meines Vaters gewesen bin.«

Lukel nickte resigniert.

»Ich muss zugeben, Sarene«, warf Shuden ein, »dass Ihr mit Eurer Einschätzung des Patriarchen nicht falsch gelegen habt. Ich frage mich nur, wie solch ein Mann dazu auserwählt werden konnte, einen derart wichtigen Posten innezuhaben.«

»Es war ein Fehler«, sagte Sarene schroff. »Seinalan ist vor etwa fünfzehn Jahren berufen worden, als er kaum so alt war wie Ihr heute. Es war kurz nachdem Wulden Wyrn geworden war, und die Obersten des Shu-Korath fühlten sich durch seine Vitalität bedroht. Aus irgendeinem Grund hatten sie es sich in den Kopf gesetzt, dass sie einen Patriarchen wählen mussten, der genauso jung wie Wulden war, wenn nicht noch jünger. Das Ergebnis war Seinalan.«

Shuden zog eine Braue empor.

»Ich stimme voll und ganz mit Euch überein«, sagte Sarene. »Aber ich kann sie zumindest teilweise verstehen. Wulden soll einer der attraktivsten Männer sein, die je den fjordellischen Thron bestiegen haben, und die korathischen Geistlichen wollten jemanden, der genauso beeindruckend ist.«

Lukel schnaubte. »Attraktiv und hübsch sind zwei völlig unterschiedliche Dinge, Cousine. Die Hälfte der Frauen, die ihn erblicken, liebt den Mann, die andere Hälfte wird bloß neidisch sein.« Im Laufe der Unterhaltung verlor Lord Eondel immer mehr an Gesichtsfarbe.

Schließlich machte er seiner Empörung Luft: »Vergesst nicht, Mylords und Mylady, dass dies das heilige Gefäß ist, das Domi auserwählt hat!«

»Und er hätte kein reizenderes Gefäß erwählen können«, scherzte Lukel, womit er sich einen Rippenstoß von Sarene einhandelte.

»Wir werden uns Mühe geben, respektvoller zu sprechen, Eondel«, entschuldigte sie sich. »Es ist ohnehin unwichtig, wie der Patriarch aussieht. Mich interessiert viel mehr, warum er hergekommen ist.«

»Ist denn die Beerdigung eines Königs nicht Grund genug?«, wollte Shuden wissen.

»Vielleicht«, sagte Sarene zweifelnd, während die Kutsche vor der korathischen Kapelle zum Stehen kam. »Kommt, bringen wir Seine Heiligkeit so schnell wie möglich zu seiner Unterkunft. Das Begräbnis ist in weniger als zwei Stunden, und es sieht ganz so aus, als würde ich anschließend heiraten.«

Da es keinen offensichtlichen Erben gab und Eshen völlig aus der Fassung war aufgrund des schmachvollen Sturzes und darauffolgenden Todes ihres Ehemannes, hatte Herzog Roial sich allein um die Vorbereitungen für die Bestattung gekümmert.

»Heidnischer Mörder oder nicht, früher einmal bin ich mit Iadon befreundet gewesen«, erklärte der Herzog. »In Zeiten der Not hat er dem Land Stabilität beschert. Deshalb hat er zumindest eine anständige Beerdigung verdient.«

Omin hatte darum gebeten, dass für den Gottesdienst nicht die korathische Kapelle benutzt wurde. Deshalb hatte Roial entschieden, auf den königlichen Thronsaal auszuweichen. Diese Wahl hatte Sarene ein wenig Unbehagen bereitet, denn im Thronsaal würde ebenfalls die Hochzeit abgehalten werden. Doch Roial fand, es sei ein symbolischer Akt, wenn sowohl das Ableben des alten Königs als auch der Aufstieg des neuen in ein und derselben Räumlichkeit begangen wurden.

Der Saal war geschmackvoll und dezent geschmückt. Sparsam, wie Roial war, hatte er Dekorationen und Farben ausgesucht, die sowohl zu einer Beerdigung als auch zu einer Hochzeit passten. Die Säulen in dem Saal waren mit weißen Bändern umwickelt, und es gab zahlreiche Blumengestecke, vor allem weiße Rosen und Aberteenen.

Sarene betrat den Saal und sah lächelnd zur Seite. Weiter vorn, neben einer Säule, war der Platz, an dem sie das erste Mal ihre Staffelei aufgebaut hatte. Es schien so lange her zu sein, obwohl seitdem kaum mehr als ein Monat vergangen war. Die Tage, als man sie für ein

törichtes Mädchen gehalten hatte, waren schamhaft in Vergessenheit geraten. Mittlerweile betrachtete die Adelswelt sie geradezu ehrfürchtig. Hier war die Frau, die den König manipuliert, ihn dann zum Narren gemacht und schließlich vom Thron gestoßen hatte. Sie würden Sarene niemals so lieben, wie sie Raoden geliebt hatten, aber sie würde stattdessen die Bewunderung der Menschen hinnehmen, auch wenn sie weniger wert war.

An der Saalseite erblickte Sarene Herzog Telrii. Der glatzköpfige, übertrieben vornehm angezogene Mann versuchte nicht, zu verbergen, dass er unzufrieden war. Roial hatte seine Hochzeit mit Sarene erst vor ein paar Stunden angekündigt, sodass der pompöse Telrii kaum Zeit hatte, einen Gegenschlag auszuhecken. Sarene sah Telrii in die Augen und spürte ... Ärger in der Körperhaltung des Mannes. Sie hatte etwas von ihm erwartet, einen wie auch immer gearteten Versuch, ihre Eheschließung zu hintertreiben, aber er hatte nichts unternommen. Was hielt ihn zurück?

Roials Ankunft rief die Menschenmenge zur Ordnung, und es legte sich Schweigen über den Saal. Roial ging zur Vorderseite des Saales, wo sich der versiegelte Sarg des Königs befand, und fing zu reden an.

Es war eine kurze Ansprache. Roial brachte ihnen in Erinnerung, wie Iadon ein Land aus Elantris' Asche geformt und ihnen allen ihre Titel verliehen hatte. Er warnte sie, nicht den gleichen Fehler wie der König zu begehen, und riet ihnen, auch in ihrem Reichtum und Wohlergehen an Domi zu denken. Er endete mit der Empfehlung, nicht schlecht von dem Toten zu reden, da sich Domi um Iadons Seele kümmern würde und dergleichen nicht Angelegenheit der Menschen sei.

Mit diesen Worten gab er etlichen Soldaten Eondels einen Wink, woraufhin sie den Sarg aufhoben. Doch ehe sie auch nur ein paar Schritte getan hatten, trat eine weitere Gestalt vor.

»Dem habe ich etwas hinzuzufügen«, erklärte Seinalan.

Roial blieb überrascht stehen. Seinalan lächelte und zeigte dem Saal seine makellosen Zähne. Er hatte sich bereits umgezogen und trug nun ein Gewand, das dem ersten ähnelte, aber statt der Stickereien eine breite goldene Borte aufwies, die seinen Rücken hinauf- und über seine Brust hinunterführte.

»Selbstverständlich, Euer Hoheit«, sagte Roial.



»Was soll das?«, flüsterte Shuden.

Sarene konnte nur den Kopf schütteln, als Seinalan an das Rednerpult hinter dem Sarg trat. Er bedachte die Menge mit einem wichtigtuerschen Lächeln und zog in einer melodramatischen Geste eine Schriftrolle aus dem Ärmel seines Gewands.

»Vor zehn Jahren, kurz nach der Thronbesteigung, hat König Iadon mich aufgesucht und hat diese Erklärung abgegeben«, sagte Seinalan. »Sein Siegel befindet sich am unteren Rand des Schreibens, genau wie das meine. Er hat befohlen, dass ich dies anlässlich seiner Bestattung oder fünfzehn Jahre nach seiner Thronbesteigung in Arelon präsentiere, je nachdem, welches Ereignis früher einträte.«

Roial bewegte sich an der Seite des Saales entlang, bis er neben Sarene und Shuden stand. Er wirkte neugierig, nicht besorgt. An der Stirnseite des Saales erbrach Seinalan das Siegel an der Schriftrolle und entrollte sie.

»Mylords und Myladys von Arelon«, las Seinalan, der das Papier vor sich hielt, als sei es eine strahlende Reliquie. »Erfahret den Willen Eures ersten Königs, Iadons von Kae. Ich schwöre feierlich vor Domi, meinen Vorfahren und allen anderen Göttern, die uns zusehen mögen, dass diese Bekanntmachung rechtsgültig ist. Sollte ich tot sein oder aus einem anderen Grund nicht in der Lage, als Euer König zu herrschen, dann wisset, dass ich diese Verfügung im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte erlassen habe und dass sie laut der Gesetze unseres Landes verbindlich ist.

Ich befehle, dass sämtliche Adelstitel fortan gültig bleiben sollen, wie sie sind, und dass sie von Generation zu Generation, Vater an Sohn, weitergegeben werden sollen, wie es in anderen Ländern üblich ist.

Vermögen soll nicht länger ausschlaggebend für den Adelsstand eines Mannes sein; wer so lange seinen Rang verteidigt hat, hat sich als würdig erwiesen. Das beigegefügte Dokument ist eine kodifizierte Auflistung des Erbrechts, das den Gesetzen in Teod nachempfunden ist. Dieses

Dokument möge Gesetz in unserem Land werden.«

Seinalan ließ das Papier sinken und blickte in einen Saal voll verblüffter Menschen. Es waren keinerlei Geräusche zu vernehmen. Nur neben Sarene atmete jemand leise aus. Nach einer Weile fingen die Leute an, sich gedämpft, aber aufgeregt zu unterhalten.

»Das hat er also die ganze Zeit über vorgehabt«, sagte Roial leise. »Er hat gewusst, wie unsicher sein System gewesen ist. Er hat es sogar so gewollt. Die Adligen sollten einander an die Gurgel gehen, damit sich herausstellt, wer stark genug oder auch hinterhältig genug ist, um zu überleben.«

»Ein guter Plan, wenn auch reichlich skrupellos«, sagte Shuden.

»Vielleicht haben wir Iadons Schläue unterschätzt.«

Seinalan stand vorn und betrachtete die Adligen mit wissendem Blick.

»Warum er?«, fragte Shuden.

»Weil er unangreifbar ist«, sagte Sarene. »Nicht einmal Hrathen würde es wagen, das Wort des Patriarchen anzuzweifeln - jedenfalls noch nicht. Wenn Seinalan sagt, dieser Erlass sei vor zehn Jahren verfertigt worden, dann muss ihm jeder in Arelon zustimmen.«

Shuden nickte. »Ändert das etwas an unseren Plänen?«

»Überhaupt nicht«, sagte Roial mit einem Blick auf Telrii, dessen Miene sich noch weiter verfinstert hatte. »Der Erlass stärkt unseren Anspruch. Meine Verbindung mit Iadons Familie wird dadurch noch glaubwürdiger.«

»Telrii bereitet mir immer noch Kopfzerbrechen«, sagte Sarene, während der Patriarch seiner Rede ein paar Gemeinplätze hinzufügte, wie vernünftig es sei, diese Art des Erbrechts einzuführen. »Sein Anspruch auf den Thron wird hierdurch zweifelsohne entkräftet, aber wird er den Erlass akzeptieren?«

»Ihm wird nichts anderes übrig bleiben«, sagte Roial mit einem Lächeln.

»Kein Adliger würde jetzt noch wagen, ihm zu folgen. Iadons Bekanntmachung gewährt ihnen genau das, was sie immer gewollt haben: sichere Titel. Der Adel wird nicht das Risiko eingehen, einen Mann zu krönen, der keinerlei gültigen Erbanspruch auf den Thron hat. Die Rechtmäßigkeit von Iadons Erlass ist dabei nicht von Belang. Alle werden so tun, als sei es Kirchendoktrin.«

Endlich durften Eondels Soldaten wieder vortreten und den Sarg aufheben. Da sich Roial an keiner anderen königlichen Bestattung in Arelon hatte orientieren können, hatte er auf die Kultur geblickt, die der seinen am ähnlichsten war: Teod. Die Teonen bevorzugten gewaltige Zeremonien und bestatteten ihre größten Könige häufig mit einer Schiffsladung von Reichtümern, wenn nicht sogar mit dem ganzen

Schiff. Während dies in Iadons Fall offensichtlich unpassend gewesen wäre, hatte Roial andere Ideen aufgegriffen. Ein teoischer Trauermarsch war eine in die Länge gezogene Angelegenheit, bei der das Gefolge oft über eine Stunde gehen musste, bis es die vorbereitete Stätte erreichte. Diese Tradition hatte Roial übernommen, allerdings mit einer leichten Abänderung.

Vor dem Palast wartete eine Reihe von Kutschen. In Sarenes Augen wirkte es respektlos, Gefährte zu benutzen, aber Shu den hatte ein gutes Argument geliefert.

»Roial will noch heute Nachmittag seinen Thronanspruch anmelden«, hatte der Jindo erklärt. »Er kann es sich nicht leisten, die noblen Lords und Ladys von Arelon zu beleidigen, indem er sie zu einem Fußmarsch bis vor die Stadt zwingt.«

Abgesehen davon, fügte Sarene insgeheim hinzu, warum sich Sorgen um mangelnden Respekt machen? Es geht schließlich nur um Iadon.

Mit den Kutschen brauchten sie nur eine Viertelstunde, um die Begräbnisstätte zu erreichen. Anfangs sah es wie ein gewaltiges Loch aus, das man gegraben hatte, aber bei genauerem Hinsehen wurde deutlich, dass es eine natürliche Bodensenke war, die man noch vertieft hatte. Auch hinter dieser Wahl stand Roials Sinn für Sparsamkeit.

Ohne viel Aufhebens befahl Roial, den Sarg in das Loch zu senken. Ein großer Trupp Arbeiter machte sich daran, einen Grabhügel darüber zu errichten.

Es überraschte Sarene, wie viele Adelige blieben und zusahen. In den letzten Tagen hatte es sich abgekühlt, von den Bergen wehte ein eiskalter Wind. Es nieselte, und die Sonne wurde von Wolken verdeckt. Sarene hatte erwartet, dass die meisten Aristokraten einer nach dem anderen verschwinden würden, sobald die ersten Schaufeln voll Erde in das Grab geschüttet worden waren.

Doch sie blieben und beobachteten die Arbeit schweigend.

Sarene, die tatsächlich wieder einmal Schwarz trug, zog ihren Schal fester, um sich vor der Kälte zu schützen. Da war etwas in den Augen der Adelligen. Iadon war der erste König von Arelon gewesen, seine Herrschaft war - trotz ihrer kurzen Dauer - der Anfangspunkt einer Tradition gewesen. Noch jahrhundertlang würden die Menschen sich an Iadons Namen erinnern, und die Kinder würden in der Schule lernen, wie

er in einem Land an die Macht gekommen war, dessen Götter tot waren. War es ein Wunder, dass er sich den Mysterien zugewandt hatte? Bei allem, was er mit angesehen hatte - der Pracht Elantris' vor der Reod und dem nachfolgenden Tod einer Ära, die man für ewig gehalten hatte -, war es ein Wunder, dass er versucht hatte, das Chaos zu beherrschen, das im Land der Götter zu wüten schien? Sarene hatte das Gefühl, Iadon ein wenig besser zu verstehen, als sie dort in der kalten Feuchtigkeit stand und zusah, wie das Erdreich langsam den Sarg des toten Königs verhüllte.

Erst als die letzte Schaufel Erde geleert, der letzte Teil des Grabhügels festgeklopft war, wandten sich die arelischen Adeligen endlich zum Gehen. Es war eine leise Prozession, und Sarene bemerkte es kaum. Sie stand noch ein wenig länger dort und betrachtete das Hügelgrab des Königs in dem für nachmittags ungewöhnlichen Nebel. Iadon war tot. Es war Zeit für jemand Neuen an der Spitze von Arelon.

Jemand legte ihr sanft eine Hand auf die Schulter, und als sie sich umdrehte, blickte sie direkt in Roials tröstende Augen. »Wir müssen los, Sarene.«

Sarene nickte und ließ sich wegführen.

Sarene kniete in der vertrauten korathischen Kapelle mit der niedrigen Decke. Sie war allein, denn es war Brauch, dass eine Braut ein letztes Mal ganz für sich mit Domi kommunizierte, bevor sie das Ehegelöbnis ablegte.

Von Kopf bis Fuß war sie in Weiß gekleidet. Sie trug das Kleid, das sie für ihre erste Hochzeit mitgebracht hatte: ein keusches, hochgeschlossenes Kleid, das ihr Vater ausgesucht hatte. Außerdem hatte sie weiße Seidenhandschuhe angezogen, die ihr bis zu den Schultern reichten, und ihr Gesicht war von einem dichten Schleier verhüllt - der traditionsgemäß erst gelüftet würde, wenn sie ihrem Verlobten gegenübertrat.

Sie war sich nicht sicher, was ihr Gebet beinhalten sollte. Sarene betrachtete sich selbst als religiös, auch wenn sie bei Weitem nicht so fromm wie Eondel war. Ihr Kampf um Teod war im Grunde ein Kampf um die korathische Religion. Sie glaubte an Domi und betrachtete ihn voll Ehrfurcht. Den Lehren der Priester folgte sie treu, auch wenn sie insgesamt vielleicht ein wenig zu eigensinnig war.

Jetzt schien es, als habe Domi endlich ihre Gebete erhört. Er hatte ihr einen Ehemann geschenkt, selbst wenn dieser ihren Erwartungen nicht im Geringsten entsprach. *Vielleicht, dachte sie, hätte ich mich ein bisschen genauer ausdrücken sollen.*

Der Gedanke war jedoch bar jeder Bitterkeit. Sie hatte fast ihr ganzes Leben lang gewusst, dass ihr eine politische Heirat vorherbestimmt war und keine Liebesheirat. Roial war gewiss einer der anständigsten Männer, denen sie je begegnet war - auch wenn er alt genug war, um ihr Vater oder gar ihr Großvater zu sein. Doch sie hatte schon von Eheschließungen aus Gründen der Staatsräson gehört, die noch ungleicher gewesen waren. Etliche jindoesische Könige hatten bekanntlich Bräute gehabt, die erst zwölf Jahre alt waren.

Aus diesem Grund war ihr Gebet ein Dankgebet. Sie war sich darüber im Klaren, dass ihr ein Segen widerfuhr: An Roials Seite würde sie die Königin von Arelon sein. Und wenn

Domi entschied, ihr Roial in ein paar Jahren zu nehmen, wusste sie, dass sich das Versprechen des Herzogs bewahrheiten würde. Sie würde noch eine Chance haben.

*Bitte, fügte sie am Ende ihres einfachen Gebets hinzu, lass uns einfach nur glücklich sein.*

Draußen wartete ihr weibliches Gefolge, das größtenteils aus Töchtern des Adels bestand. Kaise, die in ihrem weißen Kleidchen sehr feierlich aussah, war auch da.

Torena ebenfalls. Sie hielten Sarenes lange Schleppe, die ihr wie ein Umhang von den Schultern fiel, auf dem kurzen Weg zu ihrer Kutsche und dann wieder, als sie das Gefährt verließ und den Palast betrat.

Die Türen des Thronsaales waren offen, und Roial stand in einem weißen Anzug an der Stirnseite des Raumes. Er wollte auf dem Thron Platz nehmen, sobald die Zeremonie vorbei war. Wenn der Herzog seinen Anspruch nicht auf nachdrückliche, unantastbare Weise klarstellte, konnte es immer noch geschehen, dass Telrii versuchte, die Macht an sich zu reißen.

Der winzig wirkende Pater Omin stand neben dem Thron, eine riesenhafte Ausgabe des *Do-Korath* fest umklammert. Auf seinem Antlitz lag ein verträumter Ausdruck.

Offensichtlich genoss der kleine Priester Hochzeiten. Neben ihm stand

Seinalan, der beleidigt war, weil Sarene nicht ihn gebeten hatte, die Trauung vorzunehmen. Das war ihr gleichgültig. Als sie noch in Teod gelebt hatte, war sie immer davon ausgegangen, dass der Patriarch sie eines Tages trauen würde. Da sie nun aber Gelegenheit hatte, einen Priester walten zu lassen, den sie wirklich mochte, würde sie auf keinen Fall nachgeben.

Sie betrat den Saal, und alle Augen richteten sich auf sie. Es waren genauso viele Leute zu der Hochzeit gekommen wie zu der Beerdigung - wenn nicht noch mehr.

Iadons Bestattung war ein wichtiges politisches Ereignis gewesen, aber Roials Hochzeit war noch bedeutsamer. Der Adel würde es sich auf keinen Fall nehmen lassen, Roials Herrschaft mit dem richtigen Maß an kriecherischer Schmeichelei zu beginnen.

Selbst Gyorn Hrathen war anwesend. Es war merkwürdig, dachte Sarene, dass sein Gesicht so entspannt wirkte. Ihre Hochzeit mit Roial würde ein gewaltiges Hindernis für seine Bekehrungspläne bedeuten. Kurzzeitig verscheuchte Sarene den fjordellischen Priester jedoch aus ihren Gedanken. Auf diesen Tag hatte sie schon lange gewartet, und selbst wenn er nicht so war, wie sie ihn sich erhofft hatte, würde sie das Beste daraus machen.

Endlich geschah es. Nach all der Wartezeit, nach zwei knapp gescheiterten Versuchen würde sie sich tatsächlich vermählen. Mit diesem Gedanken, der sowohl furchterregend als auch entlastend war, hob sie den Schleier.

Das Geschrei setzte augenblicklich ein.

Verwirrt, gedemütigt und erschrocken zog Sarene sich den Schleier vom Haupt, weil sie glaubte, dass vielleicht etwas damit nicht stimmte.

Zusammen mit dem Schleier riss sie sich auch die Haare vom Kopf.

Verblüfft starrte Sarene auf die langen Flechten hinab. Ihre Hände begannen zu zittern. Sie hob den Blick. Roial war bestürzt, Seinalan zornentbrannt, und selbst Omin hielt seinen korathischen Anhänger entsetzt umklammert.

Fieberhaft sah Sarene um sich, bis ihre Augen einen der breiten Spiegel fanden, die sich zu beiden Seiten des Thronsaales befanden. Das Gesicht, das ihr entgegenstarrte, war nicht das ihre. Es war ein widerwärtiges Etwas voll schwarzer Flecken, die aufgrund ihres weißen Kleides noch

deutlicher hervortraten. An ihrer kranken Kopfhaut hingen nur noch ein paar vereinzelte Haarsträhnen.

Unerklärlicherweise und geheimnisvoll hatte die Shaod sie ereilt.

## Kapitel 39

Hrathen sah zu, wie etliche korathische Priester die fassungslose Prinzessin aus dem stillen Saal führten. »Das ist die Strafe, die der heilige Jaddeth verhängt«, verkündete er.

Der Herzog, Roial, saß am Rand des Thronpodiums, den Kopf zwischen den Händen. Der junge jindoesische Baron sah aus, als wolle er den Priestern folgen und sie auffordern, Sarene freizulassen. Und der soldatische Graf Eondel weinte in aller Öffentlichkeit. Zu seiner Überraschung stellte Hrathen fest, dass ihr Kummer ihm keine Freude bereitete. Prinzessin Sarenes Fall war notwendig, doch ihre Freunde waren nicht von Belang - oder wenigstens sollten sie es nicht sein.

Warum machte es ihm etwas aus, dass niemand Tränen vergossen hatte, als er selbst der Shaod zum Opfer gefallen war?

Hrathen hatte schon geglaubt, das Gift könnte zu spät wirken, sodass die überraschende Hochzeit zwischen Sarene und Roial ohne Hindernisse ablaufen würde. Natürlich wäre Sarenes Fall nach der Eheschließung wahrscheinlich genauso katastrophal gewesen; es sei denn, Roial hätte vorgehabt, den Thron noch an diesem Abend zu besteigen. Es war eine unangenehme Aussicht, über die Hrathen sich jedoch glücklicherweise nicht weiter den Kopf zerbrechen musste.

Jetzt würde Roial sich nicht mehr krönen. Ihm fehlte nicht nur der rechtmäßige Anspruch, sondern sein Vermögen war zudem kleiner als das Telriis. Hrathen hatte den Ehevertrag durchgelesen: Diesmal bedeutete der Todesfall nicht automatisch eine vollzogene Heirat.

Hrathen drängte sich durch die erstarrte Menge auf den Ausgang zu. Er musste schnell handeln: Sarenes Gift würde in fünf Tagen seine Wirkung verlieren. Herzog Telrii begegnete Hrathens Blick, als dieser an ihm vorüberging, und nickte ihm mit einem respektvollen Lächeln zu. Der Mann hatte Hrathens Botschaft erhalten und nichts gegen die Hochzeit unternommen. Nun würde sein Vertrauen belohnt werden.

Die Eroberung Arelons war beinahe vollbracht.



## Kapitel 40

Es muss einen Weg geben, dort hinaufzugelangen«, sagte Raoden, der sich die Augen gegen die Sonne abschirmte, während er die elantrische Stadtmauer emporblickte. Vor ein paar Stunden war die Sonne aufgegangen und hatte den morgendlichen Nebel verdunsten lassen. Viel Wärme hatte sie jedoch nicht mit sich gebracht.

Galladon runzelte die Stirn. »Ich wüsste nicht, wie. Diese Mauern sind ziemlich hoch.«

»Du vergisst, mein Freund«, sagte Raoden, »dass diese Mauern nicht errichtet worden sind, um Leute gefangen zu halten, ja noch nicht einmal wirklich, um Feinde abzuwehren. Die alten Elantrier haben an der Außenseite der Mauer Treppen und Aussichtsplateaus errichtet. Hier drinnen sollte es auch welche geben.«

Galladon gab ein Ächzen von sich. Seit die Wachen unerklärlicherweise von der Mauer verschwunden waren, hatte Raoden einen Weg nach oben finden wollen. Die Mauer gehörte zu Elantris, nicht zur Außenwelt. Von dort aus würde es ihnen vielleicht gelingen herauszufinden, was in Kae vor sich ging.

Die Unachtsamkeit der Wächter bereitete Raoden Sorge. Ihr Verschwinden war in gewisser Weise eine glückliche Fügung, denn es schmälerte die Wahrscheinlichkeit, dass jemandem Neu-Elantris auffallen könnte. Doch ihm fielen nur wenige Gründe ein, weshalb die Soldaten ihren Posten auf der Mauer verlassen würden, und der wahrscheinlichste Grund war gleichzeitig auch der besorgniserregendste. War es möglich, dass der Osten zu guter Letzt doch noch angegriffen hatte?

Raoden wusste, dass eine Invasion durchaus im Bereich des Möglichen lag. Der Wyrn war zu machtgierig, um einen Schatz wie Arelon nach der Reod für immer in Frieden leben zu lassen. Eines Tages würde Fjorden angreifen. Und wenn Arelon im heiligem Krieg des Wyrns fiel, würde Elantris zerstört werden. Dafür würden die derethischen Priester Sorge tragen.

Raoden teilte seine Ängste nicht mit den anderen Elantriern, aber er wollte etwas dagegen unternehmen. Sollte er Männer auf der Mauer

postieren können, wären sie gewarnt, falls sich ihnen ein Heer näherte. Vielleicht hätte Raoden Zeit, seine Leute zu verstecken, wenn er vorgewarnt war. Eine der drei verlassenen Ruinenstädte außerhalb von Elantris war wahrscheinlich ihre größte Hoffnung. Wenn irgend möglich, würde er sie dorthin führen.

Jedenfalls angenommen, er wäre dann noch körperlich dazu in der Lage, ihnen zu helfen. In den letzten vier Tagen hatte das Dor ihn zweimal angegriffen. Doch während die Schmerzen zunahmen, tat dies seine Entschlusskraft glücklicherweise ebenfalls.

Zumindest begriff er das Phänomen mittlerweile. »Dort.« Galladon deutete auf einen Mauervorsprung. Raoden nickte. Es war durchaus möglich, dass der steinerne Pfeiler einen Treppenaufgang beherbergte. »Also los!« Sie befanden sich weit von Neu-Elantris entfernt, das im Stadtzentrum lag, um es vor neugierigen Blicken von der Mau er herab zu schützen. Hier im alten Elantris war noch alles von der Schleimschicht bedeckt. Raoden lächelte: Es ekelte ihn allmählich wieder vor dem Schmutz und Unrat. Lange Zeit hatte er beinahe vergessen gehabt, wie widerwärtig es war.

Sie kamen nicht sehr weit. Kurz nachdem Galladon den möglichen Treppenaufgang entdeckt hatte, bog ein neu-elantrischer Bote aus einer Nebenstraße hinter ihnen. Der Mann kam mit schnellen Schritten auf sie zu und winkte Raoden.

»Mylord Lebensgeist«, sagte der Mann.

»Ja, Tenrao?«, fragte Raoden, der sich umdrehte.

»Es ist wieder jemand in die Stadt geworfen worden, Mylord.«

Raoden nickte. Er begrüßte jeden Neuankömmling gern persönlich.

»Sollen wir gehen?«, fragte er Galladon.

»Die Mauer läuft uns schon nicht davon«, stimmte der Dula ihm zu.

Bei dem Neuankömmling handelte es sich um eine Frau. Die Frau saß mit dem Rücken zum Tor, die Knie an die Brust gezogen und den Kopf in ihrem Opfergewand vergraben.

»Sie ist nicht zimperlich, Mylord«, sagte Dashe, der beim Eintreffen von Neuankömmlingen als Beobachtungsposten fungierte. »Sie hat das Tor ganze zehn Minuten lang angeschrien, nachdem man sie in die Stadt geworfen hatte. Dann hat sie ihren Opferkorb gegen die Mauer geworfen und ist dort so zusammengesunken, wie sie jetzt kauert.«

Raoden nickte. Die meisten Neuankömmlinge waren so benommen, dass sie höchstens ziellos umherirrten. Diese Frau besaß innere Kraft. Er bedeutete den anderen zurückzubleiben, denn er wollte ihr keine Angst einjagen, indem er einen ganzen Pulk von Leuten mit sich brachte. Langsam schlenderte er auf sie zu und ging dann genau vor ihr in die Hocke, um auf Augenhöhe mit ihr zu sein.

»Seid begrüßt«, sagte er freundlich. »Ich schätze mal, Ihr hattet keinen sonderlich guten Tag.«

Die Frau hob den Blick. Als Raoden ihr Gesicht sah, verlor er vor Verblüffung beinahe das Gleichgewicht. Ihre Haut war von Flecken übersät, und sie hatte keine Haare mehr, aber sie hatte immer noch das gleiche schmale Gesicht und runde, schelmische Augen. Prinzessin Sarene. Seine Ehefrau.

»Ihr habt ja keine Ahnung, Lebensgeist«, sagte sie, wobei der Hauch eines ironischen Lächelns ihre Lippen umspielte.

»Ich wette, ich habe mehr Ahnung, als Ihr für möglich haltet«, sagte Raoden. »Ich bin hier, um die Sache ein wenig erfreulicher zu gestalten.«

»Was?«, fragte Sarene, deren Stimme auf einmal einen bitteren Unterton annahm. »Werdet Ihr mir das Opfer stehlen, das mir die Priester mitgegeben haben?«

»Klar werde ich das tun, wenn Ihr es unbedingt wollt«, sagte Raoden.

»Auch wenn ich nicht glaube, dass wir es brauchen. Jemand war gütig genug, uns vor ein paar Wochen etliche Ladungen Nahrungsmittel zu liefern.«

Sarene betrachtete ihn feindselig. Sie hatte seinen Verrat nicht vergessen.

»Kommt mit«, drängte er und hielt ihr die Hand entgegen.

»Ich vertraue Euch nicht mehr, Lebensgeist.«

»Habt Ihr mir denn jemals vertraut?«

Sarene zögerte und schüttelte dann den Kopf. »Ich wollte schon, aber ich habe gewusst, dass ich es nicht tun sollte.«

»Dann habt Ihr mir im Grunde nie eine Chance gegeben, oder?« Er streckte ihr seine Hand noch ein wenig näher hin. »Kommt mit.«

Sie musterte ihn einen Moment und sah ihm prüfend in die Augen.

Schließlich hob sie ihre schmale, feingliedrige Hand, legte sie zum ersten Mal in die seine und ließ sich von ihm auf die Beine ziehen.

## Kapitel 41

Die jähe Veränderung war geradezu atemberaubend. Es war, als sei Sarene aus der Dunkelheit in den Sonnenschein getreten oder als sei sie aus Brackwasser in die warme Luft aufgetaucht. Der schmutzige Schleim von Elantris hörte an einer klaren Grenzlinie auf, hinter der das Kopfsteinpflaster sauber und weiß war. An jedem anderen Ort wäre die einfache Sauberkeit der Straße bemerkbar, aber nicht bemerkenswert gewesen. Doch hier, mit der Fäule von Elantris in ihrem Rücken, hatte Sarene das Gefühl, in Domis Paradies gestolpert zu sein.

Sie blieb vor dem steinernen Tor stehen und starrte die Stadt in der Stadt mit weit aufgerissenen, ungläubigen Augen an. Die Menschen jenseits des Tores unterhielten sich und arbeiteten. Zwar hatte jeder Einzelne die verfluchte Haut eines Elantriers, aber gleichzeitig hatte jeder auch ein freundliches Lächeln auf den Lippen. Keiner trug die Lumpen, die sie für die einzige in Elantris erhältliche Kleidung gehalten hatte.

Stattdessen hatten sie einfache Röcke oder Hosen und ein Hemd an. Die Stoffe waren von auffällig grellen Farben. Verblüfft stellte Sarene fest, dass es die Farben waren, die *sie* ausgesucht hatte. Doch was sie als widerwärtig empfunden hatte, trugen die Leute hier voll Freude. Die satten Gelb-, Grün- und Rottöne unterstrichen die allgemeine Fröhlichkeit noch.

Dies waren nicht die Menschen, die sie noch vor ein paar Wochen erbärmlich um Essen bettelnd erlebt hatte. Sie sahen aus, als gehörten sie in ein idyllisches Märchendorf; es waren Menschen, die eine gutmütige Fröhlichkeit zum Ausdruck brachten, die Sarene in der wirklichen Welt für unmöglich gehalten hätte. Dabei lebten sie an genau dem Ort, von dem alle Welt wusste, dass er noch schrecklicher war als die Wirklichkeit.

»Was ...?«

Lebensgeist grinste breit. Er hielt sie immer noch bei der Hand, als er sie durch das Tor in das Dorf zog. »Willkommen in Neu-Elantris, Sarene. Alles, was Ihr bisher angenommen habt, ist nicht länger gültig.«

»Das sehe ich selbst.«

Eine untersetzte Elantrierin, deren Kleid eine Mischung kraftvoller

Grün- und Gelbtöne aufwies, kam auf sie zu. Sie beäugte Sarene kritisch. »Ich glaube nicht, dass wir etwas in ihrer Größe haben, Lord Lebensgeist.«

Lebensgeist lachte, während er Sarene von Kopf bis Fuß musterte. »Tut Euer Bestes, Maare«, sagte er und ging auf ein niedriges Haus seitlich des Tores zu. Die Tür stand offen, und Sarene konnte im Innern reihenweise Kleidung erkennen, die an Haken hing. Auf einmal wurde sie sich ihrer eigenen Kleidung bewusst, und es war ihr peinlich. Das weiße Gewand war bereits voll Schleim und Dreck.

»Kommt, Schätzchen«, sagte Maare und führte sie zu einem zweiten Haus. »Sehen wir einmal, was sich da machen lässt.«

Nach einer Weile hatte die mütterliche Frau ein Kleid gefunden, das Sarene mehr oder weniger passte - oder vielmehr einen blauen Rock, der lediglich die Hälfte ihrer Schenkel den Blicken preisgab, und dazu eine knallrote Bluse. Es gab sogar Unterwäsche, die jedoch ebenfalls aus bunten Stoffen bestand. Sarene beklagte sich nicht; alles war besser als ihr schmutzbeflecktes Gewand.

Nachdem Sarene sich umgezogen hatte, betrachtete sie sich in dem großen Spiegel, der sich in dem Zimmer befand. Die Hälfte ihrer Haut war immer noch fleischfarben, aber das ließ die dunklen Flecken nur noch auffälliger werden. Sie nahm an, dass ihre Haut mit der Zeit den Fleischtönen verlieren und grau werden würde, wie die der anderen Elantrier.

»Moment mal«, sagte sie zögerlich. »Woher stammt der Spiegel?«

»Es ist kein Spiegel, Schätzchen«, antwortete Maare, die suchend nach Strümpfen und Schuhen wühlte. »Es ist ein flacher Stein - eine Tischplatte, glaube ich -, um den man dünne Stahlbleche gewickelt hat.«

Als Sarene genauer hinsah, erkannte sie die Linien, an denen die einzelnen Stahlbleche überlappten. Alles in allem gab das Ding einen beachtlichen Spiegel ab. Der Stein musste äußerst glatt sein.

»Aber woher ...« Sarene brach ab. Sie wusste ganz genau, woher sie derart dünne Stahlbleche bekommen hatten. Sarene hatte sie ihnen selbst geschickt und wieder einmal geglaubt, Lebensgeist an der Nase herumgeführt zu haben, nachdem er mehrere Bleche als Teil seines Bestechungsgeldes gefordert hatte.

Maare verschwand kurz und kehrte dann mit Strümpfen und Schuhen für

Sarene zurück. Nichts davon passte farblich zu ihrem Hemd oder ihrem Rock. »So, hier«, meinte die Frau. »Ich musste rüber und bei den Männern klauen gehen.«

Sarene errötete, als sie die Kleidungsstücke entgegennahm.

»Keine Sorge, Schätzchen«, sagte Maare lachend. »Ist doch klar, dass Ihr große Füße habt. Domi weiß, dass Ihr unten mehr braucht, um bei der Länge nicht das Gleichgewicht zu verlieren! Ach, und hier ist noch etwas.«

Die Frau hielt ein langes, schalartiges Tuch empor. »Für Euren Kopf«, sagte Maare und deutete auf ein ähnliches Tuch, das sie um den Kopf gewickelt trug. »Das hilft uns, nicht an unsere Haare zu denken.«

Sarene nickte dankbar. Sie griff nach dem Schal und wickelte ihn sich um den Kopf. Lebensgeist wartete draußen auf sie. Er trug eine rote Hose und ein gelbes Hemd. Er lächelte, als sie zu ihm trat.

»Ich komme mir vor wie ein närrischer Regenbogen«, gestand Sarene, die auf das Farbenspiel hinabblickte.

Lebensgeist lachte. Dann griff er nach ihrer Hand und führte sie tiefer in die Stadt.

Unwillkürlich begutachtete sie seine Körperlänge. *Er ist groß genug für mich*, dachte sie beiläufig, *wenn auch nur knapp*. Als ihr bewusst wurde, was sie tat, verdrehte sie die Augen. Um sie her lag die Welt in Scherben, und sie hatte nichts Besseres zu tun, als den Mann neben ihr abzuschätzen.

»... gewöhnt man sich daran, dass wir wie Secafinken im Frühjahr aussehen«, sagte er gerade. »Die Farben machen einem nicht mehr allzu viel aus, wenn man sie erst einmal eine Zeit lang getragen hat. Ja, nach der dumpfen Eintönigkeit von Elantris finde ich sie ganz erfrischend.«

Im Gehen erzählte Lebensgeist ihr von Neu-Elantris. Es war nicht sehr groß, vielleicht fünfzig Gebäude insgesamt, aber diese Kompaktheit verlieh der Stadt ein Gefühl der Einheit. Obwohl es nicht viele Menschen geben konnte - höchstens fünfhundert sechshundert schien um sie her immer rege Betriebsamkeit zu herrschen. Männer arbeiteten auf Mauern oder Dächern, Frauen nähten oder putzten; selbst Kinder liefen durch die Straßen. Es war ihr niemals in den Sinn gekommen, dass die Shaod nicht nur Erwachsene, sondern auch Kinder ereilte.

Alle grüßten Lebensgeist, als er vorüberging, lauthals und mit einem

freundlichen Lächeln. In ihren Stimmen schwang echte Anerkennung mit, die einen Grad an liebevollem Respekt verriet, den Sarene fast noch nie einem Anführer gegenüber beobachtet hatte. Selbst ihr Vater, der generell sehr beliebt war, hatte seine Andersdenkenden. Natürlich war es bei einer so kleinen Bevölkerung leichter, aber sie war dennoch beeindruckt.

Da kamen sie an einem Mann vorbei, dessen Alter sich, wie gewöhnlich bei den Elantriern, nicht von seinem Gesicht ablesen ließ. Der Mann saß auf einem Steinblock. Er war klein und hatte einen gewaltigen Bauch, und er grüßte nicht. Seine Unaufmerksamkeit war allerdings kein Zeichen von Unhöflichkeit, sondern er war nur ganz und gar auf den kleinen Gegenstand in seiner Hand konzentriert. Mehrere Kinder standen um den Mann und beobachteten mit begierigen Blicken, wie er vornüber gebeugt arbeitete. Als Sarene und Lebensgeist vorübergingen, hielt der Mann einem der Kinder den Gegenstand entgegen. Es war ein wunderhübsch gemeißeltes Steinpferdchen. Das Mädchen klatschte begeistert in die Hände und griff freudig nach dem Kunstwerk. Die Kinder rannten davon, als der Steinmetz einen weiteren Stein vom Boden aufhob. Er fing an, den Stein mit einem kleinen Werkzeug zu bearbeiten. Als Sarene seine Finger genauer betrachtete, erkannte sie, worum es sich bei dem Werkzeug handelte.

»Einer meiner Nägel!«, rief sie. »Er benutzt einen der verbogenen Nägel, die ich Euch geschickt habe.«

»Hm?«, fragte Lebensgeist. »Ach ja. Ich muss schon sagen, Sarene, wir haben ganz schön lange gebraucht, bis uns eingefallen ist, was wir mit der besonderen Kiste anfangen sollten. Es hätte zu viel Brennstoff verbraucht, sie alle einzuschmelzen, selbst wenn wir die dazu nötigen Werkzeuge gehabt hätten. Diese Nägel haben zu Euren ganz besonders listigen Einfällen gezählt.«

Sarene errötete. Diese Menschen kämpften in einer Stadt ums Überleben, in der es keinerlei Hilfsmittel gab, und sie war so kleinlich gewesen und hatte ihnen verbogene Nägel geschickt. »Es tut mir leid. Ich hatte Angst, Ihr könntet aus dem Stahl Waffen herstellen.«

»Ihr habt recht daran getan, auf der Hut zu sein«, sagte Lebensgeist.

»Schließlich habe ich Euch letzten Endes tatsächlich verraten.«

»Ich bin mir sicher, dafür gab es einen guten Grund«, meinte sie rasch.

»Ja«, sagte er nickend. »Aber das hat zu dem Zeitpunkt keinen großen Unterschied gemacht, nicht wahr? Ihr hattet recht, was mich betrifft. Ich war ... bin ... ein Tyrann. Ich habe einem Teil der Bevölkerung Nahrungsmittel vorenthalten, ich habe unsere Abmachung gebrochen und den Tod einiger wackerer Männer verursacht.«

Sarene schüttelte den Kopf. Ihre Stimme nahm einen entschlossenen Ton an. »Ihr seid kein Tyrann. Die Gemeinschaft hier ist der Beweis. Die Leute lieben Euch, und es gibt keine Tyrannei, wo Liebe herrscht.«

Er lächelte fast, aber seine Augen blickten ohne Überzeugung drein. Dann bedachte er sie mit einem schwer deutbaren Blick. »Nun ja, ich schätze mal, die Zeit Eurer Witwenprüfung ist kein kompletter Reinfall gewesen. Ich habe im Laufe jener Wochen etwas sehr Wichtiges dazugewonnen.«

»Die Vorräte?«, fragte Sarene.

»Die auch.«

Sarene hielt inne und sah ihm in die Augen. Dann blickte sie zu dem Steinmetz zurück. »Wer ist das?«

»Er heißt Taan«, sagte Lebensgeist. »Auch wenn Ihr vielleicht unter dem Namen Aanden von ihm gehört habt.«

»Der Bandenanführer?«, fragte Sarene überrascht.

Lebensgeist nickte. »Taan war einer der besten Steinmetze in ganz Arelon, bevor die Shaod ihn ereilte. Nachdem er in Elantris gelandet war, hat er sich eine Weile selbst vergessen. Letzten Endes hat er aber wieder zu sich gefunden.«

Sie überließen den Steinmetz seiner Arbeit, und Lebensgeist führte sie durch die letzten paar Teile der Stadt. Als sie an einem Gebäude vorübergingen, das er »den Saal der Gefallenen« nannte, hielt der Kummer in seiner Stimme sie davon ab, sich danach zu erkundigen. Allerdings sah sie etliche von der Shaod ereilte Seonen ziellos um das Dach schwirren.

Da durchzuckte sie jähe Trauer. *Um Ashe muss es jetzt so stehen*, dachte sie. Sie entsann sich der wahnsinnigen Seonen, die sie gelegentlich durch Elantris hatte schweben sehen. Trotz dieser Erfahrungen hatte sie die Nacht hindurch gehofft, dass Ashe sie finden würde. Die korathischen Priester hatten sie in eine Art Wartezelle gesperrt - anscheinend wurden neue Elantrier nur einmal pro Tag in die Stadt geworfen und sie hatte am



Fenster gestanden und sich gewünscht, er möge auftauchen.

Sie hatte vergeblich gewartet. Aufgrund des Durcheinanders bei der Hochzeit konnte sie sich noch nicht einmal erinnern, wann sie ihn zuletzt gesehen hatte. Da er sie nicht in die Kapelle hatte begleiten wollen, war er schon einmal zum Thronsaal aufgebrochen, um dort auf sie zu warten. Hatte sie ihn bei ihrer Ankunft in dem Saal umherschweben sehen? Hatte sie seine Stimme gehört, hatte er zusammen mit den anderen entsetzten Hochzeitsgästen aufgeschrien? Oder war das bloß ihre Hoffnung, die ihre Erinnerungen färbte?

Sarene schüttelte seufzend den Kopf und ließ sich von Lebensgeist vom Saal der Gefallenen wegführen. Immer wieder warf sie jedoch einen Blick über die Schulter und sah nach oben, wo sie Ashe zu entdecken erwartete. Bisher war er immer dort gewesen.

Wenigstens ist er nicht tot, dachte sie und zwang sich, ihre Trauer niederzukämpfen. Wahrscheinlich ist er irgendwo in der Stadt. Ich kann ihn auftreiben ... und ihm vielleicht helfen. Irgendwie.

Sie gingen weiter, und Sarene ließ sich absichtlich von der Umgebung ablenken, denn sie ertrug es nicht, noch länger an Ashe zu denken. Kurz darauf führte Lebensgeist sie an mehreren freien Flächen vorbei, und als Sarene genauer hinsah, stellte sie fest, dass es sich um Felder handeln musste. In sorgfältig gepflegten Furchen konnte man winzige Sprösslinge erkennen, und etliche Männer gingen auf den Feldern auf und ab und suchten nach Unkraut. In der Luft lag ein unverwechselbarer Geruch.

Sarene blieb stehen. »Fisch?«

»Dünger«, sagte Lebensgeist mit einem Lachen. »Da haben wir ausnahmsweise einmal Euch eins ausgewischt. Wir haben um Trikebutt gebeten, und uns war völlig klar, dass Ihr ein Fass mit verfaultem Fisch auftreiben und uns schicken würdet.«

»Allem Anschein nach habt Ihr mir fast jedes Mal eins aus gewischt«, sagte Sarene, die sich beschämt erinnerte, wie sie sich hämisch über ihre schlauen Interpretationen der Forderungen gefreut hatte. Egal wie durchdacht ihre Versuche gewesen waren, die Neu-Elantrier schienen für all ihre nutzlosen Gaben Verwendungsmöglichkeiten gefunden zu haben. »Uns bleibt keine andere Wahl, Prinzessin. Alles in Elantris aus der Zeit vor der Reod ist verrottet oder verfault. Selbst die Steine fangen zu

zerbröckeln an. Egal wie mangelhaft Euch die Vorräte vorgekommen sein mögen, sie waren immer noch viel nützlicher als alles, was es in der Stadt gibt.«

»Ich war im Unrecht«, sagte Sarene verdrießlich.

»Fangt nicht wieder damit an«, sagte Lebensgeist. »Wenn Ihr anfangt, Euch selbst zu bemitleiden, sperre ich Euch eine Stunde lang in ein Zimmer mit Galladon, damit Ihr einmal seht, was *wahrer* Pessimismus ist.«

»Galladon?«

»Das war der große Kerl, dem Ihr kurz am Tor begegnet seid«, erklärte Lebensgeist.

»Der Dula?«, fragte Sarene überrascht. Sie rief sich den großen Elantrier mit den breiten Gesichtszügen und dem starken duladenischen Akzent ins Gedächtnis.

»Genau der.«

»Ein pessimistischer Dula? Davon habe ich nie gehört.«

Lebensgeist lachte erneut, während er sie in ein großes, prächtiges Gebäude führte. Die Schönheit des Bauwerks raubte Sarene schier den Atem. Es war von zierlichen, gewundenen Bogen umgeben, und der Boden bestand aus weißem Marmor. Die Wandreliefs waren sogar noch verschlungener als die im korathischen Tempel von Teoras.

»Eine Kapelle«, sagte sie und ließ die Finger über die komplizierten Marmormuster gleiten.

»Genau. Woher wisst Ihr das?«

»Diese Szenen stammen direkt aus dem *Do-Korath*.« Sie schenkte ihm einen strafenden Blick. »Da hat aber jemand in der Kapellenschule nicht aufgepasst.«

Lebensgeist hustete vor sich hin. »Tja, also ...«

»Versucht gar nicht erst, mir einreden zu wollen, dass Ihr nie dort gewesen seid«, sagte Sarene, die sich wieder den Meißelarbeiten zuwandte. »Es ist ganz offensichtlich, dass Ihr ein Adelige seid. Ihr wärt zur Kirche gegangen, um den Schein zu wahren, selbst wenn Ihr nicht fromm wart.«

»Mylady sind äußerst scharfsinnig. Ich bin selbstverständlich Domis bescheidener Diener, aber ich gebe gern zu, dass ich während der Predigten gelegentlich nicht aufgepasst habe.«

»Wer wart Ihr also?«, erkundigte Sarene sich beiläufig und stellte damit die Frage, die sie beschäftigt hatte, seit sie Lebensgeist vor ein paar Wochen zum ersten Mal begegnet war.

Er zögerte. »Der zweite Sohn des Herrn der Ienplantage. Das ist ein sehr unbedeutendes Gut im Süden Arelons.«

Es konnte die Wahrheit sein. Sie hatte sich nicht die Mühe gemacht, sich die Namen niederer Adelige einzuprägen. Es war schon schwer genug gewesen, nicht den Überblick über die Herzöge, Grafen und Barone zu verlieren. Andererseits konnte es auch eine Lüge sein. Lebensgeist schien wenigstens ein passabler Staatsmann zu sein, und er musste wissen, wie man überzeugend die Unwahrheit sprach. Was auch immer er sein mochte, er hatte sich auf jeden Fall ausgezeichnete Qualitäten als Anführer zugelegt - Eigenschaften, die sie in der arelischen Adelswelt größtenteils vermisst hatte.

»Wie lange ...«, setzte sie an und wandte sich wieder von der Wand ab. Dann erstarrte sie, und das Atmen fiel ihr schwer.

Lebensgeist leuchtete.

Ein gespenstisches Licht drang aus seinem Innern, und sie konnte die Umrisse seiner Knochen vor einer sagenhaften Macht erkennen, die in seiner Brust brannte. Sein Mund öffnete sich zu einem stummen Schrei; dann brach er zusammen und zitterte am ganzen Leib, während das Licht aufloderte.

Sarene stürzte zu ihm, zögerte dann jedoch, weil sie nicht wusste, was sie tun sollte. Mit zusammengebissenen Zähnen packte sie ihn und hob seinen Kopf, der im Laufe der Krämpfe wiederholt auf dem kalten Marmorboden aufgeschlagen war. Und sie konnte etwas spüren.

Es verursachte eine Gänsehaut an ihren Armen und jagte ihr einen eiskalten Schauer über den Rücken. Etwas Riesiges, etwas unglaublich Gewaltiges presste gegen sie. Selbst die Luft schien um Lebensgeist herum fortgedrückt zu werden. Seine Knochen konnte sie nicht mehr sehen, dafür gab es zu viel Licht. Es war, als löse er sich in reines Weiß auf. Wenn sie nicht sein Gewicht in den Armen gespürt hätte, hätte sie geglaubt, er sei nicht mehr da. Seine Krämpfe legten sich ruckartig, und er sackte kraftlos in sich zusammen.

Dann schrie er.

Ein einzelner Ton, kalt und gleichförmig, entrang sich seinem Mund als

trotziger Schrei. Beinahe zeitgleich erlosch das Licht. Sarenes Herz pochte wild in ihrer Brust, ihre Arme waren schweißüberströmt, und ihre Atmung ging heftig und rasch.

Kurze Zeit später öffneten sich seine Augen zitternd. Als allmählich sein Verstand wiederkehrte, lächelte Raoden matt und lehnte den Kopf an ihren Arm. »Als ich die Augen aufgemacht habe, dachte ich, dass ich diesmal ganz gewiss gestorben bin.«

»Was ist passiert?«, fragte sie ängstlich. »Soll ich Hilfe holen?«

»Nein, das wird langsam zu einem alltäglichen Vorfall.«

»Alltäglich?«, fragte Sarene gedehnt. »Bei ... uns allen?«

Lebensgeist lachte leise. »Nein, nur bei mir. Ich bin derjenige, den das Dor unbedingt zerstören möchte.«

»Das Dor?«, fragte sie. »Was hat denn der jeskerische Glaube damit zu tun?«

Er lächelte. »Die schöne Prinzessin ist also zudem auch noch eine Gelehrte in Sachen Religion?«

»Die schöne Prinzessin weiß so einiges«, meinte Sarene abweisend. »Ich möchte wissen, warum ein bescheidener Diener Domis glaubt, der jeskerische Allgeist versuche, ihn zu zerstören.«

Lebensgeist machte Anstalten, sich aufzusetzen, und sie half ihm dabei.

»Es hat mit AonDor zu tun«, erklärte er mit erschöpfter Stimme.

»AonDor? Das ist eine heidnische Legende.« In ihren Worten schwang nach allem, was sie soeben mit eigenen Augen gesehen hatte, nicht viel Überzeugung mit.

Lebensgeist hob eine Braue. »Es ist also problemlos zu akzeptieren, dass wir unter einem Fluch leben, der unsere Körper nicht sterben lässt, aber es ist unmöglich, an unsere uralte Magie zu glauben? Habe ich Euch nicht mit einem Seon gesehen?«

»Das ist etwas anderes ...« Sarenes Stimme verlor sich, da sie wieder an Ashe denken musste.

Doch Lebensgeist nahm sofort wieder ihre Aufmerksamkeit gefangen. Er hob die Hand und fing zu zeichnen an. In der Luft erschienen Linien, als er den Zeigefinger bewegte.

In den vergangenen zehn Jahren hatten korathische Lehren ihr Bestes getan, um die elantrische Magie trotz der Seonen herunterzuspielen. Seonen waren den Menschen vertraut; als handele es sich um gute

Geister, die Domi ihnen zum Schutz und zu ihrer Bequemlichkeit gesandt hatte. Man hatte Sarene gelehrt, und sie hatte geglaubt, dass die elantrischen Zauber größtenteils Schwindel gewesen waren.

Doch jetzt sah sie sich einer anderen Möglichkeit gegenüber. Vielleicht waren die Geschichten wahr.

»Unterrichte mich«, flüsterte sie. »Ich will darüber Bescheid wissen.«

Erst später, nachdem die Nacht längst hereingebrochen war, gestattete Sarene es sich endlich, in Tränen auszubrechen. Den größten Teil des Tages hatte Lebensgeist damit verbracht, ihr alles zu erklären, was er über AonDor wusste. Anscheinend hatte er viel zu dem Thema gelesen. Es hatte Sarene Vergnügen bereitet, ihm zu lauschen, sowohl wegen der Gesellschaft als auch um der Ablenkung willen. Wie im Nu war die Zeit bis zum Einbruch der Dunkelheit draußen vor den Kapellenfenstern vergangen, und Lebensgeist hatte ihr ein Quartier besorgt.

Jetzt lag sie zusammengerollt da und zitterte in der Kälte. Die anderen beiden Frauen in dem Zimmer schliefen fest. Trotz der kühlen Luft benutzten beide keine Decke. Die anderen Elantrier schienen Temperaturschwankungen nicht so stark zu empfinden wie Sarene. Lebensgeist behauptete, ihre Körper befänden sich in einer Art Stagnationszustand, dass sie zu funktionieren aufgehört hatten und darauf warteten, vom Dor zu Ende verwandelt zu werden. Trotzdem war Sarene unangenehm kalt.

Die düstere Atmosphäre war Sarenes Stimmung alles andere als zuträglich. Als sie sich zusammengekauert gegen die harte Steinwand lehnte, fielen ihr wieder die Blicke ein. Diese schrecklichen Blicke! Die meisten Elantrier wurden des Nachts befallen und am folgenden Morgen in aller Stille entdeckt. Sarene hingegen war vor dem gesamten Adel zur Schau gestellt worden. Noch dazu bei ihrer eigenen Hochzeit.

Es war eine schmachvolle Demütigung. Ihr einziger Trost war, dass sie wahrscheinlich keinen von ihnen je Wiedersehen würde. Es war ein schwacher Trost, denn aus demselben Grund würde sie wahrscheinlich ihren Vater, ihre Mutter und ihren Bruder niemals Wiedersehen. Kiin und seine Familie waren für immer für sie verloren. Nachdem sie noch nie zuvor Heimweh empfunden hatte, überkam es sie jetzt mit aller Gewalt.

Damit Hand in Hand ging das Wissen, versagt zu haben. Lebensgeist

hatte sie nach Neuigkeiten von draußen gefragt, aber das Thema hatte ihr zu große Qualen bereitet. Bestimmt war Telrii längst König, und das bedeutete, dass Hrathen den Rest von Arelon ohne Probleme bekehren können würde.

Geräuschlos kamen ihr die Tränen. Sie weinte um ihre Hochzeit, um Arelon, um Ashes verlorenen Verstand und wegen der Schande, die Roial empfunden haben musste. Der Gedanke an ihren Vater war das Schlimmste. Sich vorzustellen, dass sie nie wieder die Liebe spüren würde, die seine neckenden Wortgefechte in ihr auslösten - nie wieder seine überwältigende, bedingungslose Anerkennung zu empfinden ließ erdrückende Angst in ihrem Herzen aufkommen.

»Mylady?«, flüsterte eine tiefe, unsichere Stimme. »Seid Ihr es?« Schockiert blickte sie durch den Tränenschleier nach oben. Hatte sie Wahnvorstellungen? Es musste so sein. Sie konnte unmöglich eben ... »Lady Sarene?«

Es war Ashes Stimme!

Dann sah sie ihn. Er schwebte knapp diesseits des Fensterrahmens, und sein Aon war so abgedunkelt, dass man es kaum erkennen konnte.

»Ashe?«, fragte sie zögerlich und völlig verblüfft.

»Oh, gesegnet sei Domi!«, rief das Seon und kam rasch näher.

»Ashe!« Sie wischte sich mit zitternder Hand die Augen, obgleich sie sich vor Schreck immer noch wie betäubt fühlte. »Du nimmst sonst doch nie den Namen des Herrn in den Mund!«

»Wenn er mich zu Euch geführt hat, dann hat er sein erstes bekehrtes Seon«, sagte Ashe freudig pulsierend.

Es kostete sie Mühe, nicht die Hände auszustrecken und zu versuchen, die Lichtkugel zu umarmen. »Ashe, du sprichst! Du solltest gar nicht sprechen können, eigentlich müsstest du ...«

»Verrückt sein«, sagte Ashe. »Ja, Mylady, das ist mir bewusst. Doch ich fühle mich nicht anders als zuvor.« »Ein Wunder«, meinte Sarene.

»In der Tat, ein Wunder«, sagte das Seon. »Vielleicht sollte ich es mir tatsächlich überlegen, zum Shu-Korath überzutreten.«

Sarene lachte. »Seinalan hätte bestimmt etwas dagegen. Andererseits hat seine Missbilligung uns bisher auch von nichts abgehalten, nicht wahr?«

»Kein einziges Mal, Mylady.«

Sarene lehnte sich wieder an die Wand. Es erfüllte sie mit Zufriedenheit,

einfach die Vertrautheit seiner Stimme zu genießen.

»Ihr wisst ja gar nicht, wie erleichtert ich bin, Euch gefunden zu haben, Mylady. Ich suche Euch nun schon den zweiten Tag. Mittlerweile hatte ich befürchtet, Euch sei vielleicht etwas Schreckliches zugestoßen.«

»Ist es auch, Ashe«, sagte Sarene, aber sie lächelte bei den Worten.

»Ich meine etwas Schrecklicheres, Mylady«, sagte das Seon. »Ich habe die Gräueltaten gesehen, die an diesem Ort begangen werden.«

»Es ist nicht mehr so, Ashe«, sagte Sarene. »Ich begreife selbst nicht so ganz, wie Lebensgeist es angestellt hat, aber er hat Ordnung in Elantris geschaffen.«

»Was immer er getan haben mag, wenn es Euch geschützt hat, segne ich ihn dafür.«

Auf einmal kam ihr etwas in den Sinn. Wenn Ashe lebte ... hatte sie eine Verbindung zur Außenwelt. Sie war nicht völlig von Kiin und den anderen abgeschnitten.

»Weißt du, wie es den anderen allen geht?«, fragte sie.

»Nein, Mylady. Nach Abbruch der Hochzeitszeremonie habe ich eine Stunde damit verbracht, vom Patriarchen zu verlangen, er möge Euch wieder freilassen. Ich glaube nicht, dass er enttäuscht war, Euch fallen zu sehen. Danach wurde mir klar, dass ich gar nicht wusste, wo Ihr wart. Ich brach zum Stadttor von Elantris auf, kam aber anscheinend zu spät, um mit anzusehen, wie Ihr in die Stadt geworfen wurdet. Als ich die Wachen allerdings fragte, wo Ihr hingegangen seid, weigerten sie sich, mir irgendetwas zu sagen. Sie meinten, es sei ein Tabu, von Menschen zu sprechen, die zu Elantriern geworden sind, und als ich ihnen sagte, dass ich Euer Seon bin, wurden sie sehr nervös und sprachen nicht mehr mit mir. Ich musste mich ohne jegliche Informationen in die Stadt wagen und bin seitdem auf der Suche nach Euch gewesen.«

Sarene lächelte, als sie sich ausmalte, wie das ernste Seon - bei dem es sich im Grunde um eine heidnische Schöpfung handelte - mit dem Oberhaupt der korathischen Kirche aneinander geraten war. »Du bist nicht zu spät gekommen, um zu sehen, wie sie mich in die Stadt warfen, Ashe. Du bist zu *früh* da gewesen. Anscheinend werfen sie einen nur vor einer bestimmten Tageszeit nach Elantris, und die Hochzeit war recht spät. Ich habe die Nacht in der Kapelle verbracht, und sie haben mich heute Nachmittag nach Elantris geschafft.«

»Ach so«, sagte das Seon und schwebte nickend auf und ab.

»In Zukunft wirst du mich wohl hier antreffen, im sauberen Teil der Stadt.«

»Dies ist ein interessanter Ort«, sagte Ashe. »Ich war noch nie zuvor hier, er ist gut vor Blicken von außen geschützt. Warum ist dieser Bereich so anders als der Rest?«

»Das wirst du schon sehen«, meinte sie. »Komm morgen wieder.«

»Zurückkommen, Mylady?«, fragte Ashe entrüstet. »Ich habe nicht vor, Euch zu verlassen.«

»Nur kurz, mein Freund«, sagte Sarene. »Ich brauche Neuigkeiten aus Kae, und du musst die anderen wissen lassen, dass es mir gut geht.«

»Sehr wohl, Mylady.«

Sarene zögerte einen Moment. Lebensgeist hatte sich große Mühe gegeben, um sicherzugehen, dass niemand draußen von Neu-Elantris wusste. Sie durfte sein Geheimnis nicht einfach so verraten, selbst wenn sie den Leuten vertraute, denen Ashe davon erzählen würde. »Sag ihnen, dass du mich gefunden hast, aber erzähl ihnen nichts von dem, was du hier drinnen zu sehen bekommst.«

»Sehr wohl, Mylady«, sagte Ashe mit verwirrt klingender Stimme.

»Einen Augenblick, Mylady. Euer Vater möchte mit Euch sprechen.«

Das Seon fing zu pulsieren an, dann schmolz das Licht, zerfloss und bildete schließlich Eventeos großen ovalen Kopf.

»Ene?«, fragte Eventeo außer sich vor Sorge.

»Ich bin hier, Vater.«

»Oh, dank sei Domi!«, rief er. »Sarene, geht es dir gut?«

»Mir geht es gut, Vater«, versicherte sie ihm und fühlte, wie ihre Kräfte wieder zurückkehrten. Auf einmal wusste sie, dass sie alles schaffen und überallhin gehen konnte, solange ihr Eventeos Stimme verheißungsvoll in Aussicht stand.

»Verflucht sei dieser Seinalan! Er hat nicht einmal versucht, dich freizulassen. Wenn ich nicht so fromm wäre, würde ich ihn ohne zu zögern köpfen lassen.«

»Wir dürfen nicht ungerecht sein, Vater«, meinte Sarene. »Wenn die Tochter eines Bauern nach Elantris verbannt werden kann, dann darf auch bei der Tochter eines Königs keine Ausnahme gemacht werden.«

»Wenn meine Berichte der Wahrheit entsprechen, dann sollte niemand in



diesen Höllenschlund geworfen werden.«

»Es ist nicht so schlimm, wie du denkst, Vater«, sagte Sarene. »Ich kann es dir nicht erklären, aber die Lage ist hoffnungsvoller als erwartet.«

»Hoffnungsvoll oder nicht, ich hole dich da raus.«

»Vater, nein!«, rief Sarene. »Wenn du Soldaten nach Arelon schickst, liegt nicht nur Teod schutzlos da, sondern du entzweist dich auch noch mit unserem einzig verbliebenen Verbündeten!«

»Es wird nicht viel länger unser Verbündeter bleiben, wenn die Vorhersagen meiner Spione zutreffen sollten«, sagte Eventeo. »Herzog Telrii wartet ein paar Tage, um seine Macht zu festigen, aber jedes Kind weiß, dass er bald den Thron an sich reißen wird. Und er steht auf sehr freundlichem Fuß mit diesem Gyorn Hrathen. Du hast es versucht, Ene, aber Arelon ist verloren. Ich werde dich holen kommen, so viele Männer brauche ich dazu auch wieder nicht; und dann lasse ich mich zurückfallen und treffe Vorbereitungen gegen eine Invasion. Egal wie viele Männer der Wyrn aufbietet, an unserer Kriegsflotte kommt er niemals vorbei. Teod hat die besten Schiffe auf dem ganzen Meer.«

»Vater, du magst Arelon vielleicht aufgegeben haben, aber ich kann das nicht.«

»Sarene«, sagte Eventeo mit warnendem Unterton, »fang nicht wieder damit an. Du bist keinen Deut arelischer als ich ...«

»Ich meine es ernst, Vater«, sagte Sarene entschlossen. »Ich werde Arelon nicht verlassen.«

»Idos Domi, Sarene, das ist der reinste Wahnsinn! Ich bin dein Vater und dein König. Ich werde dich zurückholen, ob du nun mitkommen willst oder nicht.«

Sarene zwang sich zur Ruhe. Gewaltsamer Druck würde bei Eventeo niemals etwas bewirken.

»Vater«, setzte sie erneut an und ließ in ihrer Stimme Liebe und Respekt mitschwingen, »du hast mich gelehrt, kühn zu sein. Du hast einen ungewöhnlich starken Menschen aus mir gemacht. Gelegentlich habe ich dich verflucht, aber meist habe ich mein glückliches Los gepriesen. Du hast mir die Freiheit gelassen, ich selbst zu werden. Willst du mir das wieder nehmen, indem du mir das Recht nimmst, meine eigene Wahl zu treffen?«

Das weiße Haupt ihres Vaters schwebte schweigend in dem dunklen

Zimmer.

»Deine Lektionen werden unvollständig bleiben, wenn du nicht loslassen kannst, Vater«, meinte Sarene leise. »Wenn du wirklich an die Ideale glaubst, die du mir mit auf den Weg gegeben hast, dann wirst du mir gestatten, diese Entscheidung selbst zu treffen.«

Endlich sprach er: »Du liebst sie so sehr, Ene?«

»Sie sind zu meinem Volk geworden, Vater.«

»Es sind noch nicht einmal zwei Monate.«

»Liebe hängt nicht von der Zeit ab, Vater. Ich muss in Arelon bleiben. Wenn es dem Untergang geweiht ist, muss ich mit ihm untergehen; aber ich glaube nicht, dass es so weit kommen wird. Es muss einen Weg geben, um Telrii aufzuhalten.«

»Aber du bist in dieser Stadt gefangen, Sarene«, gab ihr Vater zu bedenken. »Was kannst du von dort aus schon unternehmen?«

»Ashe kann als Bote fungieren. Ich kann sie nicht länger anführen, aber vielleicht kann ich ihnen helfen. Selbst wenn mir das nicht gelingen sollte, muss ich bleiben.«

»Ich verstehe«, sagte ihr Vater nach einer Weile mit einem tiefen Seufzen. »Dein Leben gehört dir, Sarene. Das habe ich immer fest geglaubt, auch wenn ich es ab und an vergesse.«

»Du liebst mich, Vater. Wir schützen das, was wir lieben.«

»Das tue ich«, meinte Eventeo. »Vergiss das nie, meine Tochter.« Sarene lächelte. »Das habe ich nie getan.«

»Ashe«, befahl Eventeo und rief damit das Bewusstsein des Seons in das Gespräch.

»Sehr wohl, mein König«, erklang Ashes Stimme. Sein tiefer Tonfall klang ehrerbietig und respektvoll.

»Du wirst ein Auge auf sie haben und sie beschützen. Sollte ihr etwas zustoßen, wirst du mich rufen.«

»Wie ich es immer getan habe und immer tun werde, mein König«, erwiderte Ashe.

»Sarene, ich werde die Kriegsflotte dennoch in Verteidigungsformation Aufstellung beziehen lassen. Lass deine Freunde wissen, dass jedes Schiff, das sich teoischen Gewässern nähert, ausnahmslos versenkt wird. Die ganze Welt hat sich gegen uns verschworen, und ich kann die Sicherheit meines Volkes nicht aufs Spiel

setzen.« »Ich werde sie warnen, Vater«, versprach Sarene. »Dann also gute Nacht, Ene. Domis Segen sei mit dir.«

## Kapitel 42

Hrathen hatte wieder alles unter Kontrolle. Wie ein Held aus den alten svordischen Epen war er in die Unterwelt hinabgestiegen - körperlich, geistig und spirituell - und war als stärkerer Mann zurückgekehrt. Dilafs Bann war gebrochen. Erst jetzt erkannte Hrathen, dass die Ketten, mit denen Dilaf ihn gefesselt hatte, aus seinem eigenen Neid und seiner Unsicherheit geschmiedet gewesen waren. Er hatte sich von Dilafs Leidenschaft bedroht gefühlt, denn er hatte befürchtet, sein eigener Glaube sei dem nicht ebenbürtig. Doch nun war seine Entschlossenheit unangreifbar, ganz so wie bei seiner Ankunft in Arelon. Er würde der Retter dieser Nation sein!

Dilaf gab unzufrieden nach. Der Arteth versprach verdrossen, keine Andachten oder Predigten mehr ohne Hrathens ausdrückliche Genehmigung zu veranstalten. Und im Gegenzug dafür, dass Dilaf offiziell zum Oberartethen der Kapelle ernannt wurde, erklärte er sich auch bereit, zahlreiche Odiven von ihrem Eid zu entbinden und stattdessen auf die weniger verbindliche Stellung des Kronjets einzuschwören. Die größte Veränderung war allerdings nicht im Handeln des Artethen zu beobachten, sondern in Hrathens eigenem Selbstbewusstsein. Solange Hrathen wusste, dass sein Glaube genauso stark wie Dilafs war, würde der Arteth nicht in der Lage sein, ihn zu manipulieren.

Dilaf ließ jedoch nicht in seinem Eifer nach, Elantris zerstören zu wollen. »Sie sind ruchlos!«, meinte der Arteth beharrlich, während sie auf die Kapelle zgingen. Die Predigt an diesem Abend war äußerst erfolgreich gewesen. Hrathen konnte mittlerweile drei Viertel des ansässigen arelischen Adels zu den Anhängern oder Sympathisanten des derethischen Glaubens zählen. Telrii würde sich im Laufe der Woche krönen lassen, und sobald seine Herrschaft ein wenig gefestigt war, würde er seinen Übertritt zum Shu-Dereth verkünden. Arelon gehörte Hrathen, und von der Frist des Wyrns war noch ein ganzer Monat übrig. »Die Elantrier haben ihren Zweck erfüllt, Arteth«, erläuterte Hrathen Dilaf im Gehen. Die Nacht war kalt, wenn auch nicht so kalt, dass einem der Atem gefror.

»Warum gestattet Ihr mir nicht, gegen sie zu predigen, Mylord?« Dilafs Stimme klang verbittert. Jetzt, da Hrathen ihm verboten hatte, über Elantris zu sprechen, wirkten die Predigten des Artethen beinahe kraftlos.

»Es hat keinen Sinn mehr, gegen Elantris zu predigen«, sagte Hrathen. Er versuchte Dilafs Zorn seine Logik entgegenzusetzen. »Vergiss nicht, dass unser Hass einen Zweck hatte. Nun, da ich Jaddeths allerhöchste Macht über Elantris bewiesen habe, haben wir eindrucksvoll gezeigt, dass unser Gott der einzig wahre, Domi hingegen falsch ist.

Unterbewusst begreifen die Leute das.«

»Aber die Elantrier sind trotzdem ruchlos.«

»Sie sind widerwärtig, sie sind gotteslästerlich, und sie sind ganz bestimmt ruchlos. Aber im Moment sind sie zudem unwichtig. Wir müssen uns auf den derethischen Glauben selbst konzentrieren und den Menschen zeigen, wie sie die Verbindung mit Jaddeth eingehen können, indem sie dir oder einem der anderen Artethen die Treue schwören. Sie spüren unsere Macht, und es ist unsere Pflicht, ihnen zu zeigen, wie sie daran teilhaben können.«

»Und Elantris kommt davon?«, wollte Dilaf wissen.

»Nein, ganz gewiss nicht«, sagte Hrathen. »Uns bleibt Zeit genug, uns darum zu kümmern, sobald dieses Land - und sein Monarch - fest in Jaddeths Griff sind.«

Hrathen wandte sich lächelnd von dem finster dreinblickenden Dilaf ab. *Es ist vorbei*, kam es ihm in den Sinn. *Ich habe es tatsächlich geschafft: Ich habe das Volk ohne blutige Revolution bekehrt.* Sein Werk war jedoch noch nicht vollendet. Arelon gehörte ihm, aber es blieb immer noch ein Land übrig.

Hrathen hatte Pläne für Teod.

## Kapitel 43

Die Tür war von innen verriegelt gewesen, aber das Holz war Teil des ursprünglichen Elantris und damit der gleichen Fäulnis ausgesetzt gewesen, die auch die restliche Stadt befallen hatte. Galladon sagte, die morsche Tür sei praktisch bei der geringsten Berührung aus den Angeln gefallen. Im Innern lag ein dunkles Treppenhaus verborgen, dessen Stufen von zehn Jahren Staub bedeckt waren. Nur die Fußspuren eines einzigen Menschen hatten sich in dem Staub abgezeichnet - und es war klar, dass nur die Füße des hünenhaften Galladon sie hinterlassen haben konnten.

»Und die Treppen führen bis ganz nach oben?«, fragte Raoden, als er über die feuchten Überreste der Tür stieg.

»Kolo«, sagte Galladon. »Und sie sind bis oben von Mauerwerk umgeben. Nur ab und an gibt es Fensterschlitze, durch die Licht dringt. Ein Fehltritt, und du stürzt eine Treppe hinab, die so lang - und schmerzvoll - ist wie eine der Geschichten meiner Hama.«

Raoden nickte und fing an, die Stufen emporzusteigen. Der Dula folgte ihm. Vor der Reod musste der Treppenaufgang durch elantrischen Zauber erhellt worden sein, aber jetzt wurde die Dunkelheit nur von den gelegentlichen dünnen Lichtstrahlen aus den vereinzelt Fensterschlitzen durchbrochen. Die Stufen verliefen spiralförmig an der Außenwand des Bauwerks nach oben, und die unteren Stufen der gewundenen Treppe waren im Dämmerlicht zu sehen, wenn man in der Mitte nach unten blickte. Einst hatte es ein Geländer gegeben, das aber schon vor langer Zeit vermodert sein musste.

Sie mussten etliche Pausen einlegen, weil ihre elantrischen Körper einer derartigen Anstrengung nicht gewachsen waren. Nach einiger Zeit erreichten sie jedoch das Ende der Treppe. Die Holztür hier oben war neuer. Die Stadtwache hatte vermutlich die ursprüngliche Tür ersetzt, nachdem sie vermodert war. Es gab keinen Griff; im Grunde war es gar keine richtige Tür.

»Weiter bin ich nicht gekommen, Sule«, sagte Galladon. »Bin die Stufen bis ganz nach oben gestiegen, bloß um dann herauszufinden, dass ich eine Axt brauche, um weiterzukommen.«

»Deshalb haben wir ja auch das hier mitgebracht.« Raoden zog die Axt hervor, mit der Taan einst beinahe ein Haus über ihm zum Einsturz gebracht hätte. Die beiden machten sich an die Arbeit und hackten abwechselnd auf das Holz ein.

Selbst mit dem Werkzeug war es schwierig, durch die Tür zu kommen. Raoden war schon nach wenigen Axtschlägen erschöpft, und jeder einzelne Hieb schien kaum eine Kerbe in dem Holz zu hinterlassen. Endlich gelang es ihnen, eine Planke zu lockern, und angespornt von diesem Erfolg, schafften sie es schließlich, ein Loch in das Holz zu schlagen, das so groß war, dass sie sich hindurchquetschen konnten. Der Ausblick war die Anstrengungen wert. Raoden war schon Dutzende Male auf der Mauer von Elantris gewesen, aber Kae zu sehen war noch nie so wundervoll gewesen. Die Stadt lag ruhig da, allem Anschein nach waren seine Befürchtungen, es könnte eine Invasion gegeben haben, voreilig gewesen. Lächelnd genoss Raoden das Gefühl, etwas vollbracht zu haben. Es kam ihm vor, als habe er einen Berg bestiegen, anstatt eine einfache Treppe erklommen zu haben. Die Mauern von Elantris befanden sich endlich wieder in den Händen derer, die sie erschaffen hatten.

»Wir sind am Ziel«, sagte Raoden und lehnte sich gegen die Brüstung.

»Hat lange genug gedauert«, stellte Galladon fest und trat neben ihn.

»Bloß ein paar Stündchen«, meinte Raoden leichthin. Im Glücksgefühl des Erfolges waren die Qualen der Arbeit völlig vergessen.

»Ich habe nicht die Tür gemeint. Ich versuche nun schon seit drei Tagen, dich hier heraufzubringen.«

»Ich war beschäftigt.«

Galladon schnaubte und murmelte etwas in sich hinein.

»Was war das?«

»Ich habe gesagt: ›Ein zweiköpfiger Ferrin verlässt sein Nest nicht.««

Raoden lächelte, denn er kannte das jindoesische Sprichwort. Ferrine waren gesprächige Vögel, deren Schreie oft über dem jindoesischen Sumpfland erschallten. Das Sprichwort fand immer dann Anwendung, wenn jemand einen neuen Zeitvertreib gefunden hatte. Oder eine neue Liebe.

»Ach, komm schon«, sagte Raoden mit einem Blick auf Galladon. »So schlimm bin ich auch wieder nicht.«

»Sule, im Laufe der letzten drei Tage seid ihr nur dann voneinander getrennt gewesen, wenn einer von Euch aufs Klo musste. Sie wäre jetzt hier, wenn ich dich nicht, als gerade niemand guckte, geschnappt hätte.«

»Nun«, verteidigte Raoden sich, »sie ist nun einmal meine Frau.«

»Und hast du vor, sie jemals über diesen Umstand aufzuklären?«

»Vielleicht«, erwiderte Raoden unbestimmt. »Ich möchte nicht, dass sie sich mir verpflichtet fühlt.«

»Nein, natürlich nicht.«

»Galladon, mein Freund«, sagte Raoden, den die Bemerkungen des Dulas nicht im Geringsten aus der Fassung brachten, »dein Volk wäre entsetzt, wenn es vernähme, wie unromantisch du bist.« Duladel war berüchtigt für melodramatische Romanzen und Geschichten verbotener Liebe.

Anstatt einer Antwort erntete Raoden ein verächtliches Schnaufen, mit dem Galladon ihm zu verstehen gab, was er von den romantischen Neigungen des durchschnittlichen Dulas hielt. Dann wandte Galladon sich ab und ließ den Blick über Kae schweifen. »Also, Sule, nun sind wir hier oben. Was machen wir jetzt?«

»Ich weiß es nicht«, gab Raoden zu. »Schließlich hast du mich hierher getrieben.«

»Ja, aber es ist ursprünglich auf *deinem* Mist gewachsen, nach einer Treppe zu suchen.«

Raoden nickte, als er sich ihres kurzen Gesprächs vor drei Tagen entsann. *Ist das wirklich schon so lange her?*, fragte er sich. Er hatte es kaum bemerkt. Vielleicht hatte er tatsächlich ein wenig zu viel Zeit mit Sarene verbracht. Doch er hatte nicht die Spur eines schlechten Gewissens.

»Da«, sagte Galladon, die Augen zusammengekniffen, und deutete auf die Stadt.

»Was?« Raoden folgte der Geste des Dulas.

»Ich kann eine Flagge sehen«, sagte Galladon. »Unsere verschwundene Stadtwache.«

In einiger Entfernung konnte Raoden mit Mühe und Not einen roten Farbtupfen erkennen: eine Standarte. »Bist du sicher?«

»Ganz sicher«, meinte Galladon.

Raoden kniff die Augen zusammen und erkannte das Gebäude, über dem



die Standarte wehte. »Das ist Herzog Telriis Villa. Was kann die elantrische Stadtwache bloß mit ihm zu tun haben?«

»Vielleicht steht er unter Arrest«, sagte Galladon.

»Nein«, widersprach Raoden. »Die Wache ist keine Polizei.«

»Wieso würden sie dann die Mauer verlassen?«, wollte Galladon wissen. Raoden schüttelte den Kopf. »Ich bin mir nicht sicher. Irgendetwas liegt im Argen.

Und zwar sehr.« Tief in Gedanken versunken kletterten Raoden und Galladon wieder die Treppe hinab.

Es gab nur eine Möglichkeit herauszufinden, was mit der Stadtwache los war. Sarene war die einzige Elantrierin, die seit dem Verschwinden der Wache in die Stadt geworfen worden war. Nur von ihr konnten sie etwas über das derzeitige politische Klima im Land erfahren.

Sarene sträubte sich allerdings immer noch, über die Außenwelt zu sprechen. Etwas in den letzten Tagen vor ihrem Exil musste äußerst schmerzlich gewesen sein. Da Raoden ihre Qualen spüren konnte, hatte er es vermieden nachzuboahren. Er wollte auf keinen Fall riskieren, sie zu vergraulen. Es war nämlich tatsächlich so, dass er die Zeit mit Sarene genoss. Ihr trockener Humor brachte ihn zum Lachen, ihre Intelligenz faszinierte ihn, und ihre Persönlichkeit gab ihm Mut. Nachdem Raoden es zehn Jahre lang mit Frauen zu tun gehabt hatte, deren ganzes Denken offensichtlich ihrem Äußeren galt - ein Zustand aufgezwungener Beschränktheit, deren deutlichstes Beispiel seine willensschwache Stiefmutter war -, war Raoden bereit für eine Frau, die nicht beim ersten Anzeichen einer Auseinandersetzung zurückschreckte. Eine Frau, so wie seine Mutter bis zu ihrem Tod gewesen war.

Doch eben diese unbeugsame Art war genau der Grund, weshalb er noch nichts über die Außenwelt erfahren hatte. Keine noch so subtilen Überredungskünste, ja noch nicht einmal direkte Manipulationsversuche entlockten Sarenes Mund auch nur eine Information. Mittlerweile konnte er es sich allerdings nicht mehr leisten, sensibel vorzugehen. Das seltsame Gebaren der Stadtwache war besorgniserregend; jegliche Änderung der Machtverhältnisse konnte für Elantris höchst gefährlich sein.

Sie erreichten den Fuß der Treppe und begaben sich in die

Stadtmitte. Es war ein relativ weiter Weg, der allerdings schnell zurückgelegt war, während Raoden das soeben Gesehene überdachte. Trotz des Untergangs von Elantris hatte in Arelon die letzten zehn Jahre mehr oder weniger Friede geherrscht, zumindest auf nationaler Ebene. Aufgrund eines Verbündeten im Süden, Teods Flotte, die das Meer im Norden bewachte, und des Gebirges im Osten, hatte selbst einem geschwächten Arelon kaum Gefahr von außen gedroht. Im Innern hatte Iadon die Militärgewalt fest im Griff gehabt und den Adel zu politischer Intriganz anstatt militaristischer Attitüden animiert.

Raoden wusste, dass der Friede nicht lange währen konnte, selbst wenn sein Vater die Augen vor dieser Tatsache verschloss. Die Entscheidung, Sarene zu heiraten, hatte für Raoden viel mit dem Umstand zu tun gehabt, dass er auf diese Weise einen formellen Vertrag mit Teod eingehen konnte - und Arelon damit zumindest einen gewissen Zugriff auf die teoische Kriegsflotte verschaffte. Die Arelenen waren nicht ans Kämpfen gewöhnt. Dank des Schutzes der Elantrier waren sie jahrhundertlang zum Pazifismus erzogen worden. Der derzeitige Wyrn wäre ein Narr, wenn er nicht bald angriffe. Er benötigte lediglich einen Vorwand.

Innerer Zwist würde ihm einen solchen Vorwand liefern. Wenn die Stadtwache sich entschlossen hatte, den König zu verraten, würde ein Bürgerkrieg Arelon erneut ins Chaos stürzen, und die Fjordeller waren berüchtigt, Nutzen aus derlei Ereignissen zu ziehen. Raoden musste herausfinden, was jenseits der elantrischen Mauern geschah.

Endlich gelangten Galladon und er an ihr Ziel - nicht Neu- Elantris, sondern das niedrige, unauffällige Gebäude, das den Eingang zu dem heiligen Ort bildete. Galladon hatte kein Wort gesagt, als er herausgefunden hatte, dass Raoden Sarene in die Bibliothek mitgenommen hatte. Es war dem Dula sogar anzusehen gewesen, dass er eine solche Entwicklung erwartet hatte.

Kurz darauf betraten Raoden und Galladon die unterirdische Bibliothek. Nur wenige der Lampen an den Wänden brannten, weil sie Brennmaterial sparen wollten. Raoden konnte jedoch ohne Weiteres Sarenes Gestalt ausmachen, die an einem der Schreibtische an der Rückwand über ein Buch gebeugt saß, ganz so, wie er sie zurückgelassen hatte.

Als sie sich ihr näherten, war ihr Gesicht immer deutlicher zu erkennen, und Raoden kam nicht umhin, wieder einmal ihre Schönheit zu bewundern. Die Haut eines Elantriers mit ihren dunklen Flecken war mittlerweile etwas Alltägliches geworden und fiel ihm gar nicht mehr weiter auf. Sarenes Körper schien sich ohnehin bemerkenswert leicht an die Shaod zu gewöhnen. Normalerweise zeigten sich bereits nach wenigen Tagen die nächsten Zeichen des Verfalls: Falten und Furchen gruben sich in die Haut, die übrige fleischfarbene Haut stumpfte zu einem leblosen Weiß ab. Sarene wies nichts dergleichen auf. Ihre Haut war so glatt und lebendig wie am Tag ihrer Ankunft in Elantris. Sie behauptete, ihre Verletzungen täten nicht immer weiter weh, wie es eigentlich der Fall sein sollte - obgleich Raoden sicher war, dass dem nur so war, weil sie niemals außerhalb von Neu-Elantris gelebt hatte. Viele der letzten Neuankömmlinge litten nicht unter den schlimmsten elantrischen Schmerzen, da die Arbeit und die positive Stimmung sie davon abhielt, sich auf ihre Verletzungen zu konzentrieren. Hungrig war sie auch nicht geworden; allerdings hatte sie auch in dieser Hinsicht das Glück, zu einer Zeit gekommen zu sein, zu der jeder Gelegenheit hatte, mindestens eine Mahlzeit am Tag zu sich zu nehmen. Ihre Vorräte würden höchstens einen Monat reichen, aber es bestand kein Grund zum Horten. Nahrungsmangel war nicht tödlich für Elantrier, lediglich unangenehm.

Am schönsten waren ihre Augen - die Art, wie sie alles mit regem Interesse musterten. Sarene nahm ihre Umwelt nicht einfach nur wahr, sie betrachtete sie eingehend. Wenn sie sprach, verrieten ihre Worte Nachdenklichkeit. Diese Intelligenz fand Raoden am anziehendsten an seiner teoischen Prinzessin.

Sarene blickte auf, als sie auf sie zukamen. Auf ihrem Gesicht breitete sich ein aufgeregtes Lächeln aus. »Lebensgeist! Ihr werdet *niemals* erraten, worauf ich gestoßen bin!«

»Da habt Ihr recht«, räumte Raoden mit einem Lächeln ein. Er war unsicher, wie er das Thema Informationen über die Außenwelt anschneiden sollte. »Von daher könnt Ihr es mir ebenso gut verraten.« Sarene hielt ihr Buch empor und zeigte ihnen den Buchrücken, auf dem geschrieben stand: *Seors Enzyklopädie politischer Mythen*. Obwohl Raoden Sarene die Bibliothek gezeigt hatte, um ihr unstillbares Interesse

an AonDor zu sättigen, hatte sie dieses Studium aufgeschoben, sobald ihr klar geworden war, dass es ein ganzes Regal voll Bücher über Politiktheorie gab. Zum Teil hing diese Verlagerung ihres Interesses wohl mit ihrer Ungeduld bezüglich AonDor zusammen. Sie konnte keine Aonen in die Luft malen, ja sie schaffte es noch nicht einmal, die leuchtenden Linien erscheinen zu lassen. Anfangs war Raoden ratlos gewesen, aber Galladon hatte erklärt, dies sei keineswegs ungewöhnlich. Selbst vor der Reod hatten manche Elantrier jahrelang gebraucht, um AonDor zu erlernen. Wenn man auch nur die erste Linie ein wenig schief zeichnete, erschien nichts. Raodens eigener sofortiger Erfolg war geradezu außergewöhnlich gewesen.

Doch Sarene teilte diese Meinung keineswegs. Sie gehörte zu den Menschen, die sich ärgerten, wenn sie länger als andere für etwas brauchten. Sarene selbst war der Auffassung, dass sie die Aonen einwandfrei zeichnete - und Raoden konnte tatsächlich keine Fehler an ihren Bewegungen entdecken. Die Zeichen wollten trotzdem einfach nicht erscheinen, und keine noch so heftige prinzessinnenhafte Empörung konnte daran etwas ändern.

Deshalb hatte Sarene ihr Augenmerk auf politische Werke verlegt. Allerdings ging Raoden davon aus, dass sie das letzten Endes ohnehin getan hätte. Zwar interessierte sie sich für AonDor, aber Politik faszinierte sie. Immer wenn Raoden der Bibliothek einen Besuch abstattete, um Aonen zu üben oder zu lesen, wählte Sarene einen Band eines uralten Historikers oder diplomatischen Genies aus und begann in der Ecke zu schmökern.

»... es ist verblüffend! Ich habe noch nie etwas gelesen, was die Rhetorik und Machenschaften der Fjordeller so gründlich entlarvt.«

Raoden schüttelte den Kopf, als ihm bewusst wurde, dass er sie nur angestarrt und ihre Gesichtszüge bewundert hatte, anstatt ihren Worten Aufmerksamkeit zu schenken. Sie sagte etwas über das Buch, darüber, wie es fjordellische Lügen anprangerte.

»Jede Regierung lügt hin und wieder, Sarene«, sagte er, als sie schwieg. »Stimmt«, meinte sie und blätterte durch das Buch. »Aber nicht in diesem Ausmaß. Die letzten drei Jahrhunderte über, seit Fjorden den derethischen Glauben angenommen hat, haben die jeweiligen Wyrne die Geschichtsschreibung und Literatur eklatant abgeändert, damit es so

aussieht, als sei das Reich schon immer eine Offenbarung göttlichen Willens gewesen. Seht Euch das an!« Sie hielt erneut das Buch hoch, zeigte ihm diesmal jedoch eine Seite mit Versen.

»Was ist das?«

»Wyrn. Das Gedicht mit allen seinen dreitausend Versen.«

»Ich habe es gelesen«, sagte Raoden. »Wyrn soll die älteste überlieferte Literatur sein, älter noch als das *Do-Kando*, das heilige Buch, aus dem der Shu-Keseg und schließlich auch der Shu-Dereth und der Shu-Korath hervorgegangen sind.«

»Ihr habt vielleicht *eine* Fassung von Wyrn gelesen«, sagte Sarene mit einem Kopfschütteln. »Aber nicht diese hier. Moderne Fassungen des Gedichts beziehen sich beinahe auf derethische Weise auf Jaddeth. Die Fassung in diesem Buch beweist, dass die Priester das Original umgeschrieben haben, damit es so aussieht, als sei Wyrn derethisch gewesen - obwohl er lange vor der Gründung des Shu-Dereth gelebt hat. Damals war Jaddeth beziehungsweise der Gott dieses Namens, den der Shu-Dereth übernommen hat, ein relativ unwichtiger Gott, der sich um die Steine unter der Erde kümmerte.

Da Fjorden nun religiös ist, darf es nicht so klingen, als sei ihr größter historischer König ein Heide gewesen. Also sind die Priester sämtliche Gedichte durchgegangen und haben sie umgeschrieben. Ich weiß nicht, wie dieser Mann namens Seor an die Originalfassung von Wyrn gekommen ist, aber wenn sie bekannt würde, wäre das ziemlich peinlich für Fjorden.« Ihre Augen glitzerten boshaft.

Seufzend ging Raoden zu Sarenes Schreibtisch und kniete nieder, sodass sie auf gleicher Augenhöhe waren. Zu jeder anderen Gelegenheit hätte er nichts lieber getan, als bei ihr zu sitzen und ihr zuzuhören. Leider hatte er jedoch andere Sorgen.

»Na schön.« Ihre Augen verengten sich zu Schlitzern, als sie das Buch beiseitelegte. »Was ist los? Bin ich wirklich so langweilig?«

»Überhaupt nicht«, sagte Raoden. »Es ist nur der falsche Zeitpunkt. Wisst Ihr ...

Galladon und ich sind eben auf die elantrische Stadtmauer geklettert.« Sie setzte eine verblüffte Miene auf. »Und?«

»Wir haben gesehen, dass die elantrische Stadtwache um Herzog Telriis Villa Stellung bezogen hat«, sagte Raoden. »Und nun haben wir gehofft,

Ihr könntet uns vielleicht erklären, warum. Ich weiß, dass Ihr nicht gern über die Außenwelt sprecht, aber ich mache mir Sorgen. Ich muss wissen, was da draußen passiert.«

Sarene saß da, einen Arm auf den Schreibtisch gestützt, und tippte sich mit dem Zeigefinger an die Wange, wie sie es so oft tat, wenn sie nachdachte. »Na schön«, meinte sie schließlich mit einem Seufzen.

»Wahrscheinlich bin ich ziemlich ungerecht gewesen. Ich wollte Euch nicht mit den Ereignissen draußen belasten.«

»Manche Elantrier mögen desinteressiert wirken, Sarene«, sagte Raoden, »aber das liegt bloß daran, dass wir sowieso nicht ändern können, was in Kae vor sich geht. Ich würde jedoch lieber über die Lage draußen Bescheid wissen, selbst wenn es Euch nicht leichtfällt, darüber zu sprechen.«

Sarene nickte. »Es ist schon gut. Mittlerweile kann ich darüber reden. Der wirklich wichtige Teil hat wohl damit angefangen, dass ich König Iadon entthront habe. Das ist natürlich auch der Grund gewesen, warum er sich erhängt hat.«

Raoden plumpste in einen Sessel. Seine Augen waren weit aufgerissen.

## Kapitel 44

Noch während Sarene sprach, stiegen die alten Sorgen um die politische Lage in Arelon in ihr empor. Ohne sie hatten die anderen keinen rechtmäßigen Anspruch auf den Thron. Selbst Roial waren die Hände gebunden. Sie konnten nur hilflos zusehen, wie Telrii seine Macht über den Adel ausbaute. Sarene rechnete damit, noch an diesem Tag von Telriis Krönung zu hören.

Es dauerte ein paar Augenblicke, bis sie bemerkte, welches Entsetzen ihre Bemerkung bei Lebensgeist ausgelöst hatte. Er hatte sich in einen Sessel fallen lassen, die Augen weit aufgerissen. Sie tadelte sich selbst scharf ob ihrer Taktlosigkeit. Immerhin sprach sie über Lebensgeists ehemaligen König. In den vergangenen Wochen war bei Hofe so viel passiert, dass sie ganz abgestumpft war.

»Es tut mir leid«, sagte Sarene. »Das war ein bisschen unverblümt, nicht wahr?«

»Iadon ist tot?«, fragte Lebensgeist leise.

Sarene nickte. »Wie sich herausstellte, hatte er mit den jeskerischen Mysterien zu tun. Sobald das bekannt geworden ist, hat er sich lieber erhängt, als sich der Schande zu stellen.«

Sie ging nicht näher auf den Part ein, den sie bei den Ereignissen gespielt hatte. Die Dinge waren schon kompliziert genug.

»Jeskerisch?«, wiederholte Lebensgeist. Dann verdüsterte sich seine Miene, und er knirschte mit den Zähnen. »Ich habe ihn immer für einen Toren gehalten, aber ... Wie weit... ist er bezüglich der Mysterien gegangen?«

»Er hat seine Köchinnen und Kammerzofen geopfert«, sagte Sarene, der sogleich übel wurde. Dass sie es vermieden hatte, über diese Dinge zu sprechen, hatte einen guten Grund.

Anscheinend fiel Lebensgeist ihre Blässe auf. »Es tut mir leid.«

»Ist schon gut«, sagte Sarene. Doch sie wusste, egal, was in ihrem Leben noch passieren würde, egal, wohin sie ginge, das schattenumwobene Bild von Iadons Opfer würde sich niemals aus ihren Gedanken verbannen lassen.

»Dann ist jetzt also Telrii König?«, fragte Lebensgeist.

»Bald«, sagte Sarene. »Vielleicht ist er schon gekrönt worden.« Lebensgeist schüttelte den Kopf. »Was ist mit Herzog Roial? Er ist sowohl reicher als auch angesehener. Eigentlich müsste er den Thron besteigen.«

»Er ist nicht mehr reicher«, sagte Sarene. »Fjorden hat Telriis Einkommen aufgestockt. Er sympathisiert mit dem derethischen Glauben, was leider seinen sozialen Status verbessert hat.« Lebensgeist runzelte die Stirn. »Mit dem derethischen Glauben zu liebäugeln trägt zur eigenen Beliebtheit bei? Ich habe einiges verpasst, nicht wahr?«

»Wie lange seid Ihr schon hier drinnen?«

»Ein Jahr«, antwortete Lebensgeist leichthin. Das stimmte mit dem überein, was ein paar der anderen Neu-Elantrier ihr erzählt hatten. Niemand wusste genau zu sagen, wie lange Lebensgeist in der Stadt war, aber sie alle schätzten, dass es mindestens ein Jahr sein musste. Die Herrschaft über die rivalisierenden Banden hatte er zwar erst in den vergangenen Wochen an sich gerissen, aber so etwas schaffte man nicht ohne aufwendiges Planen und Vorbereiten.

»Schätzungsweise erklärt das, wie Telrii die Stadtwache auf seine Seite gezogen hat«, murmelte Lebensgeist. »Sie sind schon immer viel zu eifrig darauf bedacht gewesen, den Günstling der Stunde zu unterstützen.«

Sarene nickte. »Sie sind zur Villa des Herzogs umgesiedelt, kurz bevor man mich hier hineingeworfen hat.«

»Also schön«, sagte Lebensgeist. »Ihr werdet ganz von vorn anfangen müssen. Ich brauche so viele Informationen, wie Ihr mir geben könnt.« Also erzählte sie. Sie begann mit dem Sturz der Duladenischen Republik und der wachsenden Bedrohung durch Fjorden. Sie erzählte ihm von ihrer Verlobung mit Prinz Raoden und den derethischen Machenschaften in Arelon. Während sie sprach, ging ihr auf, dass Lebensgeist das politische Klima in Arelon weitaus gründlicher verstand, als sie es für möglich gehalten hätte. Er begriff rasch, welche Auswirkungen Iadons postumer Erlass haben würde. Auch über Fjorden wusste er gut Bescheid, selbst wenn er sich nicht völlig darüber im Klaren war, wie gefährlich die dortigen Priester sein konnten. Ihm bereiteten die Soldaten Wyrns Kopfzerbrechen.



Am beeindruckendsten war sein Wissen über die verschiedenen Lords und Adligen von Arelon. Sarene musste ihm deren Persönlichkeiten und Naturelle nicht auseinandersetzen, denn Lebensgeist kannte sie bereits. Ja, er schien sie besser zu kennen, als Sarene selbst es tat. Als sie ihn darauf ansprach, meinte er nur, in Arelon sei es lebenswichtig, jeden Adligen zu kennen, der mindestens Baron war. Oft hing der Erfolg eines niederen Adligen davon ab, ob er Geschäfte und Verträge mit den mächtigeren Aristokraten abschließen konnte, denn sie waren es, die die Märkte beherrschten.

Abgesehen vom Tod des Königs reagierte er nur auf eine weitere Neuigkeit mit Entsetzen.

»Ihr wolltet Roial *heiraten*?«, fragte er ungläubig.

Sarene lächelte. »Ich kann es selbst kaum glauben. Wir haben den Plan recht überstürzt gefasst.«

»Roial?«, fragte Lebensgeist ein weiteres Mal. »Der alte Halunke! Es muss ihm großes Vergnügen bereitet haben, Euch *diese* Idee zu unterbreiten!«

»Der Herzog hat sich mir gegenüber wie ein echter Kavalier verhalten«, sagte Sarene.

Lebensgeist schenkte ihr einen Blick, der besagte: Und ich dachte, Ihr wärt eine bessere Menschenkennerin.

»Außerdem«, fuhr sie fort, »hat nicht er die Sache vorgeschlagen. Das war Shuden.«

»Shuden?« Lebensgeist dachte kurz nach. Dann nickte er. »Ja, das klingt nach einem Einfall, der auf sein Konto gehen könnte, auch wenn ich mir nicht vorstellen kann, wie er das Wort ›Ehe‹ in den Mund nimmt. Die bloße Vorstellung zu heiraten versetzt ihn in Angst und Schrecken.«

»Nicht mehr«, widersprach Sarene. »Er und Ahans Tochter sind sich sehr nahe gekommen.«

»Shuden und Torena?«, fragte Lebensgeist noch verblüffter. Dann betrachtete er Sarene mit zusammengekniffenen Augen. »Moment mal, wie wolltet Ihr Roial überhaupt heiraten? Ich dachte, Ihr seid schon verheiratet.«

»Mit einem Toten«, schnaubte Sarene wütend.

»Aber Euer Ehevertrag besagt, dass Ihr nie wieder heiraten dürft.«

»Woher wisst Ihr das?«, fragte Sarene misstrauisch.

»Ihr habt es selbst vor ein paar Minuten gesagt.«

»Habe ich nicht.«

»Doch, sicher ... Nicht wahr, Galladon?«

Der große Dula, der in Sarenes Politikbuch blätterte, blickte nicht einmal auf. »Du brauchst mich gar nicht anzusehen, Sule. Ich mische mich da nicht ein.«

»Wie dem auch sei«, sagte Lebensgeist, der sich wieder von seinem Freund abwandte. »Wie kommt es, dass Ihr drauf und dran wart, Roial zu ehelichen?«

»Wieso nicht?«, fragte Sarene. »Ich habe diesen Raoden nie kennengelernt. Alle sagen, er sei ein wunderbarer Prinz gewesen, aber was bin ich ihm schon groß schuldig? Mein Vertrag mit Arelon ist mit Iadons Tod hinfällig geworden. Ich bin den Handel überhaupt nur eingegangen, um eine Verbindung zwischen Arelon und meinem Heimatland zu knüpfen. Weshalb hätte ich einen Vertrag mit einem Toten einhalten sollen, wenn ich eine viel versprechende Ehe mit dem zukünftigen König von Arelon eingehen konnte?«

»Ihr habt Euch also nur aus politischen Überlegungen bereit erklärt, den Prinzen zu heiraten.« Aus irgendeinem Grund klang er verletzt, als wirke sich ihre Beziehung zum Kronprinzen von Arelon direkt auf den Adel des Landes aus.

»Selbstverständlich«, sagte Sarene. »Ich bin ein politisches Wesen, Lebensgeist. Ich habe getan, was das Beste für Teod war. Und aus dem gleichen Grund hätte ich Roial geheiratet.«

Er nickte, wobei er immer noch ein wenig melancholisch wirkte.

»Ich war also im Thronsaal, bereit, den Herzog zu heiraten«, fuhr Sarene fort, ohne auf Lebensgeists Gekränktheit zu achten. Womit nahm er sich das Recht heraus, ihre Motive zu hinterfragen? »Und just in dem Moment hat mich die Shaod ereilt.«

»Ausgerechnet da?«, fragte Lebensgeist. »Es ist bei Eurer Hochzeit passiert?«

Sarene nickte. Auf einmal fühlte sie sich sehr verunsichert.

Jedes Mal, wenn sie davorzustehen schien, von einem anderen Menschen angenommen zu werden, ereignete sich eine Katastrophe und trennte sie wieder voneinander.

Galladon stieß ein Schnauben aus. »Tja, nun wissen wir auch, warum sie

nicht darüber sprechen wollte. Kolo?« i|

Lebensgeist legte ihr die Hand auf die Schulter. »Es tut mir leid.«

»Das ist längst vorbei«, sagte Sarene mit einem Kopfschütteln. »Uns bereitet jetzt erst einmal Telriis Krönung Sorgen. Da Fjorden ihn unterstützt...«

»Wir können uns Sorgen seinetwegen machen, aber ich bezweifle, dass wir auch nur das Geringste tun können. Wenn es nur eine Möglichkeit gäbe, Kontakt mit der Außenwelt aufzunehmen!«

Auf einmal wurde Sarene von Verlegenheit ergriffen, und ihr Blick richtete sich kurz auf die Stelle über ihnen, an der sich Ashe in den Schatten des Zimmers verbarg. Sein Aon war kaum zu erkennen. »Es gibt da vielleicht eine Möglichkeit«, gestand sie.

Lebensgeist sah nach oben, als Sarene Ashe zu sich winkte. Ashe fing zu leuchten an, und das Licht des Aons wurde zu einer strahlenden Kugel. Als das Seon herabgeflogen kam und über Sarenes Schreibtisch schwebte, warf sie Lebensgeist einen beschämten Blick zu.

»Ein Seon?«, meinte er anerkennend.

»Ihr seid mir nicht böse, dass ich ihn versteckt habe?«, fragte Sarene. Lebensgeist lachte in sich hinein. »Ehrlich gesagt hatte ich erwartet, dass Ihr mir das eine oder andere vorenthalten würdet. Ihr scheint mir die Art Mensch zu sein, die Geheimnisse braucht, und sei es nur um ihrer selbst willen.«

Die scharfsinnige Bemerkung trieb Sarene die Röte ins Gesicht. »Ashe, frage bei Kiin und den anderen nach. Ich möchte unterrichtet werden, sobald Telrii sich zum König ausrufen lässt.«

»Sehr wohl, Mylady«, sagte Ashe und schwebte von dannen.

Lebensgeist sagte nichts. Er hatte kein Wort darüber verloren, dass Ashe unerklärlicherweise trotz der Shaod nicht den Verstand verloren hatte. Da kam Sarene in den Sinn, dass Lebensgeist natürlich nicht wissen konnte, dass Ashe ihr eigenes Seon war.

Sie warteten schweigend, und Sarene unterbrach Lebensgeist nicht in seinen Gedanken. Er hatte unzählige Informationen von ihr erhalten, und sie konnte förmlich sehen, wie er sich jede einzelne durch den Kopf gehen ließ.

Er verheimlichte ihr ebenfalls etwas. Nicht, dass sie ihm misstraute.

Worum es sich bei seinen Geheimnissen auch drehen mochte, so glaubte

er gewiss, Sarene aus gutem Grund nicht einzuweihen. Sie war schon viel zu lange im politischen Geschäft tätig, als dass sie sich gekränkt fühlte, wenn jemand Geheimnisse vor ihr hatte.

Das bedeutete aber selbstverständlich nicht, dass sie nicht alles daransetzen würde, so viel wie möglich herauszufinden. Bisher hatte Ashe nichts über einen zweitgeborenen Sohn des Herrn der Ienplantage herausfinden können, aber er war in seiner Bewegungsfreiheit äußerst eingeschränkt. Sie hatte ihm nur gestattet, sich Kiin und den anderen zu erkennen zu geben. Sarene hatte keine Ahnung, warum er im Gegensatz zu anderen Seonen überlebt hatte, doch sie wollte auf keinen Fall das Überraschungsmoment einbüßen, das seine Existenz ihr eventuell verschaffen könnte.

Der Dula Galladon schlurfte zu einem Sessel und setzte sich.

Anscheinend war ihm jetzt erst klar geworden, dass sie nicht so bald aufbrechen würden. Dann schloss er die Augen und schien einzuschlafen. Er mochte ungewöhnlich pessimistisch sein, aber er war letzten Endes eben doch ein Dula. Es hieß, seine Landsleute seien so entspannt, dass sie jederzeit und an jedem Ort einschlafen konnten.

Sarene musterte den Hünen. Galladon schien sie nicht zu mögen. Andererseits war er so ausgesprochen miesepetrig, dass sich das schwer sagen ließ. Manchmal schien er ein wahrer Wissensquell zu sein, aber auf anderen Gebieten kannte er sich überhaupt nicht aus - was ihm allerdings nicht das Geringste auszumachen schien. Ihm schien nichts etwas anhaben zu können, gleichzeitig beklagte er sich aber in einem fort über alles und jeden.

Als Ashe zurückkehrte, hatte Sarene ihre Aufmerksamkeit längst wieder dem Buch über politische Vertuschungsaktionen gewidmet. Das Seon musste sich räuspern, bevor sie seine Anwesenheit auch nur bemerkte. Lebensgeist blickte ebenfalls auf, wohingegen der Dula weiterschnarchte, bis sein Freund ihm mit dem Ellbogen in die Seite stieß. Dann richteten sich alle drei Augenpaare auf Ashe.

»Und?«, wollte Sarene wissen.

»Es ist geschehen, Mylady«, erklärte Ashe ihnen. »Telrii ist König.«

## Kapitel 45

Hrathen stand im Mondschein auf der elantrischen Stadtmauer und betrachtete voller Neugier das Loch. Eines der verbarrikadierten Treppenhäuser war gewaltsam aufgebrochen worden, und man hatte die Planken entfernt. Das Loch sah beinahe aus, als sei es von Nagetieren verursacht worden - elantrischen Nagetieren, die aus ihrem Nest entfliehen wollten. Dies war einer der Mauerabschnitte, den die Stadtwache sauber hielt, und mehrere Schleimspuren bewiesen nur zu deutlich, dass die von unten mehrmals oben auf der Mauer gewesen waren.

Hrathen schlenderte von dem Treppenaufgang weg. Wahrscheinlich war er der Einzige, der von dem Loch wusste. Elantris wurde derzeit nur von zwei oder drei Wachen beaufsichtigt, und sie machten nur wenige - oder gar keine - Rundgänge auf der Mauer. Er würde den Wachen erst einmal nichts von dem Loch erzählen. Es war ihm gleichgültig, ob die Elantrier sich aus ihrer Stadt schlichen. Sie würden nicht weit kommen, dafür sahen sie zu auffällig aus. Außerdem wollte er die Menschen nicht im Hinblick auf Elantris in Unruhe versetzen. Sie sollten sich auf ihren neuen König und die politische Allianz konzentrieren, die er demnächst verkünden würde.

Er ging weiter, Elantris zu seiner Rechten, Kae zu seiner Linken. Im Abenddunkel glitzerte eine Ansammlung von Lichtern: der königliche Palast, der nun der Wohnsitz Telriis war.

Die arelischen Adeligen, die erpicht waren, ihrem neuen König ihre Ergebenheit zu demonstrieren, waren beinahe alle auf seinem Krönungsfest erschienen, jeder Einzelne darum wetteifernd, seine Loyalität unter Beweis zu stellen. Und der wichtigstuerische ehemalige Herzog genoss die allgemeine Aufmerksamkeit offensichtlich.

Hrathen schlenderte in der ruhigen Nacht weiter. Seine Füße verursachten klirrende Geräusche auf den Steinen. Telriis Krönung war mit dem zu erwartenden Pomp abgelaufen. Der ehemalige Herzog, nun König, war leicht zu durchschauen, und jemand, der sich leicht durchschauen ließ, ließ sich ebenso leicht manipulieren. Er sollte die derzeitige Zerstreung ruhig genießen. Schon nahte der Zeitpunkt, an

dem es alte Schulden zu begleichen galt.

Telrii würde zweifellos mehr Geld von Hrathen fordern, bevor er zum Shu-Dereth übertrat. Er würde sich selbst für schlau halten und davon ausgehen, dass die Krone ihm noch mehr Gewicht bei seinen Verhandlungen mit Fjorden verlieh. Hrathen würde selbstverständlich mit gespielter Empörung auf die Geldforderungen reagieren, allerdings die ganze Zeit über wissen, wofür Telrii jegliches Verständnis fehlte: Macht hatte nichts mit Vermögen zu tun, sondern mit Kontrolle. Geld war wertlos bei einem Mann, der sich nicht kaufen ließ. Der König würde niemals begreifen, dass die von ihm geforderten Wyrninge ihm keine Macht verschaffen, sondern ihn der Macht eines anderen ausliefern würden. Während er seine Geldgier befriedigte, würde ihm Arelon nach und nach entgleiten.

Hrathen schüttelte den Kopf. Ihn plagten leichte Gewissensbisse. Er benutzte Telrii, weil der König sich so wunderbar als Werkzeug eignete. Doch in Telriis Herzen würde es zu keiner Bekehrung kommen, keiner echten Annahme Jaddeths oder seines Reiches. Telriis Schwüre würden so leer sein wie sein Thron machtlos. Und dennoch würde Hrathen ihn benutzen. Es war nur logisch, und Hrathen hatte begriffen, dass die Stärke seines eigenen Glaubens in der Logik begründet lag. Telrii mochte nicht glauben, aber seine Kinder - im derethischen Glauben erzogen - würden es tun. Die bedeutungslose Bekehrung eines einzigen Mannes würde einem ganzen Königreich die Erlösung bringen. Im Gehen galten Hrathens Blicke immer wieder den dunklen Straßen von Elantris. Er versuchte zwar, seine Gedanken auf Telrii und die bevorstehende Eroberung Arelons zu richten, aber eine andere Angelegenheit nagte an ihm.

Widerwillig musste Hrathen sich eingestehen, dass es an diesem Abend einen bestimmten Grund für seinen Spaziergang auf der Mauer von Elantris gegeben hatte. Er machte sich Sorgen um die Prinzessin. Das Gefühl bereitete ihm natürlich Kopfzerbrechen, aber er leugnete nicht, dass er auf diese Weise empfand. Sarene war eine wunderbare Gegenspielerin gewesen, und er wusste, wie gefährlich Elantris sein konnte. Das war ihm klar gewesen, als er den Befehl erteilt hatte, sie zu vergiften. Er war zu dem Schluss gekommen, dass der Nutzen das Risiko wert war. Nach drei Tagen des Wartens begann seine Entschlossenheit

jedoch ins Wanken zu geraten. Die Prinzessin musste aus mehr als einem Grund am Leben bleiben.

Also beobachtete Hrathen die Straßen in der törichten Hoffnung, sie vielleicht unten zu erspähen und sein Gewissen beruhigen zu können, weil sie unversehrt war. Selbstverständlich aber hatte er nichts dergleichen gesehen, ja an diesem Abend schienen überhaupt keine Elantrier unterwegs zu sein.

Hrathen wusste nicht, ob sie sich einfach nur in andere Stadtteile zurückgezogen hatten, oder ob die Gewalt an dem Ort derart überhandgenommen hatte, dass sie sich gegenseitig umgebracht hatten. Um der Prinzessin willen hoffte er, dass Letzteres nicht der Fall war.

»Ihr seid Gyorn Hrathen«, erklang auf einmal eine Stimme.

Hrathen wirbelte herum und suchte nach dem Mann, der sich ihm ungesehen und geräuschlos genähert hatte. Hinter ihm schwebte ein Seon, das kraftvoll in der Dunkelheit leuchtete. Hrathen kniff die Augen zusammen und entzifferte das Aon in der Mitte des Seons. Dio.

»Das bin ich«, sagte Hrathen vorsichtig.

»Ich komme im Namen meines Herrn, König Eventeos von Teod«, sagte das Seon mit melodischer Stimme. »Er wünscht mit Euch zu sprechen.« Hrathen lächelte. Er hatte sich gefragt, wie lange es dauern würde, bis Eventeo mit ihm in Verbindung trat. »Ich höre mir sehr gern an, was Seine Majestät zu sagen hat.«

Das Seon pulsierte, während sein Licht zerfloss, und der Umriss eines ovalen Männergesichts mit Doppelkinn erschien.

»Euer Majestät«, sagte Hrathen mit einem leichten Nicken. »Wie kann ich Euch zu Diensten sein?«

»Nutzlose Höflichkeitsfloskeln sind unnötig«, sagte Eventeo schroff.

»Ihr wisst, was ich will.«

»Eure Tochter.«

Der Kopf des Königs nickte. »Ich weiß, dass Ihr irgendwie Macht über diese Krankheit habt. Was wollt Ihr dafür, dass Ihr Sarene heilt?«

»Ich selbst habe keinerlei Macht«, sagte Hrathen bescheiden. »Es war Lord Jaddeth, der die Heilung bewirkt hat.«

Der König hielt inne. »Was wollt Ihr also dafür, dass Euer Jaddeth meine Tochter heilt?«

»Der Lord ließe sich vielleicht überreden, wenn Ihr ihn ermuntert«, sagte

Hrathen. »Den Gottlosen widerfahren keine Wunder, Euer Majestät.«  
König Eventeo beugte langsam das Haupt. Offensichtlich hatte er  
geahnt, was Hrathen verlangen würde. Er musste seine Tochter sehr  
lieben.

»Es soll geschehen, Priester«, versprach Eventeo. »Wenn meine Tochter  
unversehrt aus der Stadt zurückkehren sollte, werde ich zum Shu-Dereth  
übertreten. Ich habe ohnehin gewusst, dass es eines Tages so weit  
kommen würde.«

Hrathen lächelte breit. »Ich werde sehen, ob ich ... Lord Jaddeth  
ermuntern kann, Eure Prinzessin zurückzuholen, Euer Majestät.«  
Eventeo nickte. Er hatte die Miene eines besiegten Mannes. Das Seon  
beendete die Verbindung und schwebte wortlos davon.

Hrathen lächelte. Sein Plan war vollständig aufgegangen. Eventeo hatte  
eine kluge Entscheidung getroffen. Auf diese Weise konnte er an seinen  
Glaubensübertritt wenigstens eine Bedingung knüpfen - auch wenn es  
etwas war, was er ohnehin bekommen hätte.

Hrathen blickte auf Elantris hinab, besorgter denn je darauf hoffend, dass  
Sarene unversehrt zu ihm zurückkehrte. Allmählich rückte die  
Möglichkeit in greifbare Nähe, dass er dem Wyrn in ein paar Monaten  
nicht nur ein heidnisches Land übergeben könnte, sondern zwei.



## Kapitel 46

Es hatte Zeiten gegeben, da hatte Raoden sich den Tod seines Vaters herbeigewünscht. Raoden hatte die Menschen leiden sehen und gewusst, dass sein Vater schuld daran war. Iadon hatte sich, sobald er an die Macht gekommen war, als hinterlistig entpuppt wie auch als gnadenlos entschlossen, seine Gegenspieler zu zermalmen. Es hatte ihm großes Vergnügen bereitet zuzusehen, wie seine Adligen miteinander im Zwist lagen, während es mit seinem Königreich bergab ging. Arelon würde ohne König Iadon besser dran sein.

Doch als Raoden die Nachricht vom Ableben seines Vaters nun tatsächlich erhielt, hatte ihn doch eine verräterische Melancholie befallen. Sein Herz wollte den Iadon der letzten fünf Jahre vergessen und sich stattdessen an den Iadon aus Raodens Kindheit erinnern. Damals war sein Vater der erfolgreichste Kaufmann in ganz Arelon gewesen, von seinen Landsleuten respektiert und geliebt von seinem Sohn. Er hatte stark gewirkt und wie ein Ehrenmann. Ein Teil von Raoden würde immer das Kind bleiben, für den sein Vater der größte Held war.

Zwei Dinge halfen ihm über den schmerzlichen Verlust hinweg: Sarene und die Aonen. Wenn er seine Zeit nicht mit der Prinzessin verbrachte, verbrachte er sie mit seinen Studien. Neu-Elantris funktionierte mittlerweile praktisch von allein. Die Leute fanden ihre eigenen Projekte, um beschäftigt zu sein, und es gab kaum je Streitigkeiten, die seine Aufmerksamkeit erforderten. Deshalb kam er oft in die Bibliothek und zeichnete Aonen, während Sarene las.

»Hier gibt es überraschend wenig Informationen über das moderne Fjorden«, sagte Sarene, die einen Wälzer durchblättert, der so groß war, dass Raoden ihr beinahe beim Tragen helfen müssen.

»Vielleicht habt Ihr nur noch nicht das richtige Buch gefunden«, meinte Raoden, während er das Aon Ehe nachzeichnete. Sarene saß an ihrem üblichen Platz, einen Bücherstapel neben ihrem Sessel, und Raoden stand mit dem Rücken zur Wand und übte ein paar neue Aonenmodifizierer.

»Vielleicht«, sagte Sarene, ohne recht überzeugt zu klingen. »Aber hier scheint sich alles um das Alte Reich zu drehen. Lediglich das Buch dort

über historische Umwälzungen erwähnt das Fjorden der letzten hundert Jahre zumindest am Rande. Ich hätte gedacht, dass die Elantrier andere Religionen sorgfältig studieren, und sei es nur, um zu wissen, mit wem man es zu tun hat.«

»Soviel ich weiß, hat Konkurrenz den Elantriern im Grunde nie etwas ausgemacht«, sagte Raoden.

Beim Sprechen verrutschte ihm leicht der Finger und unterbrach die Linie, die Raoden gerade zeichnete. Das Aon blieb einen Augenblick in der Luft, dann verblasste es, da der Fehler den ganzen Aufbau hinfällig gemacht hatte. Er stieß ein Seufzen aus, bevor er mit seiner Erklärung fortfuhr. »Für die Elantrier war ihre eigene Überlegenheit derart offensichtlich, dass sie sich keine Sorgen um andere Religionen machen mussten. Den meisten war es sogar egal, ob man sie verehrte oder nicht.« Sarene grübelte über seine Worte nach, blickte dann wieder in ihr Buch und schob den leeren Teller

beiseite, auf dem sich ihre Nachmittagsration befanden hatte. Raoden sagte ihr nicht, dass er ihre Nahrungsrationen reduzierte, wie er es bei jedem Neuankömmling im Laufe der ersten Woche tat. Aus Erfahrung wusste er, dass eine allmähliche Drosselung der Nahrungszufuhr es dem Verstand erleichterte, sich an den Hunger zu gewöhnen.

Er fing wieder zu zeichnen an. Kurz darauf öffnete sich die Bibliothekstür. »Ist er immer noch dort oben?«, fragte Raoden, als Galladon den Raum betrat.

»Kolo«, erwiderte der Dula. »Schreit immer noch seinen Gott an.«

»Du meinst, er betet.«

Galladon zuckte die Achseln und schlenderte zu einem Platz neben Sarene. »Man würde meinen, ein Gott könnte ihn hören, egal, wie leise er spräche.«

Sarene blickte von ihrem Buch empor. »Sprecht Ihr von dem Gyorn?«

Raoden nickte. »Er steht seit dem frühen Morgen auf der Mauer über dem Tor.

Anscheinend fleht er seinen Gott an, uns zu heilen.« Sarene zuckte zusammen. »Uns *zu heilen*?«

»Etwas in der Art«, sagte Raoden. »Wir können ihn nicht allzu gut verstehen.«

»Elantris heilen? Das ist ja ganz was Neues.« Ihre Augen blickten

argwöhnisch.

Raoden zuckte mit den Schultern und fuhr fort, Aonen zu zeichnen. Galladon suchte sich ein Buch über Landwirtschaft heraus und blätterte aufmerksam darin herum. In den letzten Tagen hatte er versucht, sich eine Methode künstlicher Bewässerung auszudenken, die auch unter ihren besonderen Umständen funktionieren würde.

Als Raoden ein paar Minuten später das Aon und dessen modifizierende Zeichen beinahe fertig hatte, merkte er, dass Sarene ihr Buch weggelegt hatte und ihn fasziniert beobachtete. Unter ihrem prüfenden Blick machte er erneut einen Fehler, und das Aon verblasste, noch bevor ihm klar geworden war, was er getan hatte. Sie betrachtete ihn noch immer, als er die Hand hob, um das Aon Ehe erneut anzufangen.

»Was?«, fragte er endlich. Instinktiv beschrieben seine Finger die ersten drei Bewegungen: die Linie oben, eine Linie seitlich nach unten und der Punkt in der Mitte, die den Anfang eines jeden Aons darstellten.

»An diesem einen Aon zeichnet Ihr nun schon eine Stunde lang rum«, stellte sie fest.

»Ich will es richtig hinbekommen.«

»Aber das habt Ihr, bestimmt ein Dutzend Mal hintereinander.«

Raoden zuckte die Achseln. »Es hilft mir beim Nachdenken.«

»Nachdenken worüber?«, erkundigte sie sich neugierig. Allem Anschein nach langweilte sie das Alte Reich mittlerweile.

»In letzter Zeit hauptsächlich über AonDor. Ich verstehe mittlerweile den größten Teil der Theorie, aber einer Erklärung für die Blockade des Dors bin ich noch immer keinen Schritt näher gekommen. Ich habe das Gefühl, dass die Aonen sich verändert haben, dass die alten Muster nicht mehr ganz stimmen, aber ich kann mir nicht einmal im Ansatz erklären, was der Grund dafür sein könnte.«

»Vielleicht stimmt etwas mit dem Land nicht«, meinte Sarene spontan. Sie lehnte sich in ihrem Sessel zurück, sodass er nach hinten wippte.

»Was meint Ihr damit?«

»Nun«, mutmaßte Sarene, »Ihr geht doch davon aus, dass die Aonen und das Land miteinander verbunden sind. Übrigens hätte selbst ich Euch das sagen können.«

»Ach ja?«, fragte Raoden lächelnd, während er weiterzeichnete. »Haben

zu Eurer Erziehung als Prinzessin auch ein paar geheime Stunden in elantrischem Zauber gehört?«

»Nein«, sagte Sarene und schüttelte theatralisch den Kopf. »Aber das Erlernen von Aonen hat schon dazugehört. Am Anfang jedes Aons zeichnet man ein Bild von Arelon. Das habe ich als kleines Mädchen gelernt.«

Raoden erstarrte. Seine Hand hielt mitten in der Bewegung inne. »Sagt das noch einmal.«

»Hm?«, fragte Sarene. »Ach, es ist bloß ein dummer Trick meines Lehrers, eine Art Eselsbrücke. Seht Ihr? Jedes Aon fängt gleich an: mit einer Linie oben, die die Küste darstellt, einer Linie runter, die wie das Atadgebirge aussieht, und einem Punkt in der Mitte für den See Alonoe.«

Galladon stand von seinem Platz auf und schlenderte zu Raoden, um sich dessen immer noch leuchtendes Aon anzusehen. »Sie hat recht, Sule! Es sieht tatsächlich ein bisschen wie Arelon aus. Steht in deinen Büchern nichts zu dem Thema?«

»Nein«, antwortete Raoden verblüfft. »Also, es wird zwar behauptet, es bestehe eine Verbindung zwischen den Aonen und Arelon, aber nirgends steht geschrieben, dass die Zeichen das Land ganz konkret *darstellen* würden. Vielleicht war dieses Konzept einfach zu grundlegend, um groß Erwähnung zu finden.«

Galladon nahm das Buch in die Hand und faltete etwas aus dem hinteren Teil aus: eine Landkarte von Arelon. »Zeichne weiter, Sule. Sonst verschwindet das Aon wieder.«

Raoden gehorchte und zwang seinen Finger, sich wieder zu bewegen. Galladon hielt die Karte empor, und Sarene trat neben den Dula. Sie blickten durch das dünne Papier auf das leuchtende Aon.

»Doloken!«, fluchte Galladon. »Sule, die Proportionen stimmen genau überein. Die Linien haben sogar die gleiche Krümmung.«

Raoden vervollständigte das Aon mit einem letzten Strich. Dann trat er zu den anderen beiden, musterte die Landkarte und warf Sarene einen Blick zu. »Aber was stimmt dann nicht? Die Berge sind immer noch da, die Küste ebenfalls und der See auch.«

Sarene zuckte mit den Schultern. »Schaut mich nicht an. Ihr seid der Fachmann. Ich bekomme noch nicht einmal die erste Linie richtig hin.«

Raoden wandte sich wieder dem Aon zu. Nach ein paar Sekunden leuchtete es kurz auf und verschwand, da seine Energien aus einem unerfindlichen Grund blockiert wurden. Wenn Sarenes Hypothese stimmte, waren die Aonen noch enger mit Arelon verbunden, als er angenommen hatte. Was auch immer AonDor beeinträchtigte, musste das Land ebenfalls getroffen haben.

Er wandte sich um, weil er der Prinzessin für den Hinweis danken wollte, den sie ihm gegeben hatte. Doch die Worte blieben ihm in der Kehle stecken. Etwas stimmte nicht. Die dunklen Flecken auf der Haut der Prinzessin hatten die falsche Farbe, eine Mischung aus Blautönen und Purpur, wie Blutergüsse. Sie schienen vor seinen Augen zu verblassen.

»Gnädiger Domi!«, rief er. »Galladon, sieh sie dir an!«

Der Dula drehte sich erschrocken um, dann machte die Sorge in seinen Gesichtszügen ehrfürchtigem Staunen Platz.

»Was?«, wollte die Prinzessin wissen und warf ihnen nervöse Blicke zu.

»Was hast du gemacht, Sule?«, fragte Galladon.

»Nichts!«, erwiderte Raoden mit Nachdruck. Er sah an die Stelle, an der das Aon gewesen war. »Etwas anderes muss sie heilen.«

Dann fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Sarene hatte es kein einziges Mal geschafft, ein Aon zu zeichnen. Sie hatte sich wegen der Kälte beklagt und meinte immer noch beharrlich, ihre Verletzungen täten ihr nicht weh. Raoden streckte die Hand aus und berührte Sarenes Gesicht. Ihr Fleisch war warm. Zu warm, selbst für eine neue Elantrierin, deren Körper sich noch nicht völlig abgekühlt hatte. Mit zitternden Fingern riss er ihr den Schal vom Kopf und betastete die beinahe unsichtbaren blonden Haarstoppeln auf ihrer Kopfhaut.

»Idos Domi«, flüsterte er. Er griff nach ihrer Hand und zog sie aus der Bibliothek.

»Lebensgeist, ich verstehe das nicht«, protestierte sie, als sie auf den Platz vor dem elantrischen Stadttor hinaustraten.

»Ihr seid niemals eine echte Elantrierin gewesen, Sarene«, sagte er. »Es war eine List, und zwar die gleiche, die der Gyorn angewandt hat, um als Elantrier durchzugehen. Irgendwie kann Hrathen es aussehen lassen, als sei man von der Shaod heimgesucht worden, selbst wenn das gar nicht der Fall ist.«

»Aber...«, widersprach sie.

»Denkt doch mal nach, Sarene!«, drängte Raoden und wirbelte sie herum, damit sie ihm in die Augen sehen musste. Der Gyorn auf der Mauer über ihnen predigte, aber seine laute Stimme war auf die Entfernung nur undeutlich zu vernehmen. »Eure Hochzeit mit Roial hätte einem Gegner des Shu- Dereth auf den Thron geholfen. Hrathen musste die Hochzeit verhindern, und er hat es auf die für Euch unangenehmste Weise getan, die er sich ausdenken konnte. Ihr gehört nicht hierher.«

Er zog wieder an ihrem Arm und versuchte, sie auf das Tor zuzuführen. Sie widersetzte sich und stemmte sich mit gleicher Kraft dagegen. »Ich werde nicht gehen!«

Raoden drehte sich überrascht um. »Aber Ihr müsst gehen. Dies ist Elantris, Sarene! Keiner ist *freiwillig* hier.«

»Das ist mir egal«, meinte sie beharrlich. Ihre Stimme war voll trotziger Entschlossenheit. »Ich werde bleiben.«

»Arelon braucht Euch.«

»Arelon wird es ohne mich besser ergehen. Ohne meine Einmischung wäre Iadon immer noch König, und Telrii hätte nicht den Thron bestiegen.«

Raoden verstummte. Er wollte, dass sie blieb, ja er sehnte sich danach, dass sie blieb. Aber er würde alles daran setzen, sie aus Elantris zu schaffen. Die Stadt bedeutete den Tod.

Das Stadttor ging auf. Der Gyorn hatte seine Beute entdeckt.

Sarene betrachtete Raoden mit großen Augen. Ihre Hand näherte sich seinem Gesicht. Ihre Flecken waren mittlerweile beinahe vollständig verschwunden. Sie war wunderschön.

»Ihr glaubt, wir können es uns leisten, Euch zu ernähren, Prinzessin?«, Raoden zwang sich dazu, barsch zu klingen. »Dass wir Essen an eine Frau verschwenden werden, die keine von uns ist?«

»Das zieht bei mir nicht, Lebensgeist«, versetzte Sarene. »Ich kann die Wahrheit in Euren Augen sehen.«

»Dann hört Euch diese Wahrheit an«, sagte Raoden. »Trotz der strengen Rationen verfügt Neu-Elantris nur über genug Essen für ein paar Wochen. Wir haben Getreide angebaut, aber es wird Monate dauern, bis wir es ernten können. Währenddessen werden wir Hunger leiden. Alle:

Männer, Frauen und Kinder. Wir werden hungern, wenn uns nicht jemand von draußen mit weiteren Vorräten versorgen kann.«

Sie zögerte. Dann war sie in seinen Armen und schmiegte sich eng an seine Brust. »Verflucht sollst du sein«, zischte sie. »Domi möge dich verfluchen.«

»Arelon braucht dich, Sarene«, erwiderte er flüsternd. »Wenn es stimmt, was du sagst, und ein Mann auf dem Thron sitzt, der mit Fjorden sympathisiert, bleibt Elantris vielleicht nicht mehr viel Zeit. Du weißt, was die derethischen Priester uns antun würden, wenn es nach ihnen ginge. Die Lage in Arelon ist völlig aus dem Ruder geraten, Sarene, und du bist die Einzige, der ich vertraue, dem Abhilfe zu schaffen.«

Sie blickte ihm in die Augen. »Ich werde zurückkehren.«

Männer in Gelb und Braun liefen auf sie zu und rissen sie auseinander. Sie stießen Raoden zur Seite, und er fiel auf das rutschige Kopfsteinpflaster, als die Gestalten Sarene fortzerrten. Raoden blieb auf dem Rücken liegen. Die schmutzige Schleimschicht unter ihm schmatzte. Er blickte zu einem Mann in blutroter Rüstung empor. Der Gyorn stand einen Augenblick still da, dann drehte er sich um und folgte Sarene aus der Stadt. Das Tor fiel krachend hinter ihm ins Schloss.

## Kapitel 47

Das Tor fiel krachend zu. Dieses Mal sperrte man Sarene nicht in Elantris ein, sondern man sperrte sie aus der Stadt aus. Ihre Gefühle rissen an ihrer Seele wie ein Rudel hungriger Wölfe, von denen jeder nach ihrer Aufmerksamkeit verlangte. Vor fünf Tagen hatte sie geglaubt, ihr Leben sei zerstört. Sie hatte sich gewünscht, geheilt zu werden, und hatte zu Domi gebetet und ihn angefleht. Doch jetzt sehnte sie sich danach, in ihre Verdammnis zurückzukehren, solange nur Lebensgeist dort war.

Doch Domi hatte die Entscheidung für sie getroffen. Lebensgeist hatte recht: Sie konnte genauso wenig in Elantris leben, wie er außerhalb der Stadt existieren konnte. Ihre Welten und die Bedürfnisse ihrer sterblichen Hüllen waren zu unterschiedlich.

Eine Hand legte sich ihr schwer auf die Schulter. Sarene schüttelte ihre Benommenheit ab und drehte sich um. Es gab nicht viele Männer, die so groß waren, dass Sarene den Hals recken musste, um zu ihnen aufzublicken. Hrathen.

»Jaddeth hat Euch errettet, Prinzessin«, sagte er mit seinem leichten Akzent.

Sarene schüttelte seinen Arm ab. »Ich weiß nicht, wie Ihr das angestellt habt, Priester, aber ich weiß eines mit absoluter Gewissheit: Ich bin Eurem Gott nicht das Geringste schuldig.«

»Euer Vater ist da anderer Meinung, Prinzessin«, sagte Hrathen mit strenger Miene.

»Für einen Mann, dessen Religion angeblich die Wahrheit verbreitet, Priester, sind Eure Lügen auffällig vulgär.«

Hrathens Mund verzog sich zu einem dünnen Lächeln. »Lügen? Warum sprecht Ihr nicht selbst mit ihm? In gewisser Hinsicht ließe sich wohl sagen, dass *Ihr* uns Teod beschert habt. Man bekehre den König und oft hat man das ganze Königreich gleich mitbekehrt.«

»Unmöglich!«, rief Sarene, die jedoch von einer gewissen Unsicherheit beschlichen wurde. Gyorne waren normalerweise viel zu gerissen, um plumpe Lügen von sich zu geben.

»Ihr habt voll Scharfsinn und Verstand gekämpft, Prinzessin.« Hrathen



trat langsam einen Schritt vor und streckte seine Hand aus, die in einem Panzerhandschuh steckte. »Aber echte Weisheit weiß, wann es sinnlos ist, weiter Widerstand zu leisten. Ich habe Teod, und Arelon wird mir auch bald gehören. Seid nicht wie die Steinlerche, die immerzu versucht, ein Loch im nassen Sandstrand zu graben, und deren Werk wieder und wieder von der Flut zerstört wird. Nehmt den Shu-Dereth an, auf dass Eure Mühen nicht mehr vergebens sind.«

»Lieber sterbe ich!«

»Das seid Ihr bereits«, stellte der Gyorn fest. »Und *ich* habe Euch zurückgeholt.« Er machte einen weiteren Schritt auf Sarene zu, und sie wich zurück, die Hände schützend vor der Brust.

Stahl peitschte durch das Sonnenlicht, und auf einmal befand sich die Spitze von Eondels Schwert an Hrathens Hals. Sarene wurde in gewaltige, kräftige Arme gezogen, und eine heisere Stimme brach neben ihr in Freudenrufe aus.

»Gesegnet sei Domis Name!«, jubelte Kiin, der Sarene umarmte und hochhob.

»Gesegnet sei *Jaddeths* Name«, sagte Hrathen, dem die Schwertspitze immer noch ins Fleisch drückte. »Domi hat sie verrotten lassen.«

»Kein Wort mehr, Priester«, sagte Eondel, der sein Schwert drohend bewegte.

Hrathen schnaubte verächtlich. Dann bewegte der Gyorn sich so schnell, dass Sarenes Augen ihm nicht folgen konnten. Er lehnte sich nach hinten und entzog seinen Kopf der Reichweite des Schwertes. Gleichzeitig versetzte er Eondels Hand einen Tritt, sodass dieser die Waffe losließ. Dann wirbelte Hrathen herum. Sein karmesinroter Umhang bauschte sich, und eine blutrote Hand schnappte das Schwert aus der Luft. Als Hrathen die Waffe schwang, reflektierte der Stahl die Sonnenstrahlen. Hrathen brach die Schwertspitze am Kopfsteinpflaster entzwei und hielt die Waffe wie ein König sein Zepter. Dann ließ er sie los, und das Heft fiel zurück in die Hand des fassungslosen Eondel. Der Priester ging an dem verwirrten General vorbei.

»Die Zeit bewegt sich wie ein Berg, Sarene«, flüsterte Hrathen, so nahe, dass sein Brustharnisch beinahe Kiins schützende Arme streifte. »Sie kommt so langsam auf einen zu, dass die meisten gar nicht merken, wenn sie naht. Sie wird aber alle unter sich begraben, die ihr nicht Platz

machen.«

Mit diesen Worten drehte er sich blitzschnell um und marschierte von dannen, wobei sein Umhang an Eondel und Kiin vorbeistrich.

Kiin sah Hrathen mit hasserfülltem Blick nach. Nach einer Weile wandte er sich an Eondel: »Kommt, General. Bringen wir Sarene nach Hause, damit sie sich ausruhen kann.«

»Dazu haben wir keine Zeit, Onkel«, meinte Sarene. »Ihr müsst unsere Verbündeten versammeln. Wir sollten uns so bald wie möglich treffen.«

Kiin zog eine Augenbraue empor. »Dazu ist später immer noch Zeit, Ene. Du bist nicht in der Verfassung ...«

»Ich habe mich prächtig erholt, Onkel«, erklärte sie, »aber es gibt einiges zu tun. Vielleicht kann ich anschließend zurück nach Elantris schlüpfen. Im Moment müssen wir uns den Kopf darüber zerbrechen, wie wir Telrii daran hindern können, unser Land dem Wyrn auszuhändigen. Schick Boten zu Roial und Ahan. Ich will mich so bald wie möglich mit ihnen treffen.«

Ihr Onkel wirkte völlig entgeistert.

»Tja, es *scheint* ihr gut zu gehen«, stellte Eondel lächelnd fest.

Die Köche ihres Vaters hatten eines gelernt: Wenn Sarene wirklich essen wollte, war es nicht mit einem kleinen Imbiss getan.

»Iss lieber schneller, Cousine«, sagte Lukel, als sie ihren vierten Teller geleert hatte. »Du hast ausgesehen, als hättest du diesmal beinahe Zeit gehabt, das Essen zu schmecken.«

Sarene achtete nicht auf ihn, sondern gab Kiin einen Wink, ihr die nächste Delikatesse zu servieren.

Man hatte ihr einmal erzählt, wenn man lange genug hungere, würde der Magen schrumpfen, sodass die Menge abnahm, die man überhaupt zu sich nehmen konnte. Der Mann, der diese Theorie aufgestellt hatte, hätte verzweifelt die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, wäre er bei Sarenes Festmahl zugegen gewesen.

Sie saß Lukel und Roial gegenüber an der Tafel. Der betagte Herzog war soeben eingetroffen, und als er Sarene erblickt hatte, hatte sie einen Moment lang geglaubt, der Schock würde ihn zusammenbrechen lassen. Stattdessen hauchte er ein Gebet an Domi und setzte sich anschließend sprachlos in den Stuhl ihr gegenüber.

»Ich kann ohne Übertreibung sagen, dass ich noch niemals eine Frau so

viel habe essen sehen«, stellte Herzog Roial anerkennend fest. In seinen Augen war immer noch eine Spur ungläubigen Erstaunens, als er sie ansah.

»Sie ist eine teoische Riesin«, sagte Lukel. »Ich halte es für ungerecht, Vergleiche zwischen Sarene und normalen Frauen anzustellen.«

»Wenn ich nicht so sehr mit Essen beschäftigt wäre, würde ich das nicht einfach so hinnehmen«, sagte Sarene und drohte den Männern mit der Gabel. Ihr war gar nicht bewusst gewesen, wie unglaublich hungrig sie gewesen war, bis sie Kiins Küche betreten hatte, in der immer noch die Dünfte vergangener Bankette wie köstlicher Nebel in der Luft hingen. Erst jetzt wusste sie allmählich zu schätzen, wie nützlich es war, einen in der ganzen Welt herumgekommenen Koch zum Onkel zu haben.

Kiin kam mit einem Topf voll leicht köchelnden Fleisches mit Gemüse in einer roten Soße herein. »Das ist jindoesisches RaiDomo Mai. Der Name bedeutet ›Fleisch mit feuriger Haut‹. Du kannst von Glück sagen, dass ich die richtigen Zutaten da hatte, denn die Ernte des jindoesischen RaiDelpfeffers letztes Jahr war alles andere als üppig, und ...« Seine Stimme verlor sich, als Sarene anfing, sich Fleisch auf den Teller zu laden. »Das ist dir völlig egal, nicht wahr?«, fragte er seufzend. »Ich hätte das Essen in Abwaschwasser kochen können, und du würdest es nicht einmal bemerken.«

»Ich versteh schon, Onkel«, sagte Sarene. »Du leidest um deiner Kunst willen.«

Kiin setzte sich und betrachtete die leeren Servierplatten, die auf dem Tisch verteilt standen. »Tja, du hast ohne Zweifel den Appetit deiner Familie geerbt.«

»Sie ist ein großes Mädchen«, sagte Lukel. »So ein Körper braucht viel Brennstoff, um funktionieren zu können.«

Sarene schoss ihm zwischen zwei Bissen einen Blick zu.

»Wird sie wenigstens langsamer?«, fragte Kiin. »Mir gehen allmählich die Vorräte aus.«

»Ich glaube tatsächlich, dass das jetzt reichen sollte«, sagte Sarene. »Ihr wisst ja nicht, wie es dort drinnen gewesen ist, meine Herren. Ich habe die Zeit zwar richtig genossen, aber viel Nahrung hat es nicht gegeben.«

»Es überrascht mich, dass es überhaupt etwas gegeben hat«, sagte Lukel. »Elantrier essen gern.«

»Aber sie müssen nicht wirklich essen«, sagte Kiin. »Deshalb können sie es sich leisten, Vorräte anzulegen.«

Sarene aß weiter, ohne zu ihrem Onkel oder ihrem Cousin aufzublicken. Ingeheim stutzte sie aber.

Woher wussten sie so gut über Elantrier Bescheid? »Wie auch immer die Lage dort sein mag, Prinzessin«, sagte Roial, »wir danken Domi für Eure sichere Rückkehr.« »Das ist alles gar nicht so wundersam, wie es den Anschein hat, Roial«, meinte Sarene. »Hat jemand

von Euch mitgezählt, wie viele Tage Hrathen in Elantris verbracht hat?« »Vier oder fünf«, sagte Lukel nach kurzem Überlegen.

»Ich würde jede Wette eingehen, dass es fünf Tage gewesen sind, ganz genauso viel Zeit, wie in meinem Fall verstrichen ist, als ich in die Stadt geworfen und anschließend ›geheilt‹ worden bin.«

Roial nickte. »Der Gyorn hatte seine Hände im Spiel. Habt Ihr schon mit Eurem Vater gesprochen?«

Sarenes Magen verkrampfte sich. »Nein. Das mache ich ... bald.«

Es klopfte an der Tür, und kurz darauf trat Eondel ein, der Shuden bei sich hatte. Der junge Jindo war mit Torena auf einem Ausritt gewesen.

Der Baron verzog das Gesicht zu einem untypisch breiten Grinsen. »Wir hätten wissen müssen, dass Ihr zurückkommen würdet, Sarene. Wenn es jemandem gelingt, in die Hölle geschickt zu werden und unversehrt zurückzukehren, dann Euch!«

»Nicht wirklich unversehrt«, sagte Sarene, die mit der Hand ihre kahle Kopfhaut betastete. »Habt Ihr etwas auftreiben können?«

»Hier, Mylady«, sagte Eondel und hielt ihr eine blonde Kurzhaarperücke entgegen. »Das ist die beste, die ich finden konnte. Die meisten anderen haben sich so dick angefühlt, ich hätte schwören können, dass sie aus Pferdehaar waren.«

Sarene musterte die Perücke kritisch. Das Haar würde ihr gerade einmal bis zu den Schultern reichen. Aber das war immer noch besser als eine Glatze. In ihren Augen waren ihre Haare der größte Verlust, den sie im Zuge ihres Exils hatte hinnehmen müssen. Es würde Jahre dauern, bis sie wieder auf eine angemessene Länge gewachsen waren.

»Es ist wirklich zu schade, dass niemand meine eigenen Haare aufgelesen hat«, sagte sie und steckte die Perücke weg, bis sich Gelegenheit fände, sie richtig aufzusetzen.

»Wir haben nicht unbedingt mit deiner Rückkehr rechnen können, Cousine«, sagte Lukel und fischte nach den letzten Fleischstücken in dem Topf. »Wahrscheinlich waren die immer noch an deinem Schleier, als wir ihn verbrannt haben.«

»Verbrannt?«

»Ein arelischer Brauch, Ene«, erklärte Kiin. »Wenn jemand nach Elantris gebracht wird, verbrennen wir seine Habseligkeiten.«

»Alles?«, fragte Sarene matt.

»Ich fürchte ja«, antwortete Kiin verlegen.

Sarene schloss die Augen und atmete langsam aus. »Egal«, sagte sie und ließ den Blick durch die Runde schweifen. »Wo ist Ahan?«

»In Telriis Palast«, sagte Roial.

Sarene legte die Stirn in Falten. »Was treibt er dort?«

Kiin zuckte mit den Schultern. »Wir fanden, wir sollten zumindest einen von uns schicken, der dem neuen König seine Aufwartung macht. Wir werden zwangsläufig mit ihm zu tun haben, also sollten wir besser herausfinden, inwieweit wir mit seiner Zusammenarbeit rechnen können.«

Sarene beäugte ihre Gefährten. Trotz der offensichtlichen Wiedersehensfreude der anderen konnte sie spüren, dass etwas in der Luft lag. Niedergeschlagenheit. Sie hatten sich so sehr abgemüht, Telrii vom Thron fernzuhalten, und es war ihnen misslungen. Ingeheim empfand Sarene gar nicht so anders, auch wenn sie es sich selbst kaum einzugestehen wagte. Ihr war übel zumute. Sie wusste selbst nicht, was sie tun sollte. Alles war so durcheinander. Glücklicherweise konnte sie sich von ihrem Pflichtgefühl leiten lassen. Lebensgeist hatte recht: Arelon befand sich in großer Gefahr. An die Dinge, die Hrathen über ihren Vater gesagt hatte, wollte sie erst gar nicht denken. Sie wusste nur, dass sie Arelon beschützen musste, komme, was wolle. Um Elantris' willen.

»Ihr sprecht, als gäbe es nichts, was wir gegen Telriis Thronanspruch tun könnten«, sagte Sarene in die Stille hinein.

»Was sollen wir denn tun?«, fragte Lukel. »Telrii ist gekrönt, und er hat die Unterstützung des Adels.«

»Und die des Wyrns«, gab Sarene zu bedenken. »Es war eine gute Idee, Ahan zu schicken, aber ich bezweifle sehr, dass Telriis Herrschaft von

Milde geprägt sein wird; weder uns noch Arelon gegenüber. Mylords, eigentlich hätte Raoden König werden sollen, und ich bin seine Gemahlin. Ich fühle mich für sein Volk verantwortlich. Es hat unter Iadon gelitten. Sollte Telrii dieses Königreich an den Wyrn ausliefern, wird aus Arelon eine weitere fjordellische Provinz werden.«

»Worauf wollt Ihr hinaus, Sarene?«, fragte Shuden.

»Dass wir etwas gegen Telrii unternehmen müssen, ganz egal was.«  
Schweigen legte sich über die Tafel. Schließlich erhob Roial das Wort:

»Das ist etwas ganz anderes als alles, was wir bisher getan haben, Sarene. Wir haben uns gegen Iadon zur Wehr gesetzt, aber wir hatten nicht die Absicht, ihn zu stürzen. Wenn wir etwas direkt gegen Telrii unternehmen, werden wir zu Verrätern an der Krone.«

»Verräter an der Krone, aber nicht am Volk«, sagte Sarene. »In Teod respektieren wir den König, weil er uns beschützt. Es ist ein Tauschgeschäft, eine formelle Abmachung. Iadon hat keinen Finger zum Schutze Arelons gekrümmt. Er hat kein Heer aufgebaut, um Fjorden fernzuhalten, er hat keinen Gesetzesapparat entworfen, um sicherzustellen, dass seinen Untertanen Gerechtigkeit widerfährt, und er hat nichts zum spirituellen Wohlergehen des Landes beigetragen. Meine Instinkte warnen mich, dass Telrii noch schlimmer sein wird.«

Roial seufzte. »Ich weiß nicht recht, Sarene. Iadon hat die Elantrier gestürzt, um an die Macht zu kommen, und nun schlägt Ihr vor, dass wir ebenfalls einen Staatsstreich anzetteln sollen. Wie viel von all dem kann ein Land verkraften, bevor es auseinander bricht?«

»Wie viele von Hrathens Intrigen kann es Eurer Meinung nach verkraften?«, fragte Sarene spitz.

Die versammelten Lords warfen einander Blicke zu. »Lasst uns darüber schlafen«, bat Shuden. »Ihr sprecht schwierige Dinge an, auf die man sich nicht einlassen sollte, ohne sorgfältig darüber nachgedacht zu haben.«

»Einverstanden«, meinte Sarene. Sie freute sich selbst auf die Nachtruhe. Zum ersten Mal seit fast einer Woche würde sie nachts nicht frieren. Die Lords nickten und erhoben sich, um ihrer Wege zu gehen. Roial blieb kurz zurück. »Es sieht aus, als bestünde kein Grund mehr für unsere Vermählung, nicht wahr, Sarene?«

»Richtig, Mylord. Wenn wir jetzt den Thron besteigen, dann mithilfe

von Gewalt, nicht von Intrigen oder politischem Kalkül.«

Der betagte Mann nickte versonnen. »Ach, es war ohnehin zu schön, um wahr zu sein, meine Liebe. Dann also gute Nacht.«

»Gute Nacht.« Sarene lächelte herzlich, als der Herzog ging. Drei Verlobungen und keine einzige Hochzeit. Sie hatte wahrlich nicht viel vorzuweisen. Seufzend sah sie zu, wie Roial die Tür hinter sich schloss, und wandte sich dann Kiin zu, der gemächlich die Tafel abräumte.

»Onkel«, sagte sie. »Telrii ist in den Palast gezogen, und meine Sachen sind verbrannt worden. Auf einmal habe ich kein Dach über dem Kopf mehr. Darf ich vielleicht dein Angebot von vor zwei Monaten annehmen und hier einziehen?«

Kiin lachte glucksend. »Meine Gattin wäre dir ernsthaft böse, wenn du es nicht tätest, Ene. Sie hat die letzte Stunde damit verbracht, dir ein Zimmer herzurichten.«

Sarene saß in einem Nachthemd ihrer Tante auf ihrem neuen Bett. Die Beine hatte sie fest an die Brust gezogen, den Kopf kummervoll nach vorn gebeugt.

Ashe zerfloss vorübergehend, und das Gesicht ihres Vaters verschwand, als das Seon wieder seine normale Gestalt annahm. »Es tut mir leid, Mylady.«

Sarene nickte, wobei ihr kahler Kopf gegen ihre Knie rieb. Hrathen hatte nicht gelogen; er hatte noch nicht einmal übertrieben. Ihr Vater war zum Shu-Dereth übergetreten.

Die Zeremonie war noch nicht abgehalten worden, denn es gab keine derethischen Priester in Teod. Doch es war offensichtlich, dass Hrathen vorhatte, in ihre Heimat zu reisen, sobald er in Arelon fertig war, und persönlich den formellen Eid ihres Vaters entgegenzunehmen. Nach dem Eid würde Eventeo sich ganz unten in der derethischen Hierarchie befinden, sodass er gezwungen wäre, selbst den Launen eines einfachen Priesters zu gehorchen.

Sämtliche Vorwürfe und Erklärungen hatten bei ihrem Vater nichts ausrichten können. Eventeo war ein ehrlicher Mann. Er hatte Hrathen geschworen, dass er den Glauben wechseln würde, wenn Sarene sicher zurückkehrte. Es war gleichgültig, dass die Intrigen des Gyorns sowohl hinter ihrer Verbannung als auch ihrer Errettung steckten; der König würde sein Versprechen halten.

Und Teod würde seinem Beispiel folgen. Selbstverständlich würde es dauern. Die Bewohner von Teod waren keine Schafe. Doch wenn die Artethen erst einmal Sarenes Heimat überschwemmten, würden sie statt auf Fäuste auf offene Ohren stoßen; und das alles, weil das Volk wusste, dass sein König derethisch war. Teod wäre ein für alle Mal verändert. Und er hatte es um ihretwillen getan. Natürlich behauptete er, obendrein zu wissen, dass es das Beste für das Land sei. Wie gut Teods Marine auch sein mochte, die gewaltige Übermacht der Fjordeller garantierte, dass ihre Angriffe die Kriegsflotte eines Tages besiegen würden. Eventeo behauptete, er werde auf keinen Fall einen hoffnungslosen Krieg ausfechten.

Und dies von dem Mann, der Sarene gelehrt hatte, für ein Prinzip zu kämpfen sei die Sache immer wert. Eventeo hatte geschworen, dass an der Wahrheit nicht zu rütteln sei und dass keine Schlacht vergeblich war - noch nicht einmal eine hoffnungslose -, wenn man verteidigte, was rechtens war. Doch anscheinend war seine Liebe stärker als die Wahrheit. Sarene fühlte sich geschmeichelt, aber das Gefühl bereitete ihr gleichzeitig auch Übelkeit. Teod würde ihretwegen untergehen und zu einer weiteren fjordellischen Provinz werden, deren König nichts weiter als ein Diener des Wyrns wäre.

Eventeo hatte angedeutet, sie solle dafür sorgen, dass Arelon seinem Beispiel folgte. Allerdings hatte sie aus seiner Stimme heraushören können, dass er stolz war, als sie sich weigerte. Sie würde Arelon beschützen. Und Elantris. Sie würde um das Überleben ihrer Religion kämpfen, weil Arelon - das arme, schwächliche Arelon - die letzte Freistätte des Shu-Korath war. Während Arelon einst ein Land gewesen war, das von Göttern bevölkert wurde, würde es nun Domi höchstpersönlich als letzte Zufluchtsstätte dienen.



## Kapitel 48

Hrathen saß mit wachsender Unzufriedenheit im Vorzimmer des neuen Audienzsaals des Palasts. Um ihn her machten sich bereits die Anzeichen des Regierungswechsels bemerkbar. Es war erstaunlich, dass ein einziger Mann so viele Gobelins, Teppiche und Brokatstoffe besitzen konnte. Das Zimmer war mit derart vielen Tüchern und Stoffen ausgestattet, dass Hrathen erst einen Kissenberg aus dem Weg räumen musste, bevor er einen Steinsims fand, auf den er sich setzen konnte.

Er saß in der Nähe des steinernen Kamins, während er den versammelten Adel mit fest zusammengebissenen Zähnen musterte. Wie zu erwarten gewesen war, hatte Telrii auf einmal alle Hände voll zu tun. Jeder Adelige, Grundbesitzer und ehrgeizige Kaufmann in der Stadt wollte dem neuen König seine Aufwartung machen. Dutzende saßen in dem Vorzimmer, viele ohne festen Termin. Sie verbargen ihre Ungeduld nur schlecht, doch kein Einziger war mutig genug, seinem Ärger über diese Behandlung hörbar Luft zu machen.

Die Unannehmlichkeiten der anderen waren nicht von Bedeutung. Unerträglich war nur, dass Hrathen ebenfalls zu der Gruppe gehörte. Der Pöbel angeblicher Adeliger war ein schmeichlerischer, träger Haufen. Hrathen hingegen hatte die Macht des Wyrns und Jaddeths Reich in seinem Rücken - eben die Macht, der Telrii den Reichtum verdankte, der ihn auf den Thron gebracht hatte.

Und dennoch war Hrathen gezwungen zu warten. Es war äußerst ärgerlich, es war unhöflich, und es war unglaublich. Doch Hrathen blieb nichts anderes übrig, als es zu ertragen. Auch wenn die Macht des Wyrns ihn stützte, verfügte er doch über keine Truppen, keine Gewalt, um Telrii zu etwas zu zwingen. Er konnte den Mann nicht öffentlich anprangern. Obwohl Hrathen verärgert war, verboten ihm seine scharfen politischen Instinkte, etwas Derartiges zu tun. Es hatte ihn einige Anstrengung gekostet, einem potenziellen Sympathisanten auf den Thron zu verhelfen, und nur ein Narr würde sich eine solche Gelegenheit aufgrund des eigenen verletzten Stolzes zunichte machen lassen. Hrathen würde warten und kurze Zeit den Mangel an Respekt hinnehmen, um

schließlich an sein eigentliches Ziel zu gelangen.

Ein Bediensteter betrat das Zimmer. Er trug feinste Seide, die übertriebene Livree Telriis persönlicher Lakaien. Die Anwesenden hoben die Köpfe. Etliche Männer standen auf und strichen sich die Kleidung glatt.

»Gyorn Hrathen«, verkündete der Bedienstete.

Die Adligen sackten in sich zusammen. Hrathen erhob sich und glitt an ihnen vorbei, ohne ihnen auch nur die geringste Beachtung zu schenken. Es wurde aber auch höchste Zeit!

Telrii erwartete ihn im angrenzenden neuen Audienzsaal. Hrathen blieb in der Nähe der Tür stehen und betrachtete den Raum mit Missfallen. Früher war dies Iadons Arbeitszimmer gewesen und hatte zu der Zeit die effiziente Tüchtigkeit eines Geschäftsmannes ausgestrahlt. Alles war ordentlich an seinem Platz gewesen, das Mobiliar bequem, aber nicht üppig.

Unter Telrii war das anders. Bedienstete standen seitlich an den Wänden, neben sich Servierwagen

angehäuft mit exotischen Früchten, die bei den Kaufleuten des Areloner Marktes erstanden worden sein mussten. Telrii räkelte sich auf einem gewaltigen Berg aus Kissen und Seide, ein freundliches Lächeln auf dem Gesicht mit dem purpurnen Feuermal. Läufer bedeckten den Boden, und die Gobelins an den Wänden überlappten einander.

*Die Männer, mit denen zu arbeiten ich gezwungen bin ...*, ging es Hrathen mit einem innerlichen Seufzen durch den Kopf. Iadon war wenigstens geschäftstüchtig und nüchtern gewesen.

»Ach, Hrathen«, sagte Telrii lächelnd. »Willkommen.«

»Euer Majestät«, sagte Hrathen, der sich seine Abscheu nicht anmerken ließ. »Ich hatte gehofft, wir könnten uns unter vier Augen unterhalten.« Telrii seufzte. »Na schön«, sagte er und gab seinen Bediensteten einen Wink, sich zurückzuziehen. Sie gingen und schlossen die Türen hinter sich.

»Also«, meinte Telrii, »warum seid Ihr hier? Wollt Ihr wissen, welche Zollgebühren für Eure Kaufleute anfallen, wenn sie ihre Waren auf dem Areloner Markt verkaufen wollen?«

Hrathen runzelte die Stirn. »Ich habe wichtigere Angelegenheiten zu bedenken, Euer Majestät. Ihr übrigens auch. Ich bin wegen Eures

Treueversprechens hier.«

»Treueversprechen, Hrathen?«, fragte Telrii träge. »Ich habe nichts versprochen.«

Und so fing das Spielchen an. »Ihr müsst zum derethischen Glauben übertreten«, sagte Hrathen. »So lautet unsere Abmachung.«

»Ich habe keiner derartigen Abmachung zugestimmt, Hrathen«, sagte Telrii. »Ihr habt mir Gelder angeboten. Ich habe sie angenommen. Für Eure Unterstützung bin ich Euch dankbar, ganz wie ich es Euch gesagt habe.«

»Ich werde nicht mit Euch feilschen, Kaufmann«, sagte Hrathen, der sich fragte, wie viel Geld Telrii von ihm verlangen würde, um sich doch wieder an ihre Abmachung zu erinnern. »Ich bin kein Speichellecker, der sich ködern lässt. Wenn Ihr nicht tut, was Jaddeth von Euch verlangt, dann werde ich eben einen anderen finden. Vergesst nicht, was mit Eurem Vorgänger geschehen ist.«

Telrii schnaubte verächtlich. »Nehmt nicht den Ruhm für etwas in Anspruch, womit Ihr nichts zu schaffen hattet, Priester. Iadons Sturz geht, wenn ich mich nicht irre, auf das Konto der teoischen Prinzessin. Ihr wart zu dem Zeitpunkt in Elantris. Wenn Fjorden allerdings einen derethischen Herrscher auf dem Thron von Arelon haben möchte, ließe sich das wahrscheinlich arrangieren. Es hat nur seinen Preis.«

*Na endlich*, dachte Hrathen. Er biss die Zähne zusammen, tat verärgert und wartete einen Augenblick. Dann stieß er ein Seufzen aus. »Also gut. Wie viel ...«

»Allerdings«, unterbrach Telrii ihn, »ist es kein Preis, den Ihr bezahlen könnt.«

Hrathen erstarrte. »Wie bitte?«

»Ja«, sagte Telrii. »Mein Preis muss von jemandem entrichtet werden, der über ein wenig mehr ... Autorität verfügt, als Ihr das tut. Ich habe mir nämlich sagen lassen, dass derethische Priester niemanden in ihren eigenen Rang in der Kirchenhierarchie berufen können.«

In Hrathen stieg Eiseskälte auf, als er die Teile von Telriis Aussage zu einem Ganzen zusammensetzte. »Damit kann es Euch unmöglich ernst sein«, flüsterte er.

»Ich bin besser im Bilde, als Ihr vielleicht annehmt, Hrathen«, sagte Telrii. »Ihr haltet mich für einen Narren, der nichts über die Bräuche im

Osten weiß? Könige verbeugen sich vor Gyornen. Welche Macht verbleibt mir noch, wenn ich zulasse, dass Ihr mich zu nichts weiter als einem derethischen Sklaven macht? Nein, das ist mir nicht gut genug. Ich habe nicht vor, mich jedes Mal zu verbeugen, wenn einer Eurer Priester zu Besuch kommt. Ich werde zu Eurer Religion übertreten, aber nur, wenn man mir zusagt, dass mein kirchlicher Rang meinem weltlichen entspricht. Nicht nur König Telrii, sondern *Gyorn* Telrii!« Hrathen schüttelte verblüfft den Kopf. Wie leichtfertig dieser Mann behauptete, sich in den Bräuchen des Ostens auszukennen. Dabei wusste jedes fjordellische Kind, dass sein Vorschlag lächerlich war und gegen jegliche Kirchendoktrin verstieß. »Mylord Telrii«, sagte er belustigt. »Ihr habt keine Ahnung ...«

»Ich sagte bereits, Hrathen«, unterbrach Telrii ihn, »dass Ihr nichts für mich tun könnt. Ich habe es auf mich genommen, mit einer höheren Macht zu verhandeln.«

Hrathens Anspannung kehrte zurück. »Was sagt Ihr da?«

»Der Wyrn«, erklärte Telrii ihm mit einem breiten Grinsen. »Ich habe ihm vor ein paar Tagen einen Boten geschickt, der ihn von meiner Forderung unterrichten soll. Wie Ihr seht, Hrathen, seid Ihr nicht länger notwendig. Ihr dürft Euch zurückziehen.«

Hrathen stand wie gelähmt da. Der Mann hatte einen Brief an den Wyrn persönlich geschickt ... Telrii war mit *Forderungen* an den Regenten aller Schöpfung herangetreten? »Ihr seid ein sehr, sehr törichter Mann«, flüsterte Hrathen, dem mit einem Mal das Ausmaß seiner Probleme aufging. Sollte der Wyrn jene Botschaft erhalten ...

»Geht!«, wiederholte Telrii und zeigte auf die Tür.

Leicht benommen tat Hrathen wie geheißen.

## Kapitel 49

Zuerst hielt sich Raoden von der Bibliothek fern, weil der Raum ihn an sie erinnerte. Dann wurde er magisch von der Bibliothek angezogen - eben weil der Raum ihn an sie erinnerte. Statt über seinen Verlust nachzugrübeln, konzentrierte Raoden sich auf die Verbindung, die Sarene geknüpft hatte. Er betrachtete ein Aon nach dem anderen, und ihm fielen landschaftliche Merkmale in ihrer Gestalt auf. Das Aon Eno, das Zeichen für Wasser, beinhaltete eine Schlangenlinie, die mit den Windungen des Flusses Aredel übereinstimmte. Das Zeichen für Wald - das Aon Dii - bestand zum Teil aus mehreren Kreisen, die die südlichen Wälder darstellten.

Die Aonen waren Karten des Landes, jede einzelne eine etwas andere Version des gleichen allgemeinen Bildes. Jedes Aon bestand aus den gleichen drei Grundlinien - der Küstenlinie, der Gebirgslinie und dem Punkt für den See Alonoe. Viele hatten unten eine Linie, die den Fluss Kalomo darstellte, der Arelon von Duladel trennte.

Manche der Merkmale stellten ihn jedoch vor ein Rätsel. Warum hatte das Aon Mea, das Zeichen für Nachdenklichkeit, ein X, das sich irgendwo in der Mitte der Grafschaft Eon kreuzte? Warum wies das Aon Rii zwei Dutzend anscheinend völlig willkürlicher Punkte auf? Die Antworten befanden sich vielleicht in einem der dicken Bücher in der Bibliothek, doch bisher hatte er keinerlei Erklärungen gefunden.

Das Dor griff ihn jetzt mindestens zweimal am Tag an. Jeder Kampf wirkte, als sei er der letzte, und jedes Mal schien Raoden ein wenig schwächer daraus hervorzugehen; als sei seine Energie ein Brunnen, dessen Wasserspiegel im Laufe jeder Auseinandersetzung ein Stückchen sank. Die Frage lautete nicht, ob er zugrunde ginge oder nicht, sondern ob er dem Geheimnis auf die Spur käme, bevor er zugrunde ging.

Raoden schlug frustriert gegen die Landkarte. Seit Sarene fort war, waren fünf Tage vergangen, und er konnte die Antwort noch immer nicht finden. Allmählich hatte ihn das Gefühl beschlichen, dass er ewig so weitermachen würde: dem Geheimnis des AonDor quälerisch nahe, doch niemals in der Lage, es ganz zu lüften.

Die große Landkarte, die jetzt in der Nähe seines Schreibtisches an der

Wand hing, raschelte, als er sie glatt strich, um die Linien darauf betrachten zu können. Die Kanten der alten Karte waren abgenutzt, und die Tinte wurde schon ganz blass. Die Karte hatte Elantris' Ruhmeszeiten und den Fall der Stadt erlebt. Wie Raoden sich wünschte, sie könnte sprechen und ihm die Geheimnisse einflüstern, von denen sie wusste! Er schüttelte den Kopf und ließ sich in Sarenes Sessel nieder, wobei er mit dem Fuß versehentlich einen ihrer Bücherstapel umstieß. Seufzend lehnte er sich in dem Sessel zurück und fing zu zeichnen an. Vielleicht würden die Aonen ihm Trost spenden.

In letzter Zeit wandte er eine neue, fortgeschrittene Aon- Dor-Technik an. Laut den Büchern waren Aonen wirkungsvoller, wenn man nicht nur die Länge und Krümmung der einzelnen Linien beachtete, sondern auch deren Breite. Zwar funktionierten sie auch dann, wenn die Linien alle gleich breit waren, aber wenn man an den richtigen Stellen schmaler oder breiter zeichnete, wurde die Wirkung zielsicherer und stärker. Folglich übte Raoden, wie es die Anleitung vorschrieb, und benutzte den kleinen Finger für schmale Linien und den Daumen, um breitere Linien zu malen. Er konnte auch Werkzeuge verwenden - wie zum Beispiel einen Stock oder eine Feder. Es war üblich, die Finger zu benutzen, aber die letztendliche Gestalt der Aonen war viel wichtiger als die jeweiligen Zeichenutensilien. Immerhin hatten die Elantrier AonDor benutzt, um bleibende Zeichen in Fels oder Stein zu meißeln, und hatten sie sogar aus Draht, Holzstücken und vielen anderen Materialien angefertigt.

Anscheinend war es schwierig, Aon- Dor Zeichen aus physischen Objekten zu erschaffen, aber die Aonen verfügten dennoch über die gleiche Wirkung, egal ob sie in die Luft gezeichnet oder aus Stahl geformt worden waren.

Seine Übungen waren vergebens. Es war gleichgültig, wie gut er im Zeichnen von Aonen war, denn keines der Zeichen entfaltete seine Wirkung. Mithilfe seiner Fingernägel zeichnete er Linien, die so dünn waren, dass man sie fast nicht sehen konnte. Andere zeichnete er mit drei Fingern nebeneinander, genau wie es in seinen Büchern empfohlen wurde. Und es war sinnlos. All sein Auswendiglernen, all seine Arbeit. Warum hatte er sich überhaupt die Mühe gemacht?

Im Korridor waren Schritte zu hören. Mareshes neueste fortschrittliche Erfindung bestand in Schuhen mit dicker nagelbeschlagener Ledersohle.

Raoden beobachtete durch sein durchsichtiges Aon hindurch, wie sich die Tür öffnete und Galladon hereinkam.

»Ihr Seon war gerade wieder da, Sule«, sagte der Dula.

»Ist es immer noch da?«

Galladon schüttelte den Kopf. »Es ist gleich wieder verschwunden. Ich soll dir ausrichten, dass sie endlich die Lords überzeugt hat, gegen König Telrii zu rebellieren.«

Sarene hatte ihnen durch ihr Seon tägliche Berichte über ihre Aktivitäten zukommen lassen - ein Dienst, der ein zweifelhaftes Vergnügen darstellte. Raoden wusste, dass er sich anhören sollte, was draußen vor sich ging, aber er sehnte sich nach der entspannteren Unwissenheit von vorher. Damals hatte er sich nur um Elantris Sorgen machen müssen. Jetzt zehrte die Sorge um das gesamte Königreich an seinen Nerven - ein Umstand, den er hinnehmen musste, und zwar zusammen mit dem schmerzvollen Wissen, nichts tun zu können.

»Hat Ashe gesagt, wann die nächste Ladung Vorräte eintreffen wird?«

»Heute Abend.«

»Gut«, sagte Raoden. »Hat er gesagt, ob sie persönlich kommen wird?«

»Unter der gleichen Bedingung wie bisher, Sule«, sagte Galladon mit einem Kopfschütteln.

Raoden nickte und versuchte, sich seine Melancholie nicht anmerken zu lassen. Er wusste nicht, auf welchem Wege Sarene die Vorräte anlieferte, aber aus irgendeinem Grund durften Raoden und die anderen die Kisten erst holen, nachdem diejenigen, die sie hergebracht hatten, wieder verschwunden waren.

»Hör auf, Trübsal zu blasen, Sule«, meinte Galladon mit einem Stöhnen.

»Das passt nicht zu dir. Nur ein erfahrener Pessimist kann dumpf vor sich hin brüten, ohne dabei lächerlich zu wirken.«

Raoden konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. »Es tut mir leid. Ich habe nur das Gefühl, ständig gegen eine Wand zu rennen, während ich versuche, unsere Probleme zu lösen.«

»Immer noch keine Fortschritte beim AonDor?«

»Nein«, sagte Raoden. »Ich habe ältere Landkarten mit neuen verglichen, auf der Suche nach Veränderungen an der Küste oder in den Gebirgsketten, aber es scheint alles beim Alten zu sein. Ich habe versucht, die Grundlinien mit ein wenig anderer Krümmung zu zeichnen,

aber auch das vergeblich. Die Linien erscheinen nur, wenn ich sie genau richtig gekrümmt zeichne, ganz genau so gekrümmt wie bisher. Selbst der See ist an der gleichen Stelle, unverändert. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, was anders sein soll.«

»Vielleicht haben sich nicht die Grundlinien verändert, Sule«, sagte Galladon. »Vielleicht muss nur etwas hinzugefügt werden.«

»Das habe ich mir auch schon überlegt. Aber was? Ich weiß von keinen neuen Flüssen oder Seen.

Und es gibt ganz bestimmt keine neuen Berge in Arelon.« Raoden zeichnete sein Aon, Aon Ehe, mit einer unzufriedenen Bewegung des Daumens fertig. Er betrachtete die Mitte des Aons, den Kern, der Arelon und dessen geografische Hauptmerkmale darstellte. Nichts hatte sich verändert.

Mit einer Ausnahme. *Als sich die Reod ereignete, war das Land gespalten worden.* »Die Große Schlucht!«, entfuhr es Raoden.

»Die Große Schlucht?«, fragte Galladon skeptisch. »Die ist von der Reod verursacht worden, Sule, nicht umgekehrt.«

»Und wenn dem gar nicht so gewesen ist?«, meinte Raoden aufgeregt.

»Was, wenn sich das Erdbeben ganz knapp vor der Reod ereignet hat?

Es hat den Spalt im Süden verursacht, und auf einmal waren sämtliche Aonen ungültig, denn sie alle hätten eine zusätzliche Linie gebraucht, um zu funktionieren. Das gesamte AonDor und folglich auch Elantris wären auf der Stelle untergegangen.«

Raoden konzentrierte sich auf das Aon, das vor ihm in der Luft hing. Zögerlich fuhr er mit dem Finger etwa dort, wo sich die Große Schlucht befand, über das Zeichen. Nichts passierte, keine Linie erschien. Das Aon blitzte auf und verschwand.

»So viel dazu, Sule«, sagte Galladon.

»Nein.« Raoden fing das Aon erneut an. Seine Finger peitschten blitzschnell durch die Luft. Er bewegte sich mit einer Geschwindigkeit, die ihn selbst überraschte, und erschuf das Aon binnen weniger Sekunden aufs Neue. Als er fertig war, hielt er inne. Seine Hand schwebte unten, unter den drei Grundlinien. Er konnte es beinahe fühlen

...

Er durchbohrte das Aon und fuhr mit dem Finger durch die Luft. Und eine schmale Linie erschien quer durch das Aon.



Dann traf es ihn. Das Dor griff mit tosender Gewalt an, und diesmal prallte es gegen keine Mauer. Es barst durch Raoden wie eine ungeheure Wassermasse. Er keuchte und schwelgte einen kurzen Augenblick in der Macht des Dors. Es brach los wie ein wildes Tier, das viel zu lange in einer engen Falle gefangen gehalten worden war. Es wirkte beinahe ... glücklich.

Im nächsten Augenblick war es verschwunden, und er taumelte und sank in die Knie.

»Sule?«, fragte Galladon besorgt.

Raoden schüttelte den Kopf, zu keiner Erklärung fähig. Sein Zeh schmerzte immer noch, er war immer noch ein Elantrier, aber das Dor war endlich frei. Er hatte etwas ... bewirkt. Das Dor würde ihn nicht mehr angreifen.

Dann hörte er ein Geräusch, wie das Knistern eines brennenden Feuers. Das Aon, das er eben vor sich in die Luft gezeichnet hatte, leuchtete hell auf. Raoden stieß einen kläglichen Schrei aus und bedeutete Galladon, sich zu ducken, als das Aon sich um die eigene Achse bog, seine Linien sich verkrümmten und durch die Luft wirbelten, bis sie eine Scheibe bildeten. Ein dünner roter Lichtstrahl erschien in der Mitte der Scheibe und wurde dann breiter, wobei die knisternden Brandgeräusche zu einem lauten Tosen anschwellen. Das Aon wurde zu einem rasenden Wirbelwind aus Feuer. Raoden konnte die Hitze spüren, als er rückwärts stolperte.

Die Erscheinung explodierte und stieß eine horizontale Flammensäule aus, die knapp über Galladons Kopf durch die Luft sauste. Die Säule raste auf ein Bücherregal zu, und das Regal fiel einer gewaltigen Explosion zum Opfer. Bücher und brennende Seiten wurden durch die Luft geschleudert, prallten gegen Wände und andere Regale.

Die Feuersäule verschwand wieder, und auf einmal war auch die Hitze fort. Im Vergleich zu vorher fühlte sich Raodens Haut ganz klamm an. Ein paar brennende Papierfetzen flatterten zu Boden. Von dem Bücherregal war nur noch ein schwelender Trümmerhaufen übrig.

»Was war das denn?«, wollte Galladon wissen.

»Ich glaube, ich habe gerade eben die Biologieabteilung zerstört«, erwiderte Raoden verblüfft.

»Beim nächsten Mal rate ich dir, deine Theorien nicht an dem Aon Ehe

auszuprobieren, Sule. Kolo?« Galladon legte einen Stapel größtenteils verbrannter Bücher ab. Sie hatten die letzte Stunde damit verbracht, die Bibliothek aufzuräumen und sicherzustellen, dass sämtliche Flammen gelöscht waren.

»Einverstanden«, sagte Raoden, der zu glücklich war, um sich angegriffen zu fühlen. »Das war bloß zufälligerweise das Aon, das ich gerade einübte. Es wäre nicht so dramatisch gewesen, wenn ich es nicht mit so vielen modifizierenden Zeichen versehen hätte.«

Galladon ließ den Blick durch die Bibliothek schweifen. Die Stelle, an der sich das in Flammen aufgegangene Bücherregal befunden hatte, sah wie eine dunkle Narbe aus, und mehrere

Stapel halb verkohlter Bücher waren immer noch im Raum verteilt.

»Sollen wir ein anderes Aon ausprobieren?«, fragte Raoden.

Galladon schnaubte. »Solange es nichts mit Feuer zu tun hat.«

Raoden nickte und hob die Hand, um das Aon Ashe anzufangen. Er vervollständigte die Gestalt des Zeichens und fügte die Schluchtlinie hinzu. Dann trat er zurück und wartete gespannt.

Das Aon begann zu leuchten. Das Licht fing an der Küstenlinie an und brannte sich dann durch das gesamte Aon hindurch wie Flammen, die über eine Ölpfütze hinwegstoben. Zuerst wurden die Linien rot, dann nahmen sie, wie Metall beim Schmieden, ein grelles Weiß an. Die Farbe stabilisierte sich und tauchte die Umgebung in sanftes Licht.

»Es funktioniert, Sule«, flüsterte Galladon. »Im Namen der Doloken, du hast es tatsächlich geschafft!«

Aufgeregt nickte Raoden. Er näherte sich dem Aon zögerlich und hob die Hand. Das Aon strahlte keinerlei Hitze aus, genau wie es die Bücher erläutert hatten. Etwas stimmte aber nicht.

»Es ist nicht so hell, wie es eigentlich sein sollte«, sagte er.

»Wie kannst du dir da sicher sein?«, fragte Galladon. »Das ist das erste Aon Ashe, das du funktionieren gesehen hast.«

Raoden schüttelte den Kopf. »Ich habe genug gelesen, um Bescheid zu wissen. Ein Aon Ashe von dieser Größe sollte die ganze Bibliothek erleuchten können. Es ist aber kaum so hell wie eine Laterne.«

Er berührte das Aon in der Mitte. Das Leuchten verschwand auf der Stelle, und die Linien des Aons verblassten eine nach der anderen, als würde ein unsichtbarer Finger sie wegwischen.

Dann zeichnete er ein weiteres Aon Ashe, fügte diesmal aber sämtliche wirkungssteigernde modifizierende Zeichen hinzu, die er kannte. Als dieses Aon sich endlich stabilisiert hatte, wirkte es zwar ein wenig heller als das erste, aber bei Weitem nicht so wirkungsvoll, wie es sein sollte.

»Etwas stimmt noch immer nicht«, sagte Raoden. »Das Aon sollte eigentlich so grell sein, dass wir gar nicht direkt hinsehen könnten.«

»Meinst du, die Schluchtlinie ist verkehrt?«, fragte Galladon.

»Nein, das war offensichtlich ein großer Teil des Problems. AonDor funktioniert jetzt wieder, aber seine Macht ist beschnitten. Es muss noch etwas geben; vielleicht eine andere Linie, die wir außerdem noch hinzufügen müssen.«

Galladon blickte auf seine Arme hinab. Trotz der dunkelbraunen Haut des Dulas ließen sich die krankhaften elantrischen Flecken deutlich ausmachen. »Versuch ein heilendes Aon, Sule.«

Mit einem Nicken zeichnete Raoden das Aon Ien in die Luft. Er fügte ein modifizierendes Zeichen hinzu, das Galladon zum Ziel bestimmte, sowie drei wirkungssteigernde Zeichen. Den Schluss bildete die kurze Schluchtlinie. Das Aon leuchtete einen Moment lang auf und verschwand wieder.

»Spürst du etwas?«, fragte Raoden.

Der Dula schüttelte den Kopf. Er hob den Arm und begutachtete eine Wunde am Ellbogen, die er sich kürzlich zugezogen hatte, als er auf einem der Felder ausgerutscht war. Sie hatte sich nicht verändert.

»Die Schmerzen sind immer noch da, Sule«, meinte Galladon enttäuscht.

»Und mein Herz schlägt nicht.«

»Das Aon hat sich nicht verhalten, wie es sollte«, sagte Raoden. »Es ist einfach verschwunden, wie vorher, als wir noch nichts über die Schluchtlinie gewusst haben. Das Dor hat kein Ziel für seine Energien finden können.«

»Was bringt uns das Ganze dann, Sule?« In Galladons Stimme schwang bittere Enttäuschung mit. »Wir werden trotzdem hier in dieser Stadt verrotten.«

Raoden legte dem Dula tröstend eine Hand auf die Schulter. »Es ist nicht sinnlos, Galladon. Uns ist die Macht der Elantrier gegeben. Manches mag nicht funktionieren, aber vielleicht nur, weil wir nicht genug herumexperimentiert haben. Denk doch nur! Dies ist die Kraft, die

Elantris einst seine Schönheit verliehen, die Kraft, die ganz Arelon ernährt hat! Gib nicht die Hoffnung auf, wo wir so nahe daran sind.« Galladon sah ihn an und lächelte dann reumütig. »Niemand kann in deiner Gegenwart aufgeben, Sule. Du lässt es einfach nicht zu, dass ein Mann verzweifelt.«

Als sie weitere Aonen ausprobierten, wurde immer deutlicher, dass das Dor immer noch von etwas blockiert wurde. Die Zeichen brachten einen Papierstapel zum Schweben, aber kein ganzes Buch. Sie ließen eine der Wände blau werden und sie anschließend wieder ihre ursprüngliche Farbe annehmen, und Raoden gelang es, ein kleines Häufchen Kohle in ein paar Getreidekörner zu verwandeln. Die Ergebnisse waren ermutigend, aber viele Aonen funktionierten überhaupt nicht.

Zum Beispiel verging jedes Aon wirkungslos, das auf einen von ihnen gerichtet war. Ihre Kleidung war ein mögliches Ziel, ihre Körper jedoch nicht. Raoden brach sich ein Stück von seinem Daumennagel ab und versuchte, ihn zum Schweben zu bringen, was ihm allerdings nicht einmal ansatzweise gelang.

Raodens einzige Erklärung war die gleiche, der er früher schon einmal Ausdruck verliehen hatte. »Unsere Körper sind mitten in diesem Verwandlungsprozess erstarrt, Galladon«, erläuterte er, während er ein Blatt Papier betrachtete, das vor ihm schwebte und dann in Flammen aufloderte. Zu einer Wirkungskette verbundene Aonen schienen zu funktionieren. »Die Shaod ist noch nicht mit uns fertig. Was auch immer die Aonen daran hindert, ihre ganze Wirkungskraft zu entfalten, hält auch uns davon ab, zu echten Elantriern zu werden. Es sieht so aus, als könnte kein Aon etwas bei uns bewirken, bevor unsere Verwandlung nicht abgeschlossen ist.«

»Ich begreife diese erste Explosion noch immer nicht«, sagte Galladon und übte das Aon Ashe vor sich in der Luft. Der Dula kannte nur wenige Aonen, und es bereitete ihm Mühe, sie mit seinen dicken Fingern genau zu zeichnen. Noch während er sprach, unterlief ihm ein kleiner Fehler, und das Zeichen verblasste wieder. Er runzelte die Stirn und fuhr dann mit seiner Frage fort: »Sie wirkte so machtvoll. Wieso hat sonst nichts derart gut funktioniert?«

»Ich bin mir nicht sicher«, antwortete Raoden. Vor Kurzem hatte er erneut, wenn auch zögerlich, das Aon Ehe mit den gleichen

modifizierenden Zeichen wie zuvor in die Luft geschrieben und somit eine komplizierte Rune erschaffen, die eine weitere Feuersäule hervorbringen sollte. Stattdessen hatte das Aon kaum genug Feuer ausgespuckt, um eine Tasse Tee zu erwärmen. Er vermutete, dass die erste Explosion etwas damit zu tun gehabt hatte, wie das Dor durch ihn hindurchgeschossen war ... ein Ausdruck seiner lange ersehnten Freiheit. »Vielleicht ist da so eine Art Stau im Dor gewesen«, sagte Raoden. »Wie eine Gasblase oben in einer Höhle. Das erste Aon, das ich gezeichnet habe, hat diesen Vorrat aufgebraucht.«

Galladon zuckte mit den Schultern. Es gab so vieles, was sich ihrem Verständnis entzog. Raoden saß einen Augenblick schweigend da. Als sein Blick auf eines seiner Bücher fiel, kam ihm ein Gedanke.

Er stürzte auf seinen Stapel mit AonDor-Büchern zu und wählte einen dicken Band aus, der nichts als Aonendarstellungen enthielt. Galladon, den er einfach sitzen gelassen hatte, folgte ihm mit säuerlicher Miene. Er lugte über Raodens Schulter auf die Buchseite, die Raoden aufgeschlagen hatte.

Das Aon war umfangreich und kompliziert. Raoden musste beim Zeichnen mehrere Schritte seitwärts gehen, weil die modifizierenden Zeichen und Verkläuserungen weit über das Aon in der Mitte hinausreichten. Sein Arm tat weh, als er endlich fertig war und das Gebilde wie eine Mauer aus leuchtenden Linien in der Luft hing. Dann fing es zu funkeln an, und die unzähligen Punkte und Linien wirbelten umher, drehten sich und wickelten sich wie eine beschriftete Decke um Raoden. Galladon stieß angesichts des jäh hellen Lichts einen überraschten Schrei aus.

Ein paar Sekunden später verschwand das Licht wieder. Raoden erkannte an Galladons entgeistertem Gesichtsausdruck, dass er erfolgreich gewesen war.

»Sule ... du hast es geschafft! Du hast dich geheilt!«

»Leider nicht«, sagte Raoden mit einem Kopfschütteln. »Es ist bloß eine Illusion. Sieh doch.« Er hielt die Hände empor, die immer noch grau waren und schwarze Flecken aufwiesen. Sein Gesicht hatte sich jedoch verändert. Er ging zu einem Bücherregal und betrachtete sein Spiegelbild in einer polierten Schmuckplatte an der Seite.

Sein verzerrtes Abbild zeigte ein unbekanntes Gesicht: frei von Flecken,

sicher, aber es sah seinem wahren Gesicht, bevor die Shaod ihn ereilt hatte, nicht im Geringsten ähnlich.

»Eine Illusion?«, fragte Galladon.

Raoden nickte. »Sie fußt auf dem Aon Shao, aber es sind so viele Dinge beigemischt, dass das Grundaon kaum mehr eine Rolle spielt.«

»Aber es sollte bei dir nicht funktionieren«, sagte Galladon. »Ich dachte, wir seien zu der Erkenntnis gelangt, dass die Aonen sich nicht auf Elantrier richten lassen.«

»Es ist auch nicht auf mich gerichtet«, sagte Raoden und drehte sich zu seinem Freund um. »Es ist auf mein Hemd gerichtet. Der Illusionszauber ist im Grunde wie ein Kleidungsstück. Er überdeckt meine Haut, ohne auch nur das Geringste an ihrem eigentlichen Zustand zu ändern.«

»Was nützt das Ganze dann?«

Raoden lächelte. »Es wird uns aus Elantris heraushelfen, mein Freund.«

## Kapitel 50

Warum hast du so lange gebraucht?«

»Ich habe Lebensgeist nicht finden können, Mylady«, erklärte Ashe, der durch das Fenster ihrer Kutsche geflogen kam. »Also habe ich die Botschaft dem jungen Herrn Galladon übermitteln müssen. Danach habe ich nach König Telrii gesehen.«

Sarene tippte sich verärgert an die Wange. »Was treibt er denn?«

»Galladon oder der König, Mylady?«

»Der König.«

»Seine Majestät ist sehr beschäftigt. Er rekelte sich in seinem Palast, während die Hälfte des arelischen Adels draußen wartet«, sagte das Seon mit Missbilligung in der Stimme. »Ich glaube, seine größte Beschwerde derzeit ist der Umstand, d beim Palastpersonal nicht genug junge Frauen übrig sind.«

»Wir haben einen Narren durch einen anderen ersetzt? sagte Sarene kopfschüttelnd. »Wie hat dieser Mann jemals genug Vermögen angehäuft, um Herzog zu werden?«

»Hat er nicht, Mylady«, erklärte Ashe. »Sein Bruder hat den Großteil der Arbeit geleistet. Telrii hat nach dem Tode d Mannes geerbt.«

Sarene seufzte und lehnte sich zurück, als die Kutsche über eine Unebenheit führ. »Ist Hrathen dort?«

»Des Öfteren, Mylady«, sagte Ashe. »Anscheinend besucht er den König jeden Tag.«

»Worauf warten sie noch?«, fragte Sarene ärgerlich. »Warum lässt Telrii sich nicht einfach bekehren?«

»Da ist sich niemand so sicher, Mylady.«

Sarene runzelte die Stirn. Sie konnte sich das in die Länge gezogene Schauspiel nicht erklären. Es war allseits bekannt, dass Telrii derethische Predigten besucht hatte, und es gab keinen Grund, weshalb er immer noch den konservativen korathischen Gläubigen mimen sollte. »Keine weiteren Neuigkeiten bezüglich dieser Bekanntmachung, die der Gyorn angeblich vorbereitet hat?«

»Nein, Mylady«, meinte Ashe zu ihrer Zufriedenheit. Es gingen Gerüchte um, dass Hrathen ein Gesetz entworfen hatte, das ganz Arelon

vor die Wahl stellen würde, zum Shu-Dereth überzutreten oder ins Gefängnis geworfen zu werden. Obwohl die Kaufleute sich während des Frühlingmarktes nichts anmerken ließen, war die ganze Stadt nervös und angespannt.

Es fiel Sarene nicht schwer, sich die Zukunft auszumalen. Bald würde der Wyrn eine Flotte Priester nach Arelon schicken, dicht gefolgt von seinen Kriegermönchen. Telrii, würde erst Sympathisant gewesen sein und dann Konvertit und letzten indes bedeutungslos. In ein paar Jahren wäre Arelon nicht nur ein Land voller derethischer Gläubigern, sondern eine Erweiterung von Fjorden selbst. Sobald Hrathens Gesetz einmal verabschiedet war, würden die Priester keine Zeit verschwenden, sondern Sarene und die anderen auf der Stelle verhaften. Man würde sie wegsperren oder, wahrscheinlicher noch, hinrichten. Danach gäbe es niemanden mehr, der Fjorden bekämpfte. Die gesamte zivilisierte Welt würde dem Wyrn gehören - die endgültige Erfüllung des Traumes vom Alten Reich.

Und dennoch vergeudeten ihre Verbündeten Zeit, indem sie debattierten und redeten. Keiner wollte glauben, dass Telrii tatsächlich ein Dokument unterzeichnen würde, das den Glaubensübertritt erzwang. Derartige Ungeheuerlichkeiten kamen in ihrer Welt nicht vor. Arelon war ein friedliches Königreich, selbst die sogenannten Aufstände von vor zehn Jahren waren nicht allzu zerstörerisch gewesen - außer für die Elantrier. Ihre Freunde wollten besonnen vorgehen. Ihre Vorsicht war verständlich, ja sogar lobenswert, aber der Zeitpunkt denkbar schlecht gewählt. Es war nur gut, dass sich Sarene an diesem Tag eine Gelegenheit zu Fechtübungen bot. Sie musste sich unbedingt ein wenig abreagieren. Wie als Antwort auf ihre Gedanken blieb die Kutsche vor Roials Villa stehen.

Nachdem Telrii in den Palast gezogen war, hatten die Frauen ihre Fechtübungen in die Gartenanlagen des alten Herzogs verlegt. Das Wetter war in letzter Zeit warm und windig gewesen, als habe der Frühling sich entschieden, diesmal zu bleiben, und der Herzog hatte sie gern bei sich aufgenommen.

Es hatte Sarene überrascht, als die Frauen darauf bestanden hatten, mit den Fechtstunden fortzufahren. Doch die Damen hatten sich fest entschlossen gezeigt. Wenigstens diese Treffen würden weiterhin



stattfinden, jeden zweiten Tag, wie es nun schon seit über einem Monat der Fall war. Allem Anschein nach war Sarene nicht die Einzige, die sich mithilfe eines Degens abreagieren musste.

Sarene kletterte aus der Kutsche. Sie trug wie gewöhnlich ihren weißen Sportanzug und außerdem ihre neue Perücke. Als sie um das Haus bog, konnte sie von weit her hören, wie Syren aneinander schlugen. Aufgrund des Schattens und hölzernen Bodens eignete sich Roials Gartenpavillon ausgezeichnet als Übungsplatz. Die meisten Frauen waren bereits eingetroffen. Sie begrüßten Sarene mit einem Lächeln und machten einen Knicks. Keine von ihnen hatte Sarenes plötzliche Rückkehr aus Elantris ganz verdaut, und mittlerweile wurde sie mit noch mehr Respekt - und Angst - betrachtet als zuvor. Sarene nickte freundlich zurück. Sie mochte diese Frauen, auch wenn sie niemals zu ihnen gehören könnte. Sie zu sehen rief ihr jedoch das eigenartige Verlustgefühl ins Gedächtnis, das sie hegte, seit sie Elantris hinter sich gelassen hatte. Es war nicht bloß Lebensgeist; Elantris war der einzige Ort, an dem sie sich jemals bedingungslos angenommen gefühlt hatte. Sie war keine Prinzessin gewesen, sondern etwas viel Besseres: ein Mitglied einer Gemeinschaft, in der jeder Einzelne wichtig war. Die Elantrier mit ihrer eigenartig gescheckten Haut hatten ihr ein Gefühl von Wärme gegeben, waren gewillt gewesen, sie in ihr Leben zu lassen und ihr einen Teil ihrer selbst zu schenken.

Dort, mitten in der verfluchtsten Stadt auf der ganzen Welt, hatte Lebensgeist eine Gesellschaft errichtet, welche die korathischen Lehren praktisch lebte. Die Kirche predigte den Segen der Einheit, und es grenzte an Ironie, dass es sich bei den einzigen Menschen, die ein solches Ideal praktizierten, um diejenigen handelte, die verdammt worden waren.

Sarene schüttelte den Kopf und ließ ihren Degen nach vom schnellen, um mit den Aufwärmübungen zu beginnen. Sie hatte ihr ganzes Erwachsenenleben auf der immerwährenden Suche nach Akzeptanz und Liebe verbracht. Als sie endlich beides gefunden hatte, hatte sie fortgemusst.

Sie bemerkte gar nicht, wie lange sie schon übte. Übergangslos fing sie mit ihren Schrittfolgen an, nachdem sie mit dem Aufwärmen fertig war. Ihre Gedanken drehten sich um Elantris, Domi, ihre Gefühle und die

geheimnisvollen ironischen Wendungen des Lebens. Sie schwitzte heftig, als sie mit einem Mal bemerkte, dass die anderen das Fechten eingestellt hatten.

Überrascht blickte Sarene auf. Sämtliche Frauen drängten sich an der einen Seite des Pavillons, plapperten aufgeregt und betrachteten etwas, was sich Sarenes Blick entzog. Neugierig bewegte sie sich auf die Seite zu, bis sie das Objekt der allgemeinen Aufmerksamkeit dank ihrer Körpergröße gut sehen konnte: einen Mann.

Der Fremde war in kostbare blaue und grüne Seide gekleidet und trug einen mit Federn geschmückten Hut. Er hatte die beigebraune Haut eines duladenischen Adligen - nicht so dunkel wie Shudens, aber auch nicht so hell wie Sarenes. Seine Gesichtszüge waren rund und fröhlich, und sein Auftreten das eines sorglosen Gecken. Typisch duladenisch. Der dunkelhäutige Diener an seiner Seite war groß und breit, wie die meisten Dulas von niederem Stand. Sarene hatte keinen von beiden je zuvor gesehen.

»Was ist hier los?«, wollte sie wissen.

»Er heißt Kaloo, Mylady«, erklärte Ashe, der über ihr schwebte. »Er ist vor ein paar Minuten eingetroffen. Anscheinend gehört er zu den wenigen duladenischen Republikanern, die dem Massaker letztes Jahr entkommen sind. Bis vor Kurzem hat er sich in Südarelon versteckt gehalten. Da ist ihm zu Ohren gekommen, dass König Iadon nach einem Mann Ausschau gehalten hat, der Baron Edans Besitztum übernehmen könnte.«

Sarene runzelte die Stirn. Etwas an dem Mann störte sie. Auf einmal brachen die Frauen auf eine seiner Bemerkungen hin in Gelächter aus und kicherten, als sei der Dula von alters her ein geschätztes Mitglied des Hofes. Als das Lachen sich schließlich wieder legte, hatte der Dula Sarene bemerkt.

»Ach«, sagte Kaloo und machte eine übertrieben tiefe Verbeugung. »Das muss Prinzessin Sarene sein. Man sagt, Ihr seid die schönste Frau in ganz Opelon.«

»Ihr solltet nicht alles glauben, was man Euch erzählt, Mylord«, erwiderte Sarene langsam.

»Nein«, pflichtete er ihr bei und blickte ihr in die Augen. »Nur das, was stimmt.«

Gegen ihren Willen errötete Sarene leicht. Sie mochte Männer nicht, die sie dazu bringen konnten! »Ich fürchte, Ihr habt uns ein wenig überrumpelt, Mylord«, sagte Sarene, die Augen zu Schlitzen verengt.

»Wir haben sehr anstrengende Übungen absolviert und sind nicht in der Lage, Euch zu empfangen, wie es sich für richtige Damen gehört.«

»Ich bitte vielmals um Entschuldigung für mein jähes Eintreffen, Eure Hoheit«, sagte Kaloo. Trotz der höflichen Worte schien es ihn nicht zu stören, eine offensichtlich private Versammlung unterbrochen zu haben.

»Bei meiner Ankunft in dieser glorreichen Stadt habe ich zuerst meine Aufwartung bei Hofe gemacht, wo man mir jedoch mitteilte, dass ich mindestens eine Woche warten müsse, um den König persönlich zu sehen. Ich habe meinen Namen auf die Listen setzen lassen und mich dann von meinem Kutscher durch Eure bezaubernde Stadt fahren lassen. Von dem berühmten Herzog Roial hatte ich bereits gehört, und so entschloss ich mich, ihm einen Besuch abzustatten. Wie überrascht war ich, all diese zauberhaften Grazien in seinem Garten anzutreffen!«

Sarene stieß ein Schnauben aus, aber ihre Entgegnung wurde durch Herzog Roials Ankunft unterbrochen. Anscheinend war der alte Mann endlich darauf aufmerksam geworden, dass ein reisender Dula auf seinem Anwesen aufgetaucht war. Als der Herzog näher kam, vollführte Kaloo erneut eine seiner törichten Verbeugungen und fuhr mit seinem großen Schlapphut vor sich durch die Luft. Dann pries er den Herzog und erklärte Roial, welche Ehre es sei, die Bekanntschaft eines derart erlauchten Mannes zu machen.

»Er gefällt mir nicht«, raunte Sarene Ashe zu.

»Natürlich nicht, Mylady«, sagte Ashe. »Ihr habt Euch noch nie sonderlich gut mit duladenischen Aristokraten verstanden.«

»Es ist nicht nur das«, meinte Sarene beharrlich. »Etwas an ihm wirkt unecht. Er hat keinen Akzent.«

»Die meisten Bürger der Republik haben ziemlich fließend Aonisch gesprochen, besonders wenn sie in der Nähe der Grenze lebten. Mir sind schon etliche Dulas ohne den geringsten Akzent untergekommen.«

Sarene runzelte nur die Stirn. Während sie dem Mann bei seinem Theater zusah, kam ihr in den Sinn, was es war. Kaloo war *zu* stereotyp. Er vereinte alles in sich, was ein duladenischer Adelige angeblich besaß: törichte Überheblichkeit, einen prunkvollen Kleidungsstil und

übertriebene Manieren und außerdem eine offensichtliche Unbekümmertheit in so gut wie allen Belangen. Dieser Kaloo war im Grunde ein wandelndes Klischee, das es eigentlich gar nicht geben dürfte, ein lebendes Exempel des sprichwörtlichen duladenischen Adelsmannes.

Kaloo stellte sich abermals vor und erzählte dann von Neuem, noch dramatischer, wie es ihn zu Roials Villa verschlagen hatte. Roial ließ alles mit einem Lächeln über sich ergehen. Der Herzog hatte schon häufig Geschäfte mit den Dulas gemacht und wusste wohl, dass ein Lächeln und ein gelegentliches Nicken die beste Vorgehensweise war. Eine der Frauen reichte Kaloo einen Becher. Er lächelte ihr zum Dank zu und leerte den Wein in einem Zug, ohne sich in seiner Erzählung unterbrechen zu lassen, die er sogleich wieder wild gestikulierend unterstrich. Dulas redeten nicht nur mit dem Mund, sondern benutzten ihren ganzen Körper als Bestandteil des Geschichtenerzählens. Seidenstoffe und Federn flatterten, während Kaloo berichtete, wie überrascht er gewesen sei, die Kunde von König Iadons Tod und einem neuen König auf dem Thron zu vernehmen.

»Vielleicht hätte Mylord Lust, sich uns anzuschließen«, fiel Sarene Kaloo ins Wort.

Ein derart unhöfliches Verhalten war häufig die einzige Möglichkeit, mit einem Dula ins Gespräch zu kommen.

Kaloo blinzelte verdutzt. »Mich Euch anzuschließen?«, fragte er stockend, woraufhin sein Wortschwall vorübergehend verebbte. Sarene hatte das Gefühl, dass er leicht aus seiner Rolle fiel, während er sein weiteres Vorgehen überdachte. In ihr wuchs die Gewissheit, dass dieser Mann nicht das war, was er zu sein vorgab. Glücklicherweise war ihr eine Methode eingefallen, ihn auf die Probe zu stellen.

»Selbstverständlich, Mylord«, sagte Sarene. »Die Bewohner Duladels sollen die besten Fechter weit und breit sein, besser noch als die Jaadorianer. Ich bin mir sicher, die Damen hier würden nur zu gern einem wahren Meister seines Faches zusehen.«

»Ich fühle mich geehrt, Eure Gnädige Hoheit«, setzte Kaloo an, »aber das hier ist wohl kaum die passende Kleidung ...«

»Bloß eine kurze Runde, Mylord«, sagte Sarene, die nach ihrer Tasche griff und ihre beiden besten Syren herausgleiten ließ. Es handelte sich

um Exemplare, die keine stumpfen Enden aufwiesen, sondern echte Spitzen. Gekonnt ließ sie eine Syre durch die Luft peitschen, während sie den Dula anlächelte.

»Na gut«, sagte der Dula und warf seinen Hut beiseite. »Eine Runde also.«

Sarene hielt inne und versuchte abzuschätzen, ob er nur so tat. Sie hatte nicht wirklich vorgehabt, gegen ihn zu kämpfen, ansonsten hätte sie nicht die gefährlichen Klingen ausgewählt. Nach kurzem Nachdenken warf sie ihm mit einem gelassenen Schulterzucken eine der Waffen zu. Wenn er nur so tat, würde sie ihn auf sehr peinliche - und eventuell schmerzvolle - Weise bloßstellen.

Kaloo zog sich die leuchtend türkisfarbene Jacke aus, unter der ein grünes Rüschenhemd zum Vorschein kam. Dann nahm er zu Sarenes Überraschung die Fechtgrundstellung ein, die Hand hinter sich erhoben, die Spitze seiner Syre zum Angriff emporgestreckt.

»Also gut«, sagte Sarene und griff an.

Kaloo wich der heftigen Attacke rückwärts aus und wirbelte um den verblüfften Herzog Roial, während er Sarenes Hiebe parierte. Aus den Reihen der Frauen erklangen etliche ängstliche Schreie, als Sarene sich einen Weg durch sie hindurchbahnte und mit ihrer Klinge auf den angreifenden Dula einfocht. Bald schon hatte sie das Sonnenlicht erreicht, sprang von dem hölzernen Podium und landete barfuß im weichen Gras.

So schockierend die Frauen das unschickliche Gefecht auch fanden, sie ließen sich keinen einzigen Degenhieb entgehen. Sarene konnte sehen, wie sie Kaloo und ihr folgten, als die beiden Kontrahenten sich auf den flachen Platz in der Mitte von Roials Gartenanlagen zubewegten.

Der Dula war überraschend gut, aber er war kein Meister. Er verbrachte zu viel Zeit damit, ihre Angriffe zu parieren, offensichtlich zu nicht viel mehr in der Lage, als sich zu verteidigen. Wenn er wirklich zur duladenischen Aristokratie gehörte, war er einer der schlechteren Fechter in diesen Kreisen. Sarene hatte ein paar Dulas getroffen, die schlechter als sie waren, aber etwa drei von vier Adelligen waren in der Lage, sie ohne Weiteres zu schlagen.

Kaloo gab seine teilnahmslose Haltung auf und richtete all seine Aufmerksamkeit darauf, sich nicht von Sarenes Syre in Scheiben

schneiden zu lassen. Sie überquerten den gesamten Rasenplatz, da Kaloo bei jedem ihrer Hiebe ein paar Schritte zurückwich. Er wirkte überrascht, als er auf Stein anstatt auf Gras trat. Sie hatten den Brunnen erreicht, das Herzstück von Roials Gartenanlagen.

Sarene griff immer heftiger an, während Kaloo auf die steinernen Stufen zustolperte. Sie trieb ihn rückwärts, bis sein Schenkel gegen den Brunnen stieß. Er war in die Enge getrieben - jedenfalls dachte sie das. Verblüfft sah sie zu, wie der Dula ins Wasser sprang. Mit einem Bein fuhr er durch das Wasser und ließ eine Fontäne in Sarenes Richtung durch die Luft stieben. Dann sprang er rechts von ihr aus dem Brunnen. Sarenes Syre stieß in das Wasser, als Kaloo neben ihr durch die Luft wirbelte. Sie spürte, wie die Spitze ihres Degens etwas Weiches durchdrang, und der Adelige stieß einen leisen, beinahe unhörbaren Schmerzensschrei aus. Sarene drehte sich blitzschnell um und hob die Klinge, um erneut zuzustoßen, aber Kaloo war auf einem Knie, die Syre mit der Spitze in die weiche Erde gerammt. Er hielt Sarene eine leuchtend gelbe Blume entgegen.

»Ach, Mylady«, sagte er mit theatralischer Stimme. »Ihr seid meinem Geheimnis auf die Schliche gekommen: Ich habe noch nie gegen eine schöne Frau kämpfen können. Mein Herz schmilzt, meine Knie zittern, und mein Schwert gehorcht mir nicht.« Er beugte das Haupt und hielt ihr die Blume entgegen. Die versammelte Frauenschar hinter ihm seufzte träumerisch.

Unsicher ließ Sarene ihren Degen sinken. Wo hatte er die Blume her? Mit einem Seufzen nahm sie die Gabe entgegen. Sie wussten beide, dass seine Entschuldigung lediglich eine schlaue Masche war, weil er sich nicht öffentlich blamieren wollte, aber Sarene musste ihm widerwillig Respekt für seine Raffiniertheit zollen. Er hatte es nicht nur vermieden, sich zum Narren machen zu lassen, sondern hatte gleichzeitig die Frauen mit seinem höfischen Sinn für Romantik beeindruckt.

Sarene musterte den Mann forschend auf der Suche nach einer Verletzung. Sie war sich sicher gewesen, ihr Degen habe ihm bei seinem Sprung aus dem Brunnen einen Kratzer im Gesicht verpasst. Aber es gab nicht das geringste Anzeichen eines Treffers. Verunsichert blickte sie auf die Spitze ihrer Syre hinab. Es befand sich kein Blut daran. Sie musste ihn wohl doch verfehlt haben.

Die Frauen beklatschten die Vorführung und drängten dann den duladenischen Stutzer, mit zurück zu dem Pavillon zu kommen. Bereits zum Gehen gewandt, sah Kaloo zu Sarene zurück und lächelte. Es war nicht das dümmliche, geckenhafte Grinsen von vorhin, sondern ein wissendes, verschlagenes Lächeln. Ein Lächeln, das ihr aus irgendeinem Grund überaus vertraut vorkam. Er vollführte eine seiner lächerlichen Verbeugungen und ließ sich dann fortführen.

## Kapitel 51

Die Zelte des Marktes waren ein buntes Farbgemisch inmitten der Stadt. Hrathen ging über den Markt und registrierte unzufrieden die unverkauften Waren und leeren Straßen. Zahlreiche Kaufleute stammten aus dem Osten, und es hatte sie viel Geld gekostet, ihre Fracht für den Frühjahrsmarkt nach Arelon zu verschiffen. Wenn es ihnen nicht gelang, ihre Waren zu verkaufen, bedeutete das finanzielle Verluste, von denen sie sich vielleicht niemals erholen würden.

Die meisten Kaufleute, die die dunkle Gesichtsfarbe der Fjordeller aufwiesen, beugten respektvoll den Kopf, als er an ihnen vorüberging. Hrathen war so lange fort gewesen - erst in Duladel, dann in Arelon -, dass er beinahe vergessen hatte, wie es sich anfühlte, wenn einem die gebührende Achtung gezollt wurde. Noch während die Kaufleute den Kopf neigten, konnte Hrathen etwas in ihren Augen erkennen. Eine gewisse Angespanntheit. Ihre Vorbereitungen für diesen Markt reichten Monate zurück, die Waren und die Überfahrt hatten sie lange vor König Iadons Tod bezahlt. Trotz der Umwälzungen hatten sie keine andere Wahl gehabt, als doch noch zu versuchen, so viel wie möglich zu verkaufen.

Hrathens Umhang bauschte sich auf seinem Rundgang durch den Markt in seinem Rücken, seine Rüstung klirrte bei jedem Schritt beruhigend. Er legte eine Siegesgewissheit an den Tag, die er nicht empfand, um wenigstens den Kaufleuten ein Gefühl von Sicherheit zu vermitteln. Die Dinge standen nicht gut, gar nicht gut. Zwar hatte er den Wyrn eilig per Seon kontaktiert, aber es war zu spät gewesen. Telriis Botschaft war bereits eingetroffen. Glücklicherweise hatte sich der Wyrn über Telriis anmaßendes Verhalten lediglich leicht verärgert gezeigt.

Die Zeit drängte. Der Wyrn hatte angedeutet, nur wenig Geduld für Narren übrig zu haben, und er würde - natürlich - niemals einen Ausländer zum Gyorn ernennen.

Hrathens folgende Treffen mit Telrii waren allerdings nicht gut verlaufen. Obwohl der König ein wenig einsichtiger zu sein schien als an dem Tag, an dem er Hrathen hinausgeworfen hatte, wehrte er jeglichen Vorschlag einer finanziellen Entschädigung ab. Dass er so lange mit dem



Glaubensübertritt wartete, sandte die falschen Signale an das restliche Arelon aus.

Der leere Markt war der schönste Beweis für die Verwirrung, die unter dem arelischen Adel herrschte. Auf einmal war sich niemand sicher, ob es besser sei, offen mit dem derethischen Glauben zu sympathisieren oder nicht - also hielten sich alle versteckt. Bälle und Feste fanden so gut wie gar nicht mehr statt, und die Männer besuchten die Märkte nur ungern und warteten lieber ab, was ihr Herrscher tun würde. Alles hing von Telriis Entscheidung ab.

Es wird geschehen, Hrathen, sagte er sich selbst. Dir bleibt immer noch ein Monat. Du hast Zeit zum Überreden, Umschmeicheln und Drohen. Telrii wird einsehen, wie töricht seine Forderung ist, und er wird sich bekehren lassen.

Doch trotz aller Versuche, sich selbst zu beruhigen, hatte Hrathen das Gefühl, vor einem Abgrund zu stehen. Er vollführte einen gefährlichen Balanceakt. Der arelische Adel gehörte ihm nicht wirklich, noch nicht. Den meisten ging es bisher um nichts weiter als den äußeren Schein, nicht um Inhalte. Wenn er dem Wyrn Arelon übergab, würde er ihm im besten Falle eine Gruppe halbherziger Konvertiten präsentieren können. Er hoffte, dass das reichen würde.

Hrathen blieb stehen, als er eine Bewegung in der Nähe eines der Zelte wahrte. Bei dem Zelt handelte es sich um eine gewaltige blaue Konstruktion mit extravaganten Stickereien und großen Pavillonflügeln an den Seiten. Die Brise trug eine Spur von Gewürzen und Rauch zu ihm herüber: ein Weihrauchhändler.

Hrathen zog die Augenbrauen zusammen. Er war sich sicher, das unverkennbare Blutrot eines derethischen Gewandes gesehen zu haben, als sich jemand in dem Zelt geduckt hatte. Die Artethen sollten zu diesem Zeitpunkt allein für sich meditieren und keinen faulen Einkaufsbummel machen. Hrathen überquerte den Weg und betrat das Zelt, fest entschlossen herauszufinden, welcher Priester sich seinem Befehl widersetzt hatte.

Im Innern war es dunkel, da die dicke Zeltleinwand kein Sonnenlicht durchließ. An einem Ende des Zeltes brannte eine Laterne, aber in dem großen Raum stapelten sich so viele Kisten, Fässer und Eimer, dass Hrathen nur Schatten erkennen konnte. Er stand einen Moment reglos da,

bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. In dem Zelt schien sich niemand aufzuhalten, noch nicht einmal ein Kaufmann. Er ging weiter, durch wabernde Düfte hindurch, die teils beißend, teils verlockend waren. Badesalz, Seifen und Öle parfümierten gemeinsam die Luft, und die Mischung all ihrer unterschiedlichen Gerüche verwirrte einem die Sinne. Im hinteren Teil des Zeltes stieß er auf die einsame Laterne, die neben einer Kiste mit Asche stand, den Überresten verbrannter Räucherstäbchen. Hrathen zog sich den Panzerhandschuh aus und zerrieb das weiche Pulver zwischen den Fingern.

»Die Asche ist wie der Trümmerhaufen Eurer Macht, nicht wahr, Hrathen?«, fragte eine Stimme.

Von dem Geräusch erschreckt, fuhr Hrathen herum. Hinter ihm stand jemand im Schatten des Zeltes, eine vertraute Gestalt in derethischem Gewand.

»Was treibst du hier?«, fragte Hrathen, der sich wieder von Dilaf abwandte und seine Hand abwischte, bevor er sich erneut den Panzerhandschuh überstreifte.

Dilaf antwortete nicht. Er stand im Dunkeln, und sein unsichtbares, starr auf ihn gerichtetes Gesicht ließ Hrathen die Nerven verlieren.

»Dilaf?«, setzte Hrathen wieder an und drehte sich um. »Ich habe dich etwas gefragt.«

»Ihr habt hier versagt, Hrathen«, flüsterte Dilaf. »Dieser Narr Telrii spielt mit Euch. Mit Euch, einem Gyorn des Shu-Dereth. Man stellt keine Forderungen an das fjordellische Reich, Hrathen. Das darf niemand tun.«

Hrathens stieg die Röte ins Gesicht. »Was weißt du schon von derlei Dingen?«, fuhr er den anderen an. »Lass mich in Ruhe, Arteth.«

Dilaf rührte sich nicht. »Ihr wart nahe dran, das gebe ich zu, aber Eure Torheit hat Euch den Sieg gekostet.«

»Pah!« Hrathen streifte in der Dunkelheit an dem kleinen Mann vorbei und ging auf den Ausgang zu. »Meine Schlacht ist noch lange nicht geschlagen. Mir bleibt immer noch Zeit.«

»Tatsächlich?«, fragte Dilaf. Aus dem Augenwinkel konnte Hrathen sehen, wie Dilaf zu der Asche trat und seine Finger hindurchgleiten ließ.

»Es ist Euch alles entglitten, nicht wahr, Hrathen? Mein Sieg ist so unendlich süß im Angesicht Eures Versagens.«

Hrathen blieb stehen. Dann lachte er und blickte zu Dilaf zurück »Sieg? Welchen Sieg hast du schon errungen? Von welchem ...?«

Dilaf lächelte. Im trüben Licht der Laterne war sein Gesicht von tiefen Schatten überzogen. Er lächelte. Seine Miene - voll der Leidenschaft, des Ehrgeizes und der inbrünstigen Hingabe, die Hrathen an jenem ersten Tag vor so langer Zeit aufgefallen waren - war so beunruhigend, dass Hrathen die Frage auf den Lippen erstarb. In dem flackernden Lichtschein wirkte der Arteth nicht wie ein Mensch, sondern wie ein Svrakiss, der geschickt worden war, um Hrathen zu peinigen.

Dilaf ließ eine Handvoll Asche zurück in die Kiste rieseln. Dann ging er an Hrathen vorbei, erreichte den Eingang und trat ins Licht.

»Dilaf?«, fragte Hrathen mit einer Stimme, die viel zu leise war, um den Artethen zu erreichen. »Von welchem Sieg sprichst du?«

## Kapitel 52

Aua!«, beschwerte sich Raoden, als Galladon ihm mit der Nadel in die Wange stach. »Hör auf rumzuwinseln«, befahl der Dula und zog den Faden straff.

»Karata kann das viel besser als du«, sagte Raoden. Er saß vor einem Spiegel in ihren Gemächern in Roials Villa, den Kopf schräg zur Seite geneigt, und sah Galladon beim Nähen der Degenwunde zu.

»Na, dann warte doch, bis wir wieder in Elantris sind«, meinte der Dula mürrisch und beendete seinen Satz damit, dass er Raoden erneut stach.

»Nein«, seufzte Raoden. »Ich habe sowieso schon zu lange gewartet. Ich spüre, wie die Wunde bei jedem Lächeln ein Stückchen weiter aufreißt. Warum hat sie mich nicht am Arm treffen können?«

»Weil wir Elantrier sind, Sule«, erklärte Galladon. »Wenn uns etwas Schlimmes zustoßen kann, dann tut es das auch. Du kannst von Glück reden, dass du so glimpflich davongekommen bist. Ja, du kannst von Glück reden, dass du mit deinem Elantrierkörper überhaupt kämpfen konntest!«

»Leicht war es nicht«, sagte Raoden und hielt den Kopf still, während der Dula weiternähte. »Deshalb musste ich so rasch wieder aufhören.«

»Tja, du kämpfst jedenfalls besser, als ich erwartet habe.«

»Eondel hat es mir beigebracht«, sagte Raoden. »Als ich früher nach Wegen suchte, um zu beweisen, dass die Gesetze meines Vaters töricht waren. Eondel verfiel aufs Fechten, weil er meinte, das sei am nützlichsten für mich als Politiker. Ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, dass ich es eines Tages brauchen würde, um meine Ehefrau davon abzuhalten, Hackfleisch aus mir zu machen.«

Galladon stieß ein belustigtes Schnauben aus, während er erneut einen Stich vollführte und Raoden die Zähne gegen den Schmerz zusammenbiss. Die Türen waren alle fest verriegelt und die Vorhänge zugezogen, da Raoden seinen Maskenzauber hatte aufgeben müssen, um Galladon das Nähen zu

ermöglichen. Der Herzog hatte sie freundlicherweise bei sich aufgenommen. Roial schien der einzige von Raodens früheren Freunden zu sein, der Kaloo nicht ärgerlich, sondern unterhaltsam fand.

»Also gut, Sule.« Galladon zog nach dem letzten Stich an dem Faden. Raoden nickte und sah sich im Spiegel an. Er hatte beinahe schon glauben mögen, das schöne duladenische Antlitz sei sein eigenes. Das war gefährlich. Er durfte auf keinen Fall vergessen, dass er immer noch ein Elantrier war, mit sämtlichen dazugehörigen Schwächen und Schmerzen, trotz des sorglosen Naturells, das er sich zugelegt hatte. Galladon trug seine Maske immer noch. Der Zauber hielt, solange Raoden die Aonen in Ruhe ließ. Ob Aonen in die Luft oder in den Dreck gezeichnet waren, zerstört werden konnten sie nur von einem anderen Elantrier. Laut der Bücher wirkte ein in den Staub geschriebenes Aon auch dann noch, wenn das Zeichen verschmiert oder weggewischt wurde.

»Wie spiele ich meine Rolle?«, fragte Raoden und zog das AonDor-Buch zu sich, um seinen Illusionszauber von Neuem zu beginnen. »Bin ich überzeugend?«

Achselzuckend ließ Galladon sich neben Raoden auf dem Bett nieder.

»*Ich* hätte dir nicht abgenommen, dass du ein Dula bist, aber die anderen anscheinend schon.

Wahrscheinlich hättest du ohnehin keine bessere Wahl treffen können.

Kolo?« Raoden nickte, ohne das Zeichnen zu unterbrechen. Der arelische Adel war zu

bekannt, und Sarene hätte es auf der Stelle durchschaut, wenn er versucht hätte, sich als Teone auszugeben. Da er Aonisch sprechen wollte, war nur Duladel geblieben.

Nach seinen fehlgeschlagenen Versuchen, Galladons Akzent zu imitieren, war klar gewesen, dass er niemals einen überzeugenden Angehörigen der duladenischen Unterschicht abgeben würde. Selbst seine Aussprache eines einfachen Wortes wie »kolo« hatte bei Galladon zu Lachsalven geführt. Glücklicherweise gab es zahlreiche weniger bekannte Dulas - Männer, die Bürgermeister von Kleinstädten oder unwichtige Stadträte gewesen waren -, die einwandfrei Aonisch sprachen. Raoden war schon vielen solcher Leute begegnet, und sie nachzuahmen erforderte lediglich ein gewisses überspanntes, sorgloses Auftreten.

An die Kleidung zu kommen war nicht ganz einfach gewesen; Raoden hatte sie mithilfe eines anderen Illusionszaubers auf dem Markt kaufen

müssen. Seit seiner offiziellen Ankunft war er jedoch in der Lage gewesen, sich ein paar besser geschnittene Kostüme zuzulegen. Er war der Meinung, einen ganz passablen Dula abzugeben, auch wenn vielleicht nicht alle restlos überzeugt waren.

»Ich glaube, Sarene hat Verdacht geschöpft«, räumte Raoden ein. Er zeichnete das Aon fertig und sah zu, wie es sich um ihn drehte und sich über sein Gesicht legte.

»Sie ist ein bisschen misstrauischer als die meisten.«

»Stimmt«, sagte Raoden. Er wollte ihr so bald wie möglich sagen, wer er war, doch sie hatte sich jeglichen Versuchen »Kaios« verweigert, sie unter vier Augen zu sprechen. Noch nicht einmal den Brief, den er ihr geschickt hatte, hatte sie entgegengenommen. Stattdessen hatte sie ihn ungeöffnet zurückgesandt.

Glücklicherweise lief es mit den übrigen Adeligen besser. Seit sich Raoden vor zwei Tagen aus Elantris fortbegeben und Neu-Elantris Karatas Obhut überlassen hatte, war es ihm gelungen, sich mit einer Leichtigkeit in der arelischen Oberschicht einzuschleichen, die selbst ihn in Erstaunen versetzt hatte. Die Adeligen waren zu sehr mit ihren Sorgen bezüglich Telriis Herrschaft beschäftigt, um Kaios Herkunft zu hinterfragen. Ja, sie hatten sich geradezu stürmisch an ihn geklammert. Anscheinend bot ihnen die freimütige Albernheit, die er zu verbreiten wusste, Gelegenheit, zu lachen und das Chaos der vergangenen Wochen zu vergessen. Auf diese Weise war er unvermittelt zu einem nicht wegzudenkenden Gast auf jedem Empfang geworden.

Natürlich bestand die eigentliche Prüfung darin, an Roials und Sarenes geheimen Treffen teilnehmen zu dürfen. Wenn er jemals Arelon helfen wollte, musste er Zugang zu dieser besonderen Gruppe finden. Sie waren die Leute, die daran arbeiteten, das Schicksal des Landes zu bestimmen. Galladon war skeptisch, was Raodens Aussichten betraf; allerdings war Galladon immer skeptisch. Raoden lächelte in sich hinein. Er war derjenige, der die Treffen ursprünglich ins Leben gerufen hatte. Es war nicht bar jeder Ironie, dass er nun gezwungen war, sich erneut Zutritt zu verschaffen.

Als Kaios Gesicht wieder Raodens eigenes verbarg, zog Raoden sich seine grünen Handschuhe an - Kleidungsstücke, die den Illusionszauber in sich bargen, der seine Arme unelantrisch aussehen ließ -, dann wandte

er sich schwungvoll Galladon zu. »Und der großartige Kaloo kehrt zurück!«

»Bitte, Sule, nicht wenn wir unter uns sind. Ich kann mich schon in der Öffentlichkeit kaum zurückhalten, dir den Hals umzudrehen.«

Raoden lachte glucksend. »Ach, welch Leben! Geliebt von allen Frauen, beneidet von jedem Mann.«

Galladon stieß ein Schnauben aus. »Geliebt von allen Frauen außer einer, meinst du wohl.«

»Nun, sie *hat* mir angeboten, ich könnte jederzeit mit ihr kämpfen«, sagte Raoden lächelnd und durchquerte das Zimmer, um die Vorhänge aufzuziehen.

»Selbst wenn es nur war, um noch eine Gelegenheit zu erhalten, dich aufzuspießen«, meinte Galladon. »Sei froh, dass sie dich im Gesicht getroffen hat, wo der Illusionszauber die Wunde verdeckt hat. Wenn sie deine Kleidung aufgeschlitzt hätte, wäre es sehr schwierig gewesen zu erklären, warum die Wunde nicht blutet. Kolo?«

Raoden schob die Balkontür auf und trat hinaus, um einen Blick auf Roials Gartenanlagen zu werfen. Er seufzte, als Galladon sich zu ihm gesellte. »Verrate mir eines: Warum ist Sarene jedes Mal, wenn ich ihr begegne, fest entschlossen, mich zu hassen?«

»Muss echte Liebe sein«, sagte Galladon.

Raoden lachte trocken. »Na ja, wenigstens hasst sie diesmal Kaloo und nicht mein wirkliches Ich. Wahrscheinlich kann ich ihr das verzeihen. Ich bin selbst fast an dem Punkt angelangt, an dem ich ihn hassenswert finde.«

Sie wurden von einem Klopfen an der Tür unterbrochen. Galladon blickte Raoden an, der ihm zunickte. Ihre Kleidung und Gesichter waren vollständig. Galladon schlüpfte wieder in die Rolle des Dieners und sperrte die Tür auf. Draußen stand Roial.

»Mylord«, sagte Raoden und ging mit ausgestreckten Armen und breitem Lächeln auf Roial zu. »Ich hoffe doch, dass Euer Tag so wunderbar wie der unsere verlaufen ist!«

»Das ist er, Bürger Kaloo«, sagte Roial. »Darf ich eintreten?«

»Gewiss, gewiss«, sagte Raoden. »Schließlich ist dies Euer Haus. Wir stehen unsagbar in Eurer Schuld, und mir ist natürlich völlig klar, dass wir das nie wieder gutmachen können.«

»Unsinn, Bürger«, wehrte Roial ab. »Doch da wir gerade von Schulden sprechen: Ihr werdet erfreut sein zu hören, dass ich mit den Lampenhalterungen, die Ihr mir gegeben habt, ein gutes Geschäft gemacht habe. Ich habe Euren Erlös auf ein Konto in meiner Bank eingezahlt. Er sollte ausreichen, dass ihr mehrere Jahre bequem davon leben könnt.«

»Ausgezeichnet!«, rief Raoden. »Wir werden uns auf der Stelle eine andere Bleibe suchen.«

»Nein, nein«, sagte der alte Herzog mit erhobenen Händen. »Bleibt, so lange Ihr wollt. In meinem fortgeschrittenen Alter habe ich derart selten Besuch, dass selbst dieses kleine Haus des Öfteren riesig wirkt.«

»Dann werden wir eben so lange bleiben, wie Ihr uns duldet!«, verkündete Raoden mit typisch duladenischem Mangel an Etikette. Es hieß, wenn man erst einmal einen Dula zu sich einlud, wurde man ihn - und seine Familie - nie wieder los.

»Sagt einmal, Bürger«, sagte Roial und schlenderte auf den Balkon zu.

»Wo habt Ihr ein Dutzend Lampenhalterungen aus massivem Gold gefunden?«

»Familienerbstücke«, sagte Raoden. »Ich habe sie von den Wänden unseres Anwesens gerissen, während die Meute es bereits niederbrannte.«

»Es muss einfach furchtbar gewesen sein.« Roial lehnte sich gegen die Balkonbrüstung.

»Schlimmer als furchtbar«, sagte Raoden düster. Dann lächelte er wieder. »Aber diese Zeiten sind jetzt vorbei, Mylord. Ich habe ein neues Land und neue Freunde! Ihr sollt von nun an meine Familie sein.«

Roial nickte geistesabwesend, dann schoss er Galladon einen misstrauischen Blick zu.

»Ich sehe Euch an, dass Euch etwas Sorgen bereitet«, sagte Raoden.

»Zögert nicht, darüber zu sprechen. Der gute Dendo ist seit meiner Geburt an meiner Seite. Ihr könnt ihm ohne Bedenken Euer Vertrauen schenken.«

Roial nickte und drehte sich um, um nach draußen auf sein Anwesen zu blicken. »Ich erwähne die rauen Zeiten in Eurer Heimat nicht ohne Grund, Bürger. Ihr sagtet, sie seien vorbei, aber ich befürchte, dass der Schrecken bei uns erst seinen Anfang nimmt.«



»Ach, Ihr meint wahrscheinlich die Probleme mit dem Thron«, sagte Raoden mit einem Zungenschmalzen.

»Ja, Bürger«, sagte Roial. »Telrii ist kein starker Herrscher. Ich fürchte, Arelon wird bald das gleiche Schicksal wie Duladel ereilen. Die fjordellischen Wölfe nagen an uns und haben Blut geleckert, aber unser Adel tut so, als handle es sich lediglich um Schoßhündchen.«

»Oh chaotische Zeiten!«, sagte Raoden. »Wohin soll ich mich nur wenden, um endlich Frieden zu finden?«

»Manchmal müssen wir uns unseren Frieden selbst schaffen, Bürger.«

»Wie meint Ihr das?«, fragte Raoden, der sich Mühe gab, nicht allzu aufgeregt zu klingen.

»Bürger, ich hoffe, ich trete Euch nicht allzu nahe, wenn ich Euch sage, dass Ihr in den Augen der anderen ein wenig albern wirkt?«

Raoden lachte. »Ich hoffe doch sehr, dass sie mich so sehen, Mylord! Es wäre mir gar nicht recht, wenn ich völlig vergeblich den Narren gespielt hätte.«

Roial lächelte. »Ich erahne Verstand in Euch, den Eure Geckenhaftigkeit nicht völlig verdecken kann, Bürger. Doch sagt, wie ist es Euch gelungen, aus Duladel zu entkommen?«

»Ich fürchte, das ist ein Geheimnis, welches nicht offenbart werden darf, Mylord«, sagte Raoden. »Ein paar Menschen würden sehr darunter zu leiden haben, wenn ihr Anteil an meiner Flucht bekannt würde.«

Roial nickte. »Ich verstehe. Wichtig ist nur, dass Ihr überlebt habt, wohingegen dies Euren Landsleuten nicht gelungen ist.

Wisst Ihr, wie viele Flüchtlinge es beim Untergang der Republik über die Grenze geschafft haben?«

»Leider nicht, Mylord«, antwortete Raoden. »Ich hatte damals alle Hände voll zu tun.«

»Kein Einziger«, sagte Roial. »Ich weiß von keinem Einzigen, außer Euch. Wie ich hörte, waren die Republikaner zu schockiert, um auch nur an Flucht zu denken.«

»Mein Volk handelt nicht sonderlich schnell, Mylord«, sagte Raoden mit erhobenen Händen. »In diesem Fall hat unsere sprichwörtliche Gemütsruhe zu unserem Untergang beigetragen. Die Revolution hat uns überrollt, während wir immer noch diskutiert haben, was wir am besten zu Abend essen sollen.«

»Aber Ihr seid entkommen.«

»Ich bin entkommen«, stimmte Raoden ihm zu.

»Ihr habt bereits miterlebt, was wir hier vielleicht erleiden müssen; und das macht Euren Rat wertvoll - egal was die anderen denken mögen.«

»Es gibt einen Weg, um Duladels Schicksal zu entkommen, Mylord«, sagte Raoden vorsichtig. »Obgleich die Sache gefährlich sein dürfte. Es würde unter anderem einen ... Herrscherwechsel bedeuten.«

Roials Augen blickten wissend, und er nickte. Etwas wurde wortlos zwischen ihnen geklärt: das Angebot des Herzogs und Raodens Bereitwilligkeit.

»Ihr sprecht von gefährlichen Dingen«, warnte Roial.

»Ich habe viel durchgemacht, Mylord. Ich hätte nichts gegen ein wenig mehr Gefahr einzuwenden, wenn dadurch sichergestellt würde, dass ich den Rest meines Lebens in Frieden verbringen kann.«

»Ich kann Euch keine Garantien geben, dass das passieren wird«, sagte Roial.

»Und ich kann nicht garantieren, dass dieser Balkon nicht auf einmal zusammenstürzen und uns unter sich begraben wird. Wir können nur auf unser Glück - und unseren Verstand - bauen und hoffen, dass sie uns schützen.«

Roial nickte. »Ihr kennt das Haus des Kaufmanns Kiin?«

»Ja.«

»Treffst mich dort heute Abend bei Sonnenuntergang.«

Raoden nickte, und der Herzog entschuldigte sich. Als sich die Tür hinter ihm schloss, zwinkerte Raoden Galladon zu. »Und du hast gedacht, ich würde es nicht schaffen.«

»Ich werde nie wieder an dir zweifeln«, versetzte Galladon trocken.

»Das Geheimnis war Roial, mein Freund«, sagte Raoden und zog die Balkontür auf dem Weg ins Zimmer hinter sich zu. »Er durchschaut die meisten Maskeraden. Aber im Gegensatz zu Sarene denkt er nicht in erster Linie: ›Warum versucht dieser Mann, mich hinter das Licht zu führen?«, sondern Wie kann ich Nutzen aus meinem Wissen ziehen?« Ich habe ihm den einen oder anderen Wink gegeben, und er hat darauf reagiert.«

Galladon nickte. »Tja, jetzt bist du mit von der Partie. Was wirst du nun tun?«

»Einen Weg finden, Roial statt Telrii auf den Thron zu setzen«, sagte Raoden und griff nach einem Tuch und einem Topf mit brauner Schminke. Er schmierte etwas Schminke auf das Tuch und ließ es dann in seiner Tasche verschwinden.

Galladon hob eine Augenbraue. »Und was ist das?«, wollte er wissen und nickte in Richtung des Tuches.

»Etwas, was hoffentlich gar nicht erst zum Einsatz kommen wird.«

## Kapitel 53

Was macht der denn hier?«, entfuhr es Sarene, als sie aus Kiins Küche kam. Der Trottler Kaloo saß im Esszimmer, in eine bunte Mischung aus grellen Rot- und Orangetönen gekleidet. Er unterhielt sich angeregt mit Kiin und Roial und hatte Sarenes Ankunft anscheinend nicht bemerkt. Lukel schloss die Tür hinter ihr und warf dem Dula einen widerwilligen Blick zu. Sarenes Cousin war als einer der witzigsten und lebhaftesten Männer in ganz Kae bekannt. Kaios Ruf hatte jedoch selbst Lukel schnell in den Schatten gestellt, sodass der junge Kaufmann nur noch die zweite Geige spielte, was ihm alles andere als gefiel. »Roial hat ihn aus irgendeinem Grund eingeladen«, murmelte Lukel.

»Hat Roial den Verstand verloren? Und wenn der verfluchte Dula ein Spion ist?«, fragte Sarene, vielleicht lauter, als sie es hätte tun sollen.

»Wessen Spion?«, erkundigte Kaloo sich fröhlich. »Ich möchte bezweifeln, dass Euer aufgeblasener König den politischen Scharfsinn besitzt, Spione anzuheuern. Und lasst mich Euch versichern: Egal wie sehr ich Euch auf die Nerven gehe, Prinzessin, Fjordeller störe ich sogar noch viel mehr. Dieser Gyorn würde sich lieber selbst ein Messer in die Brust rammen, als mich für Informationen zu bezahlen.«

Sarene errötete peinlich berührt, woraufhin Kaloo wie so oft in schallendes Gelächter ausbrach.

»Ich denke, Ihr werdet Bürger Kaios Meinungen hilfreich finden, Sarene«, sagte Roial. »Dieser Mann sieht die Dinge von einem anderen Standpunkt aus als ein Arelene, außerdem hat er einen frischen Blick, was die Ereignisse in Kae betrifft. Ich entsinne mich, dass Ihr selbst ein ähnliches Argument angeführt habt, als Ihr das erste Mal zu uns gestoßen seid. Unterschätzt Kaios Wert nicht, bloß weil er zufälligerweise ein wenig exzentrischer auftritt, als Euch lieb ist.«

Sarene runzelte die Stirn, ließ sich aber anstandslos zurechtweisen. Die Bemerkungen des Herzogs waren nicht von der Hand zu weisen. Es wäre in der Tat hilfreich, einen neuen Standpunkt dazuzugewinnen. Außerdem schien Roial Kaloo aus irgendeinem Grund zu vertrauen. Sie konnte gegenseitigen Respekt zwischen den beiden spüren. Widerwillig gestand sie sich ein, dass der Herzog vielleicht etwas in Kaloo gesehen hatte, was

ihr entgangen war. Immerhin wohnte der Dula nun schon seit mehreren Tagen bei Roial.

Ahan verspätete sich wie gewohnt. Shuden und Eondel unterhielten sich leise an einem Ende der Tafel. Ihre gedämpften Stimmen bildeten einen krassen Gegensatz zu Kaios lebhaftem Geplapper. Kiin hatte pikante Appetithappen serviert: Kräcker mit einer Art cremiger weißer Glasur. Obwohl Sarene nachdrücklich darauf bestanden hatte, dass Kiin kein Abendessen zubereiten solle, hatte er es offensichtlich nicht über sich gebracht, so viele Leute bei sich zu versammeln, ohne ihnen etwas zu essen anzubieten. Sarene lächelte. Sie bezweifelte, dass bei anderen hochverräterischen Verschwörerbünden Gourmetimbisse gereicht wurden.

Ein paar Minuten später kam Ahan ohne anzuklopfen hereingewatschelt. Er ließ sich auf seinen angestammten Platz fallen und machte sich über die Kräcker her.

»Nun sind wir also vollzählig«, sagte Sarene, die laut sprechen musste, um Kaloo zu unterbrechen. Alle Köpfe wandten sich in ihre Richtung, als sie aufstand. »Ich gehe davon aus, dass Ihr alle über unser Dilemma nachgedacht habt. Möchte jemand den Anfang machen?«

»Ich«, sagte Ahan. »Vielleicht lässt Telrii sich überreden, nicht zum Shu-Dereth überzutreten.«

Sarene seufzte. »Ich dachte, das hätten wir bereits durchgesprochen, Ahan. Telrii ist nicht dabei zu überlegen, ob er übertreten soll oder nicht. Er wartet lediglich ab, um zu sehen, wie viel Geld er vom Wyrn erpressen kann.«

»Wenn wir nur über mehr Soldaten verfügten«, meinte Roial mit einem Kopfschütteln. »Mit einem richtigen Heer könnten wir Telrii einschüchtern. Sarene, wie stehen die Aussichten, Unterstützung von Teod zu erhalten?«

»Nicht sonderlich gut.« Sarene setzte sich wieder. »Vergesst nicht, dass mein Vater sich dem Shu-Dereth verschworen hat. Abgesehen davon besitzt Teod eine fabelhafte Kriegsflotte, aber kaum Bodentruppen. Wir überleben, indem wir unsere Feinde versenken, bevor sie an Land gehen können.«

»Wie ich höre, gibt es in Duladel Widerstandskämpfer«, warf Shuden ein. »Sie überfallen gelegentlich Karawanen.«

Alle Blicke richteten sich auf Kaloo, der abwehrend die Hände hob.  
»Vertraut mir, meine Freunde, deren Hilfe wollt Ihr nicht. Die Männer, von denen Ihr da sprecht, sind größtenteils ehemalige Republikaner, wie ich selbst. Sie können sich wunderbar einer gegen einen duellieren, aber eine Syre nützt nicht viel gegen einen ausgebildeten Soldaten, besonders wenn der fünf Kameraden an seiner Seite hat. Der Widerstand überlebt nur, weil die Fjordeller sich nicht die Mühe machen, die Leute aus den Sümpfen zu vertreiben.«

Shuden runzelte die Stirn. »Ich dachte, sie verstecken sich in den Höhlen der duladenischen Steppe.«

»Es gibt mehrere Widerstandsnester«, antwortete Kaloo schlagfertig, obgleich Sarene in seinen Augen ein verunsichertes Funkeln wahrnahm. *Wer seid Ihr?*, dachte sie, während das Gespräch weiterging.

»Ich finde, wir sollten das Volk involvieren«, sagte Lukel. »Telrii hat angedeutet, dass er das Plantagensystem beibehalten möchte. Wenn wir die unteren Schichten für unsere Sache gewinnen, werden sie wahrscheinlich gewillt sein, sich gegen ihn zu erheben.«

»Das könnte funktionieren«, meinte Eondel. »Lady Sarenes Plan, meine Bauern zu Pächtern werden zu lassen, hat sie Geschmack an der Freiheit finden lassen. In den vergangenen Monaten ist ihr Selbstbewusstsein enorm gewachsen. Aber es würde viel Zeit brauchen. Man bildet Männer nicht über Nacht zu Kämpfern aus.«

»Richtig«, stimmte Roial ihm zu. »Telrii wird lange, bevor wir so weit sind, zum derethischen Glauben übergetreten sein, und Hrathens Bekanntmachungen sind dann Gesetz.«

»Ich könnte eine Zeit lang so tun, als sei ich derethisch«, sagte Lukel.

»Wenn auch nur, um währenddessen zu planen, wie der König am besten vom Thron zu stürzen ist.«

Sarene schüttelte den Kopf. »Wenn wir den Shu-Dereth in Arelon derart fest Fuß fassen lassen, werden wir ihn nie wieder los werden.«

»Es ist nur eine Religion, Sarene«, sagte Ahan. »Meiner Meinung nach sollten wir uns auf die echten Probleme konzentrieren.«

»Ihr haltet den Shu-Dereth nicht für ein ›echtes Problem‹, Ahan?«, fragte Sarene. »Warum versucht Ihr nicht, das Jindo oder Duladel zu erklären?«

»Sie hat recht«, sagte Roial. »Für Fjorden ist der Shu-Dereth ein Mittel zur Alleinherrschaft. Wenn diese Priester Arelon bekehren, dann wird

der Wyrn hier regieren, ganz egal wen wir auf den Thron setzen.«

»Und ein Bauernheer auszuheben ist keine Option?«, brachte Shuden erneut seinen Vorschlag ins Gespräch.

»Zu zeitaufwendig«, entgegnete Roial.

»Außerdem«, bemerkte Kaloo, »glaube ich nicht, dass Ihr dieses Land in einen Krieg stürzen wollt. Ich habe mit angesehen, was eine blutige Revolution einem Land antun kann. Der Geist des Volkes zerbricht daran, sich untereinander zu bekämpfen. Die Männer der elantrischen Stadtwache mögen Toren sein, aber es sind immer noch Eure Landsleute. Ihr Blut würde an Euren Händen kleben.«

Bei der Bemerkung, die ganz ohne Kaios sonstige überspannte Art gesprochen war, hob Sarene den Blick. Etwas an dem Mann erregte immer mehr ihren Argwohn.

»Was denn dann?«, wollte Lukel entnervt wissen. »Wir können Telrii nicht bekämpfen, und wir können nicht warten, bis er konvertiert. Was tun wir also?«

»Wir könnten ihn umbringen«, sagte Eondel leise.

»Nun?«, fragte Sarene. Sie hatte nicht damit gerechnet, dass dieser Vorschlag zu solch einem frühen Zeitpunkt des Treffens fallen würde.

»Es hat seine Vorzüge«, stimmte Kiin zu. Er zeigte eine leidenschaftslose Kälte, die Sarene noch nie zuvor an ihm bemerkt hatte.

»Telrii zu ermorden würde viele Probleme lösen.«

Schweigen legte sich über den Raum. Sarene hatte einen bitteren Geschmack im Mund, als sie die Männer betrachtete. Die anderen wussten, was sie wusste: Lange vor Beginn des Treffens war sie zu dem Schluss gekommen, dass dies ihre einzige Möglichkeit war.

»Ach, der Tod eines Mannes, um ein Land zu retten«, flüsterte Kaloo.

»Es scheint die einzige Alternative zu sein«, sagte Kiin mit einem Kopfschütteln.

»Vielleicht«, sagte der Dula. »Obgleich ich mich frage, ob wir nicht das Volk von Arelon unterschätzen.«

»Das haben wir bereits besprochen«, sagte Lukel. »Uns bleibt nicht genug Zeit, die Bauern zu vereinigen.«

»Nicht nur die Bauern, junger Lukel«, sagte Kaloo, »sondern auch die Adeligen. Habt Ihr nicht gemerkt, wie widerwillig sie Telrii unterstützen? Ist Euch das Unbehagen in ihren Augen entgangen? Ein

König ohne echten Rückhalt ist gar kein König.«

»Und die Stadtwache?«, fragte Kiin spitz.

»Ich frage mich, ob wir sie nicht auf unsere Seite bringen können«, sagte Kaloo. »Man könnte sie gewiss davon überzeugen, dass sie nicht richtig gehandelt haben.«

Aus »Ihr« war ein »Wir« geworden. Sarene legte die Stirn in Falten. Beinahe hatte sie es. Seine Worte hatten etwas Vertrautes an sich ...

»Ein interessanter Vorschlag«, meinte Roial.

»Die Stadtwache und der Adel unterstützen Telrii, weil sie keine andere Alternative sehen«, erläuterte Kaloo. »Lord Roial ist durch die gescheiterte Hochzeit eine Schmach widerfahren, und Lady Sarene war nach Elantris gebracht worden. Nun ist die peinliche Situation jedoch gelöst. Wenn wir der Stadtwache vielleicht die letztendliche Konsequenz ihrer Entscheidung vor Augen führen - eine Besatzung durch Fjorden und ein so gut wie versklavtes Volk -, werden die Soldaten einsehen, dass sie den falschen Mann unterstützen. Stellt einen Mann vor eine echte Wahl, und ich glaube fest, dass er sich klug entscheiden wird.«

Das war es! Dieses Credo kannte Sarene von irgendwoher, diesen reinen Glauben an das Gute im Menschen. Und als ihr schlagartig in den Sinn kam, wo ihr Derartiges schon einmal begegnet war, sprang sie unwillkürlich auf und stieß einen Überraschungsschrei aus.

Raoden zuckte zusammen, denn er erkannte seinen Fehler sofort. Er hatte Kaios Art zu schnell abgelegt und zu viel seines wahren Selbst durchscheinen lassen. Den anderen war der Wechsel nicht aufgefallen, aber Sarene - seine liebe misstrauische Sarene - war nicht so unaufmerksam gewesen. Er sah in ihre entsetzten, weit aufgerissenen Augen und wusste, dass sie es wusste. Obwohl sie nur so wenig Zeit miteinander verbracht hatten, hatte sie ihn wiedererkannt, während seine besten Freunde es nicht getan hatten.

*O je*, dachte er insgeheim.

»Sarene?«, fragte Roial. »Prinzessin, geht es Euch gut?«

Sarene stand vor ihrem Stuhl und sah sich peinlich berührt um. Doch ihre Verlegenheit war schnell vergessen, als ihr Blick an dem heimlichtuerischen Kaloo hängen blieb.

»Nein, Mylord, ich glaube nicht«, sagte sie. »Ich denke, wir brauchen eine Pause.«



»Wir haben doch gerade erst...«, setzte Lukel an.

Sie brachte ihn mit einem Blick zum Schweigen, und niemand sonst wagte es, ihren Zorn herauszufordern.

»Dann also eine Pause«, sagte Roial langsam.

»Gut.« Kiin erhob sich von seinem Platz. »In der Küche kühlen gerade ein paar hraggische Fleischtaschen ab. Ich gehe sie holen.«

Sarene war so durcheinander, dass sie es sogar unterließ, ihren Onkel zu schelten, obwohl er gegen ihren ausdrücklichen Willen ein Mahl zubereitet hatte. Sie warf Kaloo einen vielsagenden Blick zu und verließ dann den Raum, scheinbar in

Richtung Toilette. Nachdem sie einen Augenblick in Kiins Arbeitszimmer abgewartet hatte, schlenderte endlich der glücklose Hochstapler um die Ecke.

Sarene packte ihn am Hemd und warf ihn beinahe gegen die Wand, als sie ihr Gesicht gegen das seine drückte.

»Lebensgeist?«, wollte sie wissen. »Was im Namen des gnädigen Domi machst du hier?«

Besorgt blickte Lebensgeist zur Seite. »Nicht so laut, Sarene! Wie würden diese Männer deiner Meinung nach wohl reagieren, wenn sie herausfänden, dass sie mit einem Elantrier zusammengesessen haben?«

»Aber... wie?«, fragte sie. Ihre Wut verwandelte sich in freudige Aufregung, als ihr klar wurde, dass er es tatsächlich war. Sie wollte ihn an der Nase packen, die viel zu lang war, um seine echte zu sein. Zu ihrer Überraschung griffen ihre Finger durch die Nasenspitze, als sei sie nicht vorhanden.

»Du hast recht gehabt, was die Aonen betrifft, Sarene«, meinte Lebensgeist rasch. »Es handelt sich um Landkarten von Arelon. Ich musste lediglich eine Linie hinzufügen, und das gesamte System hat wieder funktioniert.«

»Eine Linie?«

»Die Große Schlucht«, erklärte Lebensgeist. »Sie hat die Reod *verursacht*. Die Landschaft hatte sich so sehr verändert, dass diesem Umstand beim Zeichnen der Aonen Rechnung getragen werden musste.«

»Es funktioniert!«, sagte Sarene. Dann ließ sie sein Hemd los und versetzte ihm aufgebracht einen Hieb in die Seite. »Du hast mich angelogen!«

»Aua!«, klagte Lebensgeist. »Bitte, keine Schläge. Mein Körper heilt nicht. Schon vergessen?«

Sarene stieß ein Keuchen aus. »Das hat sich nicht ...?«

»Geändert, als wir AonDor neu belebt haben?«, fragte Lebensgeist.

»Nein. Unter diesem Illusionszauber bin ich immer noch ein Elantrier. Mit AonDor stimmt noch etwas anderes nicht.«

Sarene widerstand der Versuchung, ihm einen weiteren Schlag zu versetzen. »Warum hast du mich belogen?«

Lebensgeist lächelte. »Ach, und nun willst du mir wohl erzählen, auf diese Weise hätte es nicht mehr Spaß gemacht?«

»Nun, also ...«

Er lachte. »Niemand außer dir würde das als berechtigte Entschuldigung durchgehen lassen, meine Prinzessin. Eigentlich hat sich mir nur nie die Gelegenheit geboten, dir die Wahrheit zu sagen. Jedes Mal, wenn ich mich dir in den vergangenen Tagen nähern wollte, bist du mir aus dem Weg gegangen. Und den Brief, den ich dir geschickt habe, hast du einfach ignoriert. Ich konnte schlecht vor dich hintreten und meinen Illusionszauber fallen lassen. Ich habe mich sogar gestern vor Kiins Haus herumgetrieben in der Hoffnung, dich am Fenster zu erblicken.«

»Tatsächlich?« Sarene lächelte.

»Du kannst Galladon fragen«, erwiderte Raoden. »Er befindet sich in diesem Augenblick in Roials Haus und isst alle ja- adorianischen Bonbons des Herzogs auf. Hast du gewusst, dass er eine Schwäche für Süßigkeiten hat?«

»Der Herzog oder Galladon?«

»Sowohl als auch. Aber schau, die anderen werden sich langsam fragen, warum wir so lange brauchen.«

»Sollen sie nur«, sagte Sarene. »Sämtliche Frauen haben nichts Besseres zu tun, als Kaloo anzuschmachten. Es wird höchste Zeit, dass ich nicht länger aus der Reihe tanze.«

Lebensgeist lachte in sich hinein. Als er jedoch den gefährlichen Blick in ihren Augen bemerkte, verstummte er wieder.

»Anders ging es einfach nicht, Sarene. Mir blieb keine andere Wahl. Ich musste schließlich meine Rolle spielen.«

»Meiner Ansicht nach hast du sie ein wenig zu gut gespielt«, sagte sie. Dann lächelte sie. Sie brachte es einfach nicht fertig, ihm böse zu sein.

Offenkundig nahm er den sanfteren Ausdruck ihrer Augen wahr, denn er entspannte sich ein wenig. »Du musst zugeben, dass es manchmal Spaß gemacht hat. Ich hatte ja keine Ahnung, dass du so eine gute Fechterin bist!«

Sarene lächelte verschlagen. »Ich habe viele verborgene Talente. Du aber anscheinend auch: Ich hatte keine Ahnung, dass *du* solch ein guter Schauspieler bist. Ich habe dich gehasst!«

»Es ist schön, angemessen gewürdigt zu werden«, sagte Lebensgeist und schlang die Arme um sie.

Ihr wurde schlagartig bewusst, wie nahe er ihr war. Sein Körper hatte gerade einmal Zimmertemperatur, und die unnatürliche Kühle machte sie nervös. Doch anstatt sich seiner Umarmung zu entziehen, legte sie ihm den Kopf an die Schulter. »Warum bist du also hergekommen? Du solltest in Neu- Elantris sein und deine Leute vorbereiten.

Warum bist du das Risiko eingegangen, nach Kae zu kommen?« »Um dich zu finden«, sagte er.

Sie lächelte. Das war die richtige Antwort.

»Und«, fuhr er fort, »um euch alle davon abzuhalten, euch gegenseitig abzuschlachten. Dieses Land steckt in einem ganz schönen Schlamassel, nicht wahr?«

Sarene seufzte. »Und zum Teil bin ich daran schuld.«

Lebensgeist legte ihr die Hände an den Hals und drehte ihren Kopf so, dass sie ihm in die Augen sehen konnte. Sein Gesicht war aufgrund des Illusionszaubers ein anderes, aber die Augen waren die gleichen. Tief und blau. Wie hatte sie ihn jemals für einen anderen halten können?

»Du darfst dir keine Vorwürfe machen, Sarene«, sagte er. »Solch negatives Zeug muss ich mir schon immer von Galladon anhören. Du hast hier wunderbare Arbeit geleistet, viel besser, als ich es mir je hätte erträumen lassen. Ich war davon ausgegangen, dass diese Männer sich in meiner Abwesenheit gar nicht mehr treffen würden.«

Zögernd schüttelte Sarene den Bann seiner Augen ab. »Was hast du da eben gesagt? In deiner Abwesenheit...?«

Stimmen riefen aus dem anderen Zimmer, und Lebensgeist blinzelte ihr mit funkelnden Augen zu. »Wir müssen wieder zurück. Aber ... sagen wir einfach, ich habe dir noch etwas zu sagen, sobald das Treffen vorüber ist und wir uns ein wenig ungestörter unterhalten können.«

Sie nickte halb benommen. Lebensgeist war in Kae, und AonDor funktionierte. Wie in Trance ging sie in das Esszimmer zurück und ließ sich an der Tafel nieder. Kurz darauf betrat Lebensgeist den Raum. Doch ein Stuhl war immer noch leer.

»Wo steckt Ahan?«, fragte Sarene.

Kiin runzelte die Stirn. »Er ist gegangen«, erklärte er verbittert.

Lukel lachte und schenkte Sarene ein Lächeln. »Der Graf behauptet, das Essen sei ihm nicht bekommen. Er ist ... ausgetreten.«

»Unmöglich«, meinte Kiin mürrisch. »In den Kräckern ist nichts gewesen, was ihm auf den Magen hätte schlagen können.«

»Es waren ganz bestimmt nicht die Kräcker, Onkel«, sagte Sarene mit einem Lächeln. »Es muss etwas gewesen sein, was er vor seiner Ankunft hier zu sich genommen hat.«

Lukel lachte zustimmend. »Domi weiß, der Mann isst so viel, dass ihm eigentlich jeden Abend schlecht sein müsste.«

»Tja, wir sollten ohne ihn weitermachen«, sagte Roial. »Unmöglich zu sagen, wie lange er unpässlich ist.«

»Einverstanden«, sagte Sarene, die sich bereit machte fortzufahren.

Roial kam ihr jedoch zuvor. Er erhob sich langsam. Sein alter Körper wirkte überraschend gebrechlich. Mit einem Seufzen schüttelte der Herzog den Kopf. »Wenn Ihr es mir gestattet, so habe ich etwas zu verkünden.«

Die Adligen nickten, da sie den Ernst spürten, der aus dem Herzog sprach.

»Ich werde Euch nichts vorlügen: Mir war von vornherein klar, dass etwas gegen Telrii unternommen werden musste. Wir beide sind die letzten zehn Jahre geschäftliche Konkurrenten gewesen. Er ist ein schamloser, verschwenderischer Mann, der noch einen schlechteren König als selbst Iadon abgeben wird. Dass er Hrathens törichte Bekanntmachung auch nur in Betracht gezogen hat, war der letzte Beweis, den ich benötigt habe. Nein, ich habe mich nicht erst so spät mit Euch treffen wollen, weil ich darüber nachgrübeln musste, ob wir Telrii entthronen sollen oder nicht. Ich habe um mehr Zeit gebeten, um die Ankunft gewisser ... Geschäftspartner meinerseits abzuwarten.«

»Geschäftspartner?«, fragte Sarene.

»Attentäter«, sagte Roial. »Männer aus Fjorden, die ich angeheuert habe.

Nicht alle Bewohner jenes Landes sind ihrem Gott treu ergeben. Manche haben sich stattdessen dem Gold verschworen.«

»Wo sind sie?«, wollte Sarene wissen.

»Sie sind in einem Gasthof nicht weit von hier untergebracht«, antwortete Roial.

»Aber erst letzte Woche habt Ihr uns davor gewarnt, bei unserem Aufstand Blut zu vergießen«, sagte Sarene verwirrt.

Roial beugte das Haupt. »Da hat die Schuld aus mir gesprochen, meine liebe Sarene, denn ich hatte bereits nach diesen Männern geschickt.

Doch mittlerweile habe ich meine Meinung geändert. Dieser junge Mann aus Dula...«

Roial wurde von lauten Schritten in der Eingangshalle unterbrochen.

Ahan musste zurückgekommen sein. *Eigenartig*, dachte Sarene und drehte sich um, *ich habe gar nicht gehört, wie die Eingangstür geschlossen wurde.*

Doch im Türrahmen stand nicht Ahan. Stattdessen erblickte Sarene einen Trupp bewaffneter Soldaten mit einem gut gekleideten Mann an der Spitze. König Telrii.

Sarene sprang auf. Ihr Überraschungsschrei wurde von ähnlichen Ausrufen der anderen übertönt. Telrii trat beiseite und ließ ein Dutzend Männer in der Uniform der elantrischen Stadtwache in das Zimmer strömen. Der dicke Graf Ahan folgte ihnen auf dem Fuße.

»Ahan!«, rief Roial. »Was habt Ihr getan?«

»Endlich habe ich Euch drangekriegt, alter Mann«, meinte der Graf schadenfroh.

Seine Hängebacken zitterten. »Ich habe Euch doch gesagt, dass es mir eines Tages gelingen würde. Na los, macht doch jetzt Witze darüber, wie es meinen Karawanenzügen nach Svorden ergeht, verdammter alter Narr! Sehen wir einmal, wie es den Euren ergehen wird, während Ihr die nächsten Jahre im Gefängnis sitzt!«

Roial schüttelte bekümmert das weißhaarige Haupt. »Tor... Ist Euch nicht aufgegangen, zu welchem Zeitpunkt das hier aufgehört hat, ein Spiel zu sein? Wir spielen längst nicht mehr mit Obst und Seidenstoffen.«

»Protestiert, so viel Ihr wollt.« Ahan hob triumphierend den Finger.

»Aber Ihr müsst zugeben, dass ich Euch drangekriegt habe! Darauf habe ich nun schon seit Monaten gewartet. Ich habe Iadon nie dazu bringen können, mir Glauben zu schenken. Könnt Ihr Euch das vorstellen? Er hat doch tatsächlich gedacht, Ihr würdet es nicht übers Herz bringen, ihn zu verraten! Er hat behauptet, Eure alte Freundschaft ginge zu tief.«

Roial seufzte. Er betrachtete Telrii, der breit grinste und den Wortwechsel offensichtlich in vollen Zügen genoss. »Oh, Ahan«, sagte Roial. »Ihr habt schon immer gern unüberlegt gehandelt.«

Sarene war starr vor Entsetzen. Sie konnte sich weder bewegen noch auch nur eine Silbe hervorbringen. Verräter waren Männer mit dunklen Augen und niederträchtigem Wesen. Diese Vorstellung vermochte sie einfach nicht mit Ahan in Einklang zu bringen. Er war arrogant und impulsiv, aber sie *mochte* ihn! Wie konnte jemand, den sie mochte, so etwas Schreckliches tun?

Telrii schnippte mit den Fingern, und ein Soldat trat vor und rammte Herzog Roial sein Schwert direkt in den Magen. Roial stieß ein Keuchen aus und brach dann stöhnend zusammen.

»So lautet das Urteil Eures Königs«, verkündete Telrii.

Ahan schrie auf, die Augen in dem dicken Gesicht waren weit aufgerissen. »Nein! Ihr habt gesagt, sie kämen ins Gefängnis!« Er stürzte an Telrii vorbei und ging schluchzend neben Roial in die Knie.

»Habe ich das?«, fragte Telrii. Dann zeigte er auf zwei Soldaten. »Ihr beiden, nehmt ein paar Männer und findet diese Attentäter, und dann ...«, er tippte sich nachdenklich gegen die dünne Nase, »... werft sie von der elantrischen Stadtmauer.«

Die beiden Männer salutierten und marschierten aus dem Zimmer.

»Ihr anderen«, sagte Telrii, »bringt diese Verräter um. Fangt mit der lieben Prinzessin an. Macht allgemein bekannt, dass dies die Strafe für alle ist, die versuchen, den Thron an sich zu reißen.«

»Nein!«, schrien Shuden und Eondel gleichzeitig.

Als sich die Soldaten in Bewegung setzten, befand sich Sarene längst hinter einer schützenden Mauer, die aus Shuden, Eondel und Lukel bestand. Allerdings war nur Eondel bewaffnet, und sie hatten es mit zehn Männern zu tun.

»Es ist interessant, dass Ihr von Thronräubern spricht, Herzog Telrii«, erklang eine Stimme von der anderen Seite des Tisches. »Ich habe

geglaubt, der Thron gehöre Iadons Familie.«

Sarene folgte der Stimme. Ihr Blick fiel auf Lebensgeist - oder wenigstens jemanden, der dessen Kleidung anhatte. Er hatte blasse aonische Haut, hellbraunes Haar und lebhaft blaue Augen. Lebensgeists Augen. Doch sein Gesicht wies keinerlei Anzeichen des elantrischen Makels auf. Er warf ein Tuch auf den Tisch, und sie konnte die braunen Flecken auf der einen Seite erkennen - als wollte er die anderen glauben machen, er habe sich lediglich die Schminke fortgewischt, sodass ein völlig anderes Gesicht zum Vorschein gekommen war.

Mit einem Ächzen fiel Telrii gegen die Wand. »Prinz Raoden!«, brachte er keuchend hervor. »Nein! Ihr seid gestorben. Man hat mir gesagt, Ihr seid tot!«

*Raoden.* Sarene war wie betäubt. Sie starrte den Mann namens Lebensgeist an und fragte sich, wer er war und ob sie ihn jemals richtig gekannt hatte.

Lebensgeist sah die Soldaten an. »Würdet Ihr es wagen, den echten König von Arelon zu erschlagen?«, wollte er wissen.

Die Männer der Stadtwache wichen zurück. Auf ihren Gesichtern spiegelten sich Verwirrung und Angst.

»Männer, schützt mich!«, jaulte Telrii, der sich umdrehte und aus dem Zimmer rannte. Die Soldaten sahen mit an, wie ihr Anführer die Flucht ergriff. Im nächsten Augenblick folgten sie ihm Hals über Kopf und ließen die Verschwörer allein zurück.

Lebensgeist - Raoden - sprang über die Tafel und zwängte sich an Lukel vorbei. Er schob den immer noch schluchzenden Ahan aus dem Weg und kniete neben Kiin nieder, der als Einziger daran gedacht hatte zu versuchen, Roials Verletzung zu behandeln. Sarene sah stumm von hinten zu. All ihre Sinne waren gelähmt. Es war offensichtlich, dass Kiin den Herzog nicht retten können würde. Das Schwert hatte den Körper des Mannes vollständig durchbohrt und ihm eine schmerzvolle Verletzung zugefügt, die gewiss tödlich war.

»Raoden!«, stieß Herzog Roial keuchend hervor. »Ihr seid zu uns zurückgekehrt!«

»Regt Euch nicht, Roial«, sagte Raoden und stieß mit dem Finger durch die Luft. Aus der Fingerspitze schoss Licht hervor, als er zu zeichnen begann.

»Ich hätte wissen müssen, dass Ihr es seid«, flüsterte der Herzog. »Dieser ganze Unsinn von wegen den Menschen vertrauen. Ist es zu glauben, dass ich tatsächlich angefangen hatte, Euch zuzustimmen? Ich hätte die Attentäter gleich bei ihrer Ankunft losschicken sollen.«

»Dafür seid Ihr ein zu guter Mann, Roial«, sagte Lebensgeist, in dessen Stimme Rührung mitschwang.

Roials Blick wurde klarer, und er sah zum ersten Mal das Aon, das Lebensgeist über ihm zeichnete. Ehrfurchtsvoll atmete er aus. »Habt Ihr die schöne Stadt auch neu erstehen lassen?«

Lebensgeist antwortete nicht, sondern konzentrierte sich auf das Aon. Er zeichnete anders als zuvor. Seine Finger bewegten sich geschickter und schneller. Er vollendete das Aon mit einer kleinen Linie am unteren Ende. Es erstrahlte in einem warmen Licht und übergoss Roial mit seinem Glanz. Sarene konnte sehen, wie sich die Wundränder ein wenig zusammenzuziehen schienen. Ein Kratzer in Roials Gesicht verschwand, und etliche Leberflecke auf seiner Kopfhaut verblassten.

Dann erlosch das Licht. Aus der Wunde ergoss sich aber immer noch Blut bei jedem vergeblichen Schlagen des sterbenden Herzens.

Lebensgeist fluchte. »Es ist zu schwach«, sagte er und machte sich verzweifelt an das nächste Aon. »Und ich habe keine modifizierenden Zeichen fürs Heilen gelernt! Ich weiß nicht, wie man sich auf einen einzigen Körperteil beschränkt.«

Roial hob zitternd einen Arm und packte Lebensgeists Hand. Das teilweise fertig gestellte Aon verblasste wieder, als die Bewegung des Herzogs dazu führte, dass Lebensgeist beim Zeichnen ausrutschte. Lebensgeist fing nicht von vorn an, sondern beugte den Kopf, als weine er.

»Weint nicht, mein Junge«, sagte Roial. »Eure Rückkehr ist ein Segen. Diesen alten Körper könnt Ihr nicht mehr retten, das Königreich aber sehr wohl. Ich werde in Frieden sterben, da ich nun weiß, dass Ihr es beschützen werdet.«

Lebensgeist hielt das Gesicht des alten Mannes in beiden Händen. »Ihr habt Wunderbares an mir vollbracht, Roial«, flüsterte er, und Sarene kam sich wie ein Störenfried vor. »Wenn Ihr nicht auf mich geachtet hättet, wäre ich wie mein Vater geworden.«

»Nein, mein Junge«, sagte Roial. »Ihr seid von Anfang an mehr wie Eure



Mutter gewesen. Domi segne Euch.«

Sarene wandte sich ab, sobald die Todesqualen des Herzogs allzu schrecklich wurden. Sein Körper wand sich krampfartig, und ihm rann Blut aus dem Mund. Als sie sich wieder umdrehte und die Tränen aus den Augen geblinzelt hatte, kniete Raoden immer noch neben der Leiche des alten Mannes. Nach einer Weile holte Raoden tief Luft und stand auf. Er wandte sich um und betrachtete die übrigen Anwesenden mit traurigem, aber entschlossenem Blick. Sarene konnte spüren, wie Shuden, Eondel und Lukel neben ihr auf die Knie fielen, die Köpfe ehrfürchtig verneigt.

»Mein König«, sagte Eondel und sprach damit für alle von ihnen.

»Mein ... Ehemann«, kam es der schockierten Sarene in den Sinn.

## Kapitel 54

Er hat was getan?«, fragte Hrathen verblüfft.

Der Priester, den Hrathens jähe Reaktion aus der Fassung gebracht hatte, geriet ins Stottern, als er seine Botschaft wiederholte. Hrathen unterbrach ihn mitten im Satz.

Der Herzog der Ialplantage tot? Auf Telriis Befehl hin? Was sollte dieser Akt der Willkür? Hrathen konnte am Gesicht des Boten ablesen, dass es mehr zu hören gab, also bedeutete er dem Mann mit einem Wink fortzufahren. Bald schon war Hrathen klar, dass die Hinrichtung alles andere als willkürlich, dass sie vielmehr völlig logisch begründet gewesen war. Hrathen konnte nicht glauben, wie viel Glück Telrii gehabt hatte. Roial galt als schlauer Mann. Es war eine unglaublich günstige Fügung des Schicksals gewesen, den Herzog beim Hochverrat zu ertappen.

Doch was der Bote als Nächstes erzählte, war noch viel schockierender. Es gingen Gerüchte um, Prinz Raoden sei aus dem Grab zurückgekehrt. Völlig verblüfft setzte Hrathen sich an seinen Schreibtisch. Ein Wandbehang wehte im Zugwind, als der Bote die Tür hinter sich schloss. *Selbstbeherrschung*, dachte er. *Auch damit wirst du fertig werden.* An dem Gerücht um Raodens Wiederkehr war natürlich nichts Wahres dran, aber Hrathen musste zugeben, dass es ein Meisterstreich war. Er wusste um den heiligen Ruf des Prinzen. Das Volk betrachtete Raoden mit einem Maß an abgöttischer Verehrung, das allein Toten vorbehalten war. Wenn es Sarene gelungen war, einen Doppelgänger aufzutreiben, konnte sie ihn als ihren Ehemann ausgeben und ihren Thronanspruch selbst nach Roials Tod aufrechterhalten.

*Sie arbeitet zweifellos schnell*, dachte Hrathen mit einem respektvollen Lächeln.

Dass Telrii Roial einfach so niedergemetzelt hatte, ließ Hrathen immer noch nicht los. Den Herzog ohne Gerichtsverhandlung oder Gefängnisstrafe ermordet haben zu lassen würde bei den anderen Adligen noch mehr Angst aufkommen lassen. Hrathen erhob sich. Vielleicht war es noch nicht zu spät, Telrii zu überzeugen, dass er wenigstens einen Hinrichtungsbefehl verfassen sollte. Es würde die

adeligen Gemüter beruhigen, wenn sie solch ein Dokument lesen konnten.

Telrii weigerte sich, mit ihm zu sprechen. Hrathen stand wieder in dem Vorzimmer und starrte mit verschränkten Armen zwei Wächter an. Die beiden Männer blickten verlegen zu Boden. Anscheinend hatte Telrii etwas derart aus der Fassung gebracht, dass er überhaupt keine Besucher empfing.

Hrathen hatte nicht vor, sich abweisen zu lassen. Zwar konnte er sich nicht mit Gewalt Zutritt zu dem Audienzsaal verschaffen, aber er konnte derart lästig werden, dass Telrii sich letzten Endes doch bereit erklärte, ihn zu empfangen. Aus diesem Grund hatte er die letzte Stunde damit verbracht, alle fünf Minuten um eine Audienz zu ersuchen.

Jetzt war es wieder einmal an der Zeit, dass er forderte, vorgelassen zu werden. »Soldat«, befahl er. »Fragt den König, ob er gewillt ist, mich zu empfangen.«

Der Soldat seufzte, genau wie die letzten sechs Male, die Hrathen diese Forderung vorgebracht hatte. Doch der Wächter öffnete die Tür und machte sich gehorsam auf die Suche nach seinem Kommandeur. Kurz darauf kehrte der Mann zurück.

Hrathens Frage blieb ihm im Hals stecken. *Es war gar nicht derselbe Mann.*

Der »Wächter« zückte sein Schwert und griff den zweiten Wächter an. Geräusche von Metall, das auf Metall schlug, drangen aus dem Audienzsaal des Königs, und Männer schrien; manche aus Wut, andere vor Schmerzen.

Hrathen fluchte. Ein Gefecht ausgerechnet an dem einen Abend, an dem er seine Rüstung nicht angelegt hatte! Mit zusammengebissenen Zähnen stürzte er an den kämpfenden Soldaten vorbei und betrat den Saal.

Die Gobelins standen in Flammen, und in der Enge rangen Männer verzweifelt miteinander. Etliche Soldaten lagen tot an der gegenüberliegenden Tür. Manche trugen das Braun und Gelb der elantrischen Stadtwache. Die anderen waren in Silber und Blau gekleidet: den Farben von Graf Eondels Armee.

Hrathen wich ein paar Angriffen aus, duckte sich unter Klingen oder hieb sie den Männern aus den Händen. Er musste den König finden.

Telrii war zu wichtig um -

Die Zeit gefror, als Hrathen den König durch das Handgemenge erblickte. Brennende Stoffstreifen fielen von den Brokatbehängen an der Decke. Telriis Augen waren vor Angst weit aufgerissen, als er auf die offene Tür an der Rückwand des Saales zustürzte. Eondels Schwert erreichte Telriis Genick, bevor der König auch nur ein paar Schritte weit gekommen war.

Telriis kopflose Leiche fiel Graf Eondel vor die Füße. Der Graf betrachtete sie mit grimmigem Blick und brach dann selbst zusammen, die Hände auf eine Wunde an seiner Seite gepresst.

Regungslos stand Hrathen inmitten des Gemenges. Während er die beiden Leichen betrachtete, war das Chaos um ihn her für einen Augenblick vergessen. *So viel dazu, einen blutigen Machtwechsel vermeiden zu wollen*, dachte er resigniert.



## **Dritter Teil**

### **Elantris Lebensgeist**

## Kapitel 55

Es fühlte sich unnatürlich an, Elantris von außen zu betrachten. Raoden gehörte in die Stadt hinein. Es war, als stünde er außerhalb seines eigenen Körpers und besähe ihn sich mit den Augen eines anderen. Von Elantris sollte er genauso wenig getrennt sein wie sein Geist von seinem Körper.

Er stand mit Sarene in der Mittagssonne auf Kiins festungsartigem Haus. Der Kaufmann hatte sowohl Voraussicht als auch ein gesundes Quäntchen Paranoia bewiesen, als er seine Villa nach dem Massaker vor zehn Jahren mehr wie eine Burg als wie ein Haus hatte erbauen lassen. Es war ein nicht allzu weitläufiges Viereck mit geraden Steinmauern und schmalen Fenstern, das sogar auf einem Hügel stand. Die steinerne Dachbrüstung erinnerte an die Zinnen einer Stadtmauer. Gegen einen dieser Steine stand Raoden jetzt gelehnt, Sarene dicht an sich gezogen. Sie hatte die Arme um seine Hüfte geschlungen und betrachtete mit ihm die Stadt.

Kurz nach Roials Tod am vergangenen Abend hatte Kiin seine Türen verriegelt und die anderen davon in Kenntnis gesetzt, er habe genug Vorräte gehortet, um jahrelang aushalten zu können. Obwohl Raoden bezweifelte, dass die Türen lange gegen einen entschlossenen Angriff standhalten würden, begrüßte er das Gefühl von Sicherheit, das Kiin allen vermittelte. Es ließ sich nicht vorhersehen, wie Telrii auf Raodens Erscheinen reagieren würde. Allerdings war es nicht unwahrscheinlich, dass er alle Verstellung aufgeben und sich Fjordens Hilfe erbitten würde. Die elantrische Stadtwache mochte gezögert haben, Raoden anzugreifen, aber fjordellische Truppen würden keinerlei Hemmungen kennen.

»Ich hätte darauf kommen müssen«, murmelte Sarene an Raodens Seite.

»Hm?« Raoden hob die Brauen. Sie trug ein Kleid von Daora, das ihr natürlich zu kurz war, wobei Raoden jedoch den Anblick ihrer Beine genoss. Sie trug ihre kurze blonde Perücke, die sie jünger aussehen ließ, wie ein Schulmädchen anstatt einer erwachsenen Frau. *Nun ja, verbesserte Raoden sich, ein ein Meter achtzig großes Schulmädchen.*

Sarene hob den Kopf und blickte ihm in die Augen. »Ich kann es einfach nicht glauben, dass ich nicht darauf gekommen bin. Dabei war ich sogar misstrauisch, was dein, das heißt Raodens, Verschwinden betraf. Ich bin davon ausgegangen, der König habe dich umgebracht oder zumindest in die Verbannung geschickt.«

»Das hätte er bestimmt gern getan«, sagte Raoden. »Er hat mehrmals versucht, mich fortzuschicken, aber ich habe mich gewöhnlich davor drücken können.«

»Es war so *offensichtlich!*«, sagte Sarene und lehnte den Kopf trotzig an seine Schulter. »Die Vertuschung, die allgemeine Verlegenheit ... es ergibt alles Sinn.«

»Es ist immer leicht, die Antworten zu erkennen, wenn das Rätsel einmal gelöst ist, Sarene«, sagte Raoden. »Mich überrascht es nicht weiter, dass niemand mein Verschwinden mit Elantris in Verbindung gebracht hat. Das ist nicht die Art Sache, die einem Arelenen in den Sinn käme. Die Leute sprechen nicht von Elantris, und sie wollen es auf keinen Fall mit den Menschen in Zusammenhang bringen, die ihnen am Herzen liegen. Sie würden mich lieber tot glauben, als zu wissen, dass die Shaod mich ereilt hat.«

»Aber ich bin keine Arelenin«, sagte Sarene. »Ich habe nicht die gleichen Vorurteile.«

»Du hast mit ihnen gelebt«, sagte Raoden. »Du konntest nichts dagegen tun, dich von ihrer Neigung anstecken zu lassen. Außerdem hast du niemals in der Nähe von Elantris gewohnt. Du wusstest nicht, wie die Shaod funktioniert.«

Sarene schnaubte wütend vor sich hin. »Und du hast mich in meiner Unwissenheit belassen! Mein eigener Ehemann.«

»Ich habe dir einen Hinweis gegeben«, widersprach er.

»Ja, ungefähr fünf Minuten, bevor du dich zu erkennen gegeben hast.« Raoden lachte glucksend und zog sie noch näher an sich. Egal was passieren würde, er war froh, Elantris verlassen zu haben. Diese kurze Zeit mit Sarene war es wert gewesen.

Nach einer Weile fiel ihm etwas ein. »Ich bin es gar nicht.«

»Was bist du nicht?«

»Dein Ehemann. Zumindest ist die Beziehung anfechtbar. In dem Ehevertrag stand, dass unsere Heirat bindend sei, sollte einer von uns vor

der Hochzeit sterben. Ich bin nicht gestorben, sondern nach Elantris gegangen. Auch wenn das im Grunde das Gleiche ist, war der vertragliche Wortlaut doch sehr präzise.«

Sarene blickte besorgt auf.

Er lachte leise. »Ich versuche nicht, mich aus der Sache herauszureden, Sarene«, sagte er. »Ich meine bloß, dass wir es formell machen sollten, damit sich niemand auch nur die geringsten Sorgen machen muss.«

Sarene dachte kurz nach und nickte dann eifrig. »Unbedingt. Ich bin in den vergangenen zwei Monaten zweimal verlobt gewesen und habe keine einzige Hochzeit abbekommen. Jedes Mädchen hat eine schöne Hochzeit verdient.«

»Eine königliche Hochzeit«, pflichtete Raoden ihr bei.

Seufzend blickte Sarene auf Kae zurück. Die Stadt wirkte kalt und leblos, beinahe unbewohnt. Die unsichere politische Lage zerstörte die Wirtschaft von Arelon mit der gleichen Gründlichkeit, mit der Iadon den Geist des Landes zerstört hatte. Wo geschäftiges Treiben hätte herrschen sollen, stahlen sich lediglich ein paar beherzte Fußgänger durch die Straßen. Die einzige Ausnahme bildete der große Platz, auf dem sich die Zelte des Areloner Marktes befanden. Während manche Kaufleute entschieden hatten, weiteren finanziellen Verlusten vorzubeugen und nach Teod weiterzuziehen, um doch noch einen Teil ihrer Waren zu verkaufen, war eine überraschend große Anzahl zurückgeblieben. Was konnte so viele Händler veranlasst haben, zu bleiben und zu versuchen, Leuten Waren aufzuschwatzen, die sie einfach nicht kaufen wollten? Der einzige andere Ort, an dem reges Treiben herrschte, war der Palast. Mitglieder der elantrischen Stadtwache wuselten schon den ganzen Vormittag wie besorgte Insekten in der Gegend umher. Sarene hatte ihr Seon losgeschickt, um die Lage auszukundschaften, aber es war noch nicht wieder zurückgekehrt.

»Er war so ein guter Mann«, sagte Sarene leise.

»Roial?«, fragte Raoden. »Ja. Der Herzog war das Vorbild, das ich brauchte, nachdem sich mein Vater als unwürdig erwiesen hatte.«

Sarene lachte glucksend. »Als Kiin mir Roial zum ersten Mal vorstellte, meinte er, er sei sich nicht sicher, ob der Herzog uns geholfen hat, weil er Arelon liebte, oder einfach nur, weil ihm langweilig war.«

»Viele Menschen verwechselten Roials Schläue mit Hinterlist«, sagte



Raoden. »Sie hatten unrecht. Roial war ein gescheiter Mann, der Intrigen genoss, aber er war ein Patriot. Er hat mich gelehrt, trotz der vielen Probleme an Arelon zu glauben.«

»Er war wie ein verschlagener alter Großvater«, sagte Sarene. »Und um ein Haar wäre er mein Ehemann geworden.«

»Das kann ich noch immer nicht glauben«, meinte Raoden. »Ich habe Roial geliebt ... aber ihn mir verheiratet vorzustellen? Mit dir?«

Sarene lachte. »Wir haben es im Grunde selbst nicht glauben können. Natürlich soll das nicht heißen, dass wir die Sache nicht durchgezogen hätten.«

Raoden seufzte und streichelte ihre Schulter. »Wenn ich nur gewusst hätte, in welchen fähigen Händen ich Arelon zurücklasse. Das hätte mir einige Sorgen erspart.«

»Und Neu-Elantris?«, wollte Sarene wissen. »Passt Karata darauf auf?«

»Neu-Elantris kann ganz gut auf sich allein aufpassen«, sagte Raoden.

»Aber ich habe Galladon heute Morgen mit dem Befehl zurückgeschickt, dass die Leute anfangen sollen, AonDor zu lernen. Wenn wir verlieren sollten, möchte ich Elantris nicht schutzlos wissen.«

»Es bleibt uns wahrscheinlich nicht viel Zeit.«

»Zeit genug, dass sie ein oder zwei Aonen erlernen können«, sagte Raoden. »Sie haben es verdient, das Geheimnis ihrer Macht kennenzulernen.«

Sarene lächelte. »Ich habe immer gewusst, dass du das Rätsel lösen würdest. Ein solches Maß an hingebungsvollem Eifer lässt Domi nicht unbelohnt.«

Raoden lächelte. Letzte Nacht hatte sie ihn etliche Dutzend Aonen zeichnen lassen zum Beweis, dass sie tatsächlich funktionierten.

Allerdings hatten sie nicht ausgereicht, um Roial das Leben zu retten. In Raodens Brust tobten heftige Schuldgefühle. Wenn er die richtigen modifizierenden Zeichen gekannt hätte, wäre er vielleicht in der Lage gewesen, Roial zu retten. Es dauerte, bis eine Bauchverletzung einen Mann umbrachte. Raoden hätte jedes Organ einzeln heilen und anschließend die Haut versiegeln können. Stattdessen war es ihm nur gelungen, ein allgemeines Aon zu zeichnen, das Roials gesamten Körper beeinflusste. Die Macht des Aons, die ohnehin nicht groß gewesen war, war so sehr durch die breite Angriffsfläche abgeschwächt worden, dass

es nichts bewirkt hatte.

Raoden war lange wach geblieben und hatte sich modifizierende Zeichen eingepägt. Es war eine komplizierte, schwierige Kunst, mithilfe von AonDor zu heilen; doch er war fest entschlossen, sicherzustellen, dass niemand sonst aufgrund seines Unvermögens starb. Es würde Monate dauern, bis er sie sich eingepägt hatte, aber er würde die modifizierenden Zeichen für jedes einzelne Organ, jeden Muskel und jeden Knochen erlernen.

Sarene wandte sich wieder ihrer Betrachtung der Stadt zu. Sie hielt weiterhin Raodens Hüfte umschlungen, denn sie mochte Höhen ganz und gar nicht, vor allem dann nicht, wenn sie sich an nichts festhalten konnte. Während Raoden über ihren Kopf hinweg auf die Stadt hinausblickte, kam ihm auf einmal etwas von seinen nächtlichen Studien in den Sinn. Er zog an ihrer Perücke. Zuerst hielt der Kleber, dann ließ sich die Perücke lösen, und die darunter befindlichen Haarstoppeln kamen zum Vorschein. Sarene drehte sich mit fragendem, ärgerlichem Blick zu ihm, aber Raoden hatte bereits zu zeichnen begonnen.

Es war kein kompliziertes Aon. Er musste nur ein Ziel festsetzen sowie die Wirkungsweise und die Zeitspanne. Als er fertig war, begannen ihre Haare zu wachsen. Träge glitten sie aus Sarenes Kopf, wie ein langsam entweichender Atemzug. Doch ein paar Minuten später war es vollbracht: Ihr langes goldenes Haar reichte ihr wieder den halben Rücken hinab.

Sarene ließ ungläubig die Finger durch ihr Haar gleiten. Dann blickte sie mit tränenverschleierte Augen zu Raoden empor. »Danke«, flüsterte sie und zog ihn näher an sich. »Du weißt ja gar nicht, wie viel mir das bedeutet.«

Kurz darauf lehnte sie sich zurück und starrte ihn mit gebanntem, silbergrauen Augen an. »Zeige dich mir.«

»Mein Gesicht?«, fragte Raoden.

Sarene nickte.

»Du hast es schon gesehen«, sagte er zögernd.

»Ich weiß, aber ich gewöhne mich zu sehr an dieses hier. Ich will dein wirkliches Ich sehen.«

Die Entschlossenheit in ihren Zügen hinderte ihn daran, weitere Einwände zu erheben. Seufzend tippte er sich mit dem Zeigefinger gegen

den Halsausschnitt seines Unterhemds. Für ihn änderte sich nichts, doch er konnte spüren, wie Sarene sich versteifte, als der Illusionszauber verschwand. Schlagartig stieg Scham in ihm empor, und er begann hastig, das Aon erneut zu zeichnen, doch sie hielt ihn auf.

»Es ist nicht so furchterregend, wie du meinst, Raoden«, sagte sie und strich ihm über das Gesicht. »Man sagt, eure Körper seien wie Leichen, aber das stimmt nicht. Eure Haut ist vielleicht verfärbt und ein wenig faltig, aber darunter befindet sich immer noch Fleisch.«

Ihre Finger fanden den Schnitt auf seiner Wange, und sie keuchte leise auf. »Das bin ich gewesen, nicht wahr?«

Raoden nickte. »Wie schon gesagt: Ich wusste gar nicht, was für eine gute Fechterin du bist.«

Sarene ließ ihren Finger die Wunde hinabgleiten. »Es hat mich schrecklich verwirrt, als ich keine Verletzung entdecken konnte. Warum zeigt die Illusion deine Mimik, aber keine Schnittverletzung?«

»Das ist kompliziert«, sagte Raoden. »Man muss jeden einzelnen Gesichtsmuskel mit seinem Gegenstück in der Illusion verknüpfen. Allein hätte ich das niemals geschafft. Die Gleichungen befinden sich alle in einem meiner Bücher.«

»Aber gestern Abend hast du die Illusion so schnell verändert und dich von Kaloo in Raoden verwandelt.«

Er lächelte. »Weil ich *zwei* Illusionszauber getragen habe. Einer ist mit meinem Unterhemd verknüpft gewesen, der andere mit meinem Mantel. Sobald ich den oberen zum Verschwinden gebracht hatte, kam der darunter zum Vorschein. Ich bin bloß froh, dass er mir ähnlich genug sieht und die anderen mich wiedererkannt haben. Es gab selbstverständlich keine Gleichungen in den Büchern, die beschrieben haben, wie ich mein eigenes Gesicht erschaffen kann. Das musste ich selbst herausfinden.«

»Du hast ganze Arbeit geleistet.«

»Ich habe mein elantrisches Gesicht als Grundlage benutzt.« Er lächelte.

»Du hast großes Glück, eine Frau zu sein, deren Mann jederzeit ein anderes Gesicht aufsetzen kann. Dir wird nie langweilig werden.«

Sarene schnaubte. »Mir genügt dieses hier. Das ist das Gesicht, das mich geliebt hat, als es dachte, ich sei Elantrierin, all meiner Titel und meines sozialen Ranges beraubt.«

»Du meinst, du könntest dich daran gewöhnen?«, wollte Raoden wissen.

»Raoden, letzte Woche hätte ich beinahe Roial geheiratet. Er ist ein lieber alter Mann gewesen, aber so unglaublich unscheinbar, dass jeder Felsblock neben ihm attraktiv gewirkt hat.«

Raoden lachte. Trotz allem, trotz Telrii, Hrathen und dem Ableben des armen Roial quoll sein Herz vor Freude über.

»Was die bloß treiben?«, fragte Sarene mit einem Blick in Richtung des Palasts.

Raoden drehte sich, um ihrem Blick zu folgen, und schubste Sarene dabei ein Stück nach vorn. Sie packte ihn gewaltsam an der Schulter, wobei sich ihm ihre Finger ins Fleisch gruben. »Hör auf damit!«

»Herrje«, sagte er und legte ihr einen Arm um die Schulter. »Deine Höhenangst hatte ich ganz vergessen.«

»Ich habe *keine* Höhenangst«, sagte Sarene, die sich immer noch an seinem Arm festhielt. »Mir wird bloß schwindelig.«

»Natürlich.« Raoden kniff die Augen zusammen und blickte zum Palast. Er konnte vage eine Gruppe Soldaten ausmachen, die vor dem Gebäude beschäftigt waren. Sie breiteten Decken oder Laken oder Ähnliches aus.

»Es ist zu weit weg«, sagte Sarene. »Wo steckt bloß Ashe?«

Raoden streckte den Arm aus und skizzierte in der Luft vor ihnen das Aon Nae, ein großes kreisrundes Zeichen. Als er fertig war, kräuselte sich die Luft im Kreisinnern des Aons wie Wasser. Dann beruhigte sie sich und zeigte eine vergrößerte Ansicht der Stadt. Raoden berührte die Kreismitte mit der Handfläche und bewegte das Aon, bis es auf den Palast gerichtet war. Die Ansicht war nicht länger verschwommen, sondern sie konnten die Soldaten so deutlich sehen, dass sie deren Rangabzeichen erkennen konnten.

»Das ist nützlich«, stellte Sarene fest, als Raoden das Aon leicht anhob. Die Soldaten breiteten in der Tat Laken aus; Laken, auf denen sich anscheinend Leichen befanden. Die letzten beiden Leichen in der Reihe waren ihnen vertraut.

Sarene stöhnte entsetzt auf, als die Gesichter des toten Eondel und Telrii in ihr Blickfeld kamen.

## Kapitel 56

»Er hat spät vergangene Nacht angegriffen, Mylady«, erklärte Ashe. Die restlichen Mitglieder ihrer Gruppe - Kiin, Lukel und Shuden - hatten sich auf dem Dach des Hauses eingefunden und sahen zu, wie Raoden sein Aonenfernrohr auf den Scheiterhaufen richtete, der im Hof des Palasts errichtet wurde.

Baron Shuden saß verdrießlich auf dem Steindach und schüttelte ungläubig den Kopf. Sarene versuchte ihm Trost zu spenden, indem sie dem jungen Jindo die Hand hielt. Sie war sich schmerzhaft bewusst, wie schwierig die letzten Tage für ihn gewesen sein mussten. Sein zukünftiger Schwiegervater hatte sich als Verräter entpuppt, Torena war angeblich verschwunden, und jetzt war auch noch sein bester Freund gestorben.

»Er ist ein tapferer Mann gewesen«, sagte Kiin, der neben Raoden stand.

»Das stand nie zur Debatte«, sagte Raoden. »Aber sein Handeln war dennoch töricht.«

»Er hat es aus seinem Ehrgefühl heraus getan, Raoden«, sagte Sarene, die von dem verzweifelten Shuden aufblickte. »Telrii hat letzte Nacht einen großen Mann ermorden lassen. Eondel wollte den Herzog rächen.«

Raoden schüttelte den Kopf. »Rache ist immer ein törichter Beweggrund, Sarene. Jetzt haben wir nicht nur Roial verloren, sondern auch noch Eondel. Und das Volk hat binnen weniger Wochen schon den zweiten toten König zu beklagen.«

Sarene ließ die Sache auf sich beruhen. Raoden sprach als Herrscher, nicht als Freund. Er konnte es sich nicht leisten, Eondels Handeln gutzuheißen, noch nicht einmal nach dessen Tod. Dafür war die Lage, in die sie der Graf gebracht hatte, zu verfahren.

Die Soldaten opferten die gefallenen Männer ohne weitere Umstände. Sie steckten einfach die Scheiterhaufen in Brand und salutierten dann gemeinsam, als die Leichen Feuer fingen. Was sich auch ansonsten über die Stadtwache sagen ließ, diese eine Pflicht übten sie mit feierlichem Ernst und ehrenvoll aus.

»Da!« Raoden visierte mit dem Aon einen Trupp von etwa fünfzig Soldaten an, die den Scheiterhaufen hinter sich ließen und auf Kiins

Haus zugaloppiert kamen. Alle trugen die braunen Umhänge, die sie als Offiziere der elantrischen Stadtwache zu erkennen gaben.

»Das könnte ein schlechtes Zeichen sein«, sagte Kiin.

»Oder es könnte ein gutes Zeichen sein«, sagte Raoden.

Kiin schüttelte den Kopf. »Wir sollten den Eingang zum Einsturz bringen. Sollen sie doch versuchen, meine Tür aufzubrechen, wenn sich dahinter eine Tonne Geröll befindet.«

»Nein«, sagte Raoden. »Im Innern in der Falle zu sitzen wird uns gar nichts nützen. Ich möchte mit ihnen sprechen.«

»Es gibt andere Ausgänge aus dem Gebäude«, sagte Kiin.

»Trotzdem. Wartet meine Anweisung ab, bevor Ihr Euren Eingang zum Einstürzen bringt, Kiin«, sagte Raoden. »Das ist ein Befehl.«

Einen Moment lang knirschte Kiin mit den Zähnen, dann nickte er. »Na gut, Raoden, aber nicht, weil Ihr es befiehlt, sondern weil ich Euch vertraue. Mein Sohn mag Euch seinen König nennen, aber ich unterwerfe mich keinem anderen Mann.«

Sarene betrachtete ihren Onkel mit einer Mischung aus Entsetzen und Überraschung. Sie hatte ihn nie derart reden hören. Gewöhnlich war er so fröhlich wie ein glücklicher Zirkusbär. Nun war sein Gesicht entschlossen und grimmig, von Barthaaren bedeckt, die er sich hatte wachsen lassen, seit man Iadon tot aufgefunden hatte. Der schroffe, aber willfährige Koch war wie weggewischt, und an seiner statt stand da ein Mann, der sie mehr an einen angegrauten Admiral der Kriegsflotte ihres Vaters erinnerte.

»Danke, Kiin«, sagte Raoden.

Ihr Onkel nickte. Die Reiter näherten sich rasch und verteilten sich, um Kiins auf einem Hügel gelegene Festung einzukreisen. Als sie Raoden auf dem Dach bemerkten, trieb ein Soldat sein Pferd noch ein paar Schritte näher an das Haus.

»Wir haben das Gerücht vernommen, dass Lord Raoden, der Kronprinz von Arelon, noch am Leben ist«, verkündete der Mann. »Wenn dem tatsächlich so ist, möge er sich zeigen. Unser Land benötigt einen König.«

Kiin entspannte sich sichtlich, und Raoden stieß einen leisen Seufzer aus. Die Offiziere der Stadtwache standen in einer Reihe, immer noch zu Pferde, und aus der kurzen Entfernung konnte Raoden ihre Gesichter

ausmachen. Sie waren erschöpft, verwirrt, aber dennoch hoffnungsvoll. »Wir müssen rasch handeln, bevor dieser Gyorn etwas unternehmen kann«, wandte Raoden sich an seine Freunde. »Schickt Boten an die Aristokratie. Ich werde mich noch vor Ablauf der nächsten Stunde krönen lassen.«

Raoden betrat den Thronsaal des Palasts. Neben dem Podium, auf dem sich der Thron befand, standen Sarene und der jung aussehende Patriarch des korathischen Glaubens. Raoden war dem Mann gerade erst begegnet, doch Sarenes Beschreibung des Patriarchen hatte sich als zutreffend erwiesen. Langes goldenes Haar, ein Lächeln, das nicht vorhandenes Wissen vortäuschen sollte, und wichtigtueriesches Gehabe waren seine auffallendsten Merkmale. Doch Raoden brauchte ihn. Sich vom Patriarchen des Shu-Korath krönen zu lassen war eine aussagekräftige Handlung, die einen wichtigen Präzedenzfall schuf.

Sarene lächelte aufmunternd, als Raoden herankam. Er fand es erstaunlich, wie viel sie zu geben hatte trotz allem, was sie selbst in letzter Zeit durchgemacht hatte. Er trat neben sie auf das Podium und drehte sich dann um, sodass er den Blick über die Adligen Arelons schweifen lassen konnte.

Er erkannte die meisten Gesichter wieder. Viele von ihnen hatten ihn vor seinem Exil unterstützt. Jetzt waren die meisten schlicht und einfach verwirrt. Sein Auftauchen war plötzlich gewesen, genau wie Telriis Tod. Es gingen überall Gerüchte um, dass Raoden hinter dem Attentat steckte, aber den meisten Menschen schien das gleichgültig zu sein. Ihre Augen hatten allen Glanz verloren, und man sah ihnen an, dass sie schon seit Längerem unter großem Druck standen und erschöpft waren.

Es wird jetzt anders werden, versprach Raoden ihnen stillschweigend. Kein Zweifeln mehr. Keine Unsicherheit. Wir werden gemeinsam mit Teod Front gegen Fjorden machen.

»Mylords und Myladys«, sagte Raoden. »Volk von Arelon. Unser armes Königreich hat in den vergangenen zehn Jahren zu stark gelitten. Lasst es uns wieder ins Lot bringen. Bei dieser Krone schwöre ich ...«

Raoden erstarrte. Er konnte ... eine Macht spüren. Zuerst dachte er, das Dor greife an. Doch dann erkannte er, dass es sich um etwas anderes handelte - etwas, was er noch nie zuvor erlebt hatte. Etwas, was von außen kam.

Noch jemand manipulierte das Dor.

Er suchte die Menschenmenge ab, ohne sich seine Überraschung anmerken zu lassen. Sein Blick fiel auf eine kleine, in Rot gekleidete Gestalt, die inmitten der Adelligen beinahe nicht zu erkennen war. Die Kraft ging von diesem Mann aus.

*Ein derethischer Priester?*, dachte Raoden ungläubig. Der Mann lächelte. Das Haar unter seiner Kapuze war blond. *Was war nur los?* Die Stimmung der Menge schlug um. Etliche Menschen fielen auf der Stelle in Ohnmacht, aber die meisten starrten einfach nur. Entgeistert. Voll Entsetzen. Doch auf gewisse Weise nicht sonderlich überrascht. Sie waren längst so niedergeknüppelt, dass sie mit etwas Schrecklichem gerechnet hatten. Ohne nachzusehen, wusste Raoden, dass die Wirkung seines Illusionszaubers nachgelassen hatte.

Der Patriarch stieß ein Keuchen aus. Er ließ die Krone fallen, als er rückwärts taumelte. Raoden blickte zur Menge zurück. Ihm war übel. Er war so nahe daran gewesen ...

Neben ihm erklang eine Stimme. »Seht ihn Euch an, Adelige von Arelon!«, rief Sarene. »Seht Euch den Mann an, der Euer König hätte sein sollen. Seht Euch seine dunkle Haut und sein elantrisches Gesicht an! Macht es wirklich einen Unterschied?«

Die Menge wurde still.

»Zehn Jahre lang seid Ihr von einem Tyrannen beherrscht worden, weil Ihr Elantris abgelehnt habt«, sagte Sarene. »Ihr wart die Privilegierten, die Wohlhabenden, aber in gewisser Weise standet Ihr unter einem unerträglichen Druck, denn Ihr konntet Euch nie in Sicherheit wiegen. Sind Eure Titel Eure Freiheit wert gewesen?

Dies ist der Mann, der Euch liebte, als alle anderen Euch nur Eures Stolzes berauben wollten. Ich frage Euch eines: Kann er ein schlechterer König als Iadon oder Telrii sein, bloß weil er Elantrier ist?«

Sie ging vor ihm in die Knie. »Ich für meinen Teil beuge mich Deiner Herrschaft.«

Angespannt beobachtete Raoden die Menge. Einer nach dem anderen ließ sich auf die Knie fallen. Es fing bei Shuden und Lukel an, die in der ersten Reihe standen, aber schon bald weitete es sich auf die anderen aus. Wie eine Welle knieten die Gestalten, manche wie benommen, andere resigniert. Einige wagten jedoch, glücklich dreinzublicken.



Sarene griff nach der zu Boden gefallenen Krone. Es war ein einfacher Reif - aber er stand für so viel. Da Seinalan immer noch vor Verblüffung erstarrt war, übernahm die Prinzessin von Teod seine Pflicht und setzte Raoden die Krone aufs Haupt.

»Sehet Euren König!«, rief sie.

Ein Teil der Anwesenden fing tatsächlich zu jubeln an.

Ein Mann jubelte nicht, sondern zischte wütend. Dilaf sah aus, als wolle er sich am liebsten gewaltsam einen Weg durch die Menge bahnen und Raoden mit bloßen Händen in Stücke reißen. Die Leute, deren Jubelrufe immer lauter und beifälliger wurden, hielten ihn zurück. Der Priester blickte voll Abscheu um sich, dann schob er sich unsanft durch die Menge und entkam durch die Tür, hinaus in die Stadt.

Sarene achtete nicht auf den Priester, sondern sah stattdessen zu Raoden hinüber. »Herzlichen Glückwunsch, Euer Majestät«, sagte sie und gab ihm einen leichten Kuss.

»Ich kann es einfach nicht glauben, dass sie mich akzeptieren«, sagte Raoden verblüfft.

»Vor zehn Jahren haben sie die Elantrier verschmäht«, sagte Sarene, »und haben erfahren müssen, dass ein Mann ein Ungeheuer sein kann, ganz egal, wie er aussieht. Endlich sind sie bereit, einen Herrscher zu akzeptieren, nicht weil er ein Gott ist oder weil er Geld besitzt, sondern weil sie wissen, dass er sie gut führen wird.«

Raoden lächelte. »Natürlich hilft es, wenn dieser Herrscher eine Ehefrau hat, die genau im richtigen Moment eine bewegende Rede halten kann.«

»Stimmt.«

Raoden wandte sich um und sah dem fliehenden Dilaf über die Menschenmenge hinweg nach. »Wer war das?«

»Bloß einer von Hrathens Priestern«, sagte Sarene geringschätzig. »Ich gehe mal davon aus, dass das heute nicht sein Tag ist. Dilaf ist für seinen Hass auf die Elantrier berüchtigt.«

Raoden schien ihre Geringschätzung nicht zu teilen. »Etwas stimmt nicht, Sarene.

Warum hat mein Illusionszauber zu wirken aufgehört?« »Das warst gar nicht du?«

Raoden schüttelte den Kopf. »Ich ... ich glaube, es war dieser Priester.«

»Was?«

»Bevor mein Aon zusammengebrochen ist, habe ich das Dor gespürt, und es ging von diesem Priester aus.« Er hielt einen Moment inne und knirschte mit den Zähnen. »Kann ich mir Ashe ausleihen?«

»Natürlich.« Sarene winkte das Seon herbei.

»Ashe, würdest du eine Nachricht für mich überbringen?«, bat Raoden.

»Selbstverständlich, Mylord«, sagte das Seon auf und ab schwebend.

»Finde Galladon in Neu-Elantris und erzähle ihm, was sich eben zugetragen hat«, sagte Raoden. »Warne ihn, auf etwas gefasst zu sein.«

»Auf was denn, Mylord?«

»Das weiß ich nicht«, meinte Raoden. »Sag ihm einfach, er soll sich bereithalten.

Und sag ihm, dass ich mir Sorgen mache.«

## Kapitel 57

Hrathen beobachtete, wie »Raoden« den Thronsaal betrat.

Niemand widersetzte sich dem Anspruch dieses Hochstaplers. Schon bald würde dieser Mann König sein, ob es sich nun tatsächlich um Raoden handelte oder nicht. Es war ein brillanter Schachzug Sarenes gewesen. Telrii aus dem Weg geräumt, ein Prätendent auf dem Thron ... Hrathens Pläne schwebten ernsthaft in Gefahr.

Hrathen beäugte den Prätendenten. Ihn überkam eine eigenartige Welle des Hasses, als er bemerkte, wie Sarene den Mann ansah. Hrathen konnte die Liebe in ihren Augen sehen. Konnte diese törichte Verehrung tatsächlich ernst gemeint sein? Woher war dieser Mann so plötzlich gekommen? Und wie war es ihm gelungen, Sarene, die normalerweise so scharfsichtig war, für sich einzunehmen?

Wie dem auch sei, offenkundig hatte sie ihm ihr Herz geschenkt.

Hrathen wusste, dass seine Eifersucht logisch betrachtet töricht war.

Seine eigene Beziehung zu dem Mädchen hatte auf Gegnerschaft beruht, nicht Zuneigung. Warum sollte er auf einen anderen Mann eifersüchtig sein? Nein, Hrathen musste einen klaren Kopf behalten. Es blieb nur ein Monat, bis die vereinten derethischen Heere Arelon überfluten und die Menschen abschlachten würden - Sarene eingeschlossen. Hrathen musste schnell vorgehen, wenn er einen Weg finden wollte, um das Königreich in so kurzer Zeit zu bekehren.

Hrathen ließ sich zurückfallen, als Raoden mit der Krönungszeremonie begann.

Schon so mancher Monarch hatte als ersten königlichen Erlass die Einkerkung seiner Feinde angeordnet, und Hrathen wollte den Hochstapler durch seine Anwesenheit lieber nicht auf falsche Gedanken bringen.

Allerdings stand er weit genug vorn, um die Verwandlung mit anzusehen. Der Anblick stürzte Hrathen in Verwirrung. Die Shaod erfolgte plötzlich, aber nicht *derart* plötzlich!

Die seltsamen Umstände zwangen ihn dazu, seine Annahmen zu überdenken. Was wenn Raoden gar nicht gestorben war? Was wenn er sich die ganze Zeit über in Elantris versteckt gehalten hätte? Hrathen

hatte einen Weg gefunden, um vorzutäuschen, Elantrier zu sein. Was wenn dieser Mann das Gleiche getan hatte?

Die Verwandlung schockierte Hrathen, doch sein Entsetzen war noch größer, als die Adeligen Arelons keinen Widerstand leisteten. Sarene hielt ihre Rede, und die Leute standen bloß wie gelähmt da. Sie hinderten die Prinzessin nicht daran, den elantrischen König zu krönen.

Hrathen war übel. Er wandte sich ab und bemerkte zufällig, wie Dilaf aus der Menge schlüpfte. Hrathen folgte ihm. Zum ersten Mal teilte er Dilafs Abscheu. Es überraschte ihn, dass sich die Bewohner von Arelon derart unlogisch verhielten.

In dem Augenblick sah Hrathen seinen Irrtum ein. Dilaf hatte recht gehabt: Wenn Hrathen sich mehr auf Elantris konzentriert hätte, wären die Leute zu angewidert gewesen, um Raoden die Königswürde zu gewähren. Hrathen hatte es versäumt, seinen Gefolgsleuten einen echten Sinn für Jaddeths heiligen Willen einzuflößen. Um Menschen zu bekehren, hatte er sich nicht von der Doktrin leiten lassen, sondern davon, was beim Volk Anklang fand. Das Ergebnis war eine wankelmütige Gemeinde, die genauso schnell wieder auf den alten Pfaden wandelte, wie sie sie verlassen hatte.

*Es ist diese verfluchte Frist!*, dachte Hrathen auf dem Weg durch Kaes abendliche Straßen, in denen es schnell dunkler wurde. Drei Monate waren nicht genug Zeit, um eine feste Gefolgschaft aufzubauen.

Vor ihm bog Dilaf in eine Seitenstraße ein. Hrathen hielt inne. Das war nicht der Weg zur Kapelle, sondern der Weg in die Stadtmitte. Hrathens Neugier siegte über seine grüblerische Stimmung; er bog ebenfalls ab und folgte dem Artethen. Allerdings blieb er so weit zurück, dass das metallene Klirren, das seine gepanzerten Füße auf dem Kopfsteinpflaster verursachten, ihn nicht verraten würde. Er hätte sich keine Sorgen zu machen brauchen. Der Arteth schritt fest entschlossen durch die immer schwärzer werdende hereinbrechende Nacht und drehte sich kein einziges Mal um.

Große Teile des Marktplatzes lagen bereits im Schutz der Dunkelheit da. In dem düsteren Licht verlor Hrathen Dilaf aus den Augen. Er blieb stehen und ließ den Blick über die stillen Zelte schweifen.

Auf einmal tauchten um ihn her Lichter auf.

Wohl hundert Fackeln loderten zwischen den zahlreichen Zelten auf.

Hrathen runzelte die Stirn. Dann riss er die Augen weit auf angesichts der Männer, die aus den Zelten strömten. Ihre bloßen Rücken glänzten im Schein der Fackeln.

Entsetzt taumelte Hrathen zurück. Er kannte diese entstellten Gestalten. Arme wie knorrige Baumäste. Straff gespannte Haut über eigenartigen Wülsten und unsagbaren Symbolen.

Mitten in der stillen Nacht heulten Erinnerungen in Hrathens Ohren. Die Zelte und Kaufleute waren eine List gewesen. Deshalb waren so viele Fjordeller trotz des politischen Chaos auf den Areloner Markt gekommen, und deshalb waren sie geblieben, als andere längst abgereist waren. Es waren gar keine Kaufleute, sondern Krieger. Die Invasion Arelons sollte einen Monat früher beginnen.

Der Wyrn hatte die Mönche von Dakhor geschickt.

## Kapitel 58

Eigenartige Geräusche weckten Raoden. Einen Augenblick lag er desorientiert in Roials Villa. Da die Hochzeit erst für den folgenden Nachmittag angesetzt war, hatte Raoden sich entschieden, in Kaios Gemächern in Roials Villa zu schlafen, statt bei Kiin zu wohnen, wo Sarene bereits das Gästezimmer bezogen hatte.

Die Geräusche erklangen erneut. Kampfgeräusche.

Raoden sprang aus dem Bett und warf die Balkontür auf. Er starrte über die Gartenanlagen hinweg nach Kae. Rauchschwaden zogen über den Nachthimmel, und in der ganzen Stadt loderten Brände. Man konnte Schreie hören, die wie die Schreie der Verdammten aus der Dunkelheit erschollen, und ganz in der Nähe klirrte Metall gegen Metall.

Hastig warf Raoden sich eine Jacke über und rannte durch die Villa. Als er um eine Ecke bog, stolperte er in einen Trupp Wächter, die um ihr Leben kämpften gegen eine Gruppe ... Dämonen.

Ihre Oberkörper waren nackt, und ihre Augen schienen zu brennen. Sie sahen wie Menschen aus, doch ihr Fleisch war wulstig und entstellt, als habe man ihre Haut irgendwie mit gebogenem Metall unterlegt. Einer von Raodens Soldaten traf seinen Gegner, aber die Waffe hinterließ kaum eine Spur; anstatt durch das Fleisch zu schneiden, kratzte sie nur an der Oberfläche. Ein Dutzend Soldaten lag im Sterben auf dem Boden, aber die fünf Dämonen schienen unversehrt zu sein. Die restlichen Soldaten kämpften fieberhaft, doch da sie mit ihren Waffen nichts ausrichten konnten, fand einer nach dem anderen den Tod.

Entsetzt taumelte Raoden zurück. Der Dämonenanführer sprang auf einen Soldaten zu, wich dem Stoß des Mannes mit unmenschlicher Schnelligkeit aus und spießte ihn dann mit einem tückisch aussehenden Schwert auf.

Raoden erstarrte. Er erkannte den Dämon wieder. Obwohl sein Körper genauso entstellt war wie der seiner Artgenossen, war Raoden das Gesicht des Dämons vertraut. Es handelte sich um Dilaf, den fjordellischen Priester.

Lächelnd sah Dilaf in Raodens Richtung. Raoden versuchte schnell nach der Waffe eines der gefallenen Soldaten zu greifen, aber er war zu

langsam. Dilaf kam blitzschnell durch das Zimmer geschossen und versetzte Raoden einen Fausthieb in den Magen. Vor Schmerz keuchte Raoden auf. Dann fiel er zu Boden.

»Nehmt ihn mit«, befahl das Geschöpf.

»Stellt sicher, dass Ihr sie noch heute Abend abgeliefert«, sagte Sarene und schloss den Deckel der letzten Vorratskiste.

Der Bettler nickte und warf der Mauer von Elantris, die sich nur ein paar Meter entfernt erhob, einen besorgten Blick zu.

»Ihr braucht keine Angst zu haben, Hoid«, sagte Sarene. »Ihr habt jetzt einen neuen König. Die Lage in Arelon wird sich ändern.«

Hoid zuckte mit den Achseln. Obwohl Telrii tot war, weigerte sich der Bettler, sich tagsüber mit Sarene zu treffen. Hoids Leute hatten die letzten zehn Jahre über in Angst vor Iadon und dessen Bauernhöfen gelebt. Sie waren nichts anderes gewohnt, als unter dem Deckmantel der Nacht zu agieren, ganz egal wie legal ihr Vorhaben sein mochte. Sarene hätte jemand anderen mit der Lieferung betrauen können, aber Hoid und seine Männer wussten Bescheid, wo die Kisten abzustellen waren.

Außerdem war es ihr lieber, wenn die breite Bevölkerung von Arelon nicht erfuhr, was sich in dieser ganz besonderen Sendung befand.

»Diese Kisten sind schwerer als die bisherigen, Mylady«, stellte Hoid fest. Er hatte nicht ohne Grund zehn Jahre lang auf den Straßen Kaes überlebt, ohne je gefasst zu werden.

»Es geht Euch nichts an, was sich in den Kisten befindet«, erwiderte Sarene und reichte ihm einen Beutel mit Münzen.

Hoid nickte. Sein Gesicht war im Schatten seiner Kapuze verborgen. Sarene hatte sein Gesicht nie gesehen, nahm aber aufgrund seiner Stimme an, dass er ein älterer Mann war.

Sie zitterte in der kühlen Nachtluft und wollte so schnell wie möglich zu Kiins Haus zurückkehren. Die Hochzeit war für den folgenden Tag anberaumt, und Sarene konnte ihre Aufregung kaum im Zaum halten. Trotz all der Strapazen, Schwierigkeiten und Rückschläge saß nun ein ehrenwerter König auf dem Thron von Arelon. Und nach jahrelangem Warten hatte Sarene endlich jemanden gefunden, bei dem ihr sowohl ihr Herz als auch ihr Verstand zur Heirat rieten.

»Gute Nacht dann also, Mylady«, sagte Hoid und schloss sich der Reihe von Bettlern an, die langsam die Treppe der elantrischen Stadtmauer

erklommen.

Sarene nickte Ashe zu. »Gib ihnen Bescheid, dass eine Lieferung auf dem Weg ist, Ashe.«

»Sehr wohl, Mylady«, sagte Ashe auf und nieder schwebend. Dann flog er von dannen und folgte Hoids Bettlern.

Sarene zog sich den Schal fester um die Schultern, bevor sie in die Kutsche kletterte und den Befehl zur Rückfahrt gab. Hoffentlich würden Galladon und Karata verstehen, warum sie Kisten voll Schwertern und Bogen geschickt hatte. Raodens besorgte Warnung ein paar Stunden zuvor hatte Sarene stark beeindruckt. Sie machte sich Sorgen um Neu-Elantris und dessen heitere Bewohner, die sie mit solch offenen Armen in ihrer Mitte aufgenommen hatten. Deshalb hatte sie entschieden, etwas zu unternehmen.

Sarene seufzte, als die Kutsche die ruhige Straße entlangrollte. Die Waffen würden wahrscheinlich keine große Hilfe sein, da die Bewohner von Neu-Elantris keine Soldaten waren. Aber irgendetwas hatte sie tun müssen.

Da blieb die Kutsche jäh stehen. Sarene runzelte die Stirn und öffnete den Mund, um dem Kutscher eine Frage zuzurufen. Sie hielt inne. Nachdem das Rattern der Kutsche verstummt war, konnte sie etwas anderes hören. Etwas, was beinahe wie ... Geschrei klang. Im nächsten Augenblick stieg ihr der Rauch in die Nase. Sarene zog den Vorhang am Fenster der Kutsche zurück und steckte den Kopf nach draußen. Dort bot sich ihr eine Szene, die der Hölle zu entstammen schien.

Die Kutsche stand an einer Kreuzung. Drei Straßen lagen ruhig da, aber diejenige direkt vor ihr loderte rot. Flammen züngelten an Häusern empor, und Leichen lagen zusammengekauert auf dem Kopfsteinpflaster. Männer und Frauen liefen schreiend auf der offenen Straße; andere standen vor Schock nur wie gelähmt da. Inmitten dieser Menschen pirschten hemdlose Krieger umher, deren Haut im Schein des Feuers vor Schweiß glänzte.

Es war ein Blutbad. Die eigenartigen Krieger brachten die Menschen leidenschaftslos um, indem sie unterschiedslos und beinahe beiläufig mit ihren Schwertern auf Männer, Frauen und Kinder einhieben. Sarene sah dem Gemetzel einen Moment lang regungslos zu. Dann schrie sie dem Kutscher zu, er solle umdrehen. Der Mann schüttelte die eigene



Erstarrung ab und peitschte auf die Pferde ein, um sie zum Kehrtmachen zu bewegen.

Sarenes Schrei erstarb ihr in der Kehle, als einer der hemdlosen Krieger auf die Kutsche aufmerksam wurde. Der Soldat kam auf sie zugestürzt, als die Kutsche zu wenden anfang. Die Warnung, die Sarene dem Kutscher zubrüllte, kam zu spät. Der eigenartige Krieger sprang los und segelte eine unglaubliche Strecke durch die Luft, um dann auf dem Rücken eines der Pferde zu landen. Der Soldat kauerte geschmeidig auf dem Tier, und zum ersten Mal konnte Sarene die unmenschlichen Verrenkungen seines Körpers und das eiskalte Feuer in seinen Augen erkennen.

Mit einem weiteren kurzen Satz war der Soldat auf dem Dach der Kutsche gelandet. Das Gefährt schaukelte leicht, und der Kutscher stieß einen Schrei aus.

Sarene warf ihre Tür auf und stolperte nach draußen. Sie hetzte über das Kopfsteinpflaster. In der Eile streifte sie sich die Schuhe von den Füßen. Bloß die Straße hinauf, abseits der Brände lag Kiins Haus. Wenn sie nur

...

Die Leiche des Kutschers wurde gegen eine Häuserwand neben ihr geschleudert und sackte dann zu Boden. Sarene schrie auf und wäre beinahe gestürzt, als sie zurücktaumelte. Seitlich von ihr zeichnete sich das Dämonenwesen als dunkle Silhouette vor dem Schein des Feuers ab, als es sich vom Dach der Kutsche gleiten ließ und langsam die Straße auf sie zugeschlichen kam. Obgleich die Bewegungen des Dämons gelassen wirkten, hatte er eine geschmeidige Wachsamkeit an sich. Sarene fielen die unnatürlichen Schatten und Vertiefungen unter seiner Haut auf. Es sah aus, als sei sein Skelett verbogen und zurechtgemeißelt worden. Sarene unterdrückte einen weiteren Schrei und rannte fort, den Hügel hinauf auf das Haus ihres Onkels zu. Nicht schnell genug. Es würde dem Ungeheuer ein Leichtes sein, sie zu fangen. Sie konnte seine Schritte hinter sich hören. Immer näher. Schneller und schneller. Vor sich sah sie schon die Lichter, aber ...

Etwas packte sie am Knöchel. Sarene wurde zurückgerissen, als das Wesen mit unglaublicher Kraft an ihr zog, ihr das Bein verdrehte und sie herumriss, sodass sie mit der Seite auf den Boden geschleudert wurde. Sarene rollte sich auf den Rücken. Sie stöhnte schmerzerfüllt auf. Die

entstellte Gestalt ragte über ihr in den Nachthimmel empor. Sie flüsterte etwas in einer fremden Sprache. Fjordellisch.

Etwas Dunkles, Großes prallte gegen das Ungeheuer und warf es zurück. Zwei Gestalten kämpften im Dunkeln. Das Wesen heulte auf, aber der Neuankömmling brüllte noch lauter. Benommen richtete Sarene sich auf und beobachtete die dunklen Gestalten. Ein sich näherndes Licht zeigte bald, um wen es sich handelte. Den Krieger mit dem nackten Oberkörper zu sehen, hatte sie erwartet. Den anderen nicht.

»Kiin?«, fragte Sarene.

Ihr Onkel hielt eine gewaltige Axt, so groß wie der Brustkorb eines Mannes. Er ließ sie dem Wesen in den Rücken sausen, als es sich über die Steine schlängelte und nach seinem Schwert griff. Das Wesen fluchte unter Schmerzen auf, obwohl die Axt sich nicht sonderlich tief in das Fleisch grub. Kiin stemmte die Waffe aus der Wunde, holte dann zu einem mächtigen Schlag aus und traf den Dämon mitten ins Gesicht. Das Geschöpf stieß ein Ächzen aus, bewegte sich aber weiter. Kiin ebenfalls. Er schlug wieder und wieder zu und hackte pausenlos auf den Kopf des Ungeheuers ein, während er mit seiner krächzenden Stimme teoische Schlachtrufe ausstieß. Knochen wurden hörbar zermalmt, und letzten Endes blieb das Wesen reglos liegen.

Als Sarene etwas am Arm berührte, schrie sie auf. Lukel kniete neben ihr und hob seine Laterne. »Komm schon!«, drängte er. Er packte sie an der Hand und zog sie auf die Beine.

Die beiden legten laufend die kurze Strecke bis zu Kiins Anwesen zurück. Sarenes Onkel kam schwerfällig hinter ihnen her. Sie stießen die Türflügel auf und stolperten dann in die Küche, wo eine verängstigte Gruppe auf ihre Rückkehr wartete. Daora stürzte auf ihren Ehemann zu, als Lukel die Tür zudonnerte.

»Lukel, bring den Eingang zum Einsturz!«, befahl Kiin.

Lukel gehorchte. Er betätigte den Hebel, den Sarene immer für eine Fackelhalterung gehalten hatte. Einen Augenblick später ertönte gewaltiges Krachen vom Eingang her, und Staub quoll durch die Küchentür.

Sarene ließ sich in einen Stuhl sinken und starrte in den stillen Raum. Shuden war dort, und es war ihm gelungen, Torena zu finden, die leise in seinen Armen schluchzte. Daorn, Kaise und Adien kauerten zusammen

mit Lukeis Frau in einer Ecke. Raoden war nicht da.

»Was ... was sind diese ... Geschöpfe?«, fragte Sarene, die zu Lukel emporblickte.

Ihr Cousin schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Der Angriff hat erst vor Kurzem begonnen, und wir haben uns Sorgen gemacht, dass dir etwas zugestoßen sein könnte. Wir haben draußen gewartet. Bloß gut, dass Vater deine Kutsche am Fuß des Hügels entdeckt hat.«

Sarene nickte. Sie war immer noch ein wenig benommen.

Kiin stand da, seine Frau in einem Arm, und blickte auf die blutverschmierte Axt in seiner anderen Hand hinab. »Ich hatte geschworen, nie wieder zu dieser verfluchten Waffe zu greifen«, flüsterte er.

Daora tätschelte ihrem Mann die Schulter. Obwohl Sarene noch unter Schock stand, erkannte sie die Axt wieder. Sie hatte immer zusammen mit anderen Andenken an Kiins Reisen an der Küchenwand gehangen. Doch er hatte die Waffe soeben mit einigem Geschick geführt. Bei der Axt handelte es sich, anders als sie bisher angenommen hatte, nicht um ein reines Schmuckstück. Sarene betrachtete die Klinge genauer und konnte Einkerbungen und Kratzer erkennen. In den Stahl war ein Wappenaon eingeätzt: das Aon Reo. Das Zeichen für »Strafe«.

»Warum sollte ein Kaufmann mit so einem Ding umgehen können?«, fragte Sarene, beinahe sich selbst.

Kiin schüttelte den Kopf. »Kein Kaufmann.«

Sarene wusste nur von einem einzigen Menschen, der das Aon Reo benutzt hatte, auch wenn es sich mehr um einen Mythos als um einen Mann handelte. »Sie nannten ihn Dreok«, flüsterte sie. »Es war der Pirat Dreok der Eiserne.«

»Das ist schon immer falsch gewesen«, sagte Kiin mit seiner krächzenden Stimme. »Der richtige Name lautete Dreok der *Heisere*.«  
»Er hat versucht, meinem Vater den Thron von Teod zu rauben«, sagte Sarene und blickte empor in Kiins Augen.

»Nein.« Kiin wandte sich ab. »Dreok hat lediglich gewollt, was ihm zustand. Er hat versucht, sich den Thron zurückzuholen, den sein jüngerer Bruder Eventeo gestohlen hatte - den er Dreok unter der Nase weggestohlen hatte, während der sein Leben töricht auf Lustreisen vergeudete.«

Dilaf marschierte in die Kapelle, das Gesicht heiter und zufrieden. Einer seiner Mönche ließ den bewusstlosen Raoden in der Nähe der gegenüberliegenden Wand zu Boden fallen.

»So, mein lieber Hrathen«, sagte Dilaf, »geht man mit Ketzern um.« Entsetzt drehte sich Hrathen vom Fenster weg. »Ihr metzelt die gesamte Stadt nieder, Dilaf! Was soll das? Wo liegt da der Ruhm Jaddeths?« »Hinterfragt mich nicht!«, schrie Dilaf, dessen Augen funkelten. Sein lodernder Eifer hatte sich endlich freie Bahn gebrochen.

Hrathen wandte sich ab. Von sämtlichen Titeln in der Hierarchie der derethischen Kirche standen nur zwei über dem des Gyorns: der jeweilige Wyrn und die Gragdeten, die Kloostervorsteher. Gewöhnlich rechnete man die Gragdeten nicht mit, weil sie im Allgemeinen kaum etwas mit der Welt außerhalb ihrer Klostermauern zu tun hatten.

Anscheinend hatte sich das geändert.

Hrathen ließ den Blick über Dilafs bloße Brust wandern und betrachtete die unnatürlichen Muster, die sich schon immer unter der Artethenkleidung verborgen hatten. Hrathen wurde übel angesichts der Linien und Krümmungen, die wie Krampfadern unter der Haut des Mannes verliefen. Es waren Knochen, das wusste Hrathen - harte, unnachgiebige Knochen. Dilaf war nicht einfach nur ein Mönch, und er war nicht einfach nur ein Gragdet. Er war Mönch und Gragdet des berühmtesten Klosters in ganz Fjorden. Dakhor. Der Knochenorden. Die Gebete und Beschwörungen, die benutzt wurden, um in Dakhor Mönche zu erschaffen, waren geheim. Noch nicht einmal den Gyornen waren sie bekannt. Ein paar Monate nach der Aufnahme eines Jungen in das Kloster Dakhor fingen seine Knochen an zu wachsen und sich zu verbiegen. Irgendwie stattete jedes der unterschiedlichen Muster den Betroffenen mit Fähigkeiten wie gesteigerter Schnelligkeit und Stärke aus.

Schreckliche Bilder zuckten in Hrathens Geist auf. Bilder von Priestern, die über ihm sangen; Erinnerungen an unglaubliche Schmerzen, die sich in seinem Innern erhoben, die Schmerzen, als seine Knochen sich zu verändern begannen. Es war zu viel gewesen - die Dunkelheit, die Schreie, die Qualen. Hrathen hatte Dakhor nach nur wenigen Monaten hinter sich gelassen, um einem anderen Kloster beizutreten.

Doch die Alpträume und Erinnerungen hatte er nicht hinter sich

gelassen. Dakhor vergaß man nicht einfach so.

»Ihr seid also die ganze Zeit über fjordellisch gewesen?«, flüsterte Hrathen.

»Ihr habt niemals Verdacht geschöpft, nicht wahr?«, fragte Dilaf mit einem Lächeln. »Es hätte Euch klar sein müssen. Es ist viel leichter, einen Arelenen nachzuahmen, der Fjordellisch spricht, als es für einen echten Mann aus Arelon ist, die Heilige Sprache so perfekt zu beherrschen.«

Hrathen neigte das Haupt. Seine Pflicht war klar. Dilaf stand in der Hierarchie über ihm. Er wusste nicht, wie viele Jahre Dilaf schon in Arelon gewesen war, denn die Leute aus Dakhor wurden ungewöhnlich alt. Doch es war offenkundig, dass Dilaf Kaes Zerstörung von sehr langer Hand geplant hatte.

»Ach, Hrathen«, sagte Dilaf mit einem Lachen. »Ihr habt Euren Platz nie wirklich begriffen, oder? Der Wyrn hat Euch nicht geschickt, um Arelon zu bekehren.«

Überrascht blickte Hrathen auf. Er besaß einen Brief vom Wyrn, der das Gegenteil besagte.

»Ja, ich weiß von Euren Anweisungen, Gyorn«, meinte Dilaf. »Lest den Brief bei Gelegenheit noch einmal. Der Wyrn hat Euch nicht zum Bekehren nach Arelon geschickt, sondern damit Ihr das Volk von seinem bevorstehenden Untergang in Kenntnis setzt. Ihr seid eine Ablenkung gewesen, damit Leute wie Eventeo ihre Aufmerksamkeit auf Euch richteten, während ich die Invasion der Stadt vorbereitete. Ihr habt Eure Aufgabe perfekt erfüllt.«

»Ablenkung ...?«, fragte Hrathen. »Aber die Menschen ...«

»Sollten nie gerettet werden, Hrathen«, sagte Dilaf. »Es lag immer in der Absicht des Wyrns, Arelon zu zerstören. Er benötigt solch einen Sieg, um sicherzustellen, dass er die anderen Länder in seiner Macht hat. Trotz Eurer Anstrengungen ist unsere Kontrolle über Duladel nur schwach ausgeprägt. Die Welt muss wissen, was mit denjenigen geschieht, die Jaddeth lästern.«

»Diese Menschen lästern nicht«, sagte Hrathen, in dem Zorn aufstieg.

»Sie kennen Jaddeth noch nicht einmal! Wie können wir von ihnen erwarten, gottgefällig zu sein, wenn wir ihnen noch nicht einmal die Gelegenheit gegeben haben zu konvertieren?«

Blitzschnell versetzte Dilaf Hrathen eine Ohrfeige. Hrathen torkelte rückwärts. Seine Wange brannte von dem Schlag, den eine unnatürlich starke Hand geführt hatte, die mithilfe zusätzlicher Knochen verhärtet war.

»Ihr vergesst, mit wem Ihr sprecht, Gyorn!«, fuhr Dilaf ihn an. »Dieses Volk ist ruchlos. Nur Arelenen und Teonen können Elantrier werden. Wenn wir sie vernichten, beenden wir die elantrische Ketzerei für immer!«

Hrathen achtete nicht auf seine pochende Wange. Mit zunehmender Erschütterung wurde ihm ein für alle Mal klar, wie tief Dilafs Hass ging. »Ihr werdet sie alle niedermetzeln? Ihr würdet eine ganze Bevölkerung ermorden?«

»Es ist die einzige Möglichkeit, uns Sicherheit zu verschaffen«, sagte Dilaf lächelnd.

## Kapitel 59

Raoden erwachte mit neuen Schmerzen. Am heftigsten tat sein Hinterkopf weh, aber es gab noch andere Verletzungen: Kratzer, Blutergüsse und Schnitte an seinem ganzen Körper.

Kurzzeitig war es beinahe zu viel. Jede einzelne Wunde brannte scharf, ohne dass der Schmerz je nachließ. Glücklicherweise hatte er wochenlang mit den übermächtigen Angriffen des Dors umgehen müssen. Im Vergleich zu jenen zermürbenden Todesqualen wirkte seine normale körperliche Pein relativ schwach, wie heftig sie auch sein mochte. Es war eine Ironie des Schicksals, dass ausgerechnet die Kraft, die ihn zu zerstören versucht hatte, es ihm jetzt ermöglichte, den Wahnsinn in Schach zu halten.

Obwohl er benommen war, spürte er, wie man ihn aufhob und auf etwas Hartes warf - einen Sattel. Er verlor jegliches Zeitgefühl, während das Pferd galoppierte und er gezwungen war, gegen die dunkle Bewusstlosigkeit anzukämpfen. Um ihn her waren Stimmen, aber sie sprachen Fjordellisch, was er nicht verstand.

Das Pferd blieb stehen. Raoden öffnete stöhnend die Augen, als Hände ihn von dem Tier zerrten und auf den Boden setzten.

»Wacht auf, Elantrier«, sagte eine Stimme auf Aonisch.

Raoden hob den Kopf und blinzelte verwirrt. Es war immer noch Nacht, und er konnte dichte Rauchschwaden riechen. Sie befanden sich am Fuß eines Hügels, Kiins Hügels. Das rechteckige Haus war nur wenige Meter entfernt, doch er konnte es kaum erkennen. Er nahm alles nur verschwommen wahr.

Gütiger Domi, dachte er, lass Sarene in Sicherheit sein.

»Ich weiß, dass Ihr mich hören könnt, Prinzessin!«, schrie Dilaf. »Seht, wen wir hier haben! Lasst uns einen Tauschhandel eingehen.«

»Nein!«, versuchte Raoden hervorzubringen, brachte aber nur ein Krächzen zustande. Der Schlag auf seinen Kopf hatte sein Gehirn geschädigt. Er konnte sich kaum aufrecht halten, geschweige denn sprechen. Das Schlimmste daran war zu wissen, dass es nie mehr besser werden würde.

Er konnte nicht genesen. Da nun diese Benommenheit über ihn

gekommen war, würde sie nie wieder verschwinden.

»Dir ist doch wohl klar, dass man sich mit ihm auf keinen Handel einlassen kann«, sagte Kiin leise. Sie beobachteten Dilaf und den taumelnden Raoden durch eines von Kiins schlitzförmigen Fenstern. Sarene nickte wortlos. Ihr war eiskalt. Es ging Raoden nicht gut. Er wankte und sah im Feuerschein verwirrt aus. »Gütiger Domi. Was haben sie ihm nur angetan?«

»Sieh nicht hin, Ene.« Kiin wandte sich von dem Fenster ab.

Seine gewaltige Axt, die Axt Dreoks des Piraten, lehnte griffbereit in der Ecke.

»Ich kann nicht wegsehen«, flüsterte Sarene. »Ich muss wenigstens mit ihm sprechen, um mich von ihm zu verabschieden.«

Mit einem Seufzen nickte Kiin. »Na gut. Gehen wir aufs Dach. Beim ersten Anzeichen von Bogenschützen verbarrikadieren wir uns aber wieder hier drinnen.«

Sarene nickte ernst, und die beiden erklimmen die Stufen, die auf das Dach führten. Sie trat auf die Dachbrüstung zu und blickte auf Dilaf und Raoden hinab. Wenn sie den Priester überreden konnte, sie anstatt Raodens zu nehmen, würde sie es tun. Doch sie ging davon aus, dass Dilaf den gesamten Haushalt verlangen würde, und dieser Forderung konnte Sarene auf keinen Fall nachgeben. Daora und die Kinder kauerten unten im Haus bei Lukel. Sarene würde sie nicht verraten, ganz egal, wen Dilaf als Geisel hatte.

Sie öffnete den Mund und setzte zum Sprechen an. Ihr war klar, dass ihre Worte wahrscheinlich das Letzte sein würden, was Raoden je hörte.

»Los!«, befahl Dilaf.

Hrathen stand daneben und beobachtete bestürzt, wie Sarene Dilaf in die Falle ging. Die Mönche aus Dakhor sprangen vorwärts, schnellten aus Verstecken unten an dem Gebäude hervor. Sie erklimmen die Mauern, da ihre Füße erstaunlicherweise Halt fanden zwischen den Mauersteinen und Schießscharten. Etliche Mönche, die bereits an der Rückseite des Daches gehangen hatten, schlangen sich nach oben und schnitten Sarene die Fluchtmöglichkeit ab.

Überraschte Schreie drangen an Hrathens Ohr, als Sarene und ihrem Begleiter die Zwangslage aufging, in der sie sich befanden. Kurz darauf sprang ein Dakhorer vom Dach, die sich wehrende Prinzessin in seinen



Armen.

»Hrathen, holt mir Euer Seon«, befahl Dilaf.

Gehorsam öffnete Hrathen die metallene Kiste und ließ die Lichtkugel frei schweben. Er fragte erst gar nicht, woher der Mönch von dem Seon wusste. Die Dakhorer waren die Lieblingskrieger des Wyrns, und ihr Anführer musste in viele seiner Geheimnisse eingeweiht sein.

»Seon, ich möchte mit König Eventeo sprechen«, sagte Dilaf.

Das Seon gehorchte. Bald zerschmolz das Licht zu dem Kopf eines übergewichtigen Mannes mit stolzem Gesicht.

»Ich kenne Euch nicht«, sagte Eventeo. »Wer ruft mich mitten in der Nacht?«

»Ich bin der Mann, der Eure Tochter in seiner Gewalt hat, König.« Dilaf stieß Sarene in die Rippen. Gegen ihren Willen heulte die Prinzessin auf. Eventeos Kopf fuhr herum, als suche er den Ursprung des Geräusches, obwohl er selbstverständlich außer Dilafs Gesicht nichts sehen konnte.

»Wer seid Ihr?«

»Ich bin Dilaf. Der Gragdet des Klosters Dakhor.«

»Gütiger Domi ...«, flüsterte Eventeo.

Dilafs Augen verengten sich zu Schlitzen, und er lächelte boshaft. »Ich dachte, Ihr seid zu unserem Glauben übergetreten, Eventeo. Egal. Weckt Eure Soldaten und versammelt sie auf Euren Schiffen. Ich werde in einer Stunde in Teod eintreffen, und wenn sie nicht bereit sind, sich in aller Form zu ergeben, werde ich das Mädchen umbringen.«

»Vater, nein!«, schrie Sarene. »Man kann ihm nicht trauen!«

»Sarene?«, fragte Eventeo besorgt.

»Eine Stunde, Eventeo«, sagte Dilaf. Dann fuhr er herablassend mit der Hand durch die Luft. Das verwirrte Gesicht des Königs zerschmolz und nahm wieder die glatte, runde Gestalt eines Seons an.

»Ihr werdet die Teonen ebenfalls umbringen«, sagte Hrathen auf Fjordellisch.

»Nein«, sagte Dilaf. »Andere werden diese Hinrichtungen vornehmen. Ich werde lediglich ihren König umbringen und dann Teods Schiffe verbrennen, zusammen mit den Seeleuten an Bord. Wenn die Kriegsflotte erst einmal beseitigt ist, können die Heere des Wyrns an der teoischen Küste an Land gehen und Teod als Demonstrationsobjekt der

Allmacht des Wyrns benutzen.«

»Es ist unnötig, wisst Ihr«, sagte Hrathen, den Übelkeit beschlichen hatte. »Ich hatte ihn in der Tasche. Eventeo war längst mein.«

»Er mag übergetreten sein, Hrathen«, sagte Dilaf, »aber Ihr seid ein Tor, wenn Ihr denkt, er hätte unsere Truppen auf seinem Boden landen lassen.«

»Ihr seid ein Ungeheuer«, flüsterte Hrathen. »Ihr wollt zwei Königreiche niedermetzeln, um Eure Paranoia zu lindern. Was ist geschehen, dass Ihr Elantris so sehr hasst?«

»Genug!«, rief Dilaf. »Glaubt nicht, ich würde zögern, Euch umzubringen, Gyorn. Die Dakhorer stehen über dem Gesetz!« Der Mönch starrte Hrathen mit drohendem Blick an. Dann beruhigte er sich langsam und atmete tief durch, als seine Aufmerksamkeit wieder auf seine Gefangenen fiel.

Der immer noch orientierungslose Raoden stolperte auf seine Ehefrau zu, die von einem stillen Mönch aus Dakhor festgehalten wurde. Der Prinz streckte ihr bebend den Arm entgegen.

»Oh«, sagte Dilaf, der sein Schwert zückte. »Euch habe ich ganz vergessen.« Er lächelte boshaft, als er Raoden die Klinge in den Magen stieß.

Der Schmerz überkam Raoden wie eine jähe Welle des Lichts. Er hatte die Klinge noch nicht einmal auf sich zukommen sehen.

Doch er spürte sie. Stöhnend sackte er in die Knie. Die Qualen waren unvorstellbar, selbst für jemanden, der seit zwei Monaten unter stetig wachsenden Schmerzen litt. Er konnte das Dor spüren. Es fühlte sich ... nah an.

Es war zu viel. Die Frau, die er liebte, schwebte in Gefahr, und er konnte nichts dagegen tun. Der Schmerz, das Dor, sein Versagen ... Die Seele, die Raoden war, wurde von der versammelten Last niedergedrückt und stieß ein letztes resigniertes Seufzen aus. Danach war da kein Schmerz mehr, denn es gab kein Selbst mehr. Da war nichts.

Sarene schrie, als Raoden zu Boden stürzte. Sie konnte die Pein in seinem Gesicht sehen und spürte das Schwert, als habe man ihr damit in den Magen gestoßen. Ihr lief ein eiskalter Schauer über den Rücken, und sie weinte, während Raoden einen Augenblick lang gegen sein Schicksal ankämpfte. Dann ... hörte er einfach auf.

»Versagt ...«, flüsterte Raoden, dessen Lippen das Mantra eines Hoed formten. »Meine Liebste im Stich gelassen. Versagt ...«

»Bringt sie her«, sagte Dilaf. Sarene nahm die auf Fjordellisch gesprochenen Worte kaum zur Kenntnis.

»Und die anderen?«, fragte ein Mönch.

»Treibt sie mit den restlichen Bewohnern dieser verfluchten Stadt hier zusammen und bringt sie dann nach Elantris«, sagte Dilaf. »Die Elantrier werdet Ihr in der Nähe der Stadtmitte antreffen, an einem Ort, der ein wenig sauberer wirkt.«

»Wir haben sie gefunden, mein Gragdet«, sagte der Mönch. »Unsere Männer sind bereits zum Angriff übergegangen.«

»Ah, gut«, zischte Dilaf freudig. »Sammelt aber auf jeden Fall die Leichen ein.

Elantrier sterben nicht so leicht wie normale Menschen, und wir wollen keinen entkommen lassen.«

»Sehr wohl, mein Gragdet.«

»Wenn Ihr alle an einem Ort habt, Leichen, Elantrier und zukünftige Elantrier, dann sprecht die Worte der Reinigungsriten. Anschließend verbrennt alle.«

»Sehr wohl, mein Gragdet.« Der Krieger neigte den Kopf.

»Kommt, Hrathen«, sagte Dilaf. »Ihr werdet mich nach Teod begleiten.« Sarene verfiel in eine ungläubige Starre, als man sie fortschleifte. Sie blickte zu Raoden zurück, bis seine zusammengesackte Gestalt in der Nacht nicht mehr zu erkennen war.

## Kapitel 60

Galladon verbarg sich in den Schatten und regte sich nicht, bis der Gyorn und seine eigenartigen Gefährten mit den nackten Oberkörpern fort waren. Dann gab er Karata einen Wink und kroch auf Raoden zu.

»Sule?«

Raoden rührte sich nicht.

»Doloken, Sule!« Galladon verschlug es vor Emotion die Stimme. »Tu mir das nicht an!«

Raodens Mund entrang sich ein Geräusch, und Galladon beugte sich eifrig vor und lauschte.

»Versagt...«, flüsterte Raoden. »Meine Liebste im Stich gelassen.

Versagt...« Das Mantra der Gefallenen. Raoden hatte sich den Hoed angeschlossen.

Galladon sank auf das harte Kopfsteinpflaster. Er zitterte am ganzen Leib, während er tränenlos weinte. Die vergangene Stunde war entsetzlich gewesen. Galladon und Karata hatten in der Bibliothek versucht auszutüfteln, wie sie die Leute aus Elantris fortschaffen sollten. Selbst aus der Entfernung hatten sie die Schreie vernommen, doch als sie Neu-Elantris erreicht hatten, waren dort nur noch Hoed gewesen. Soviel Galladon wusste, waren Karata und er die letzten beiden Elantrier, die noch bei Bewusstsein waren.

Karata legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Galladon, wir sollten gehen. Dieser Ort ist nicht sicher.«

»Nein.« Galladon erhob sich mühsam. »Ich habe ein Versprechen einzulösen.« Er blickte zu dem Berghang kurz vor Kae empor, einen Hang, an dem es einen ganz besonderen Tümpel gab. Dann bückte er sich, band Raoden seine Jacke über die Wunde und hob sich den Freund auf die Schultern.

»Raoden hat mich schwören lassen, dass ich ihm Frieden schenken würde«, sagte Galladon. »Sobald ich mich um ihn gekümmert habe, werde ich das Gleiche für mich tun. Wir sind die Letzten, Karata. Auf dieser Welt gibt es keinen Platz mehr für uns.«

Die Frau nickte. Dann nahm sie einen Teil von Raodens Last auf sich. Gemeinsam machten sich die beiden auf den Weg, der sie zum ewigen

Vergessen führen würde.

Lukel wehrte sich nicht. Es hatte keinen Sinn. Bei seinem Vater sah die Sache jedoch völlig anders aus. Es bedurfte dreier Fjordeller, um Kiin zu fesseln und auf ein Pferd zu werfen - und selbst dann gelang es dem massigen Mann noch, dem einen oder anderen vorübergehenden Fjordeller gegen den Kopf zu treten. Letzten Endes verfiel einer der Soldaten auf den Gedanken, ihm einen Schlag mit einem Stein auf den Hinterkopf zu versetzen, und Kiin rührte sich nicht mehr.

Lukel behielt seine Mutter und seine Ehefrau dicht bei sich, als die Krieger sie auf Elantris zutrieben. Es war eine lange Menschenschlange - Adelige, die man aus allen Winkeln Kaes geholt hatte. Ihre Kleidung war zerlumpt, die Gesichter verwirrt. Soldaten behielten die Gefangenen wachsam im Auge - als habe irgendwer den Mut oder die Energie übrig, einen Fluchtversuch zu wagen. Die meisten Menschen hoben noch nicht einmal den Blick, während man sie durch die Straßen trieb.

Verängstigt klammerten sich Kaise und Daorn an Lukel fest, die Augen weit aufgerissenen. Sie taten Lukel am meisten leid, weil sie so jung waren. Adien ging hinter ihm her, anscheinend völlig sorglos. Er zählte langsam die Schritte mit. »Dreihundertsiebenundfünfzig, dreihundertachtundfünfzig, drei- hundertneunundfünfzig ...«

Lukel wusste, dass sie auf dem Weg zu ihrer eigenen Hinrichtung waren. Er sah die Leichen, die die Straßen säumten, und begriff, dass es den Fjordellern nicht ums Erobern ging. Sie waren hier, um ein Blutbad anzurichten, und kein Blutbad wäre vollendet, solange es noch Opfer gab, die am Leben waren.

Er überlegte sich, ob er Widerstand leisten sollte, ob er sich in einem hoffnungslosen heroischen Akt ein Schwert greifen sollte. Doch zu guter Letzt trottete er einfach nur mit den Übrigen weiter. Er wusste, dass er sterben würde, und er wusste, dass er nichts dagegen tun konnte. Er war kein Krieger. Er konnte nur hoffen, dass es schnell ginge.

Hrathen stand neben Dilaf. Wie befohlen, stand er völlig reglos da. Sie hatten einen Kreis gebildet: fünfzig Dakhorer, Sarene und Hrathen, mit einem einzelnen Mönch in der Kreismitte. Die Dakhorer hoben die Hände, und die Männer links und rechts von Hrathen legten ihm je eine Hand auf die Schulter. Sein Herz fing zu hämmern an, als die Männer aufleuchteten und die Knocheninschriften unter ihrer Haut zu strahlen

begannen. Ihn überkam ein Zittern, dann verschwand Kae um sie her. Sie tauchten in einer ihm unbekanntem Stadt wieder auf. Die Häuser am Rand einer nahe gelegenen Straße waren hoch und miteinander verbunden, im Gegensatz zu Kae mit seinen einzeln stehenden, niedrigen Bauten. Sie waren in Teod angekommen.

Die Gruppe stand immer noch im Kreis, aber Hrathen bemerkte, dass der Mann in der Mitte jetzt fehlte. Hrathen erschauerte, als ihn Bilder aus seiner Jugend heimsuchten. Der Mönch in der Mitte war Brennstoff gewesen. Sein Fleisch und seine Seele waren verbrannt - ein Opfer, um im Gegenzug augenblicklich nach Teod transportiert zu werden.

Dilaf trat vor und führte seine Männer die Straße entlang. Soweit Hrathen es beurteilen konnte, hatte Dilaf den Großteil seiner Mönche mitgenommen und Arelon in den Händen gewöhnlicher fjordellischer Soldaten gelassen, mit ein paar Dakhorern als Aufsehern. Arelon und Elantris waren besiegt. Die nächste Schlacht wurde in Teod geschlagen. In Dilafs Augen konnte Hrathen sehen, dass der Mönch erst zufrieden wäre, wenn jeder einzelne Mensch aonischer Herkunft tot war.

Dilaf wählte ein Gebäude mit flachem Dach und gab seinen Männern ein Zeichen hinaufzuklettern. Es fiel ihnen nicht schwer. Ihre gesteigerte Stärke und Beweglichkeit halfen ihnen dabei, Flächen hinaufzuspringen und emporzuklettern, die kein normaler Mensch erklimmen konnte.

Hrathen wurde hochgehoben und über die Schulter eines Mönches geworfen, und der Boden schien zu verschwinden, als er die Häuserwand hinaufgeschleppt wurde - und das ohne die geringsten Schwierigkeiten, obwohl er seine Rüstung trug. Die Dakhorer waren unnatürliche Monstren, doch ihre Kraft gebot dennoch eine gewisse Ehrfurcht.

Der Mönch ließ Hrathen unsanft auf das Dach fallen, sodass Hrathens Rüstung auf dem steinernen Boden schepperte. Als der Gyorn mühsam aufstand, traf sich sein Blick mit dem der Prinzessin. In Sarenes Gesicht spiegelte sich wilder Hass wider. Sie gab natürlich ihm die Schuld. Ihr war nicht bewusst, dass Hrathen in gewisser Weise genauso ein Gefangener wie sie selbst war.

Dilaf stand am Rand des Daches und ließ den Blick über die Stadt schweifen.

Zahlreiche Schiffe hielten auf die gewaltige Bucht von Teod zu. »Wir sind zu früh«, sagte Dilaf und ging in die Hocke. »Wir werden

abwarten.« Galladon konnte sich beinahe einbilden, die Stadt läge friedlich da. Er stand auf einem Felsblock an dem Berghang und beobachtete, wie die Morgendämmerung langsam über Kae glitt, als zöge eine unsichtbare Hand die dunklen Schatten fort.

Beinahe gelang es ihm, sich einzureden, dass die Rauchschwaden von Kaminen stammten und nicht von aschgrauen Häuserruinen. Um ein Haar konnte er glauben, dass es sich bei den Tupfern, die die Straßen säumten, nicht um Leichen handelte, sondern um Büsche oder Kisten, dass das karmesinrote Blut auf den Straßen lediglich eine Sinnestäuschung war, welche die Strahlen der frühen Morgensonne ihm vorgaukelten.

Galladon wandte sich von der Stadt ab. Kae mochte friedlich sein, aber es war kein heiterer Friede, sondern die Stille, die mit dem Tod kam. Es nützte nichts, sich etwas anderes zu erträumen. Ohne diesen Hang zur Selbsttäuschung hätte er sich vielleicht gar nicht erst von Raoden aus der elantrischen Gosse ziehen lassen. Er hätte nicht hingegenommen, dass der einfach gestrickte Optimismus eines einzelnen Mannes ihm den Verstand benebelte. Er hätte nicht zu glauben begonnen, dass das Leben in Elantris aus etwas anderem als Schmerz bestehen könnte. Er hätte nicht zu hoffen gewagt.

Leider hatte er Raoden Gehör geschenkt. Wie ein Rulo hatte er sich Raodens Träumen hingegeben. Einst war er der Meinung gewesen, nie wieder Hoffnung empfinden zu können. Er hatte sie weit fortgescheucht, weil er ihren unbeständigen Gaukelbildern misstraute. Dabei hätte er es belassen sollen. Ohne Hoffnung hätte er sich keine Sorgen machen müssen, enttäuscht zu werden.

»Doloken, Sule«, murmelte Galladon mit einem Blick auf den unbeseelten Raoden, »da hast du mir ein ganz schönes Durcheinander eingebrockt.«

Das Schlimmste an der ganzen Sache war, dass er noch immer hoffte. Das Licht, das Raoden entfacht hatte, flackerte weiterhin in Galladons Brust, egal wie sehr er versuchte, es auszutreten. Die Bilder der Zerstörung von Neu-Elantris waren noch frisch in seinem Gedächtnis. Mareshe mit einem gewaltigen ausgefransten Loch mitten in der Brust. Der stille Kunsthandwerker Taan, dessen Gesicht unter einem großen

Stein zertrümmert lag, aber dessen Finger immer noch zuckten. Der alte Kahar - der ganz Neu-Elantris praktisch im Alleingang gesäubert hatte -, dem ein Arm und beide Beine fehlten.

Galladon hatte inmitten des Gemetzels gestanden und geschrien, weil Raoden sie im Stich gelassen hatte. Ihr Prinz hatte sie für Sarene verraten.

Und trotzdem hoffte er noch immer.

Sie war wie ein kleines Nagetier, das verängstigt von all dem Zorn, der Wut und Verzweiflung in einem Winkel seiner Seele kauerte. Doch jedes Mal, wenn er die Hoffnung packen wollte, entwischte sie in einen anderen Teil seines Herzens. Das war der Grund gewesen, warum er die Toten zurückgelassen hatte und auf der Suche nach Raoden aus Elantris hervorgekrochen war. Aus irgendeinem völlig irrationalen Grund hatte er immer noch geglaubt, der Prinz könne alles wieder gutmachen.

Du bist der Narr, Galladon! Nicht Raoden, schalt Galladon sich verbittert. Er konnte nicht anders, denn so war er nun einmal. Aber du hast es besser gewusst.

Dennoch hoffte er. Ein Teil von Galladon glaubte immer noch, dass Raoden alles wieder in Ordnung bringen würde. Dies war der Fluch, mit dem sein Freund ihn belegt hatte, der böse Keim des Optimismus, der sich einfach nicht entwurzeln ließ. Galladon empfand immer noch Hoffnung, und das würde wahrscheinlich bis zu dem Augenblick so bleiben, in dem er sich in den Tümpel gleiten ließ.

Wortlos nickte Galladon Karata zu, und sie hoben Raoden auf. Sie waren bereit für die letzten paar Meter bis zu dem Teich. In wenigen Minuten würde er sowohl Hoffnung als auch Verzweiflung los sein.

Elantris lag im Dunkeln da, obwohl die Morgendämmerung längst hereingebrochen war. Die hohen Mauern warfen ihre Schatten und ließen kein Tageslicht durch, sodass die Nacht noch ein paar Augenblicke länger währte. Hierher, an die eine Seite des breiten Eingangsplatzes, brachten die Soldaten Lukel und die anderen Adligen. Eine weitere Gruppe Fjordeller errichtete einen riesigen Holzhaufen, indem sie Teile von Häusern und Möbelstücke in die Stadt schleppten.

Überraschenderweise waren nur sehr wenige der eigenartigen Dämonenkrieger zugegen. Nur drei beaufsichtigten die Arbeiten. Bei den übrigen Männern handelte es sich um normale Soldaten, deren rote



Wappenröcke über den Rüstungen sie als derethische Mönche auswiesen. Sie arbeiteten rasch, ohne je in Richtung der Gefangenen zu blicken. Anscheinend dachten sie lieber nicht darüber nach, wozu das Holz benutzt werden würde.

Lukel versuchte ebenfalls nicht darüber nachzudenken.

Jalla schmiegte sich dicht an ihn. Sie zitterte angstvoll am ganzen Leib. Lukel hatte sie zu überreden versucht, aufgrund ihres svordischen Blutes ihre Freiheit zu erfliehen, aber sie hatte sich geweigert. Sie war so still und sanft, dass manch einer sie fälschlicherweise für schwach hielt; aber jeder, der sie so sähe, wie sie freiwillig bei ihrem Ehemann blieb, auch wenn es den sicheren Tod bedeutete, hätte seinen Irrtum schnell eingesehen. Unter all den Geschäften, Verträgen und Preisen, die Lukel je für sich hatte verbuchen können, war Jallas Herz bei Weitem das wertvollste Gut.

Seine Familie drängte sich dicht an ihn. Da Kiin bewusstlos war, konnten sich Daora und die Kinder an niemanden sonst wenden. Nur Adien stand allein da und starrte zu dem Holzhaufen hinüber. Er murmelte immer wieder eine Zahl vor sich hin.

Lukel suchte die Gruppe Adeligler ab. Er versuchte zu lächeln und die anderen aufzumuntern, obgleich er selbst kaum Hoffnung empfand. Elantris würde ihr Grab sein. Da bemerkte Lukel eine Gestalt im hinteren Teil der Gruppe, von den Umstehenden verborgen. Der Mann bewegte sich langsam. Seine Hände hielten keinen Augenblick still.

*Shuden?*, dachte Lukel. Die Augen des Jindos waren geschlossen, und seine Hände bewegten sich geschmeidig in einer Art Muster. Verwirrt beobachtete Lukel seinen Freund. Hatte der

Jindo den Verstand verloren? Dann entsann Lukel sich des eigenartigen Tanzes, den Shuden damals während Sarenes erster Fechtstunde aufgeführt hatte. ChayShan.

Shuden bewegte die Hände mit einer Langsamkeit, die die in ihm schwelende Wut kaum erahnen ließ. Lukel sah ihm mit wachsender Entschlossenheit zu und begriff.

Shuden war kein Krieger. Sein Tanz war normalerweise Leibesübung, keine echte Vorbereitung auf den Kampf. Doch er würde nicht widerstandslos zulassen, dass die Menschen, die er liebte, ermordet würden. Er würde lieber bei dem Versuch, sie zu retten, ums Leben

kommen, als dazusitzen und abzuwarten in der Hoffnung, das Schicksal werde ihnen ein Wunder schicken.

Beschämt holte Lukel tief Luft. Er blickte sich suchend um. Da bemerkte er ein Tischbein, das einer der Soldaten in der Nähe hatte fallen lassen.

Wenn es so weit war, würde Shuden nicht allein kämpfen müssen.

Raoden schwebte, gefühllos und ohne Besinnung. Zeit hatte keinerlei Bedeutung für ihn - er *war* die Zeit. Sie war sein Wesen. Gelegentlich trieb er auf die Oberfläche dessen zu, was er einst sein Bewusstsein genannt hatte, aber als er sich ihr näherte, verspürte er Schmerzen und wich wieder zurück. Die Qualen waren wie die Wasseroberfläche eines Sees: Wenn er durch sie hindurchtauchte, würden die Schmerzen zurückkehren und ihn umhüllen.

Doch jedes Mal, wenn er der Schmerzoberfläche nahe kam, glaubte er, Bilder zu sehen. Bilder, die durchaus echt sein konnten, wahrscheinlich aber bloß Spiegelbilder seiner Erinnerung waren. Er sah Galladons Gesicht, gleichzeitig besorgt und wütend. Er sah Karata, die Augen schwer vor Verzweiflung. Er sah eine Berglandschaft voll Gestrüpp und Felsen.

Es war ihm alles einerlei.

»Oft wünsche ich mir, sie hätten sie einfach sterben lassen.«

Hrathen hob den Blick. Dilafs Stimme klang in sich gekehrt, als spräche er zu sich selbst. Doch der Priester sah Hrathen unverwandt an.

»Was?«, fragte Hrathen zögernd.

»Wenn sie sie nur hätten sterben lassen ...« Dilafs Stimme verlor sich wieder. Er saß am Rand des Daches und beobachtete, wie sich die Schiffe unter ihnen sammelten. Es war ihm anzusehen, dass er in Erinnerungen schwelgte. Psychisch war er immer ungefestigt gewesen. Kein Mensch hielt das Maß an leidenschaftlicher Inbrunst, das in Dilaf loderte, über längere Zeit aus, ohne Schaden zu nehmen. In ein paar Jahren würde Dilaf wahrscheinlich vollständig wahnsinnig sein.

»Damals war ich bereits fünfzig Jahre alt, Hrathen«, sagte Dilaf. »Habt Ihr das gewusst? Ich habe fast siebzig Jahre auf dem Buckel, auch wenn mein Körper nicht älter als zwanzig aussieht. Sie hielt mich für den schönsten Mann, den sie je gesehen hatte, obwohl man meinen Körper entstellt und zerstört hatte, damit er die Gestalt eines Arelenen annähme.«

Hrathen schwieg. Er hatte von derlei Dingen gehört; dass die Beschwörungen von Dakhor tatsächlich das Aussehen eines Menschen verändern konnten. Die Verwandlung musste zweifellos sehr schmerzhaft gewesen sein.

»Als sie krank wurde, brachte ich sie nach Elantris«, murmelte Dilaf, die Beine fest an die Brust gezogen. »Ich habe gewusst, dass es heidnisch war, habe gewusst, dass es gotteslästerlich war, aber nicht einmal vierzig Jahre als Dakhorer konnten mich davon abhalten ... nicht solange ich dachte, Elantris könne sie retten. Elantris kann heilen, hieß es, Dakhor hingegen nicht. Und ich habe sie dorthin gebracht.«

Der Mönch sah Hrathen nicht länger an. Er blickte ins Leere. »Sie haben sie verändert«, flüsterte er. »Sie haben behauptet, bei dem Zauber sei ein Fehler unterlaufen, aber ich weiß, wie es wirklich war. Sie haben mich gekannt, und sie haben mich gehasst. Warum mussten sie dann Seala mit ihrem Fluch belegen? Ihre Haut wurde schwarz, die Haare fielen ihr aus, und sie fing an zu sterben. Nachts schrie sie, brüllte, dass die Schmerzen sie von innen auffräß. Letzten Endes stürzte sie sich von der Stadtmauer.«

Dilafs Stimme nahm einen ehrfurchtsvollen, traurigen Klang an. »Ich habe sie am Fuß der Mauer gefunden. Sie war noch am Leben. Immer noch am Leben, trotz des Sturzes. Und ich habe sie verbrannt. Sie hat nie zu schreien aufgehört. Sie schreit noch immer. Ich kann sie hören. Sie wird schreien, bis Elantris verschwunden ist.«

Sie erreichten den Kamm, hinter dem sich der Tümpel befand, und Galladon legte Raoden ab. Der Prinz sackte träge gegen den Fels. Sein Kopf hing leicht zur Seite, und seine Augen starrten, ohne zu sehen, auf die Stadt Kae hinab. Galladon lehnte sich gegen den Felsen ein Stück oberhalb der Tür zu dem Tunnel, der nach Elantris hinabführte. Karata kauerte sich erschöpft neben ihn. Sie würden einen kurzen Augenblick abwarten und sich dann dem Vergessen anheimgeben.

Als das Holz aufgeschichtet war, begannen die Soldaten einen neuen Haufen zu errichten - dieser bestand allerdings aus Leichen. Die Soldaten durchsuchten die Stadt nach Leichen von Elantriern, die ermordet worden waren. Während Lukel mit ansah, wie der Leichenberg anwuchs, traf ihn eine Erkenntnis: Sie waren gar nicht alle tot. Ja, der Großteil war noch am Leben!

Die meisten hatten so schwere Verletzungen davongetragen, dass Lukel beim bloßen Anblick schlecht wurde, doch ihre Arme und Beine zuckten dennoch, und ihre Lippen bewegten sich. *Elantrier*, dachte Lukel staunend, *die Toten, deren Geist immer weiterlebt.*

Der Leichenberg wuchs immer höher. Da waren Hunderte, all die Elantrier, die sich im Laufe von zehn Jahren in der Stadt angesammelt hatten. Keiner von ihnen leistete Widerstand. Sie ließen sich einfach auf einen Haufen werfen, die Augen gleichgültig, bis der Leichenberg den Holzhaufen überragte.

»Siebenundzwanzig Schritte bis zu den Leichen«, flüsterte Adien unvermittelt und entfernte sich von der Gruppe Adelige. Lukel streckte die Hand nach seinem Bruder aus, doch es war zu spät.

Ein Soldat brüllte Adien an, zu den anderen zurückzukehren. Adien reagierte nicht.

Wütend hieb der Soldat mit dem Schwert auf Adien ein und hinterließ eine klaffende Wunde in dessen Brust. Adien geriet ins Straucheln, ging aber weiter. Aus der Wunde floss kein Blut. Mit weit aufgerissenen Augen sprang der Soldat zurück und machte ein Zeichen gegen das Böse. Adien trat auf den Haufen mit Elantriern zu und ließ sich niederfallen. Dann blieb er reglos liegen.

Adiens fünf Jahre altes Geheimnis war gelüftet. Er hatte sich den Seinen angeschlossen.

»Ich kann mich noch an Euch erinnern, Hrathen.« Dilaf lächelte jetzt. Sein Grinsen war hinterhältig und dämonisch. »Ich kann mich noch an Euch als Jungen erinnern, als Ihr zu uns kamt. Es war kurz bevor ich nach Arelon aufgebrochen bin. Damals hattet Ihr Angst, so wie jetzt auch. Ihr seid vor uns davongelaufen, und ich habe es zufrieden mit angesehen. Ihr wart nie dazu bestimmt, ein Dakhorer zu sein. Ihr seid viel zu schwach.«

Hrathen lief ein kalter Schauer über den Rücken. »Ihr wart dort?«

»Damals war ich schon Gragdet«, sagte Dilaf. »Könnt Ihr Euch noch an mich erinnern?«

Dann, als Hrathen in die Augen des Mannes blickte, blitzte eine Erinnerung in ihm auf. Er erinnerte sich an böse Augen im Körper eines

großen, unbarmherzigen Mannes. Er erinnerte sich an Beschwörungen. Er erinnerte sich an Feuer. Er erinnerte sich an Schreie - seine Schreie - und ein Gesicht, das über ihm schwebte. Es waren die gleichen Augen.

»Ihr!«, stieß Hrathen keuchend hervor.

»Ihr erinnert Euch.«

»Ich erinnere mich«, sagte Hrathen, den eine dumpfe Kälte überkam.

»Euret wegen bin ich damals gegangen. Während meines dritten Monats habt Ihr von einem Eurer Mönche verlangt, seinen Zauber einzusetzen, um Euch zum Palast des Wyrns zu befördern. Der Mönch gehorchte und opferte sein Leben, um Euch über eine Entfernung zu transportieren, die Ihr in einer Viertelstunde zu Fuß hättet zurücklegen können.«

»Absoluter Gehorsam ist ein Muss, Hrathen«, flüsterte Dilaf.

»Gelegentliche Prüfungen und Exempel verschaffen einem die Loyalität der Übrigen.« Dann hielt er inne und ließ den Blick über die Bucht schweifen. Die teoische Kriegsflotte hatte angelegt und wartete ab, wie Dilaf es angeordnet hatte. Hrathen sah zum Horizont und konnte etliche dunkle Flecke erkennen: Mastspitzen. Das Heer des Wyrns befand sich im Anzug.

»Kommt«, befahl Dilaf, der sich erhob. »Wir sind erfolgreich gewesen. Die teoische Kriegsflotte hat angelegt. Sie werden nicht in der Lage sein, unsere Flotte an einer Landung zu hindern. Es bleibt nur mehr eine einzige Sache zu bewerkstelligen. Der Tod König Eventeos.« Eine Vision stieg in Raodens trägem Geist empor. Er versuchte sie zu ignorieren.

Doch aus irgendeinem Grund ließ sie sich nicht abschütteln. Er sah sie durch die glänzende Oberfläche seiner Schmerzen hindurch - ein einfaches Bild.

Es war das Aon Rao. Ein großes Quadrat, das von vier Kreisen umgeben war, die über Linien mit dem Mittelpunkt verbunden waren. Aufgrund seiner Bedeutung war es ein weitverbreitetes Aon, besonders bei den Anhängern des korathischen Glaubens. Lebensgeist. Seele.

Raodens Verstand, der inmitten der weißen Ewigkeit schwebte, versuchte das Bild des Aons Rao von sich zu stoßen. Es gehörte zu einem früheren Leben, das nun unwichtig und vergessen war. Er brauchte es nicht mehr. Doch noch während er sich bemühte, das Bild abzuschütteln, erschien jäh ein anderes an seiner Stelle.

Elantris. Vier Mauern, die ein Quadrat bildeten. Die vier Außenstädte, die es umgaben und deren Grenzen Kreise bildeten. Eine gerade Straße, die von jeder Stadt nach Elantris führte.

Gütiger Domi!

*Die Soldaten öffneten mehrere Ölfässer, und Lukel beobachtete angewidert, wie sie sich daran machten, das Öl über den Leichenberg zu gießen. An der Seite standen drei Krieger mit nacktem Oberkörper und sangen eine Art Beschwörung in einer fremden Sprache, die zu hart und ungewohnt klang, um Fjordellisch zu sein. Wir sind als Nächstes an der Reihe, kam es Lukel in den Sinn.*

»Seht nicht hin«, befahl Lukel seiner Familie und wandte sich ab, während die Soldaten die Elantrier für die Opferung vorbereiteten. König Eventeo stand in einiger Entfernung, umgeben von einer kleinen Ehrenwache. Er verneigte den Kopf, als Dilaf sich ihm näherte. Der Mönch lächelte, während er sein Messer zückte. Eventeo dachte, sein Land sei dabei zu kapitulieren; ihm war nicht bewusst, dass er dabei war, es zu opfern.

Hrathen ging neben Dilaf her und grübelte über Notwendigkeit und Pflicht nach.

Menschen würden sterben, richtig, aber ihr Tod wäre nicht sinnlos. Das gesamte fjordellische Reich würde durch den Sieg über Teod mächtiger werden. Der Glaube in den Herzen der Menschen würde erstarken. Es war das Gleiche, was Hrathen selbst in Arelon getan hatte. Er hatte versucht, die Menschen aus politischen Gründen zu bekehren, indem er sich politischer Strategien und Maßnahmen bedient hatte, die das Volk ansprachen. Hrathen hatte Telrii bestochen, den Glauben zu wechseln, ohne dass es ihm darum gegangen wäre, die Seele des Mannes zu retten. Es war das Gleiche. Was war schon ein Land voll Ungläubiger im Vergleich zu dem gesamten Shu-Dereth?

Doch noch während er so nüchtern dachte, drehte sich ihm der Magen um.

Ich bin geschickt worden, diese Menschen zu retten, nicht ein Blutbad anzuzetteln!

Dilaf hielt Prinzessin Sarene am Genick gepackt. Sie war geknebelt. Eventeo blickte auf und lächelte beruhigend, als sie sich ihm näherten. Das Messer in Dilafs Hand konnte er nicht sehen.

»Darauf habe ich gewartet«, flüsterte Dilaf leise. Zuerst dachte Hrathen, der Priester beziehe sich auf die Zerstörung Teods. Doch Dilaf sah nicht den König an. Sein Blick galt Sarene, während er ihr das Messer in den Rücken presste.

»Ihr, Prinzessin, seid eine Krankheit«, flüsterte Dilaf Sarene ins Ohr, sodass Hrathen ihn kaum verstehen konnte. »Bevor Ihr nach Kae gekommen seid, haben selbst die Arelenen Elantris gehasst. Euretwegen haben sie diese Abscheu vergessen. Ihr habt Euch mit den Gottlosen zusammengetan, ja Ihr seid sogar auf deren Niveau hinabgestiegen. Ihr seid schlimmer als sie, denn Ihr seid nicht verflucht, wollt aber verflucht sein. Ich hatte erwogen, Euren Vater zuerst umzubringen und Euch zusehen zu lassen. Doch nun ist mir klar geworden, dass es umgekehrt viel schlimmer ist. Stellt Euch vor, wie Eventeo Euch beim Sterben zusieht, Prinzessin. Habt dieses Bild vor Augen, wenn ich Euch in Jaddeths ewigen Höllenschlund hinabschicke.«

Sie weinte. Die Tränen durchtränkten ihren Knebel.

Raoden kämpfte sich dem Bewusstsein entgegen. Die Schmerzen trafen ihn wie ein riesiger Steinblock, und hielten ihn davon ab, weiter aufzusteigen. Stattdessen schauderte er unter Todesqualen zurück. Dann warf er sich gegen das Hindernis, und die Folter spülte über ihn hinweg. Langsam stieß er durch die widerstehende Oberfläche und erlangte mühselig einen Zustand, in dem er die Welt um sich her wahrnahm. Am liebsten hätte er geschrien, wieder und wieder geschrien. Der Schmerz war unglaublich. Doch zusammen mit dem Schmerz fühlte er noch etwas anderes. Seinen Körper. Er bewegte sich, seine Füße schleiften über den Boden. Bilder strömten durch seinen Geist, als sein Augenlicht zurückkehrte. Er wurde in Richtung von etwas Rundem, Blauem gezogen.

Der Tümpel.

NEIN!, dachte er verzweifelt. Noch nicht! Ich kenne die Lösung! Auf einmal schrie Raoden und fing zu zucken an. Galladon war so überrascht, dass er ihn losließ.

Raoden taumelte vorwärts und versuchte, sein Gleichgewicht wiederzuerlangen, fiel dann jedoch direkt in den Tümpel.

## Kapitel 61

Dilaf griff um die Prinzessin und hielt ihr seinen Dolch an den Hals.

Eventeo riss erschrocken die Augen auf.

Hrathen sah, wie die Klinge Sarenes Haut ritzte. Er dachte an Fjorden. Er dachte an die Arbeit, die er geleistet, die Menschen, die er gerettet hatte.

Er dachte an einen kleinen Jungen, der begierig gewesen war, seinen Glauben unter Beweis zu stellen, indem er Priester wurde. Einheit.

»*Nein!*« Hrathen wirbelte herum und versetzte Dilaf einen Fausthieb mitten ins Gesicht.

Dilaf geriet einen Augenblick ins Schwanken und ließ überrascht die Waffe sinken.

Dann blickte der Mönch wutentbrannt empor und hieb mit dem Dolch auf Hrathens Brust ein.

Das Messer glitt an Hrathens Rüstung ab und kratzte wirkungslos an dem bemalten Stahl entlang. Entgeistert starrte Dilaf den Brustharnisch an. »Aber, diese Rüstung ist nur zum Schein ...«

»Ihr solltet mittlerweile eines wissen, Dilaf«, sagte Hrathen, der den gepanzerten Unterarm hob und ihn auf das Gesicht des Mönches niedersausen ließ. Obwohl das unnatürliche Knochengewebe Hrathens Faust widerstand, gab es unter dem Stahl ein befriedigendes Knirschen von sich. »*Nichts*, was ich tue, ist nur zum Schein.«

Dilaf stürzte zu Boden, und Hrathen zog das Schwert des Mönches aus der Scheide. »Lasst Eure Schiffe in See stechen, Eventeo!«, brüllte er.

»Fjordens Truppen kommen nicht zum Erobern, sondern um ein Blutbad anzurichten. Tut etwas, wenn Ihr Euer Volk retten wollt!«

»Hohn Domi!«, fluchte Eventeo und schrie nach seinen Generalen. Dann hielt er inne. »Meine Tochter ...«

»Ich werde dem Mädchen helfen!«, fuhr Hrathen ihn an. »Rettet Euer Königreich, Narr!«

Die Dakhorer konnten sich zwar unnatürlich schnell fortbewegen, doch von einem Schock erholten sie sich nicht rascher als gewöhnliche Menschen. Die Verblüffung, welche die Mönche lähmte, verschaffte Hrathen ein paar lebenswichtige Sekunden. Er hob das Schwert empor und stieß Sarene auf eine schmale Gasse zu. Dann blockierte er selbst



den Eingang.

Das Wasser hielt Raoden kühl umschlungen. Es war lebendig, und er konnte hören, wie es in seinen Gedanken nach ihm rief. *Komm*, sagte es, *ich bringe dir die Erlösung*. Es war wie ein trostreicher Elternteil. Es wollte ihm die Schmerzen und den Kummer nehmen, genau wie seine Mutter es einst getan hatte.

Komm, forderte es. Du kannst endlich aufgeben.

Nein, dachte Raoden. Noch nicht.

Die Fjordeller hatten die Elantrier vollständig mit Öl Übergossen und bereiteten anschließend ihre Fackeln vor. Währenddessen bewegte Shuden die ganze Zeit über die Arme hoch diszipliniert in kreisförmigen Mustern, ohne jedoch die Geschwindigkeit zu steigern, wie er es in der Fechtstunde getan hatte. Lukel fragte sich allmählich, ob Shuden gar keinen Angriff plante, sondern sich nur auf das Unvermeidliche vorbereitete.

Da bewegte Shuden sich auf einmal blitzschnell. Der junge Baron sprang vorwärts und wirbelte wie ein Tänzer herum, wobei er eine Faust durch die Luft sausen ließ und einem der singenden Kriegermönche einen Hieb mitten gegen die Brust versetzte. Man hörte ein lautes Knacken. Dann wirbelte Shuden erneut herum und schlug dem Mönch ins Gesicht. Der Kopf des Dämons drehte sich vollständig, und seine Augen quollen hervor, als das unnatürlich verstärkte Genick brach.

Und Shuden tat das alles mit geschlossenen Augen. Ganz sicher konnte Lukel sich zwar nicht sein, aber er glaubte, noch etwas anderes erkennen zu können: ein leichtes Leuchten, das Shudens Bewegungen im Schatten der Morgendämmerung hinter sich herzog.

Lukel stieß einen Schlachtruf aus - wenn auch mehr, um sich selbst Mut zu machen, als um seinen Feinden Angst einzujagen. Dann packte er das Tischbein und schlug damit auf einen Soldaten ein. Das Holz prallte am Helm des Mannes ab, aber der Schlag war kräftig genug gewesen, um ihn einen Augenblick zu lähmen. Lukel ließ seiner Attacke einen festen Hieb ins Gesicht folgen. Der Soldat fiel zu Boden, und Lukel ergriff die Waffe des Mannes.

Jetzt hatte er ein Schwert. Er wünschte nur, er wüsste auch, wie man damit umging.

Die Dakhorer waren schneller, stärker und widerstandsfähiger, aber

Hrathen war entschlossener. Zum ersten Mal seit Jahren befanden sich sein Herz und sein Verstand in Einklang miteinander. Er fühlte sich von einer Macht beseelt - der gleichen Kraft, die er am Tag seiner Ankunft in Arelon verspürt hatte, als er sich noch sicher gewesen war, die Bewohner des Landes retten zu können.

Er hielt die Dakhorer auf, wenn auch nur knapp. Hrathen mochte kein Mönch aus Dakhor sein, aber er war ein meisterhafter Schwertkämpfer. Zwar mangelte es ihm im Vergleich mit seinen Gegnern an Stärke und Geschwindigkeit, aber das glich er durch seine Geschicklichkeit aus. Er ließ das Schwert durch die Luft sausen und stieß es einem Dakhorer in die Brust, direkt zwischen zwei Knochenwülsten hindurch. Die Klinge glitt an den vergrößerten Rippen vorbei und traf den Mann mitten ins Herz. Der Dakhorer keuchte auf und stürzte zu Boden, während Hrathen das Schwert aus der Wunde zog. Die Kampfgefährten des Mönches zwangen Hrathen jedoch, sich zur Verteidigung in die Gasse zurückzuziehen.

Er konnte spüren, wie Sarene in seinem Rücken entlangstolperte und sich den Knebel aus dem Mund zog. »Es sind zu viele!«, rief sie. »Ihr könnt sie nicht alle bekämpfen.«

Sie hatte recht. Glücklicherweise ging eine Welle durch die Gruppe von Kriegern, und Hrathen hörte Kampfgeräusche von der anderen Seite.

Eventeos Ehrenwache beteiligte sich an der Auseinandersetzung.

»Kommt schon«, sagte Sarene und zog ihn an der Schulter. Hrathen riskierte einen Blick nach hinten. Die Prinzessin deutete auf eine angelehnte Tür des Hauses neben ihnen. Hrathen nickte und kämpfte einen weiteren Angriff nieder. Dann drehte er sich um und rannte los. Raoden tauchte aus dem Wasser auf und japste reflexartig nach Luft. Galladon und Karata sprangen überrascht zurück.

Das kühle blaue Nass strömte von Raodens Gesicht. Es war kein Wasser, sondern etwas anderes. Etwas Dickflüssigeres. Er achtete jedoch nicht weiter darauf, sondern kroch aus dem Tümpel.

»Sule!«, flüsterte Galladon entgeistert.

Raoden schüttelte den Kopf, ohne ihm antworten zu können. Sie hatten erwartet, dass er sich auflöste, denn sie begriffen nicht, dass der Tümpel ihn nicht gegen seinen Willen in sich aufnehmen konnte.

»Kommt«, keuchte er schließlich und kam unsicher auf die Beine.

Trotz Lukeis leidenschaftlicher Attacke und Shudens kraftvollen Angriffs standen die anderen Männer aus Kae bloß da und sahen dem Geschehen wie betäubt zu. Lukel kämpfte verzweifelt gegen drei Soldaten. Er war bisher nur am Leben geblieben, weil er sich mehr duckte und davonzog, als tatsächlich anzugreifen. Als man ihnen endlich zu Hilfe kam, geschah das von unerwarteter Seite: vonseiten der Frauen. Etliche von Sarenes Fechterinnen schnappten sich Holzstücke oder zu Boden gefallene Schwerter und folgten Lukel. Sie stießen kontrollierter und geschickter zu, als Lukel es jemals vermocht hätte. Die Wucht ihres Angriffs wurde noch dadurch verstärkt, dass sie das Überraschungsmoment auf ihrer Seite hatten, und kurzzeitig glaubte Lukel, sie könnten sich tatsächlich befreien.

Dann fiel Shuden. Er schrie auf, als ein Schwert in seinen Arm schnitt. Sobald der Jindo in seiner Konzentration gestört war, bedeutete das auch das Ende seines Kriegstanzes, und ein einfacher Schlag auf den Kopf machte ihn kampfunfähig. Als Nächstes fiel die ehemalige Königin, Eshen, der ein Schwert durch die Brust gerammt wurde. Ihr markerschütternder

Schrei und der Anblick des Blutes, das ihr Kleid hinabströmte, ließ die anderen Frauen die Nerven verlieren. Sie blieben stehen und ließen die Waffen fallen. Lukel musste eine lange Wunde am Oberschenkel einstecken, als einer seiner Gegner merkte, dass er nicht die leiseste Ahnung vom Umgang mit seiner Waffe hatte. Lukel schrie vor Schmerz auf und fiel, sich das Bein haltend, auf das Kopfsteinpflaster. Der Soldat machte sich noch nicht einmal die Mühe, ihn umzubringen.

Raoden rannte mit beängstigender Geschwindigkeit den Berg hinab. Der Prinz sprang und kletterte, als habe er wenige Minuten zuvor nicht noch praktisch im Koma gelegen. Wenn er bei diesem Tempo ausrutschte, ein einziger Fehltritt, dann würde er gleich bis zum Fuß des Berges rollen. »Doloken!«, rief Galladon und gab sich Mühe, Schritt zu halten. Bei dieser Geschwindigkeit würden sie Kae in wenigen Minuten erreichen. Sarene versteckte sich neben ihrem merkwürdigen Retter und rührte sich nicht in der Dunkelheit.

Hrathen blickte durch die Bodenplanken nach oben. Er hatte die Kellerluke entdeckt, hatte sie aufgezogen und Sarene nach unten geschubst. Im Keller hatten sie eine völlig verängstigte Familie

vorgefunden, die im Dunkeln kauerte. Sie alle hatten leise und angespannt abgewartet, während die Dakhorer durch das Haus strichen und es dann durch die Eingangstür wieder verlassen hatten.

Nach einer Weile nickte Hrathen. »Los«, sagte er und stieß die Falltür auf.

»Bleibt hier unten«, befahl Sarene der Familie. »Kommt nicht hoch, wenn es nicht unbedingt sein muss.«

Die Rüstung des Gyorns klirrte auf dem Weg nach oben.

Hrathen lugte vorsichtig in das Zimmer über ihnen. Nachdem er Sarene einen Wink gegeben hatte, ihm zu folgen, ging er in die kleine Küche am hinteren Ende des Hauses. Er zog sich die Rüstung aus und ließ die einzelnen Teile zu Boden fallen. Auch wenn er Sarene sein Handeln nicht erläuterte, begriff sie, welche Überlegung dahintersteckte. Die blutrote Rüstung des Gyorns war viel zu auffällig, um den Schutz, den sie bot, wert zu sein.

Während er sich der Rüstung entledigte, stellte Sarene überrascht fest, wie schwer das Metall allem Anschein nach sein musste. »Ihr seid die ganzen Monate über in einer echten Rüstung herumgelaufen? War die nicht zu schwer?«

»Die Last meiner Berufung«, sagte Hrathen und zog sich die letzte Beinschiene vom Körper. Sie war mittlerweile verkratzt und verbeult. »Eine Berufung, die ich nicht länger verdient habe.« Er ließ die Schiene scheppernd zu Boden fallen.

Nach einem letzten Blick auf die blutrote Beinschiene schüttelte er den Kopf und zog sich die unförmige Baumwollunterwäsche aus, die zum Polstern der Rüstung da war.

Nun stand er mit nacktem Oberkörper vor ihr. Abgesehen von einer dünnen knielangen Hose trug er nur ein langes Stück Stoff um den rechten Arm, das wie ein Ärmel aussah.

Wozu der verhüllte Arm?, fragte Sarene sich. Ist das Teil des Gewandes eines derethischen Priesters ?

Andere Fragen waren im Moment jedoch wichtiger.

»Warum habt Ihr das getan, Hrathen?«, wollte sie wissen. »Warum habt Ihr Euch gegen Euer eigenes Volk gewandt?«

Hrathen zögerte. Dann blickte er zur Seite. »Dilafs Taten sind böse.«

»Aber Euer Glaube ...«

»Ich glaube an Jaddeth, einen Gott, der die Hingabe der Menschen will. Mit einem Blutbad ist ihm nicht gedient.«

»Der Wyrn scheint da anderer Meinung zu sein.«

Hrathen antwortete ihr nicht, sondern holte aus einer Truhe, die in der Nähe stand, einen Umhang hervor. Er reichte ihn ihr und nahm sich dann selbst ebenfalls einen. »Gehen wir.«

Raodens Füße waren so von Beulen, Verletzungen und Kratzern übersät, dass er sie nicht länger als Körperteile aus Fleisch und Blut wahrnahm. Es waren nur noch Klumpen aus Schmerz, die am Ende seiner Beine brannten.

Dennoch rannte er weiter. Er wusste, dass der Schmerz ihn erneut übermannen würde, wenn er stehen blieb. Er war nicht wirklich frei; sein Geist war geliehen, aus der Leere zurückgekehrt, um eine einzige Aufgabe zu erfüllen. Wenn er fertig war, würde ihn das weiße Nichts wieder in sein Vergessen saugen.

Er stolperte auf die Stadt Kae zu, wobei er sich den Weg dorthin mehr ertastete, als dass er ihn sah.

Lukel lag benommen da, als Jalla ihn zurück in die Menge der verängstigten Stadtbewohner zog. Sein Bein pochte, und er konnte spüren, wie sein Körper an Kraft verlor, während das Blut aus der langen Schwertwunde quoll. Seine Frau band das Bein so gut wie möglich ab, aber Lukel wusste, dass es sinnlos war. Selbst wenn es ihr gelang, die Blutung zu stillen, würden die Soldaten sie in ein paar Minuten sowieso umbringen.

Verzweifelt sah er mit an, wie einer der Krieger mit nacktem Oberkörper eine Fackel auf die übereinander geschichteten Elantrier warf. Die mit Öl übergossenen Körper gingen in Flammen auf.

Der Dämonenmann nickte mehreren Soldaten zu, die ihre Waffen zückten und grimmig auf die zusammengekauerten Stadtbewohner zukamen.

»Was macht er?«, wollte Karata wissen, als sie den Fuß des Hanges erreichten.

Raoden hatte immer noch einen Vorsprung. Auf wackeligen Beinen lief er auf den niedrigen Grenzwall von Kae zu.

»Ich weiß es nicht«, sagte Galladon. Vor ihnen hob Raoden einen langen Stock vom Boden auf und lief dann weiter. Den Stock zog er hinter sich

her.

*Was hast du vor, Sule?*, fragte Galladon sich. Doch in seinem Innern machte sich trotzig Hoffnung breit. »Was immer es sein mag, Karata, es ist wichtig. Wir müssen dafür sorgen, dass er es schafft.« Er lief Raoden hinterher, folgte dem Prinzen auf dem Fuße.

Ein paar Minuten später deutete Karata nach vorn. »Da!« Ein Trupp aus sechs fjordellischen Wächtern, die wohl die Stadt nach Versprengten absuchten, kam die Innenseite von Kaes Grenzwall entlang. Der Anführer bemerkte Raoden und hob eine Hand.

»Kommt schon«, sagte Galladon, der auf einmal mit unvermuteter Kraft hinter Raoden herstürmte. »Egal, was sonst noch passiert, Karata, sie dürfen ihn auf keinen Fall aufhalten!«

Raoden hörte kaum, wie sich die Männer näherten, und er bekam nur am Rande mit, wie Galladon und Karata von hinten angerannt kamen und sich verzweifelt auf die Soldaten stürzten. Seine Freunde waren unbewaffnet. Eine Stimme im hintersten Winkel seines Verstandes warnte ihn, dass sie ihm nicht viel Zeit verschaffen konnten.

Er lief weiter, den Stock starr umklammert. Er war sich nicht sicher, woher er wusste, dass er sich am richtigen Ort befand, aber es war so. Er konnte es *fühlen*.

Nur noch ein Stückchen weiter. Nur noch ein Stückchen weiter.

Eine Hand packte ihn. Eine Stimme brüllte ihn auf Fjordellisch an.

Raoden stolperte und fiel zu Boden - aber er hielt den Stock fest, ließ ihn noch nicht einmal einen Zentimeter verrutschen. Einen Augenblick später ertönte ein Ächzen, und die Hand ließ von ihm ab.

Nur noch ein Stückchen weiter.

Um ihn her wurde gekämpft. Galladon und Karata lenkten die Aufmerksamkeit der Soldaten ganz auf sich. Raoden stieß ein urtümliches Schluchzen aus und kroch wie ein Kind auf dem Boden entlang, während er seine Linie in das Erdreich grub. Stiefel tauchten neben Raodens Hand auf und hätten um ein Haar seine Finger zermalmt. Er schob sich weiter.

Gegen Ende blickte er auf. Ein Soldat vollführte den Rest des Hiebes, der Karatas Kopf von ihrem Körper abtrennte. Galladon fiel mit zwei Schwertern im Magen. Ein Soldat deutete auf Raoden.

Raoden knirschte mit den Zähnen und vollendete seine Linie im

Schmutz.

Galladons massiger Körper fiel krachend zu Boden. Karatas Kopf schlug gegen die niedrige Steinmauer. Der Soldat machte einen Schritt auf Raoden zu.

Aus der Erde explodierte Licht.

Es barst wie ein silberner Fluss aus dem Schmutz und sprühte entlang der Linie, die Raoden gezeichnet hatte, in die Luft. Das Licht umhüllte ihn, aber es war mehr als nur Licht. Es war essenzielle Reinheit.

Vergeistigte Macht. Das Dor. Es spülte über Raoden hinweg und bedeckte ihn mit einer warmen Flüssigkeit.

Und zum ersten Mal seit zwei Monaten hörten die Schmerzen auf.

Das Licht breitete sich auf Raodens Linie aus, die zu Kaes niedrigem Grenzwall führte. Es folgte dem Wall, stob aus dem Boden und beschrieb einen Kreis, bis es Kae vollständig umgab. Das war jedoch nicht alles. Die Macht schoss die kurze Straße zwischen Kae und Elantris entlang und verteilte sich ebenso über die Mauer der gewaltigen Stadt.

Von Elantris aus bewegte das Licht sich auf die anderen drei Außenstädte zu, deren Trümmer im Laufe der zehn Jahre seit der Reod so gut wie in Vergessenheit geraten waren. Schon bald waren alle fünf Städte von Licht umgeben - fünf prächtige Säulen aus Energie.

Die Städte bildeten gemeinsam ein riesengroßes Aon - den Mittelpunkt der elantrischen Macht. Es hatte nur der Schluchtlinie bedurft, um wieder zu funktionieren.

Ein Quadrat, vier Kreise. Das Aon Rao. Elantris' Lebensgeist.

Raoden stand in dem gleißenden Lichtstrom, seine Kleidung flatterte in der einzigartigen Macht. Er konnte fühlen, wie seine Kraft zurückkehrte, wie seine Schmerzen unwichtigen Erinnerungen gleich verblassten und seine Verletzungen heilten. Ohne hinzusehen wusste er, dass weiches weißes Haar auf seiner Kopfhaut gewachsen war, dass seine Haut ihre kränkliche Färbung verloren hatte und stattdessen silbern schimmerte. Dann erlebte er das freudigste Ereignis von allen. Wie eine donnernde Trommel begann ihm das Herz in der Brust zu schlagen. Die Shaod, die Verwandlung, hatte ihr Werk endlich zu Ende gebracht.

Mit einem bedauernden Seufzen trat Raoden aus dem Licht und zeigte sich der Welt als verwandeltes Wesen. Entgeistert erhob sich Galladon ein paar Meter entfernt vom Boden. Seine Haut hatte einen dunklen

metallischen Silberton angenommen.

Die verängstigten Soldaten taumelten rückwärts. Etliche machten Zeichen gegen das Böse und riefen ihren Gott an.

»Ihr habt eine Stunde«, sagte Raoden und wies mit einem leuchtenden Finger in Richtung der Hafenanlagen. »Geht.«

Lukel hielt seine Frau fest umklammert, während er zusah, wie die Flammen ihre lebendige Nahrung verzehrten. Er flüsterte ihr zu, dass er sie liebte, als die Soldaten nahten, um ihr schauerliches Werk zu vollenden. Pater Omin flüsterte hinter Lukel und sandte ein leises Gebet zu Domi, in dem er ihn anflehte, sich ihrer Seelen und derjenigen ihrer Henker anzunehmen.

Da fing Elantris wie eine Laterne, die plötzlich aufflammte, zu leuchten an. Die ganze Stadt erbebte, die Mauern schienen sich zu dehnen und von einer unbezähmbaren Macht verbogen zu werden. Die Menschen im Stadttinnern waren in einem Strudel aus Energie gefangen, während auf einmal heftige Winde durch Elantris peitschten.

Alles wurde still. Sie standen wie im Zentrum eines weißen Sturmes, während die Macht in Form einer glänzenden Wand um die Stadt tobte. Die Bewohner Kaes schrien verängstigt, und die Soldaten fluchten, den Blick verwirrt auf die glänzenden Mauern von Elantris gerichtet. Lukel beobachtete nicht die Mauern. Sein Mund öffnete sich ein wenig vor Verblüffung, als er zu dem Leichenberg hinüberstarrte - und die Schatten bemerkte, die sich darin bewegten.

Langsam begannen die Elantrier, von der Hitze unversehrt, aus dem Flammeninferno zu treten. Ihre Körper wurden von einem Licht erleuchtet, das heller und kräftiger war als das Feuer um sie her.

Die Bewohner Kaes saßen wie gelähmt da. Nur die beiden Dämonenpriester schienen sich rühren zu können. Einer schrie auf und stürzte mit erhobenem Schwert auf die Elantrier zu, die aus den Flammen hervorkamen.

Ein Machtblitz zuckte über den Platz und traf den Mönch in die Brust. Das Geschöpf wurde in einer Explosion reiner Energie geopfert. Sein Schwert fiel scheppernd auf das Kopfsteinpflaster, gefolgt von einzelnen Knochen und verbranntem Fleisch.

Entgeistert wandte Lukel sich in die Richtung, aus der der Angriff erfolgt war. Raoden stand mit erhobener Hand im immer noch offenen Stadttor



von Elantris. Der König glühte wie ein aus dem Jenseits zurückgekehrtes Gespenst. Seine Haut war silbern, das Haar leuchtend weiß, und sein Gesicht strahlte siegesgewiss.

Der letzte Dämonenpriester schrie Raoden auf Fjordellisch an und verfluchte ihn als Svrakiss. Raoden hob eine Hand und zeichnete wortlos ein Symbol in die Luft. Seine Finger hinterließen eine gleißende weiße Spur, eine Spur, die durch die gleiche ungestüme Macht leuchtete, die auch die Mauer von Elantris umgab.

Raoden hielt inne. Seine Hand schwebte in der Luft neben dem leuchtenden Zeichen - Aon Daa, dem Aon für Macht. Der König sah durch das leuchtende Symbol hindurch, die Augen herausfordernd auf den derethischen Krieger gerichtet.

Der Mönch fluchte erneut und ließ dann langsam die Waffe sinken.

»Nehmt Eure Männer, Mönch«, sagte Raoden. »Geht an Bord Eurer Schiffe und verschwindet. Alles Derethische, egal ob Mensch oder Gefährt, was beim Schlag der nächsten Stunde noch in meinem Land weilt, wird meinen Zorn zu spüren bekommen. Wagt es ja nicht, mir ein passendes Angriffsziel zu bieten.«

Die Soldaten liefen bereits davon und stürzten an Raoden vorbei aus der Stadt. Ihr dämonischer Anführer stahl sich hinter ihnen fort. Neben Raodens Herrlichkeit wirkte der grässliche Körper des Mönches im Grunde eher mitleiderregend als Furcht einflößend.

Raoden blickte den Fjordellern nach. Dann wandte er sich zu Lukel und den Übrigen um. »Volk von Arelon. Elantris ist auferstanden!«

Lukel blinzelte. Ihm war schwindelig. Kurzzeitig fragte er sich, ob das Ganze ein Trugbild gewesen sei, das sein überstrapazierter Geist ihm vorgegaukelt hatte. Doch als das Jubelgeschrei in seinen Ohren widerhallte, wusste er, dass es tatsächlich stimmte. Sie waren gerettet worden.

»Damit hat nun wirklich niemand gerechnet«, erklärte er und fiel dann aufgrund des Blutverlustes in Ohnmacht.

Dilaf betastete sich vorsichtig die zertrümmerte Nase. Am liebsten hätte er vor Schmerz aufgeheult. Seine Männer, die Dakhorer, warteten neben ihm. Es war ihnen ein Leichtes gewesen, die Wächter des Königs zu erschlagen, aber im Laufe des Gefechts hatten sie es nicht nur geschafft, Eventeo und die Prinzessin aus den Augen zu verlieren, sondern

obendrein auch noch Hrathen.

»Findet sie!«, verlangte Dilaf und stand auf. Er kochte vor Leidenschaft. Vor Wut. Die Stimme seiner toten Ehefrau erscholl in seinen Ohren und flehte um Rache. Sie sollte ihren Willen bekommen. Eventeos Schiffe würden niemals rechtzeitig in See stechen.

Außerdem durchstreiften bereits fünfzig Dakhorer Teods Hauptstadt. Die Mönche allein waren wie ein Heer, jeder von ihnen so kräftig wie hundert gewöhnliche Männer.

Sie würden Teod schon noch den Garaus machen.

## Kapitel 62

Sarene und Hrathen schlurften die Straße entlang, die unauffälligen Umhänge fest um sich gewickelt. Hrathen behielt die Kapuze auf, um seine dunklen Haare zu verbergen. Die Bewohner von Teod hatten sich in den Straßen versammelt, um herauszufinden, weshalb ihr König die Flotte in See stechen ließ. Viele wanderten in Richtung der Hafenanlagen, und Sarene und Hrathen mischten sich vornübergebeugt und demütig unter das Volk und gaben sich Mühe, nicht aufzufallen.

»Im Hafen suchen wir uns eine Mitfahrgelegenheit auf einem der Handelsschiffe«, sagte Hrathen leise. »Die werden aus Teod verschwinden, sobald die Flotte weg ist. Es gibt etliche Orte in Hrovell, an denen sich monatelang kein derethischer Priester blicken lässt. Dort können wir uns verstecken.«

»Ihr sprecht, als würde Teod auf jeden Fall untergehen«, gab Sarene flüsternd zurück. »Ihr könnt gehen, Priester, aber ich werde meine Heimat nicht im Stich lassen.«

»Wenn Euch die Sicherheit des Landes am Herzen liegt, werdet Ihr sehr wohl von hier verschwinden«, fuhr Hrathen sie an. »Ich kenne Dilaf. Er ist ein Besessener. Wenn Ihr in Teod bleibt, wird er auch bleiben. Wenn Ihr geht, wird er Euch vielleicht folgen.«

Sarene knirschte mit den Zähnen. Auf den ersten Blick schienen die Worte des Gyorns Sinn zu ergeben, aber es war durchaus möglich, dass er sich etwas ausdachte, um sie dazu zu bewegen, ihn zu begleiten. Andererseits bestand kein Grund, weshalb er das tun sollte. Was kümmerte ihn Sarene? Sie war bisher seine leidenschaftliche Gegnerin gewesen.

Sie bewegten sich langsam vorwärts, weil sie inmitten der Menschenmenge nicht durch eine schnellere Gangart auffallen wollten. »Ihr habt meine Frage vorhin nicht wirklich beantwortet, Priester«, flüsterte Sarene. »Ihr habt Euch gegen Eure eigene Religion gewandt. Warum?«

Hrathen ging einen Augenblick schweigend weiter. »Ich ... ich weiß es nicht, Weib.

Ich bin dem Shu-Dereth von Kindheit an gefolgt. Die Struktur und Logik

des Glaubens haben mich immer angesprochen. Ich bin Priester geworden. Ich ... dachte, ich sei gläubig. Letzten Endes hat sich aber herausgestellt, dass ich im Grunde gar nicht an den Shu-Dereth geglaubt habe, sondern an etwas ganz anderes. Ich weiß selbst nicht, an was.«

»Den Shu-Korath?«

Hrathen schüttelte den Kopf. »Das ist zu einfach. Glaube ist nicht einfach korathisch oder derethisch, entweder oder. Ich glaube immer noch an Dereths Lehren. Ich habe ein Problem mit dem Wyrn, nicht mit Gott.«

Es erfüllte Hrathen mit Entsetzen, sich vor dem Mädchen derart schwach gezeigt zu haben. Rasch verschloss er sich weiteren Fragen. Ja, er hatte den Shu-Dereth verraten. Ja, er war ein Verräter. Doch aus irgendeinem Grund fühlte er sich jetzt, da er eine Entscheidung getroffen hatte, ruhig und gelassen. In Duladel hatte er Blutvergießen und Tod verursacht. So weit würde er es nicht noch einmal kommen lassen.

Er hatte sich eingeredet gehabt, der Sturz der Republik sei eine notwendige Tragödie gewesen. Jetzt hatte er dieses Hirngespinnst abgeschüttelt. Sein Werk in Duladel war moralisch kein bisschen einwandfreier gewesen, als was Dilaf hier in Teod versucht hatte. Indem Hrathen sich der Wahrheit geöffnet hatte, hatte er ironischerweise gleichzeitig die Augen vor der Schuld seiner eigenen vergangenen Gräueltaten geöffnet.

Eine Sache hielt ihn jedoch davon ab, völlig zu verzweifeln: Endlich konnte er von sich sagen - was immer ihm noch zustoßen mochte, egal was er getan hatte -, dass er nun der Wahrheit seines Herzens folgte. Er konnte sterben und Jaddeth voll Mut und Stolz entgegentreten.

Der Gedanke kam ihm, kurz bevor er das Stechen in seiner Brust bemerkte. Er hob ächzend die Hand und griff sich überrascht an die Brust. Seine Finger waren blutverschmiert. Seine Beine wurden schwach, und er sank gegen ein Haus, ohne auf Sarenes entsetzten Aufschrei zu achten. Verwirrt ließ er den Blick durch die Menge schweifen und gewahrte das Gesicht seines Mörders. Er kannte den Mann. Er hieß Fjon; es war der Priester, den Hrathen am Tag seiner Ankunft in Kae nach Hause geschickt hatte. Das war vor zwei Monaten gewesen. Wie hatte Fjon ihn gefunden? Wie ...? Es war unmöglich. Fjon lächelte und verschwand in dem Menschengewühl.

Als die Dunkelheit Hrathen umfing, gab er alle Fragen auf. Stattdessen erfüllte Sarenes besorgtes Gesicht sein Blickfeld und sein Bewusstsein. Die Frau, die sein Verderben gewesen war. Ihretwegen hatte er die Lügen von sich abgeschüttelt, die er sein ganzes Leben lang geglaubt hatte.

Sie würde niemals wissen, dass er sie letzten Endes geliebt hatte.

Lebt wohl, meine Prinzessin, dachte er. Jaddeth, erbarme dich meiner Seele. Ich habe nur das Beste getan, was ich tun konnte.

Sarene sah, wie das Licht in Hrathens Augen immer schwächer wurde.

»Nein!«, rief sie und presste die Hand auf seine Wunde in dem vergeblichen Versuch, die Blutung zu stillen. »Hrathen, wagt es ja nicht, mich hier allein zu lassen!«

Er reagierte nicht. Sie hatte um des Schicksals zweier Länder willen gegen ihn gekämpft, aber nie wirklich gewusst, wer er eigentlich war. Nun würde sie es nie erfahren.

Ein überraschter Aufschrei riss Sarene aus ihren Gedanken. Menschen versammelten sich um sie, fassungslos angesichts des sterbenden Mannes auf der Straße. Entgeistert erkannte Sarene, dass sie im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit stand. Sie hob abwehrend die Hand und zog sich zurück, wie um sich zu verstecken, aber es war zu spät. Mehrere Gestalten mit nacktem Oberkörper erschienen aus einer Gasse, um dem Vorfall nachzugehen. Einer von ihnen hatte Blut im Gesicht, das sichere Anzeichen einer gebrochenen Nase.

Fjon stahl sich durch die Menge. Er frohlockte, weil sein erster Mord derart einfach verlaufen war. Man hatte ihm gesagt, dass es nicht schwer sein würde: Er musste nur einen einzigen Mann niederstechen, um in das Kloster Rathbore aufgenommen zu werden, wo man ihn zum Attentäter ausbilden würde.

Ihr habt recht gehabt, Hrathen, dachte er. Sie haben mir eine neue Möglichkeit eröffnet, Jaddeths Reich zu dienen, und zwar eine wichtige. Wie ironisch, dass man ihn beauftragt hatte, ausgerechnet Hrathen umzubringen.

Wie hatte der Wyrn wissen können, dass Fjon Hrathen hier, auf den Straßen von Teod, antreffen würde? Wahrscheinlich würde Fjon das nie erfahren. Lord Jaddeth wandelte auf Pfaden, die das menschliche Verständnis überstiegen. Doch Fjon hatte seine Pflicht erfüllt. Seine Zeit

der Buße war vorüber.

Beschwingten Schrittes ging Fjon zu seinem Gasthaus zurück und bestellte ein Frühstück.

»Lass mich in Ruhe«, sagte Lukel gequält. »Ich bin so gut wie tot. Kümmere dich lieber um die anderen.«

»Hör mit dem Gewinsel auf«, sagte Raoden und zeichnete über dem verletzten Lukel das Aon Ien in die Luft. Er vervollständigte es mit der Schluchtlinie, und die Wunde am Bein des Kaufmanns schloss sich augenblicklich. Diesmal kannte Raoden nicht nur die richtigen modifizierenden Zeichen, sondern seine Aonen hatten zudem Elantris' Macht hinter sich. Die Auferstehung der Stadt hatte dazu geführt, dass AonDor seine legendäre Kraft wiedergewonnen hatte.

Lukel blickte nach unten und beugte versuchsweise das Bein. Er betastete die Stelle, an der die Schnittwunde gewesen war. Dann runzelte er die Stirn. »Also weißt du, du hättest wenigstens eine Narbe übrig lassen können! Ich habe einiges mitgemacht, um diese Wunde zu erhalten. Du hättest sehen sollen, wie mutig ich gewesen bin! Meine Enkelkinder werden enttäuscht sein, wenn ich ihnen noch nicht einmal ein paar Narben zeigen kann.«

»Sie werden es überleben.« Raoden erhob sich und ging.

»Was ist denn mit dir los?«, meinte Lukel von hinten. »Ich dachte, wir hätten *gesiegt!*«

*Wir haben gesiegt*, dachte Raoden. *Aber ich habe versagt*. Sie hatten die Stadt abgesucht - aber von Sarene, Dilaf und Hrathen fehlte jede Spur. Raoden hatte einen versprengten derethischen Soldaten gefangen und von ihm wissen wollen, wo sie waren, aber der Mann hatte vorgegeben, es nicht zu wissen, und Raoden hatte ihn angewidert ziehen lassen.

Grüblerisch sah er den Menschen beim Feiern zu. Trotz der Toten, trotz der beinahe völligen Zerstörung Kaes, waren sie glücklich. Fjorden war zurückgeschlagen worden, und Elantris war wiedergekehrt. Die Zeit der Götter war erneut angebrochen.

Unglücklicherweise konnte Raoden den süßen Sieg nicht genießen. Nicht ohne Sarene. Galladon entfernte sich schlendernd von einer Gruppe Elantrier und kam langsam auf ihn zu. Der Großteil der silberhäutigen Menschen war völlig orientierungslos. Viele waren jahrelang Hoed gewesen und wussten

nichts von den gegenwärtigen Ereignissen.

»Sie werden ...«, setzte der Dula an.

»Mylord Raoden!«, unterbrach ihn jäh eine Stimme - eine Stimme, die Raoden auf der Stelle wiedererkannte.

»Ashe?«, fragte er begierig und sah sich suchend nach dem Seon um.

»Euer Majestät!« Ashe kam über den Eingangsplatz geflitzt. »Ein Seon hat sich soeben mit mir in Verbindung gesetzt. Die Prinzessin! Sie ist in Teod, Mylord. Mein Königreich ist ebenfalls angegriffen worden!«

»Teod?«, fragte Raoden entgeistert. »Wie im Namen Domis ist sie *dorthin* gelangt?«

Sarene wich zurück. Sie wünschte sich verzweifelt eine Waffe. Die Stadtbewohner bemerkten Dilaf und seine Krieger und stoben verängstigt auseinander, als sie die eigenartig entstellten Körper und boshaften Augen der Fjordeller gewahrten. Sarene hätte sich ihnen am liebsten angeschlossen, aber damit hätte sie sich nur direkt in Dilafs Hände begeben. Die Krieger des kleinen Mönches verteilten sich, um ihr sämtliche Fluchtwege abzuschneiden.

Dilaf kam auf sie zu. Sein Gesicht war voll getrockneten

Blutes, der nackte Oberkörper schwitzte in der kalten teoischen Luft und ließ die Wülste der verschlungenen Muster unter der Haut an seinen Armen und seiner Brust erkennen. Die Lippen hatte er zu einem hämischen Grinsen verzogen. In diesem Augenblick wurde Sarene klar, dass dieser Mann das Schrecklichste war, was sie jemals zu Gesicht bekommen würde.

Raoden erklimmte die Mauer von Elantris, je zwei Stufen auf einmal.

Seine nun ganz entwickelten elantrischen Muskeln arbeiteten schneller und ausdauernder, als es seine Muskeln vor der Shaod getan hatten.

»Sule!«, rief Galladon besorgt und eilte ihm hinterher.

Raoden reagierte nicht. Er kam oben auf der Mauer an und schob sich gewaltsam durch die unzähligen Menschen, die auf die Überreste von Kae hinabblickten. Die Menge teilte sich, als die Leute erkannten, wer er war. Manche knieten nieder und murmelten: »Euer Majestät.« Sie klangen ehrfürchtig. In ihren Augen verkörperte er die Rückkehr zu ihrem früheren Leben. Einem hoffnungsvollen, schwelgerischen Leben, in dem es den Menschen weder an Nahrung noch an Zeit gemangelt hatte. Einem Leben, das während zehn Jahren Tyrannei beinahe in

Vergessenheit geraten war.

Raoden achtete nicht auf die Leute, sondern lief weiter, bis er auf der nördlichen Mauer stand, von der aus man auf das weite blaue Fjordische Meer blickte. Jenseits dieses Gewässers befand sich Teod. Und Sarene.

»Seon«, befahl Raoden, »zeig mir die genaue Richtung, in der sich die Hauptstadt von Teod von hier aus befindet.«

Ashe schwebte einen Moment in der Luft hin und her, dann bewegte er sich an eine Stelle vor Raoden und markierte auf diese Weise einen Punkt am Horizont. »Wenn Ihr nach Teod segeln wolltet, Mylord, würdet Ihr in diese Richtung aufbrechen.«

Raoden nickte. Er vertraute dem angeborenen Orientierungssinn des Seons. Er fing zu zeichnen an. Mit fliegenden Händen erschuf er das Aon Tia. Seine Finger führen Muster nach, die er auswendig gelernt hatte, ohne zu glauben, dass sie ihm jemals von Nutzen sein würden. Nun, da Elantris die Kraft der Aonen nährte, erschienen die Linien nicht länger nur in der Luft, wenn er sie zeichnete, sondern sie explodierten geradezu. Licht strömte aus dem Aon, als rissen seine Finger winzige Löcher in einen mächtigen Damm und erlaubten nur einem kleinen Teil des Wassers hindurchzuspritzen.

»Sule!«, rief Galladon, der ihn endlich eingeholt hatte. »Sule, was ist los?« Dann erkannte er das Aon anscheinend wieder, denn er fluchte.

»Doloken, Raoden, du weißt nicht, was du tust!«

»Ich reise nach Teod.« Raoden zeichnete weiter.

»Aber Sule«, protestierte Galladon. »Du selbst hast mir erzählt, wie gefährlich das Aon Tia sein kann. Wie war das gleich noch? Wenn man nicht die genaue Entfernung kennt, die man zurücklegen muss, kann man sterben. Du darfst dich nicht blindlings in die Sache stürzen. Kolo?«

»Es geht nicht anders, Galladon«, sagte Raoden. »Ich muss es zumindest versuchen.«

Galladon schüttelte den Kopf und legte Raoden eine Hand auf die Schulter. »Sule, ein sinnloser Versuch wird gar nichts beweisen außer deiner Dummheit. Weißt du überhaupt, wie weit es bis nach Teod ist?« Langsam ließ Raoden die Hand sinken. Er war kein Geograf. Teod war etwa vier Tagesreisen mit dem Schiff entfernt, so viel wusste er, aber er besaß keinerlei praktisches Wissen, wie viele Meilen oder Fuß das waren. In das Aon Tia musste er jedoch einen Bezugsrahmen



einarbeiten, der ihm ein Längenmaß zur Verfügung stellte, damit es wusste, wie weit es ihn transportieren sollte.

Galladon nickte und klopfte Raoden auf die Schulter. »Macht ein Schiff klar!«, befahl der Dula einer Gruppe Soldaten, dem letzten Rest der elantrischen Stadtwache.

Es wird zu spät sein!, dachte Raoden bekümmert. Was nützt schon Macht, was nützt Elantris, wenn ich mich ihrer nicht bedienen kann, um den Menschen zu beschützen, den ich liebe?

»Eine Million dreihundertsiebenundzwanzigtausendundzweiundvierzig«, erklang eine Stimme in Raodens Rücken.

Überrascht drehte Raoden sich um. Adien stand nicht weit von ihnen entfernt. Seine Haut schimmerte im silbrigen elantrischen Glanz. In seinen Augen war keine Spur der geistigen Störung zu erkennen, an der er von Geburt an gelitten hatte. Stattdessen starrten sie verständig und klar in die Ferne.

»Adien«, sagte Raoden erstaunt. »Du bist...«

Der junge Mann, der nun, da er geheilt war, Lukel verblüffend ähnlich sah, trat vor. »Ich habe das Gefühl, mein ganzes Leben ist ein Traum gewesen, Raoden. Ich kann mich an alles erinnern, was passiert ist. Aber ich konnte nicht auf meine Mitmenschen eingehen, ich konnte nichts sagen. Das ist jetzt anders, aber eine Sache ist gleich geblieben. Mein Geist... ich bin schon immer gut mit Zahlen gewesen ...«

»Schritte«, flüsterte Raoden.

»Eine Million dreihundertsiebenundzwanzigtausendundzweiundvierzig«, wiederholte Adien. »So viele Schritte sind es bis nach Teod. Ihr müsst jetzt nur noch meine Schrittlänge messen und die als Maßeinheit nehmen.«

»Beeilt Euch, Mylord!«, rief Ashe voll Angst. »Sie schwebt in Gefahr. Mai ... beobachtet die Prinzessin in diesem Augenblick. Er sagt, sie sei umzingelt. Oh, Domi! Beeilt Euch!«

»Wo, Seon?«, fragte Raoden brüsk, während er sich hinkniete und Adiens Schrittlänge mit einem Streifen Tuch vermaß.

»In der Nähe der Hafenanlagen, Mylord«, sagte Ashe. »Sie steht auf der Hauptstraße, die zu den Hafenanlagen führt!«

»Adien!« Raoden zeichnete eine Linie in sein Aon, die der Schrittlänge des Jungen entsprach.

»Eine Million dreihundertsechszwanzigtausendachthundertundfünf«, sagte Adien. »So weit ist es bis zu den Hafenanlagen.« Er blickte mit gerunzelter Stirn empor. »Ich ... ich kann mir selbst nicht erklären, woher ich das weiß. Als Kind bin ich einmal dort gewesen, aber ...«

*Es wird reichen müssen*, dachte Raoden. Er streckte den Arm aus und zeichnete ein modifizierendes Zeichen neben sein Aon, das angab, dass er eine Million dreihundertsechszwanzigtausendachthundertundfünf Mal die Länge der Linie transportiert werden wollte.

»Sule, das ist der reinste Wahnsinn!«, sagte Galladon.

Raoden sah seinen Freund an, nickte zustimmend und zeichnete dann schwungvoll die Schluchtlinie quer über das Aon.

»Du bist bis zu meiner Rückkehr für Arelon verantwortlich, mein Freund«, sagte Raoden. Das Aon Tia fing zu beben an und ergoss Licht vor ihn. Er griff nach oben in das Zentrum des zitternden Aons. Seine Finger legten sich um den Mittelpunkt, als handele es sich um einen festen Körper.

*Idos Domi*, betete er, *wenn du je eines meiner Gebete erhört hast, lenke jetzt meinen Pfad*. Dann spürte er, wie die Macht des Aons durch ihn hindurchschoss und seinen Körper umhüllte. Er konnte nur hoffen, dass Ashe ihm den richtigen Winkel angegeben hatte. Einen Augenblick später verschwand die Welt um ihn her.

Sarene presste sich mit dem Rücken an eine harte Backsteinmauer. Dilaf kam mit schadenfrohem Blick auf sie zu. Er bewegte sich langsam, während seine Mönche sich von allen Seiten näherten.

Es war vorbei. Ihr war jeglicher Fluchtweg abgeschnitten.

Auf einmal traf ein Lichtstrahl einen der Mönche und wirbelte das Wesen durch die Luft. Verblüfft sah Sarene zu, wie der Mönch sich vor ihr nach hinten bog und dann urplötzlich zu Boden fiel. Die anderen Mönche blieben entsetzt stehen.

Eine Gestalt stürzte an den überraschten Mönchen vorbei und kam auf Sarene zugehastet. Seine Haut war silbrig, das Haar leuchtete weiß, sein Gesicht...

»Raoden?«, fragte sie schockiert.

Dilaf stieß ein Knurren aus, und Sarene schrie auf, als der Priester sich mit übernatürlicher Schnelligkeit auf Raoden warf. Doch Raoden reagierte ebenso schnell. Er wirbelte herum und wich Dilafs Angriff aus.

Die Hand des Königs peitschte durch die Luft und kitzelte rasch ein Aon.

Ein Lichtstrahl schoss aus dem Aon hervor. Die Luft um das Aon krümmte sich und legte sich spiralförmig um das Zeichen. Der Blitz traf Dilaf in die Brust und explodierte, sodass der Mönch zurückgeschleudert wurde. Dilaf prallte gegen eine Häuserwand und stürzte zu Boden. Zwar stöhnte der Priester, aber er erhob sich torkelnd wieder.

Raoden fluchte. Er lief das kurze Stück zu Sarene und packte sie. »Halte dich an mir fest«, befahl er und zeichnete mit seiner freien Hand ein weiteres Aon. Die Muster, die Raoden um das Aon Tia malte, waren kompliziert, aber seine Hand bewegte sich geschickt. Er stellte es in dem Augenblick fertig, als Dilafs Männer sie erreichten.

Durch Sarenes Körper ging ein Ruck, ähnlich wie bei der Gelegenheit, als Dilaf sie nach Teod gebracht hatte. Sie wurde von flackerndem, pulsierendem Licht umgeben. Den Bruchteil einer Sekunde später kehrte die Welt um sie her wieder zurück. Sarene taumelte orientierungslos und fiel auf das vertraute teoische Kopfsteinpflaster.

Überrascht blickte sie auf. Etwa zwanzig Meter die Straße hinab erblickte sie die nackten Oberkörper von Dilafs Mönchen, die verwirrt im Kreis standen. Ein Mönch hob die Hand und deutete auf Raoden und Sarene.

»Idos Domi!«, fluchte Raoden. »Ich habe ganz vergessen, was in den Büchern steht! Die Kraft der Aonen nimmt immer mehr ab, je weiter man sich von Elantris entfernt.«

»Du kannst uns nicht nach Hause bringen?«, fragte Sarene, die sich wieder aufrappelte.

»Nicht per Aon, nein«, antwortete Raoden. Dann nahm er sie bei der Hand und fing an zu laufen.

Ihr gingen so viele Fragen durch den Kopf, dass die ganze Welt ein verworrenes Durcheinander zu sein schien. Was war mit Raoden geschehen? Wie hatte er sich von der Verletzung erholt, die Dilaf ihm zugefügt hatte? Sie verkniff sich die Fragen. Es reichte, dass er gekommen war.

Fieberhaft suchte Raoden nach einer Fluchtmöglichkeit. Allein hätte er Dilafs Männern vielleicht entwischen können, aber niemals mit Sarene im Schlepptau. Die Straße führte zum Hafen, wo Teods gewaltige

Kriegsschiffe schwerfällig aus der Bucht ausliefen, um eine Flotte anzugreifen, die unter Fjordens Flagge segelte. Am anderen Ende des Hafens stand ein Mann in königlich grünem Gewand und unterhielt sich mit zwei Gehilfen. König Eventeo, Sarenes Vater. Der König sah sie nicht, sondern bog schnellen Schrittes in eine Seitengasse ein.

»Vater!«, schrie Sarene, aber die Entfernung war zu groß.

Raoden konnte Schritte hören, die sich ihnen näherten. Er drehte sich blitzschnell um und stieß Sarene hinter sich. Dann hob er die Arme und machte sich daran, mit beiden Händen je ein Aon Daa zu zeichnen. Zwar waren die Aonen in Teod schwächer, aber sie waren nicht wirkungslos. Dilaf hob eine Hand, woraufhin seine Männer ihre Schritte verlangsamten. Raoden erstarrte. Er wollte sich nicht auf eine offene Schlacht einlassen, wenn es nicht unbedingt sein musste. Worauf wartete Dilaf?

Mönche mit nackten Oberkörpern strömten aus den Gassen und Straßen. Dilaf wartete lächelnd ab, während sich seine Krieger um ihn versammelten. Binnen weniger Minuten war seine Truppe von zwölf auf fünfzig Männer angewachsen, und Raodens Aussichten waren nicht länger nur schlecht, sondern geradezu hoffnungslos.

»Na, das war ja eine fantastische Rettungsaktion«, murmelte Sarene. Sie trat neben Raoden und starrte verächtlich den Ungeheuern entgegen. Ihre trotzig Ironie brachte Raoden zum Lächeln. »Das nächste Mal denke ich daran, eine Armee mitzubringen.«

Dilafs Mönche stürmten auf sie zu. Raoden vervollständigte seine beiden Aonen und schleuderte den Dakhoren zwei mächtige Energieblitze entgegen. Dann begann er rasch wieder zu zeichnen. Doch Sarene, die Raoden fest an der Taille umschlungen hielt, konnte sehen, dass er nicht fertig sein würde, bevor die übernatürlich schnellen Krieger sie erreicht hätten.

Da erbeben die Hafenanlagen unter einer gewaltigen Kraft. Holz zersplitterte, Stein zerbarst, und ein orkanartiger Wind fegte über sie hinweg. Sarene musste sich an Raoden festklammern, der besseren Halt gefunden zu haben schien; ansonsten wäre sie zu Boden geschleudert worden. Als sie es endlich wagte, die Augen wieder zu öffnen, waren Raoden und sie von unzähligen silberhäutigen Gestalten umgeben.

»Das Aon Daa!«, befahl Galladon mit dröhnender Stimme.

Hunderte Hände erhoben sich in die Luft und malten Aonen. Etwa der Hälfte unterliefen Fehler, und ihre Aonen verblassten wieder. Doch es vervollständigten so viele ihr Aon, dass sie eine Woge der Zerstörung in Richtung von Dilafs Männern schickten, die so mächtig war, dass die ersten paar Mönche in Stücke gerissen wurden.

Menschen brachen zusammen, andere wurden nach hinten geschleudert. Die übrigen Mönche blieben entsetzt stehen und starrten die Elantrier an. Dann verteilten die Dakhorer sich zu einem erneuten Angriff, wobei sie ihre Aufmerksamkeit weg von Raoden und Sarene auf den neuen Feind richteten.

Dilaf war der einzige Mönch, der daran dachte, sich zu ducken. Die anderen, von einem arroganten Glauben an die eigene Kraft beseelt, ließen sich einfach von den heftigen Energieblitzen treffen.

*Narren!*, dachte Dilaf, als er sich wegrollte. Jeder Dakhorer war mit besonderen Fähigkeiten und Kräften gesegnet. Alle waren extrem stark und hatten beinahe unzerstörbare Knochen, aber nur Dilaf war in der Lage, Angriffen durch das Dor zu widerstehen - eine Macht, die den Tod von fünfzig Männern zu ihrer Erschaffung vorausgesetzt hatte. Er fühlte mehr, als dass er sah, wie seine Männer von der elantrischen Attacke in Stücke gerissen wurden.

Die restlichen Mönche waren zahlenmäßig völlig unterlegen. Wacker griffen sie an und versuchten, so viele der schändlichen Elantrier wie möglich zu töten. Sie hatten eine gute Ausbildung genossen. Dilaf sehnte sich danach, es ihnen gleichzutun.

Doch er handelte anders. Manche hielten ihn für wahnsinnig, aber er war kein Narr.

Die Schreie in seinem Kopf verlangten nach Rache, und es gab immer noch einen Weg, sie zu erreichen. Einen Weg, sich an der teoischen Prinzessin und ihren Elantriern zu rächen. Einen Weg, die Befehle des Wyrns zu erfüllen. Einen Weg, die Schlacht doch noch für sich zu entscheiden.

Dilaf rannte davon. Er geriet leicht ins Stolpern, als ein Energieblitz ihn im Rücken traf. Seine verstärkten Knochen hielten, und er überstand den Angriff unversehrt.

Als er vor ein paar Minuten den Hafen erreicht hatte, hatte er gesehen, wie König Eventeo in einer Seitengasse verschwunden war. Er stürzte

nun auf eben diese Gasse zu.

Sein Opfer würde ihm folgen.

»Raoden!«, rief Sarene und deutete auf den fliehenden Dilaf.

»Lass ihn ruhig«, erwiderte Raoden. »Er kann keinerlei Schaden mehr anrichten.«

»Aber in die Richtung ist mein Vater gegangen!« Sarene zog ihn in Richtung der Gasse.

*Sie hat recht*, dachte Raoden innerlich fluchend. Er lief hinter Dilaf her.

Sarene winkte ihm zu, und er ließ sie zurück. Seine frisch

wiederhergestellten elantrischen Beine trugen ihn mit außergewöhnlicher Geschwindigkeit zu der Gasse. Die anderen Elantrier sahen ihn nicht davonlaufen, sondern fuhren fort, gegen die Mönche anzukämpfen.

Raoden bog in die Gasse ein. Er war kaum außer Atem. Da stürzte sich Dilaf auf ihn. Der kräftig gebaute Mönch erschien aus einer schattigen Ecke und schleuderte Raoden in der Gasse gegen eine Häuserwand.

Raoden schrie auf, als seine Rippen brachen. Dilaf wich zurück und zückte mit einem Lächeln sein Schwert. Der Priester sprang vorwärts, und Raoden rollte sich gerade noch rechtzeitig zur Seite, um nicht aufgespießt zu werden. Auf diese Weise schnitt Dilafs Klinge ihm durch das Fleisch seines Unterarms, sodass silbrig weißes Elantrierblut hervorquoll.

Schmerz durchzuckte Raodens Arm, und er stieß ein Keuchen aus.

Dieser Schmerz war jedoch schwach und dumpf im Vergleich zu seinen früheren Qualen. Er vergaß ihn schnell wieder und rollte erneut zur

Seite, als Dilaf mit dem Schwert auf sein Herz zielte. Wenn Raodens Herz erneut zu schlagen aufhörte, würde er sterben. Elantrier waren stark und genasen schnell, aber sie waren nicht unsterblich.

Während Raoden dem Hieb auswich kramte er in seinem Gedächtnis nach Aonen.

Er dachte blitzschnell nach, kam auf die Beine und kritzelte hastig das Aon Edo in die Luft. Es war ein einfaches Zeichen, das nur sechs Striche benötigte, und er war damit fertig, bevor Dilaf ein drittes Mal angreifen konnte. Das Aon leuchtete kurz auf, und dann erschien eine dünne Lichtwand zwischen ihm und Dilaf.

Dilaf testete die Wand zögerlich mit seiner Schwertspitze aus und stieß auf einen Widerstand. Je mehr man gegen sie drückte, desto mehr

Energie bezog sie aus dem Dor und drückte mit der gleichen Kraft zurück. Dilaf konnte ihn nicht erreichen.

Gleichgültig hob Dilaf den Arm und berührte die Wand mit der bloßen Hand. Seine Handfläche blitzte kurz auf, und die Wand zerbarst, sodass Lichtsplitter durch die Luft stoben.

Raoden verfluchte seine eigene Dummheit; dies war der Mann, der erst tags zuvor seinen Illusionszauber zerstört hatte. Irgendwie hatte Dilaf die Macht, die Wirkung von Aonen aufzuheben. Raoden sprang zurück, aber das Schwert stieß schneller zu. Die Spitze traf Raoden nicht an der Brust, sondern an der Hand.

Raoden schrie auf, als sich das Schwert in seine rechte Handfläche bohrte. Er hielt die verletzte Hand mit der Linken, aber die Bewegung ließ die Wunde an seinem Unterarm erneut heftig schmerzen. Beide Hände waren nun untauglich gemacht. Er konnte keine Aonen mehr zeichnen. Dilafs nächste Attacke bestand aus einem lässigen Tritt, und Raodens Rippen, die bereits angeknackst waren, brachen noch weiter. Er stieß einen Schrei aus und fiel auf die Knie.

Dilaf lachte und berührte Raodens Wange mit seiner Schwertspitze. »Die Skazen haben also recht. Elantrier sind nicht unzerstörbar.«

Raoden antwortete nicht.

»Ich werde doch noch siegen, Elantrier!« Dilaf klang außer sich vor Raserei. »Sobald die Schiffe des Wyrns die teoische Kriegsflotte besiegt haben, werde ich meine Truppen sammeln und gegen Elantris marschieren.«

»Niemand besiegt die teoische Kriegsflotte, Priester«, unterbrach ihn eine Frauenstimme. Eine Klinge blitzte auf und schoss auf Dilafs Kopf zu.

Der Priester jaulte auf und schaffte es gerade noch, Sarenes Angriff mit seinem eigenen Schwert abzuwehren. Sie hatte ein Schwert gefunden und ließ es so schnell in einem Muster durch die Luft peitschen, dass Raoden ihr kaum mit den Augen folgen konnte. Er lächelte, als er Dilafs Überraschung bemerkte, denn er konnte sich noch gut entsinnen, mit welcher Leichtigkeit die Prinzessin ihn selbst besiegt hatte. Sarenes Waffe war breiter als eine Syre, aber sie ging dennoch außerordentlich geschickt damit um.

Dilaf war jedoch kein gewöhnlicher Mann. Die Knochenmuster unter

seiner Haut fingen zu leuchten an, als er Sarenes Angriff abwehrte, und er bewegte sich noch schneller als zuvor. Schon bald stellte Sarene ihre Ausfälle ein und war beinahe augenblicklich gezwungen, sich defensiv zurückzuziehen. Das Gefecht endete, als Dilafs Schwert sich in ihre Schulter bohrte. Sarenes Waffe fiel klirrend auf das Kopfsteinpflaster, und sie strauchelte und sackte neben Raoden zusammen.

»Es tut mir leid«, flüsterte sie.

Raoden schüttelte den Kopf. Niemand konnte erwarten, einen Schwertkampf gegen jemanden wie Dilaf zu gewinnen.

»Und meine Rache nimmt ihren Lauf«, flüsterte Dilaf leidenschaftlich und hob das Schwert. »Du kannst aufhören zu schreien, meine Liebste.« Raoden packte Sarene beschützend mit einer blutenden Hand. Dann hielt er inne.

Hinter Dilaf bewegte sich etwas. Eine Gestalt in den Schatten der Gasse. Mit einem Stirnrunzeln drehte Dilaf sich um und folgte Raodens Blick. Eine Gestalt torkelte aus dem Dunkeln und hielt sich mit schmerzverzerrtem Gesicht die Seite. Es war ein großer Mann mit breiter Brust, dunklem Haar und entschlossenen Augen.

Obwohl der Mann seine Rüstung nicht mehr anhatte, erkannte Raoden ihn. Der Gyorn Hrathen.

Merkwürdigerweise schien Dilaf sich nicht über den Anblick seines Gefährten zu freuen. Der Mönch aus Dakhor wirbelte herum und hob mit zornig funkelnden Augen das Schwert. Er sprang vor, schrie etwas auf Fjordellisch und ließ sein Schwert auf den offensichtlich geschwächten Gyorn niedersausen.

Hrathen blieb stehen. Dann streckte er blitzschnell den Arm aus seinem Umhang hervor. Dilafs Schwert traf Hrathens Unterarm.

Und richtete nichts aus.

Sarene stieß neben Raoden ein Keuchen aus. »Er ist einer von ihnen!«, entfuhr es ihr leise.

Es stimmte. Dilafs Waffe kratzte Hrathens Arm entlang, schob den Stoff zurück und entblößte die Haut darunter. Der Arm war nicht der eines normalen Mannes. Er wies verschlungene Muster unter der Haut auf, die Knochenwülste, die das Kennzeichen eines Mönches aus Dakhor waren. Offensichtlich traf diese Offenbarung Dilaf ebenfalls überraschend. Der



Mönch stand verblüfft da, während Hrathens Hand vorschnellte und Dilaf am Hals packte.

Dilaf fing zu fluchen an und wand sich in Hrathens Griff. Der Gyorn richtete sich jedoch noch weiter auf und packte stärker zu. Unter seinem Umhang hatte Hrathen einen nackten Oberkörper, und Raoden konnte erkennen, dass seine Haut dort keine Muster aus Dakhor aufwies. Aus einer Wunde an der Seite quoll frisches Blut hervor. Nur die Knochen in seinem Arm hatten die eigenartigen verschlungenen Muster. Warum die nur teilweise vollzogene Verwandlung?

Hrathen stand zu seiner vollen Größe aufgerichtet und achtete nicht auf Dilaf, obwohl der Mönch anfang, mit seinem kurzen Schwert gegen Hrathens unnatürlich starken Arm zu schlagen. Die Hiebe prallten ab. Stattdessen zielte Dilaf nun auf Hrathens Seite. Das Schwert drang tief in Hrathens Fleisch, doch der Gyorn stieß noch nicht einmal ein Ächzen aus. Er verstärkte den Griff um Dilafs Hals noch, und der kleine Mönch stöhnte und ließ sein Schwert vor Schmerz fallen.

Hrathens Arm fing zu leuchten an.

Die eigenartigen verschlungenen Linien unter Hrathens Haut erstrahlten unheimlich, während der Gyorn Dilaf vom Boden emporhob. Dilaf wand sich verzweifelt, und sein Atem ging keuchend. Er versuchte zu entkommen und Hrathens Finger aufzustemmen, aber der Griff des Gyorns blieb fest.

Hrathen hielt Dilaf hoch in die Luft empor, den merkwürdigen leeren Blick gen Himmel gerichtet als sei Dilaf eine Art heiliges Opfer. Der Gyorn stand lange Zeit mit glühendem Arm da, ohne sich zu rühren. Dilaf wurde immer rasender.

Dann erklang ein Knacken. Dilaf hörte auf, sich zur Wehr zu setzen. Langsam ließ Hrathen die Leiche sinken und schleuderte sie zur Seite. Das Leuchten in seinem Arm erlosch. Er sah zu Raoden und Sarene hinüber, stand einen Augenblick ruhig da und brach dann leblos zusammen.

Als Galladon kurz darauf eintraf, versuchte Raoden gerade erfolglos, trotz seiner verletzten Hände Sarenes Schulter zu heilen. Der hünenhafte Dula sah sich in der Gasse um und bedeutete dann zwei Elantriern, die Leichen von Dilaf und Hrathen zu untersuchen. Anschließend setzte Galladon sich auf den Boden und ließ sich von Raoden erklären, wie

man das Aon Ien zeichnete. Ein paar Augenblicke später waren Raodens Hände und Rippen wiederhergestellt, und er ging daran, Sarene zu helfen.

Sie saß ruhig da. Trotz ihrer Verletzung hatte sie bereits nach Hrathen gesehen. Er war tot. Im Grunde hätten ihn die Verletzungen an seiner Seite lange, bevor er Dilaf das Genick gebrochen hatte, umbringen sollen. Etwas an den Mustern aus Dakhor hatte ihn am Leben gehalten. Raoden schüttelte den Kopf und zeichnete ein Heilaon für Sarenes Schulter. Er konnte sich noch immer nicht erklären, warum der Gyorn sie gerettet hatte, aber insgeheim pries er das Einschreiten des Mannes. »Die Kriegsflotte?«, fragte Sarene besorgt, während Raoden mit Zeichnen beschäftigt war.

»Sieht gut aus, würde ich sagen«, antwortete Galladon mit einem Schulterzucken. »Euer Vater sucht nach Euch. Er ist kurz nach unserer Ankunft zum Hafen gekommen.«

Raoden zeichnete die Schluchtlinie ein, und die Verletzung an Sarenes Arm verschwand.

»Ich muss gestehen, Sule, dass du ein Doloken- Glück hast«, sagte Galladon. »Blind hierher zuspringen war ungefähr das Dümme, was ich je einen Mann habe tun sehen.«

Raoden zuckte die Achseln und zog Sarene eng an sich. »Es war die Sache wert.

Außerdem bist du mir ja nachgesprungen, oder etwa nicht?« Galladon schnaubte. »Wir haben erst einmal Ashe herausfinden lassen, ob du sicher

angekommen bist. Im Gegensatz zu unserem König sind wir nicht kayana.« »Also schön«, meinte Sarene bestimmt. »Einer von euch fängt an, mir alles zu erzählen. Und zwar auf der Stelle!«

## Kapitel 63

Sarene strich Raodens Jackett glatt und trat dann einen Schritt zurück. Sie tippte sich mit dem Finger an die Wange, während sie ihn betrachtete. Einen weißen Anzug hätte sie zwar einem goldenen vorgezogen, aber Weiß wirkte blass und leblos auf seiner silbrigen Haut. »Und?«, fragte Raoden, der die Arme seitlich von sich gestreckt hielt.

»Das wird schon gehen«, erklärte sie übermütig.

Lachend trat er auf sie zu und küsste sie mit einem Lächeln. »Solltest du nicht allein in der Kapelle sein und beten und dich vorbereiten? Was ist bloß aus der guten alten Tradition geworden?«

»Auf die Weise habe ich es schon einmal versucht.« Sarene warf einen Blick in den Spiegel, um sicherzustellen, dass Raoden ihr nicht die Schminke verwischt hatte. »Diesmal werde ich dich nicht aus den Augen lassen. Aus irgendeinem Grund neigen meine zukünftigen Gatten dazu, sich aus dem Staub zu machen.«

»Das könnte etwas mit dir zu tun haben, Lekystange«, neckte Raoden sie. Er hatte lange gelacht, als ihr Vater ihm den Spitznamen erklärt hatte, und war seitdem bemüht, ihn bei jeder möglichen Gelegenheit zu benutzen.

Sie schlug geistesabwesend nach ihm und rückte ihren Schleier zurecht. »Mylord, Mylady«, erklang eine stoische Stimme. Raodens Seon len kam durch die Tür geschwebt. »Es ist so weit.«

Sarene packte Raoden fest am Arm. »Los«, befahl sie mit einem Nicken in Richtung der Tür. Sie würde ihn nicht mehr loslassen, bis jemand sie miteinander vermählt hatte.

Raoden versuchte sich auf die Zeremonie zu konzentrieren, aber korathische Hochzeitsgottesdienste waren eine langwierige und oftmals trockene Angelegenheit. Pater Omin war sich durchaus bewusst, welcher Präzedenzfall dadurch geschaffen wurde, dass ein Elantrier einen korathischen Priester gebeten hatte, seine Trauung vorzunehmen. Folglich hatte er eine ausführliche Predigt zu diesem besonderen Anlass vorbereitet. Wie immer wirkte der Blick des kleinen Mannes leicht glasig, während er vor sich hin schwadronierte, als habe er vergessen, dass noch andere Leute anwesend waren.

Deshalb ließ auch Raoden seinen Gedanken freien Lauf. Ihm ging eine Unterhaltung nicht aus dem Kopf, die er früher am Tag mit Galladon geführt hatte. Den Anstoß zu dem Gespräch hatte ein Stück Knochen gegeben. Der Knochen, der aus der Leiche eines fjordellischen Mönches stammte, war deformiert und verbogen - aber dennoch im Grunde eher schön als abscheulich anzusehen gewesen. Er war wie ein geschnitztes Stück Elfenbein oder ein Bündel miteinander verflochtener Holzruten, in die Muster eingeritzt waren. Am beunruhigendsten war die Tatsache, dass sich Raoden sicher war, inmitten der Muster vage vertraute Symbole ausmachen zu können. Es handelte sich um Symbole, die er noch aus Schulzeiten wiedererkannte, uralte fjordellische Zeichen. Die derethischen Mönche hatten ihre eigene Form von Aon- Dor erfunden.

Die Sorge bedrückte Raoden so sehr, dass sie ihn noch nicht einmal während seiner eigenen Hochzeit losließ. Im Laufe der Jahrhunderte hatte nur eines Fjorden davon abgehalten, den Westen zu erobern: Elantris. Wenn der Wyrn sich Zugriff auf das Dor verschafft haben sollte ... Raoden musste immer wieder an Dilaf und dessen seltsame Fähigkeit denken, der Wirkung der Aonen zu widerstehen, ja sie sogar zu zerstören.

Wenn ein paar Mönche mehr diese Macht besessen hätten, hätte die Schlacht ohne Weiteres anders ausgehen können.

Iens vertraute kugelige Lichtgestalt schwebte beifällig an Raodens Seite. Die Wiederherstellung des Seons entschädigte Raoden beinahe für die lieben Freunde, die er im Laufe der letzten Schlacht um Elantris verloren hatte. Sie alle würden Karata und die anderen vermissen. Ien behauptete, sich an nichts aus der Zeit seines Wahnsinns erinnern zu können, aber etwas an dem Seon schien ein wenig ... anders zu sein. Es war stiller als gewöhnlich, sogar nachdenklicher. Sobald Raoden etwas Zeit hatte, wollte er die anderen Elantrier befragen, weil er hoffte, auf diese Weise mehr über die Seonen herauszufinden. Es beunruhigte ihn, dass er im Laufe seiner eifrigen Studien niemals herausgefunden hatte, wie Seonen erschaffen wurden - sofern es sich bei ihnen überhaupt um Geschöpfe des AonDor handelte.

Das war allerdings nicht das Einzige, was ihm Kopfzerbrechen bereitete. Da war auch noch Shudens eigenartiger Chay-Shan-Tanz. Beobachter,

unter ihnen Lukel, hatten behauptet, es sei dem Jindo im Alleingang gelungen, einen von Dilafs Mönchen zu besiegen - mit geschlossenen Augen! Manche sagten sogar, der junge Baron habe während des Kampfes geleuchtet. Mittlerweile hatte Raoden der Verdacht beschlichen, dass es mehr als eine Methode gab, auf das Dor zuzugreifen, viel mehr. Und eine dieser Methoden befand sich in den Händen des brutalsten, herrischsten Tyrannen von ganz Opelon, Wyrn Wulfdem Vierten, Regent über alle Schöpfung.

Anscheinend bemerkte Sarene, dass Raoden nicht aufpasste, denn sie stieß ihn mit dem Ellbogen an, als Omis Ansprache sich dem Ende zuneigte. Ganz die Staatsfrau, war sie ruhig, besonnen und aufmerksam. Und natürlich wunderschön.

Sie vollzogen die Zeremonie, tauschten korathische Anhänger aus, die das Aon Omi trugen, und gelobten sich einander im Leben und im Tod. Den Anhänger, den Raoden Sarene gab, hatte Taan persönlich kunstfertig aus reiner Jade geschnitzt und dann mit einer Goldfassung umgeben, die zu ihren Haaren passte. Sarenes Geschenk war weniger extravagant, aber genauso passend. Sie hatte einen schweren schwarzen Stein aufgetrieben, der in poliertem Zustand beinahe wie Metall glänzte und dessen spiegelnde Dunkelheit Raodens silbrige Haut zur Geltung brachte.

Schließlich verkündete Omin ganz Arelon, dass der König verheiratet sei. Die Jubelrufe setzten ein, und Sarene beugte sich zu Raoden, um ihn zu küssen.

»War es so, wie du es dir erhofft hattest?«, fragte Raoden. »Immerhin hast du gesagt, du hast dein ganzes Leben lang auf diesen Augenblick gewartet.«

»Es war wunderbar«, erwiderte Sarene. »Allerdings gibt es da eine Sache, auf die ich mich noch mehr als auf meine Hochzeit gefreut habe.« Raoden hob eine Augenbraue.

Sie lächelte schelmisch. »Die Hochzeitsnacht.«

Zur Antwort lachte Raoden und fragte sich, was er sich selbst und dem Land angetan hatte, als er Sarene nach Arelon geholt hatte.

Epilog Der Tag war warm und hell, so ganz anders als der Tag von Iadons Beerdigung. Sarene stand außerhalb von Kae und betrachtete den Grabhügel des ehemaligen

Königs. Alles, wofür Iadon gekämpft hatte, war umgestürzt worden. Elantris war mit neuem Leben erfüllt und die Leibeigenschaft für gesetzeswidrig erklärt worden. Natürlich saß immerhin sein Sohn auf dem Thron, auch wenn dieser Thron sich jetzt im Innern von Elantris befand.

Seit der Hochzeit war erst eine Woche verstrichen, aber es war so viel geschehen. Raoden hatte dem Adel letzten Endes gestattet, ihre Titel zu behalten, obwohl er zuerst versucht hatte, das gesamte System abzuschaffen. Das Volk war nicht damit einverstanden gewesen. Es schien unvorstellbar, keine Grafen, Barone oder andere Lords zu haben. Deshalb hatte Raoden das System stattdessen zu seinem eigenen Nutzen verkehrt. Er machte jeden Lord zu einem Diener Elantris' und übertrug ihnen die Verantwortung, für die Menschen in entfernten Landesteilen zu sorgen. Aus den Aristokraten wurden Nahrungsverteiler - was sie in gewisser Weise von Anfang an hätten sein sollen.

Sarene beobachtete ihn in diesem Moment, wie er sich mit Shuden und Lukel unterhielt. Seine Haut glänzte gleichmäßig im Sonnenschein. Die Priester, die behaupteten, der Fall von Elantris habe das wahre Wesen seiner Bewohner offenbart, hatten Raoden nicht gekannt. Dies war sein wahres Wesen; er war ein leuchtender Leitstern, ein mächtiger Quell von Stolz und Hoffnung. Egal wie metallisch hell seine Haut auch werden sollte, den strahlenden Glanz seiner Seele würde sie niemals erreichen.

Neben Raoden stand der stille Galladon, dessen Haut ebenfalls glänzte, wenn auch auf andere Weise. Sie war dunkler, wie poliertes Eisen, ein Überbleibsel seines duladenischen Erbes. Der Kopf des Hünen war immer noch kahl. Sarene war erstaunt darüber gewesen, da allen anderen Elantriern weiße Haare gewachsen waren. Auf diesen seltsamen Umstand hin befragt, hatte Galladon nur wie gewöhnlich mit den Achseln gezuckt und gemurmelt: »Das hat schon seine Richtigkeit. Ich habe bereits mit Anfang zwanzig eine Glatze gehabt. Kolo?«

Gleich hinter Raoden und Lukel konnte sie die silberhäutige Gestalt Adiens, Daoras zweiten Sohnes, ausmachen. Laut Lukel hatte die Shaod Adien vor fünf Jahren ereilt, aber die Familie hatte beschlossen, seine Verwandlung lieber mit Schminke zu verdecken, als ihn nach Elantris werfen zu lassen.

Adiens wahres Wesen war um keinen Deut erstaunlicher als das seines Vaters. Kiin hatte nicht viel erklären wollen, aber Sarene sah die Bestätigung in den Augen ihres Onkels. Vor knapp zehn Jahren hatte er Schiffe gegen Sarenes Vater angeführt und versucht, den Thron zu rauben - einen Thron, von dem Sarene allmählich annahm, dass er rechtmäßig Kiin zugestanden haben könnte. Wenn es stimmte, dass Kiin der ältere Bruder war, dann hätte er und nicht Eventeo erben sollen. Ihr Vater weigerte sich weiterhin, über das Thema zu reden, aber sie hatte fest vor, letzten Endes Antworten zu erhalten.

Während sie nachgrübelte, bemerkte sie eine Kutsche, die in der Nähe der Begräbnisstätte anhielt.

Die Tür öffnete sich, und Torena kletterte heraus. Sie führte ihren übergewichtigen Vater, Graf Ahan.

Ahan war nicht mehr derselbe seit Roials Tod. Er sprach mit einer benommenen, schwächlichen Stimme und hatte beängstigend viel Gewicht verloren. Die anderen hatten ihm seine Teilhabe an der Hinrichtung des Herzogs nicht verziehen, aber ihre Verachtung war nichts im Vergleich zu dem Selbsthass, den er empfinden musste.

Ihr Blick fiel auf Raoden, der leicht nickte. Es war so weit. Sarene schritt an Iadons Grab und vier weiteren Begräbnisstätten im selben Stil vorbei - den Ruheplätzen Roials, Eondels, Karatas und eines Mannes namens Saolin. Dieser letzte Grabhügel beherbergte keine Leiche, aber Raoden hatte darauf bestanden, dass er zusammen mit den anderen aufgehäuft wurde.

Dieser Ort sollte zu einer Gedenkstätte werden, einer Möglichkeit, sich derer zu entsinnen, die für Arelon gekämpft hatten - wie auch des Mannes, der versucht hatte, es zu zermalmen. Jede Lektion hatte zwei Seiten. Es war genauso wichtig für sie, sich an Iadons ekelhafte Habgier zu erinnern wie an Roials Opfer.

Langsam näherte sie sich einem letzten Grab. Die Erde war wie bei den anderen hoch aufgeschüttet und bildete einen Grabhügel, der eines Tages mit Gras und Blätterwerk bedeckt sein würde. Im Moment war er jedoch kahl und die frisch aufgehäufte Erde noch weich. Sarene war mit ihrem Wunsch, diesen Hügel errichten zu lassen, nicht auf viel Widerstand gestoßen. Sie alle wussten, wie sehr sie in der Schuld des Mannes standen, der darin beerdigt lag. Hrathen aus Fjorden, Hohepriester und

heiliger Gyorn des Shu-Dereth. Sein Begräbnis hatten sie bis zum Schluss aufgehoben.

Sarene wandte sich um und richtete das Wort an die Menge, in deren erster Reihe sich Raoden befand. »Ich werde nicht lange reden«, sagte sie, »denn obwohl ich mehr mit dem Mann namens Hrathen zu tun hatte als die meisten von Euch, habe ich ihn nicht gekannt. Ich bin immer davon ausgegangen, ich könne einen Mann verstehen lernen, indem ich seine Feindin bin, und ich dachte, ich verstünde Hrathen - sein Pflichtbewusstsein, seine große Willenskraft und seine Entschlossenheit, uns vor uns selbst zu bewahren.

Sein innerer Konflikt ist mir jedoch verborgen geblieben. Ich konnte nichts von dem Mann wissen, dessen Herz ihn letzten Endes dazu zwang, alles zu verwerfen, woran er einst geglaubt hatte. Und das alles im Namen dessen, was er für richtig hielt. Ich habe nie den Hrathen gekannt, der das Leben anderer Menschen über seinen eigenen Ehrgeiz stellte. Diese Dinge waren verborgen, aber am Schluss waren sie ihm am wichtigsten.

Wenn Ihr dieses Mannes gedenkt, dann seht ihn nicht als einen Feind. Denkt an einen Mann, der Arelon und sein Volk beschützen wollte. Denkt an den Mann, zu dem er wurde, den Helden, der Euren König gerettet hat. Mein Ehemann und ich wären von dem Ungeheuer aus Dakhor umgebracht worden, wäre Hrathen nicht gekommen, um uns zu beschützen.

Und vor allem erinnert Euch an Hrathen als den Mann, der die lebenswichtige Warnung aussprach, die Teods Flotte gerettet hat. Wenn die Kriegsflotte gefallen wäre, dann seid versichert, dass Teod nicht das einzige Land gewesen wäre, das darunter gelitten hätte. Die Heere des Wyrns wären über Arelon hergefallen, Elantris hin oder her, und Ihr alle würdet in diesem Augenblick ums Überleben kämpfen - wenn Ihr überhaupt noch am Leben wärt.«

Sarene hielt inne und ließ den Blick eine Weile auf dem Grab ruhen. An der Kopfseite stand eine sorgsam errichtete blutrote Rüstung. Hrathens Umhang hing vom Griff eines Schwertes, dessen Spitze in die weiche Erde gerammt war. Der karmesinrote Stoff flatterte im Wind.

»Nein«, sagte Sarene. »Wenn Ihr von diesem Mann spricht, so



verkündet aller Welt, dass er gestorben ist, um uns zu verteidigen. Es darf nicht verschwiegen werden, dass Hrathen, Gyorn des Shu Dereth, trotz allem nicht unser Feind war. Er war unser Erlöser.«

